UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Ernst von Wildenbruch

Gesammelte Werke

Herausgegeben von
Berthold Litzmann

Band 4

G. Grotesche Verlagsbuchhandlung
:: Berlin 1915 ::

W6726

Ernst von Wildenbruch

Gesammelte Werke

Erste Reihe

Romane und Novellen

Vierter Band

189125.
7.5.24.

G. Grotesche Verlagsbuchhandlung
:: Berlin 1915 ::

Alle Rechte vorbehalten

Buchausstattung von
Hugo Steiner-Prag
Druck von Fischer & Wittig
:: in Leipzig ::

Inhalt

Seite:

Einleitung VI
Unter der Geißel 1
Das Wunder 93
Semiramis 129
Das schwarze Holz 283
Grundlagen und Varianten des Textes 523

Einleitung

Die Erzählungen dieſes Bandes ſind in den Jahren 1901—5 geſchrieben, in Arbeitspauſen des dramatiſchen Schaffens (König Laurin, Der unſterbliche Felix, Lieder des Euripides) und doch in ſchneller Folge, wie aus einem Trieb geboren. Sie tragen — mit Ausnahme vielleicht der zweiten — alle die tiefen Spuren des ſchweren körperlichen Leidens, das ſeit der Jahrhundertwende an ſeinem Leben zehrte und ſeine tiefen Schatten auch auf die Pfade ſeiner ſchöpferiſchen Phantaſie warf; nicht zwar in der Weiſe, daß es irgendwie ſeine Erfindungs- und Geſtaltungskraft gelähmt hätte. — Davon kann nicht die Rede ſein, eher vom Gegenteil. — Wohl aber iſt in der Problemſtellung und mehr vielleicht noch in der Farbenwahl etwas davon zu ſpüren. Ein tief in ſeiner Natur liegender myſtiſcher Fatalismus, der ſchon in der 1897 geſchriebenen Novelle „Der Liebestrank“ (GW. III) ſein Recht gefordert hatte, beginnt in dieſem letzten Jahrzehnt ſeines Lebens in eigentümlicher Weiſe mehr und mehr ſeine Phantaſie zu beherrſchen. Wie in einer düſterroten Glutwolke myſtiſch-ekſtatiſcher Erotik ziehen die Geſtalten vor ſeinem inneren Blick vorüber und erfüllen in Seelenqualen, geboren aus dem Chaos überreizter, unverſtandener, dunkler Gefühle und Leidenſchaften ein vorbeſtimmtes Schickſal, erliegen einem unentrinnbaren Verhängnis.

So gilt für ſie alle, ebenſo wie für die früheren auf dieſen Bahnen ſich bewegenden Schöpfungen, das Wort, das er einem Freunde in ein Exemplar von „Unter der Geißel“ ſchrieb:

Nimm hin das Buch und ſei dem Buche gut
Und ſei dem Buche wenigſtens nicht böſe —
Natur verlangt, daß ſich des Dichters Glut
Von Zeit zu Zeit im Flammenſturze löſe.

Und bedeutſam ſind in dieſer Hinſicht ferner Äußerungen Wildenbruchs in einem mit Otto Binswanger über Unter der Geißel geführten Geſpräche, weil ſie den Schlüſſel geben für dieſe Seite ſeines Weſens, die manchen zu dem Bilde, das ſie von ihm als eines „Sängers und Helden“ in der Seele trugen, in ſo ſchneidendem Widerſpruch zu ſtehen ſchien und ſcheint. Für den Pſychologen löſt ſich dieſer Widerſpruch aber in dem Augenblick, wo er ſich klar macht, daß in dem Sänger auch der Seher lebt, dem der Gott in ſeinem Innern keine Wahl

läßt, was er sehen will, sondern der zeugen muß, von den Gesichten zeugen muß, die ihm in heiliger Schöpferstunde sich offenbart haben „wie der Quell aus verborgenen Tiefen". Und in diesem Sinne erwiderte auch Wildenbruch dem ihm befreundeten Jenaer Psychiater auf die Frage, aus welchen Quellen er für seine Darstellung der Wahnvorstellungen in jener Novelle geschöpft habe, ob er einen solchen Krankheitsfall persönlich zu beobachten in der Lage gewesen sei oder ob ihm „Schilderungen dämonischen Besessenseins der älteren, vornehmlich französischen Literatur" bekannt gewesen seien: weder das eine noch das andere komme in Betracht. „Es steigt aus meinem Innersten meist unvermittelt, mit der Kraft einer visionären Erscheinung, eine plastisch greifbare Gestalt, mit bestimmter Haltung, Mienenspiel, Gebärde auf oder irgendeine lebhaft bewegte Szene mit handelnden und sprechenden Menschen. Oft sind diese Phantasiespiele, die mich mitten in geräuschvoller Unterhaltung, aber auch auf einsamen Spaziergängen überraschen können, deutlich als Bruchstücke alter, längst vergessener Erinnerungen mir selbst erkennbar, die nur eine eigentümliche, mir selbst fremdartige Umgestaltung erfahren haben. In anderen Fällen ist mir die Quelle dieses Schauens und Erlebens selbst ganz fremd." Mit nichten wollte er den Einwurf gelten lassen, daß auch die schöpferische Gestaltungskraft des Dichters an konkrete Erlebnisse oder erlernten Wissensstoff gebunden sein müsse: „Der Dichter schafft neu," erwiderte er, „ihm gänzlich fremde Geschöpfe, die ihn quälen und beunruhigen, die aus kleinen Anfängen, aus einer unbestimmten Gefühlsregung, aus einem zwangsartigen Triebe entstehen und nur allmählich wachsen und ausreifen, bis sie in Klarheit und Lebendigkeit vor seinem geistigen Auge stehen. Es ist förmlich ein innerer Sturm, ein Kampf und Zwang, der mich mit der Konzeption eines neuen dichterischen Gebildes ergreift und mich im Wachen und Träumen nicht zu innerer Ruhe kommen läßt."

Und in Anwendung auf den besonderen Fall, der Anlaß zu diesen allgemeinen grundsätzlichen Feststellungen gegeben, die Novelle *Unter der Geißel*, fügt er hinzu: „Wie die Johanna Margarete in mir entstanden ist, woher ich zu der Erkenntnis dieser Zusammenhänge zwischen Erotik, somnambulen Zuständen und religiöser Ekstase gekommen bin, kann ich Ihnen nicht erklären."

Die Erklärung ist eben, wie bereits angedeutet wurde, ge-

geben, durch auf dem tiefsten Grunde seiner Seele ruhende Keime eigener Entwicklungsmöglichkeiten, die aber bei ihm sich nicht in Wirklichkeit umsetzten, sondern nur in der Phantasie und in der künstlerischen Gestaltung des Phantasiebildes Leben wurden und den Kreis ihres Daseins durchliefen.

Übrigens ist grade diese erste, 1901 geschriebene Novelle des Bandes für die von ihm erwähnte Vermischung von Bruchstücken von Erinnerungstatsachen mit rein aus der Phantasie geborenen Elementen typisch. Zwei Jugenderlebnisse haben Bausteine abgegeben: Gestalten und Eindrücke aus dem Sommerfeldzug 1866 und von dem Tage von Königgrätz, diese allerdings in ihren Linien und Beziehungen nicht im einzelnen nachziehbar und belegbar. Um so greifbarer sind die Erinnerungsbilder aus der Frankfurter Referendarzeit. Die Kirche und das Pfarrhaus mit dem Pfarrgarten kann jeder, der in der alten Oderstadt Bescheid weiß, noch heute, genau so wie sie beschrieben sind, finden, nur die Bewohner, mit denen den jungen Referendar besonders innige Beziehungen verbanden, sind andere, wenngleich im Doppelnamen der Heldin auch da Persönliches anklingt. Wer Kurt von Ruttenau scharf in die Augen sieht, wird ebenfalls bekannte Züge entdecken; eine Reihe von Verwandten tauchen auf, die in derselben Umgebung als Außenseiter ihre Bahnen gezogen und ihr Schicksal erfüllt haben — von Gartenhofen an bis zu Schottenbauer, eine Reihe, an deren Ende die Gestalt des Dichters selbst steht. Gewiß sind die Züge des jungen Ruttenau, gegen seine Vorgänger und sein Urbild gehalten, vergröbert, verzerrt, entgeistigt möchte man sagen, aber doch deutlich in ihrer Familienzugehörigkeit erkennbar. Vor allem sind die Identitätszüge mit den Empfindungsgängen des jungen Referendars der siebziger Jahre fast ganz verwischt. Das Schicksal, das sich vor unseren Augen erfüllt und das allein unsre seelische Teilnahme in Anspruch nimmt und nehmen soll, ist das Schicksal des Mädchens Johanna Margarete Wanderloh. Der Mann, der ihr scheinbar zum Schicksal wird, ist nur um ihretwillen da, interessiert nur um ihretwillen. Die Abwandlung des psychischen Problems der Frau aber, das in der Heldin der Novelle gestaltet ist, weist zwar in Einzelheiten verwandte Züge mit dem Frauenproblem in den Novellen der achtziger Jahre auf, unterscheidet sich jedoch von diesen in dem Hauptpunkt, daß hier infolge der erblichen Belastung von vornherein die Willensfreiheit

und damit die Verantwortung ausgeschaltet ist. Diese letztere ist dagegen mit einer in dieser Schärfe und Einseitigkeit bei Wildenbruch neuen Einstellung auf die Schultern des Vaters gelegt, der das eigentliche Schicksal der in der Novelle handelnden und leidenden Personen ist und infolge der Reaktion der anderen zugleich sich selber sein Schicksal bereitet. Die skizzenhafte Vorstudie zu dieser Gestalt und ihrem Problem ist unverkennbar der Vater in der ersten Novelle der „Kindertränen": „Der Letzte".

Auf den ersten Blick scheint ja die Gedankenwelt der „Kindertränen" und der ihnen innerlich verwandten Erzählungen aus dem Reiche des Kindes, die im 6. Bande dieser Ausgabe vereinigt sind, weit abzuliegen von jenen Regionen, aus denen die unglückselige Johanna Margarete Wanderloh emporgestiegen, und doch ist der Beweis leicht zu führen, daß nicht nur beider Ankergrund hart aneinander grenzt, sondern daß auch die Keimfäden wie die Drähte eines Kabels miteinander verspleißt sind. Die tragische Novelle aus dem Kinderleben „Die Vicemama" (GW. VI) ist unmittelbar nach „Unter der Geißel" im Sommer 1901 geschrieben, und im darauffolgenden Frühling 1902 entstand die zweite Erzählung dieses Bandes: Das Wunder, der man vielleicht um der im Mittelpunkt stehenden Kindergestalt willen in der Ausgabe den Platz neben dieser hätte anweisen können. Denn sicher ist auch „Das Wunder" aus dem tiefen Mitleid des Dichters mit den Einsamkeitsleiden des Kindes geboren. Aber grade ein Vergleich mit den im 6. Band vereinigten Erzählungen läßt keinen Zweifel darüber, daß „Das Wunder" trotz der rührenden Gestalt des kleinen „nicht einmal besonders hübschen" Mädchens, mit dem „beinah etwas dicken Kopf" seiner inneren Einstellung nach von jenen durchaus verschieden ist. Nicht das Schicksal des Kindes steht hier im Mittelpunkt, sondern der Kampf, den die Mathilde Baumann kämpft. Die Erzählung entstand aus einem äußeren Anlaß: „Meine Verleger," schreibt er am 5. März 1902 an Rodenberg, „wollen im Sommer oder Herbst eine neue Auflage*) meiner ‚Neuen Novellen' erscheinen lassen, und damit der Band als ‚vermehrte' Auflage erscheinen kann, habe ich ihnen eine kleine neue Erzählung ‚Das Wunder' geschrieben."

*) die neunte.

Doch kommt diese feine, stille Geschichte aus den tiefsten Wurzeln seines Wesens und Erfahrung. Die Kindergestalt in ihrer Unbehilflichkeit und Wehrlosigkeit, wie jene anderen, nur weniger individuell und faßbar, ein Spiegelbild eigenen Erlebens. „Solche Kinder," schreibt seine Witwe, „die liebte er; wenn ihm die Leute ihre reingewaschenen, geputzten Kinder brachten, da wußte er gar nichts damit anzufangen; aber solche arme — wie oft habe ich ihn die Hände auf solch unsauberes Köpfchen legen, und dem Kinde tief und wehmütig in die Augen blicken sehen." In der jungen Mutter, der heißblütigen Mathilde Baumann, leben offenbar Erinnerungen aus der Burger Zeit auf, und die „Waidfrau" geht noch einmal mit dunkeln heißen Augen an seinem Blick vorüber und erzählt von stillgetragenen Kämpfen und Leiden der jungen, einsamen Arbeiterfrau. Für „den Rest vom guten alten Berlin, dessen warmes Herz unter der unterdrückenden Masse eines modernen internationalen Berlin zu schlagen doch noch nicht aufgehört hat" *), aber, der in der alten Frau Wulkow in greifbarer Natürlichkeit und fein verstehender, abgeklärter Menschlichkeit der Erzählung die eigentliche Seele und Farbe gibt, hat, ohne es zu wissen, ein altes weibliches Faktotum seines Hauses Züge geliehen und Modell gestanden. Selbst die Haustiere, die Wildenbruch wie Menschen in sein Herz zu schließen pflegte, haben einen ergreifenden Zug beigesteuert. Wenn das kleine Lieschen auf den Tod erschreckt vor der ihm fremd und furchtbar gewordenen Mutter „schreiend, in sinnloser Angst, wie ein gehetztes kleines Tier" „an den Stubenwänden entlang rennt von einer Ecke in die andere, mit den Händen an die Mauern greifend, mit dem Kopf dagegen schlagend", so ist das, wie Maria von Wildenbruch mir erzählt hat, ein Erinnerungsbild an die Verzweiflung eines Angorakätzchens, das man wegen Katzenüberfluß verschenkt hatte und das der neue Besitzer wieder zurückbrachte, „weil das Tier vor Verzweiflung an den Wänden emporliefe und sich den Kopf einstoßen wollte".

Technisch ist die kleine Erzählung von besonderem Reiz, ein Meisterzug wie (als ob sich das ganz von selbst verstünde) von der Schwelle einer glücklichen Gegenwart durch eine rückwärtsdrehende Bewegung die einzelnen Bilder einer, wie es den Anschein hat, unaufhaltsam einer tragischen Katastrophe zueilenden

*) W. Spinner an Wildenbruch 13./IX. 1902.

Handlung vor das Auge und die Phantasie des Lesers der Reihe nach gestellt werden und wie gleichzeitig überall das Bewußtsein des endlichen glücklichen Ausgangs, der dem Leser ja durch die Eingangsschilderung verbürgt ist, vollkommen ausgeschaltet wird. Fein und eigen auch, wie die Frau Wulkow am Eingang und am Schluß, wie eine Art Chor durch das vollkommen aus dem Kreis ihres Anschauungs- und Ausdrucksvermögens geschöpfte Wort „ein Wunder" dem Leser gewissermaßen den Standort anweist, von dem aus er das innere höhere Gesetz der innerhalb der vier Wände einer Berliner Mietskaserne sich abspielenden Handlung zu begreifen und zu werten vermag.

Mit der Erzählung Semiramis*), die im Sommer und Herbst 1903 geschrieben und Anfang Dezember vollendet wurde, betrat Wildenbruch nach längerer Pause wieder das Gebiet des modernen Gesellschaftsromans, oder richtiger der Gestaltung eines psychologischen Problems im Rahmen einer nach den verschiedensten Richtungen ausstrahlenden Schilderung gesellschaftlicher Zustände in dem Berlin der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, unter starker Benutzung von individuellen und typischen Modellen. Was dabei der Phantasieanreger für ihn war, das Problem oder die Modelle, die das Problem verkörpern, ist schwer zu entscheiden; wahrscheinlich haben sich die beiden bauenden Elemente schon im ersten Schöpferstadium zu einer Einheit verschmolzen, so daß für ihn selbst während des eigentlichen Gestaltens der ursprüngliche Dualismus in seinem Bewußtsein völlig ausgelöscht war, geschweige denn als eine Schwierigkeit empfunden wurde. Doch legen die Beobachtungen über die inneren Voraussetzungen seines Schaffens in früheren Zeiten und vor allem auch die oben erwähnten eigenen Bekenntnisse über die Genesis seiner Gestalten und Probleme in dieser Epoche mindestens die Vermutung nahe, daß auch hier der Urkeim das Problem gewesen ist. Das reizende, beunruhigende, Gestaltung heischende Problem ist ja bei Wildenbruch mit verschwindenden Ausnahmen aus dem Seelenleben der Frau geschöpft. Während er aber früher in der Regel dieses Frauenproblem zu entwickeln liebte an dem Gegenspiel eines männlichen Charakters, der im wesentlichen aus seinen eigenen Charaktereigenschaften und

*) Zuerst gedruckt in der Deutschen Rundschau 118. u. 119. Bd., 1904 (Februar, März, April), S. 161—94, 321—67, 1—34.

seinen persönlichen Gefühlsgängen und Erfahrungen seine Nahrung zog und Gestalt erhielt, verkörpert jetzt der Gegenspieler Eigenschaften, Ansichten und Lebensgewohnheiten, denen er nicht nur fremd, sondern feindlich gegenüber steht. Der Gegenspieler wird zu einem Demonstrationsobjekt, an dem typische und individuelle Krankheits- und Degenerationssymptome der Zeit mit allen zu Gebote stehenden Mitteln des zürnenden Propheten und des bitteren Satirikers eindringlichst veranschaulicht und an den Pranger gestellt werden. Das bedingt von vornherein eine andere innere Perspektive der Handlung und auch eine andere äußere Technik. Die Persönlichkeit des Dichters steht nicht mehr in den Begebenheiten, sondern über und neben ihnen als Zuschauer und Richter, ergreift das Wort, möchte ich sagen, nicht zur Tagesordnung, sondern zur Geschäftsordnung. Diese veränderte Technik ist besonders auffällig in „Semiramis". Man spürt — vor allem an den beständig wechselnden Blickpunkten des Erzählers — deutlich, daß ihm seine neue Rolle noch nicht so geläufig ist.

Das psychologische Problem, das ihn gereizt hat, ist das Problem des „gefährlichen Alters" der Frau, deren Sinne zum erstenmal jählings geweckt werden, grade in dem Augenblick, wo die Natur Stille gebietet, einer Frau, über die dadurch zum erstenmal in ihrem Leben nicht nur die physischen, sondern auch die seelischen Fraueninstinkte Macht gewinnen, zwanzig Jahre zu spät. Eine starke, bedeutende, heißblütige, aber „bis ins tiefste Innere keusche" Frau, deren Schicksal sich dadurch kompliziert, daß der Erwecker ein Unwürdiger ist. Die psychischen und physischen Erregungszustände und Verwickelungen, die sich aus einer solchen Lage ergeben können, ergeben müssen. Was geht in einer solchen Frau vor, wie antworten ihre Sinne, wie antwortet ihre Seele? Das ist das Problem „Semiramis", für das den Hintergrund und bis zu einem gewissen Grade auch den Körper das Modell lieh, das jeder, der im geistigen Berlin der achtziger und neunziger Jahre einigermaßen Bescheid weiß, nach den ersten Seiten erkennt und mit Namen nennt. Wer je in dem Hause Lipperheide in der Villa in der Potsdamer Straße zu Gaste war, wer eine Erinnerung hat an das, was an geistiger Kraft und Energie, an Organisationstalent in der Frau des Hauses lebendig war, der erkennt nicht nur die Räume des Hauses, in denen Frau Schellram ihre Gäste empfängt, sondern erkennt in Frau Leontine selbst das Urbild der „großen, guten und klugen Frau"

wieder. Nicht im Äußeren — dafür ist das Urbild anderswo zu suchen — und auch nicht in den inneren Erlebnissen — die freie Schöpfung drängender Phantasien sind — wohl aber in allem, was den Glanz, die Würde und die Bedeutung dieses Hauses und seiner Herrin ausmachte. Ist so diese Gestalt aus Liebe und Verehrung geboren, so ist der männliche Gegenspieler, der „Dichter" Edgar Martisius, geboren aus Haß und Verachtung. In ihm gewinnt zum erstenmal die ganze Fülle von männlichem Zorn, von Bitterkeit und Ekel, die sich im Laufe der Jahre über das Treiben gewisser Literatenkreise in der Seele des Dichters angesammelt hatte, Gestalt. Typische und individuelle Züge, geschöpft aus einer Fülle von Erfahrungen mit modernen Dichtercharakteren mit und ohne Anführungszeichen sind hier vereinigt zu einem unerfreulichen Zerrbild, dessen Porträtähnlichkeit im einzelnen keiner verkennen wird, der auf diesem Felde je selbst zu beobachten in der Lage war. Wenn auf ein Werk Wildenbruchs aus dieser Epoche das Wort von dem eruptiven Charakter seines Schaffens zutrifft, so ist es bei „Semiramis". Das Eruptive tritt aber auch darin zutage, daß, wie bereits angedeutet wurde, diese Erzählung sowohl in der Sprache, der Wahl des Ausdrucks wie in der Anordnung und Einordnung der Begebenheiten die letzte formende, glättende, ausschmelzende Hand zuweilen vermissen läßt.

Den im Herbst 1905 erschienenen Roman Das schwarze Holz hat einmal jemand ein „Wildenbruchparadigma" genannt, um damit anzudeuten, daß in dem Werke alle charakteristischen Merkmale der Dichtung Wildenbruchs überhaupt, wie zu einem Paradigma zusammengestellt, sich vereinigt fänden. Der witzige Wortpräger, dem im übrigen das innerste Wesen Wildenbruchs ein Buch mit sieben Siegeln war, hat in der Tat mit dieser Bezeichnung, mehr als er ahnte, ins Schwarze getroffen. Der Roman ist nicht nur eine Widerspiegelung der Persönlichkeit des Dichters, wie sie in dieser letzten Schaffensepoche sich entwickelt hat und darstellt, sondern ein Zusammenschluß der Elemente seines Wesens überhaupt und dadurch menschlich-psychologisch wie künstlerisch bedeutsam und interessant.

An anderer Stelle*) habe ich darauf hingewiesen, wie das Problem der Frau sich für Wildenbruch immer auf eine gewisse

*) Ernst von Wildenbruch I, S. 292.

Grundformel zurückführen läßt. So zart und so tief er die innerlichen Regungen der Frauennatur zu erfassen und zu fühlen weiß, es handelt sich bei ihm auch in den feinsten Veräftelungen, denen er verstehend und sich einfühlend nachgeht, am letzten Ende immer um die Ergründung und Erfassung des Elementaren, die Zurückführung auch der kompliziertesten Ausdrucks- und Erscheinungsformen der Frauenseele auf die großen, ewigen, im Urgrund aller Dinge ruhenden und herrschenden Naturgesetze. So wurzelt auch das Problem der seltsamen Magd Adelgunde Schwarzholz in dem Boden, aus dem seine gestaltende Phantasie von Anfang an ihre Nahrung gesogen hat. Es bekommt Farbe und Gestalt durch die besondere Seelenstimmung und Gedankenrichtung, die ihn in dieser letzten Epoche seines Schaffens beeinflußt und beherrscht, die sich zu dem Problem der Übertraguug verdichtet, das wieder in zwei Formen zur Gestaltung drängt: dem Problem der Übertragung physischer und psychischer Eigenschaften auf dem Wege der Vererbung und der Übertragung des eigenen Willens auf einen anderen auf dem Wege der Suggestion. Das erste, das schon in „Unter der Geißel" in der Form der psychopathischen Belastung Gestalt geworden, wird durch ein Erlebnis zum treibenden, bildenden Motiv. Gelegentlich eines Besuches auf dem Gute eines Freundes (Binswanger) zeigt ihm der Gastgeber bei einem Gang über Feld einen am Wege stehenden alten Arbeiter: „Das ist der Letzte des Geschlechts, das hier vor Jahrhunderten auf der Burg gesessen hat."

Der Keim ist befruchtet. Aus dem Problem und aus dem Erlebnis wächst die Gestalt und die Geschichte der Adelgunde Schwarzholz. Die neue zweite Heimat Thüringen arbeitet mit und gibt der Heldin Geburts- und erste Wohnstätte, das Dorf an der Saale mit dem alten Hunnenturm (Camburg), wie dem Mann, der ihr Schicksal zu werden bestimmt ist, den Namen (Schloß Dennstädt bei Tiefurt), gibt für die ganze tragische Begebenheit den großen, das Einzelerlebnis einer Magd in den großen Zusammenhang menschlicher Geschichte einschaltenden Eingangsakkord des Romans, der wie ein Heerhorn aus den Tagen des deutschen Königs die Seele des Lesers packt und ihm die heroische Grundstimmung gibt, deren die Adelgunde Schwarzholz bedarf, um in ihrer dumpfen, vorbestimmten Tragik verstanden zu werden. Für die individuellen Züge aber ihrer äußeren Erscheinung, das Überlebensgroße, Ungefüge, das in der

alltäglichen Umgebung konventioneller Größen und Formen für den gewöhnlichen Beschauer Abstoßende und fast Lächerliche, strömen aus verschiedenen Quellen die bildenden Keime zusammen. Das Bild und das Leid der Titelheldin in der frühen Novelle „Brunhilde" erwacht in dem Bild und dem Leid der Adelgunde zum neuen Leben, jetzt aber gesehen mit den Augen dessen, dem der „Renaissancekerl" Michel Angelo und seine Zeit- und Kunstgenossen in langen Jahren andächtigen Beschauens neue Maßstäbe für „das Schöne" in die Seele gesenkt haben. Eine Verwandlung und Verklärung der ungeschlachten, schwerfälligen thüringischen Bauernmagd in die königliche Gewandung und Haltung der Mona Lisa. Dadurch ist aber grade die tragische Prädisposition noch gesteigert, die seelische Angriffsfläche vergrößert, weil nun die zum künstlichen Leben erweckten atavistischen Elemente Macht wenn nicht über die Seele doch über das Schicksal der Heldin gewinnen. Diese Elemente, verkörpert in dem jungen Baron Eberhard von Dennstädt, verkörpern aber für den Dichter persönlich noch Gefahren der modernen und vor allem der deutschen Kunst- und Kulturentwicklung, die er mit einer Mischung von Spott, Ärger und Sorge seit Jahren beobachtete, und denen er hier zum erstenmal öffentlich den Krieg erklärte. Es verschmilzt sich also mit dem rein künstlerisch-psychologischen Problem, das aus dem Vererbungsmotiv und dem Erlebnis herauswuchs, ein über den Rahmen des Kunstwerks hinausgreifendes sozial-polemisches Element, das dem Einzelerlebnis der Heldin ein typisch-pädagogisches Gepräge gibt. Gewiß ist auch hier in vielen Zügen nach bestimmten einzelnen Modellen gezeichnet, bei der Heldin, dem „Schwarzen Holz" selbst sind solche Züge aus Beobachtungen im nächsten Hausgenossenkreise unverkennbar, und ebenso für den Ästheten Eberhard von Dennstädt wird der, der gewisse Persönlichkeiten und Strömungen in Berlin und Weimar um die Wende des Jahrhunderts einigermaßen kennt, nicht lange nach einem Urbild zu suchen brauchen, ohne daß doch von mehr als einer Anregung gesprochen werden könnte. Dabei ist für Wildenbruchs Arbeitsweise vielleicht noch beachtenswert, daß die Wohnung hinter der Hedwigskirche, in der sich die tragische Katastrophe abspielt, bis in die einzelnen Züge die Wohnung des alten Freundes seines elterlichen Hauses Geh. Rat Abeken ist, die er, mit ihrem ihn immer aufs neue entzückenden Ausblick gern auf diese Weise festhalten wollte. Auch für einige Nebenfiguren ist

das Urbild nachweisbar. Das gilt vor allem für das Fräulein Elvira, eine kleine französische Schneiderin, die in phantastischen Kostümen schwelgte. Die ganz persönliche Note allerdings, die grade diese Gestalt erhalten, und die sie auf dem Gebiet sexuell-erotischer Zwischenstufenprobleme beheimatet erscheinen läßt, ist wohl einmal aus den im Eingang der Einleitung angedeuteten Stimmungsgängen des Dichters zu erklären, dann aber auch anscheinend aus einer Beschäftigung mit den grade in jenen Jahren auch in weitere Kreise eindringenden wissenschaftlichen Untersuchungen über derartige Fragen.

Von den Romanen der letzten Epoche ist „Das schwarze Holz" wohl das innerlich reifste Werk, von einer Geschlossenheit der inneren und äußeren Handlung und zugleich von einer Kraft und Lebendigkeit der Darstellung, einer Stärke des Tons im ganzen und im einzelnen und nicht zum wenigsten auch von einem überströmenden Reichtum an ganz aus dem Eigensten geschöpften Bildern. Das Problem selbst ist mit einer herben Entschlossenheit angepackt und durchgeführt und die Trägerin mit einer Kraft der Einfühlung in die Gedanken- und Gefühlsgänge dieser schwerflüssigen und zugleich vulkanischen Frauengestalt zart und dabei doch kräftig herausgearbeitet, so daß der Leser die innere Sprödigkeit des Stoffes darüber vollkommen vergißt.

Unter der Geißel

Eine Erzählung

Quaff — — wie mit einem Schlage, einem dumpfen, sprangen die Flügel der Kirchentüren auf, wie aufgestoßen von einer nach außen drängenden Gewalt, als wenn sich im Innern der Kirche Luft zusammengepreßt hätte, die nun frei wurde und in einem mächtigen Atemzuge hervorbrach. Und wie getragen von der Luftwelle, drängte, schob und wälzte sich die Menschenmenge, die die Kirche gefüllt hatte, zur Pforte heraus, die flachen Stufen vor der Pforte hinunter. Männer und Frauen, Alte und Junge, mehr und immer mehr, als wollte der Strom kein Ende nehmen, daß es aussah, als hätte die Kirche, ein riesiger, finster mittelalterlicher Bau, die Bewohnerschaft der ganzen Stadt verschluckt gehabt und spie sie nun wieder aus, alle mit einemmal, wie ein Walfisch, der das Wasser wieder von sich gibt, das er eingegurgelt hatte, und in dem Wasser all die Fische, Fischlein und Lebewesen, die es bevölkern. Vielleicht erschien die Menschenmenge darum so groß, weil die Kirchenbesucher, obgleich mehrere Pforten zum Ausgang geöffnet waren, alle nur durch eine und dieselbe Tür die Kirche verließen, durch die Tür, die auf den kleinen winkligen Platz ging, in dessen Ecke drüben das Pfarrhaus lag. Über diesen Platz mußte er nachher kommen, wenn er nach Haus ging, der Mann, der da vorhin in der Kirche gepredigt hatte, der merkwürdige, beinah wunderbare Mensch, der im neunzehnten Jahrhundert das Wunder bewirkte, daß, wenn es hieß, „er predigt heut", die Kirche gefüllt war, als wenn sie bersten sollte, daß nicht die Frauen nur kamen, sondern auch die Männer, nicht nur die Mädchen, sondern sogar die Leutnants und die Referendare vom Gericht und von der Regierung. Darum, wie Menschen, die unter dem Banne einer dämonischen Persönlichkeit gestanden haben, und das schauernde Bedürfnis empfinden, die tiefe Erregung ihres Inneren nicht sogleich wieder im breiten Alltag verflachen und verflauen zu lassen, blieben sie noch auf dem Platze stehen, in Gruppen verteilt, wartend bis daß er kommen würde, der Prediger Wanderloh, um als Mensch zwischen ihnen hindurch zu gehen, der da vorhin auf der Kanzel über ihnen gestanden hatte, wie ein Prophet aus dem Alten Testament, wie ein Bußprediger des Mittelalters, wie etwas Unerhörtes, Unbegreifliches, von dem man sich sagte, daß es eigentlich gar nicht mehr in die neue Zeit gehörte, und das man trotzdem als eine Macht empfand, der gegenüber es im Augenblick keinen Widerstand gab, als etwas Ungeheueres, Überwältigendes.

Alles unterhielt sich, flüsternd und mit halber Stimme, und es war nur ein Gegenstand, von dem man sprach; alle Augen blickten, und es war nur ein Punkt, auf den sie sich richteten: die Tür der Sakristei, aus der er heraustreten würde. Die Hypnose, die sie drinnen in der Kirche festgehalten und gebannt hatte, lag auch jetzt noch über ihnen, wie ein lastendes Gewölk. Die Gesichter waren gerötet und erhitzt; in den Augen schwamm ein dunkles Staunen, beinah ein Grauen, wie nach erlebtem Schrecken. Denn etwas Schreckliches war es eigentlich, was sie da drinnen in der halbdunklen, düsteren alten Kirche gehört und erlebt hatten. Wenn Prediger Wanderloh den Mund auftat, waren es keine sanften, beschwichtigenden und begütigenden Worte, die daraus hervorgingen; wie ein eiserner Arm kam die Stimme aus ihm heraus, und die Hand, die an dem Arme saß, griff in die Gemüter, rüttelte und schüttelte sie rücksichtslos und ohne Erbarmen. Nicht wie seine Amtsbrüder machte er es, die den Leuten von der Kanzel herab dogmatische Vorlesungen hielten und sie am Schluß mit dem gelangweilten Gefühl entließen, daß sie das alles ebensogut im Buche hätten lesen können — als Mensch stand er seinen Zuhörern gegenüber, nicht als Theologe. Mochte der Mensch den Zuhörern seltsam erscheinen, unzeitgemäß und beinah fürchterlich, lächerlich war er keinem, und von seinem glühenden Auge konnte man nicht hinwegsehen, wenn es einen gepackt hielt, von seiner rollenden, tiefen Stimme nicht hinweghören, solange er sprach. Denn von der Kanzel, auf der er stand, ging es wie eine glühende Welle über alle Häupter und durch die ganze Kirche. Man fühlte, daß in dem Manne da droben ein Feuer loderte, das ihn selbst verzehrte, während er sprach, so daß er wie eine brennende Fackel erschien, so daß sich Bibelkundigen unwillkürlich das Bild vom feurigen Busch aufdrängte, in dem Jehova dem Moses erschien. Alles was er sprach, was er lehrte und verkündigte, klang wie Stimmen, die aus dem fernsten Mittelalter herübertönten. Wenn man ihn ganz jugendlich einschätzen wolle, meinten einige, noch einigermaßen kritische Zuhörer, so gehörte er in das Zeitalter der Reformation. Und das alles kam mit einer Natürlichkeit, Sicherheit, Selbstverständlichkeit heraus, daß man sofort empfand, hier sprach nicht eine künstlich, gedanklich zurechtgemachte, sondern eine im tiefsten Instinkt wurzelnde, von der Unbeirrbarkeit der Lebenserfahrung aufgezwungene Welt- und Menschenanschauung. Wort

und Persönlichkeit waren vollkommen eins. Darum, wie seine Amtsbrüder es machen? Die Leute, die da zu seinen Füßen saßen, mit ruhig überzeugender Belehrung zu orthodoxen Begriffen führen? Lächerlicher Gedanke! Das was er den Menschen auf die Köpfe donnerte, hatte er in sich erlebt, an sich selbst erfahren; darum war es Wahrheit für ihn und also auch Wahrheit für alle.

Manchmal, mitten in der Predigt, kam ihn wirklich das Lachen an, wenn er dachte, es könnte ihm widersprochen werden. Und wie Menschen, die sich in allem nachgeben, weil sie sich stets und in allem ihrer selbst sicher fühlen, gab er dem Lachen nach, und grade dieses mitten in die düstere Predigt hineinkollernde, höhnische, beinah wilde Lachen wirkte am allerstärksten. Man hörte ihm an, wie er das alles verachtete, was da in den hölzernen Kirchenbänken unter ihm saß und staunend zu ihm hinauflauschte, wie er sich lustig machte über sie, die sich einbildeten, etwas Besonderes zu sein, weil sie dem neunzehnten Jahrhundert angehörten, weil ein paar tausend Jahre sie von der Steinzeit trennten, und die nicht wußten, was er wußte, er ganz allein, daß ihr Inneres nicht um ein Haar anders aussah, als das ihrer wilden Vorfahren ausgesehen hatte. Ganz ebenso erfüllt von Ichsucht, Habsucht und Neid, von Sinnenbrunst und Gier nach Genuß, von dem unausrottbaren Bedürfnis, Glück zu erjagen auf Kosten des Nebenmenschen, von allem, was man das Böse nennt. „Ja — Ihr seid Sünder," das war der immer wiederkehrende Schluß seiner flammenden Reden, „wir alle sind Sünder, wir Menschen, und der Unterschied zwischen Euch und mir ist nur der, daß ich es weiß, Ihr aber wißt es nicht, oder wollt es nicht wissen. Laßt die Menschheit weiter wachsen jahrtausende, jahrzehntausende lang, nie wird es sich ändern, das Weltgesetz, wie es von Anfang an war und bis zum Ende sein wird: auf der einen Seite einer, der alles versteht, alles weiß, alles kann, Gott, auf der anderen Seite ein anderer, der gar nichts weiß, gar nichts kann, der nur da ist, damit er Gott gehorche, das elende Gewürm, der Mensch. Gott ewig, unsterblich, unwandelbar, niemandem Rechenschaft schuldig, als nur sich selbst, keinem Gesetz unterworfen, als nur seinem eigenen Willen, der Mensch veränderlich von Stunde zu Stunde und vergänglich wie die Stunde selbst, zur Rechenschaft gezwungen am Jüngsten Tage für jede Tat, jedes Wort, jeden Gedanken, unterworfen auf

Gnade und Ungnade dem ungeheueren Willen, der mit ihm umkreist im rollenden Weltall, wie der Erdball sich umwälzt mit dem Sandkorn in seinem Leibe. Laßt es Euch gesagt sein, Ihr Angehörigen der neuen Zeit, der fortgeschrittenen Zeit, Ihr lächerlichen Gerngroße, die Ihr prahlt mit Euren Erfindungen, Euren Erfindungen, die doch nichts weiter sind, als daß Ihr von den Urgewalten und Kräften, die das Weltall erfüllen, ein paar versprengte Strahlen eingefangen und in Euere Retorten gesperrt, ein paar Rinnsale abgefangen und auf Euere Mühlräder geleitet habt, laßt es Euch gesagt sein, Ihr spitzbübischen Zwerge, daß Ihr eingesperrt seid, eingesperrt bleiben werdet heut und in alle Zeit zwischen den zwei Grenzpfählen, in die Adam eingesperrt wurde am Tage, da er sündig ward, zwischen Geburt und Tod! Was waret Ihr, bevor Ihr geboren wurdet? Was werdet Ihr sein, wenn Ihr gestorben seid? Dunkel hinter Euch, Dunkel vor Euch, und zwischen den beiden unergründlichen, unermeßlichen Nächten ein kurzes Licht, ein vergänglicher Tag, den Ihr ausfüllt mit einer Tätigkeit, die Ihr für Ernst haltet, während es nur Spielerei ist. Ja, seht mich nur an, Spielerei! Denn wenn Ihr ernsthaft wäret, so würdet Ihr auf den Knien liegen, den ganzen Tag, das ganze Leben lang und würdet hinaufschreien zu dem Ungeheueren über Euch: ‚Sei uns gnädig! Wir wissen nicht, wozu wir sind, was wir sollen — du weißt alles, du weißt auch das. Wir sind blind, du bist sehend, wir sind elend schwach, du bist riesenstark — wie der Sehende dem Blinden, wie der Starke dem Schwachen, sei uns gnädig! Fürchterliche Mächte wühlen in unseren Seelen und arbeiten daran, daß wir abtrünnig werden von dir — du siehst in unsere Seelen und weißt, was darinnen ist; denn vor deinem Auge ist kein Unterschied zwischen Dunkel und Licht, zwischen Groß und Klein. Hochmütige Weisheit sagt uns, daß wir durch eigene Kraft Herr werden können über die finsteren Gewalten jener — du aber weißt alles, du weißt, daß solcher Hochmut Wahnsinn ist, daß wir nichts können, als nur durch deine Gnade! Du hast gelesen in unseren Seelen und hast sie gewogen, du weißt, welche von uns berufen sind, daß sie eingehen zu deiner Seligkeit, und welche von uns verdammt sind, daß sie dahinfallen in die Hände des bösen Feindes und mit ihm hinuntergehn in die ewige Verdammnis — laß uns nicht dahingehen an den bösen Feind, sei uns gnädig! Sei uns gnädig!‘“

Wenn er so mit leidenschaftlicher, beinah rasender Überzeugtheit sprach, dann fluteten die düsteren Bilder, die er erweckte, wie Gespenster durch die Kirche. Die unwiderstehliche Gewalt ging von ihm aus, die jeder von seiner Sache völlig durchdrungene Mensch auf die übrige Menschheit übt. Denen, die nichts mehr glaubten, ging unwillkürlich ein Schauer durch die Nerven: „Sollte denn so etwas, aller Vernunft zum Trotz, doch möglich sein können?“ Denen, die an einen liebenden, väterlichen Gott glaubten, verwandelte sich die milde Gestalt in ein ungeheueres, beinah grauenvolles Wesen, dessen Antlitz, über Planeten und Fixsterne hinausragend, auf sie herniedersah mit dem steinernen Blick eines Despoten, zu dessen Füßen die Weltkörper rollten, wie eine von der Geißel des Hirten getriebene Herde. Alles gab sich, mußte sich gefangengeben der dämonischen Phantasie, die ihnen da von der Kanzel herab das Weltbild aufrollte, so greifbar lebendig, so untrüglich gewiß, als hätte sie selbst am ersten Schöpfungstage zugesehen und mitgetan. Und geradezu entsetzlich wurde diese Phantasie, wenn sie von Gott, dem Erhalter der Welt, hinüberging zu dem Zerstörer der Welt, zu dem Feinde Gottes und der Menschen, dem bösen Feinde, zu „ihm“ zu Satanas, dem Teufel. Dann beugte sich der Mann da droben auf die Brüstung der Kanzel, seine donnernde Stimme sank herab, beinah bis zum Flüstern, als fürchtete er sich vor seinen eigenen Worten, als hätte er mit seiner Gemeinde ein Geheimnis zu besprechen, ein schreckliches.

„Denn ich weiß, Ihr glaubt nicht mehr, daß Satanas ist, daß es einen Teufel noch gibt. O Ihr Toren — Ihr Vogel Strauße“ — und wieder kam das Lachen und zischte auf die Zuhörer herab, beinah wie eine Peitsche, die um ihre Ohren schwirrte — „die Ihr die Köpfe in den Sand steckt und die Augen zumacht und Euch einbildet, weil Ihr ihn nicht seht, er sähe Euch nicht, er wäre nicht da. Aber laßt Euch nicht irren, hört, was ich Euch sage: er ist da! Er ist! Sichtbar und unsichtbar, in Euch und um Euch, immer und immer ist er da. Wenn die böse Stunde kommt, wenn Euer Auge, das den Nebenmenschen ansieht, giftig wird, wenn die wuchernde Pest in Euch aufschießt, der Neid — gebt acht, und Ihr werdet es fühlen, wie seine Hand sich in Euere Seele schiebt, langsam, gleitend, bis sie die Krallen auftut und hineinschlägt in Euch: ‚Sieh, wie gut es dem da geht, und dir so schlecht; nimm ihm

was er hat, schlag ihn tot!' Wenn das Weib am Manne vorübergeht, das ihm nicht gehört, nicht gehören soll noch darf — gib acht, du Mann, wie seine Hand sich in deine Seele schiebt, langsam, streichelnd, schmeichelnd und kosend: ‚Sieh sie an, wie schön sie ist,' wie du hohnlachen wirst über Sitte, Recht und allen Krimskrams solcher Art, wenn der Duft ihrer Glieder dich berauschen wird mit der Seligkeit der Welt! Und gib acht, du Weib, wie seine Hand sich dir in die Seele schiebt, langsam, lockend und verlockend: ‚Sieh ihn an, wie herrlich er ist, wie du in seinen Armen beschützt sein wirst vor Sitte und Recht und allem, was deiner Liebe etwas anhaben will.'

„Denn, daß Böses in Euch ist, ja nicht wahr, das gebt Ihr ja wohl zu? So bescheiden, daß Ihr das gesteht, so liebenswürdig seid Ihr ja wohl, nicht wahr? Aber ich will Euch etwas anderes sagen: nicht das Böse ist in Euch, sondern der Böse! Denn das Böse ist ein Buchstabe und ein papierner Begriff, dagegen der Böse etwas Körperliches, Leibhaftiges, das ist Satanas der Teufel! Aber Ihr wäret ihm nie begegnet, meint Ihr? Darum wäre er nicht da? Aber Ihr irrt Euch, Ihr seid ihm begegnet, hundertmal, tausendmal, begegnet ihm täglich und stündlich noch, denn er ist auf der Erde, und mitten unter Euch. Leibhaftig unter der Menschheit geht er um! Ja, seht mich nur an; ich weiß, daß das allem widerspricht, was Euere Vernünftigen, Euere Gelehrten, Euere Lächler, Zweifler und Achselzucker Euch sagen, dennoch sage ich's, und was ich sage, ist die Wahrheit: leibhaftig unter den Menschen geht er um! Er kommt in tausend Gestalten und in tausend Verkleidungen, er kommt zu dem einzelnen in seine Stube, und dahin wo ganze Gemeinden versammelt sind, in die Kirche. Wären Euere Seelen feiner und Euere Herzen gefühliger, so würdet Ihr die Nähe des Schrecklichen empfinden. Aber viele sind berufen, wenige auserwählt; darum fühlt Ihr ihn nicht. Ich aber fühle seine Nähe, ich weiß daß er hier ist, jetzt, hier in dieser Kirche, mitten unter uns. Wie er zu mir herübersieht, das fühl' ich, wie er mit beiden Ohren horcht, jedes Wort erlauschend, das ich über ihn sage, das fühl' ich. Und wie er jetzt die Augen über Euch dahingehen läßt, die grün-gelben, wie er hineinblickt in jeden einzelnen von Euch, um zu erforschen, ob Ihr meine Worte aufnehmt, oder nicht, ob Ihr Gott gehören werdet, oder ihm, das fühle ich auch! Das sehe, sehe ich!"

Von den steinernen Wänden der Kirche kam der Widerhall der Stimme zurück, die solche Worte sprach. Aber nicht von den Wänden nur; aus den Reihen der Menschen, die dicht zusammengedrängt dort saßen, erhob es sich, wie ein dumpfer, großer Laut, wie ein Rauschen. Alle Häupter richteten sich unwillkürlich auf: „Wo ist das, was er sieht?" Die Blicke aller fuhren umher, unwillkürlich suchend nach den grün-gelben Augen, von denen sie eben gehört. Ein Seufzen stieg aus der Menge empor, ein Stöhnen der beklemmten Brust. Denn es war kein einziger in solchem Augenblick, den nicht ein fröstelndes Grauen überlief, als könnte es wirklich so sein, als würde er wirklich eine gräßliche Gestalt erblicken, die mit Raubtieraugen auf ihn niederstarrte, und die demnächst wie ein riesenhafter Schatten sich aufschwingen und zerfließen würde in der Luft.

Was Wunder, daß Menschen, die so etwas gehört und erlebt hatten, nicht ohne weiteres nach Haus gehen konnten, als wäre nichts geschehen, daß sie draußen stehenbleiben mußten, auf dem Platze vor der Kirche, um wieder zu sich zu kommen, um sich zu erholen, daß sie das Bedürfnis fühlten, den Mann, der ihnen solche Stunde bereitet hatte, noch einmal in nächster Nähe zu sehen, beinah wie es den Verurteilten drängt, sich den Scharfrichter anzusehen.

Und endlich sollte ihre Erwartung gestillt werden; die Tür der Sakristei öffnete sich, aus der Tür trat ein hochgewachsener, hochaufgerichteter Mann in langem, schwarzem Talar. Das Stimmengewirr, das den Platz erfüllte, schwoll jählings an, um dann um so lautloser zu verstummen, das war er, der Prediger Wanderloh. Halblanges, graues Haar hing in Strähnen von seinem Kopfe; aus dem knochig hageren Gesicht sprang eine starke, beinah mächtige Nase hervor, ein massives Kinn schloß das Gesicht nach unten ab. Merkwürdig waren die stark eingedrückten Schläfen, über denen der Schädel in prachtvoller Rundung emporstieg, merkwürdig auch der schöngeschwungene Mund, und das Merkwürdigste waren die Augen, aus deren dunkler Tiefe ein so heißes Leuchten drang, daß es war, als wenn man sich körperlich an ihnen hätte wärmen, vielleicht auch verbrennen können. Und diese Augen blickten gradeaus und nur gradeaus, nicht nach rechts und nach links, kümmerten sich um niemanden und nichts, fragten nicht danach, ob die Menschen herandrängten, ihm ins Gesicht zu sehen, ob sie ihn grüßten oder

nicht. Augen eines Menschen, der mit sich allein war. Und so wie er selbst nicht rechts noch links, sondern nur vor sich hin sah, so taten auch die beiden, die hinter ihm kamen und seinen Schritten folgten, zwei Mädchen in hochgeschlossenen, schwarzen Kleidern.

„Seine Töchter sind das," hörte man im Hintergrunde eine erklärende Stimme. Offenbar befanden sich unter den Umstehenden Fremde, die mit den Familienverhältnissen Wanderlohs nicht so Bescheid wußten, wie die Einheimischen. „Die Johanna Margarete, und die Klara Marie."

„Welches ist die Johanna Margarete? Die hier vorn?"

„Nein, die da drüben rechts," gab die erklärende Stimme zur Antwort. „Das hier vorn ist die Jüngere, die Klara Marie."

Beinah ein ganz klein wenig abschätzig klang die Erklärung, als wenn es hätte heißen sollen: „Wer wird denn die beiden verwechseln?" Und die sehr verschiedenartige Erscheinung der Mädchen machte das begreiflich. Klara Marie, die Jüngere und Kleinere, war ein rundliches, beinah dralles, untersetztes Persönchen mit vollwangigem, unendlich gutherzigem Gesicht; so etwas, was man auf den ersten Blick ein liebes Ding nennt. Indem sie ehrbar gemessen hinter dem Vater dreinschritt und mit Blicken auf ihn hinsah wie ein Schulmädchen, das auf den verehrten „Herrn Lehrer" blickt, atmete alles an ihr Ehrfurcht und Bewußtsein der Ehre, daß die Menschen so hinter dem Vater dreinschauten. Gesicht und Gestalt, die ganze Persönlichkeit war wie eine Sammelbüchse von lauter braven, pflichterfüllenden Hauseigenschaften und Tugenden. Und unterdessen bewegte sich zu ihrer Rechten eine andere — ihre Schwester. War das ihre Schwester? Man mußte es glauben, weil der Erklärer vorhin es gesagt hatte, sonst hätte man es nicht geglaubt. Denn die Johanna Margarete sah wirklich anders, ganz anders aus als die Klara Marie. Sie bewegte sich — denn die Art, wie sie ging, war so merkwürdig, daß man es eigentlich kein Gehen nennen konnte. Kaum, daß sie die Füße hob und wieder niedersetzte; es sah aus, als glitten ihre Füße über den Boden. Dadurch erhielt der schlanke, in wunderbar zarten Gliedern aufgebaute Körper, indem sie langsam dahinschritt, eine Bewegung, als wenn er schwebte. Das Köpfchen, das über diesem Körper auf einem blütenweißen Halse emporwuchs, von einem ganzen Schwall des dichten blonden Haars umgeben, sah aus wie eine Blume,

die auf einer Welle schwimmt, auf einer sanft ans Ufer rollenden Welle, von der sie an das Land getragen wird. Und endlich das Gesicht. Nicht der feinkörnigste Marmor hätte ein Weiß hergegeben, wie die durchsichtige Blässe dieses Gesichtes war; nicht der geschickteste Bildhauer hätte ein Profil gemeißelt, wie dieses war, von solcher Feinheit des Umrisses, und bei aller äußeren Zartheit, von solcher starken, beinah leidenschaftlichen inneren Gewalt. Aus dem blassen Gesicht schauten zwei brennend dunkle Augen hervor. Und diese dunklen, seltsam gegen das blonde Haar abstechenden Augen, die nicht rechts noch links blickten, auch auf den voranschreitenden Vater nicht, sondern mit tief schwermütigem Ausdruck, wie gefangen in ihren eigenen Gedanken, umherschwammen, verliehen der Erscheinung des schönen Geschöpfes einen ganz eigenartigen Zauber. Wie ein wandelndes Geheimnis, beinah wie ein verkörpertes Wunder sah sie aus.

Quer über den Platz hinweg von der Kirche nach der Ecke zu, wo die breite Pforte des altertümlichen Pfarrhauses zu ihrem Empfange geöffnet stand, setzten die drei ihren Gang fort, anscheinend ohne irgendwie auf die Umstehenden zu achten. Nur als sie beinah bis an das Haus gelangt waren, bemerkte man, wie das schöne Mädchen, die Johanna Margarete, mit einer zuckenden Bewegung im Schreiten innehielt und eine Sekunde lang stehenblieb. In dem blassen Antlitz glühte für einen Augenblick das Blut auf, so daß sich auf den durchsichtigen Wangen eine leise Röte, wie eine Flammenzunge abmalte. Die in Gedanken verlorenen Augen kamen, wie in plötzlichem Erschrecken, aus der Ferne zurück und glitten über die Umstehenden dahin. Wie ein Fragen war es in den Augen, wie ein Suchen. Hatte jemand sie angesprochen? Jemand sie berührt? Alles verhielt sich schweigend und in ehrerbietiger Entfernung. War ihr irgend etwas zugestoßen? Was hätte ihr geschehen sollen, da nur staunende Bewunderung sie umgab. Dennoch sah sie aus, wie jemand, den plötzlich etwas angeflogen und getroffen hat, irgendein unsichtbar kleiner, in der Luft umherfliegender Körper, der uns ins Auge kommt oder sonst an schmerzhafter Stelle trifft. Dies alles aber währte, wie gesagt, kaum mehr als eine Sekunde lang, so kurz, daß die Mehrzahl der Umstehenden es wahrscheinlich gar nicht bemerkt hatte. Nur die Klara Marie, die Schwester, neben der sie jetzt rasch wieder gesenkten Hauptes einherschritt, wandte flüchtig das Gesicht zu ihr, flüchtig, aber mit einem Blick

voll namenloser, besorgter Liebe, und wer genau zugesehen hätte, würde bemerkt haben, wie sie die Hand der Schwester in ihre Hand nahm und nicht wieder losließ, bis daß sie die Schwelle des Pfarrhauses überschritten hatten. Die Klara Marie war es dann auch, die die Pforte hinter den Eintretenden schloß. Und nachdem dies geschehen und die Familie Wanderloh im Hause verschwunden war, konnten die, welche auf dem Platze gestanden hatten, ihrer Wege gehn. Die Gruppen zerteilten sich. Die Familien zogen nach Haus. Alles, was ohne Familie war, suchte nach Gesinnungsgenossen, mit denen man sich zu einem Frühschoppen zusammentun konnte. Bei einem Glase Wein oder Bier konnte man, wenn man sonst Lust hatte, weiter über die Sache sprechen und zugleich in die vernünftige Welt zurückkommen. Es dauerte denn auch nicht lange, so erdröhnte die alte braune Eichenholztreppe im Ottoschen Hause am Markt, wo im Keller Bier, im ersten Stock aber Wein geschenkt wurde, von zahlreichen Schritten. Offiziere kamen, Räte von der Regierung, auch einige vom Gericht, Assessoren und Referendare. Der geräumige, altmodisch behaglich mit Holz getäfelte Saal war in kürzester Zeit bis auf den letzten Winkel gefüllt. Die zuletzt Kommenden, einige jüngere Herren von der Regierung, hatten darum beinah Mühe, sich noch Plätze an einem kleineren Tische in der Ecke hinten zu verschaffen. Sie kamen so spät, weil sie vorhin noch eine Zeitlang überlegt hatten, ob sie mit dem neueingetretenen Kollegen für sich gehen, oder sich dem allgemeinen Frühschoppen anschließen sollten. Dann hatten sie sich zu letzterem entschlossen, weil sie hier mehr Unterhaltung zu finden glaubten. Der neue Kollege schien schweigsamer Art zu sein. Dieser, eben bei der Regierung eingetretene junge Mann war zwar hier am Orte selbst, wenn nicht geboren, so doch groß geworden, der Sohn des Regierungspräsidenten von Ruttenau. Im Laufe der Zeit aber war er der Stadt fremd geworden, weil er nach Vollendung seiner Studien erklärt hatte, noch nicht gleich in die Tretmühle der Beamtenlaufbahn eintreten, sondern vorher noch die Welt sehen zu wollen. Der Vater, Präsident von Ruttenau, der außer ihm nur noch eine Tochter besaß und im übrigen ein leidlich vermögender Mann war, hatte endlich einwilligen müssen. Müssen — denn man erzählte sich, daß Ruttenau Sohn seinen Willen äußerst energisch zur Geltung gebracht und sogar damit gedroht hatte, auf und davon zu gehn und überhaupt nicht wieder

zu kommen, wenn seinem Wunsche nicht Genüge geschähe. Das Blut schien damals noch etwas zu heiß in ihm gewesen zu sein, als daß es ihm erlaubt hätte, sich nach dem Vorbilde sonstiger regelrechter preußischer Jünglinge sogleich in eine Raupe zu verwandeln, die sich in Pflicht und Arbeit verpuppt, um später mit dem triumphierenden Flügelschlage des Schmetterlings als Rat vierter Klasse hervorzubrechen. Jetzt war er einige Jahre älter, der Lebenssaft in ihm vielleicht kühler geworden; nachdem er sich in Amerika, in Asien und, wie das Gerücht behauptete, in allen fünf Weltteilen umhergetrieben hatte, war er hier wieder gelandet, um als Referendar an der Regierung zu arbeiten, deren Präsident sein Vater war.

Als die Nachzügler die Ottosche Weinstube betraten, war der große Rundtisch, der in der Mitte des Raumes stand, vollzählig besetzt. Die älteren Herren saßen daran; auf seinem Ehrensessel als ältester Stammgast der Major außer Diensten von Sperber. Da sich hier alles untereinander kannte, mußte der neue Ankömmling vorgestellt werden. Indem sein Name, Karl von Ruttenau, der Tafelrunde laut genannt wurde und er sich, allerdings nicht allzu demütig, gegen die Versammelten verneigte, gewann man Gelegenheit, ihn zu sehen. Es war eine Erscheinung, der man ansah, daß Sonne und Wind darüber hingegangen war. Mittelgroß, von sehnigem Körper, mit Gliedmaßen, aus deren Bewegungen große Kraft und eine Gelenkigkeit sprach, die auf Leibesübungen allerart deutete. Und was ihn am meisten von den Stadtlufterscheinungen seiner nunmehrigen Kollegen unterschied, war das stark, beinah dunkel gebräunte Antlitz, das von kurz gehaltenem braunem Haar über der Stirn und einem schwarzbraunen Schnurrbart unter der Nase eingefaßt war. In diesem gebräunten Gesicht aber steckten ein Paar Augen, die von Natur unbestimmt blau-grau, die Eigentümlichkeit besaßen, daß sie im Augenblick, wo sie sich auf einen Gegenstand richteten, der sie interessierte, mit solcher Lebhaftigkeit aufleuchteten, daß sie stählern blau wurden. Das geschah natürlich nicht allzu häufig, denn nach dem etwas gelangweilten Ausdruck in seinem Gesicht zu urteilen, war dem jungen Mann noch nicht zu viel des Interessanten am Orte hier begegnet. Wenn sich die Augen aber mit diesem aufschießenden Glanz auf einen Menschen richteten, so zuckte dieser unwillkürlich zusammen; es war ihm, als hätte ihn etwas angeflogen und getroffen.

Das Gespräch am runden Stammtisch, das in lebhaftem Gange gewesen war, als Karl von Ruttenau mit seinen Begleitern eintrat, und das für kurze Zeit durch die Umständlichkeiten unterbrochen worden war, die durch seine Vorstellung hervorgerufen wurden, nahm sogleich seinen Fortgang, sobald alles sich wieder gesetzt hatte. Der Major von Sperber führte das Wort, und natürlich handelte es sich um den Prediger Wanderloh und dessen Predigten.

„Sie sind in der Kirche gewesen?" wandte sich einer von den Kollegen an Karl von Ruttenau, indem er sich mit ihm am Tische hinten niederließ. Ja, er war in der Kirche gewesen, hatte den Wanderloh predigen hören.

„Haben Sie auch seine Töchter gesehen?" Ja, er hatte auch seine Töchter gesehen, hatte sie vorübergehen sehen, hinter dem Vater.

„Sie haben auf dem Platze gestanden?" Er hatte auf dem Platze gestanden, nur wenige Schritte vom Pfarrhaus.

Alle seine Antworten waren äußerst knapp; er war eben kein unterhaltsamer Mensch.

Inzwischen aber hatte sich der Major außer Diensten von Sperber so energisch der Unterhaltung bemächtigt, daß alles andere schwieg und ihm andächtig zuhörte. Er wußte über den Prediger Wanderloh Bescheid.

„Sie müssen nämlich nicht denken, meine Herrschaften, daß dieser summus episcopus, dieser Wanderloh, in der gewöhnlichen Theologenfabrik gewachsen ist, wo sonst für gewöhnlich die Kirchenlichter gezogen werden. Im Gegenteil. Denn diese gewöhnlichen Kirchenlichter, na, das brauche ich Ihnen wohl nicht groß zu sagen, daß darunter auch ganz regelrechte Pfaffen sind, die sich auf das Wort Gottes setzen, als hätte es der liebe Herrgott zu ihrem Handpferd gemacht, und darauf durch die Welt reiten, über Sinn und Vernunft weg. Aber die tun keinen Schaden. Das sind Schulmeister, die sich in einen Talar gesteckt und als Prediger verkleidet haben. Dahingegen so ein Rammbock, wie dieser Wanderloh einer ist, der tut wirklich Schaden. Einer, der so mit dem Kopf durch die Wände rennt, ja, meine Herrschaften, solch ein Mensch, der die anderen auffordert, daß sie auch mit dem Kopf durch die Wand sollen, der ist gradezu eine Gefahr!"

Der Major von Sperber war dafür bekannt, daß er alles

ſcharf kritiſierte; nicht nur die gegenwärtigen Armeeverhältniſſe und die heutige Leitung der Politik, ſondern die ganze Weltordnung überhaupt. Da man indeſſen gewohnt war, dies als den normalen Geiſteszuſtand verabſchiedeter Majore anzuſehen, ſo widerſprach ihm niemand, und alles lauſchte, was er weiter zu ſagen haben würde. Er ſchien über das Vorleben Wanderlohs Mitteilungen machen zu wollen. Das geſchah denn auch.

„Damit Sie nämlich wiſſen, meine Herrſchaften, dieſer p. p. Wanderloh hat ein ganz ſonderbares um nicht zu ſagen verrücktes Leben hinter ſich: er iſt nämlich früher Offizier geweſen und vom Offizier —“

Hier kam der Erzähler aber vorläufig nicht weiter, denn ein allgemeines „Was?“ unterbrach ihn, während ſich die Augen aller Anweſenden auf ihn richteten, ob ſie wirklich recht gehört hätten.

„Wie ich Ihnen ſage, meine Herrſchaften, iſt Offizier geweſen und vom Offizier ſpäter Prediger, um nicht zu ſagen Pfaffe geworden. Wenn Sie mir nicht glauben wollen, bitte, kommen Sie zu mir, beſuchen Sie mich, will ich Ihnen die alte Rangliſte zeigen, wo er noch drin ſteht. Ich muß es nämlich wiſſen, ich bin noch Leutnant geweſen, als er auch noch Leutnant war. Zwar nicht bei demſelben Regiment und in derſelben Garniſon, denn ich bin bei der Infanterie geweſen, und er war Kavalleriſt, und in der Garniſon, wo er ſtand, ſtand nur ſein Regiment.“

Jetzt aber erhob ſich unter den Stammgäſten ein ſolcher Tumult des Staunens, daß es ausſah, als würde der runde Tiſch, um den ſie ſaßen, das Rücken bekommen.

„Kavalleriſt? Nicht nur Offizier, ſondern Kavallerieoffizier? Und nachher Prediger?!“

Die Stimme des Majors von Sperber aber ſchwang ſich über den Lärm. „Und zwar ein Kavallerieoffizier aus dem ff. Ich kann es Ihnen ſagen, ich muß es wiſſen. Meine Garniſon war nicht weit von der, wo er ſtand. Und in der ganzen Umgegend ſprach man von nichts, als dem ſchneidigen Leutnant Wanderloh und ſeinem Freund, dem ebenſo tollen Ruttenau.“

„Ruttenau?“ Alle Köpfe wandten ſich unwillkürlich nach dem Hintergrunde, wo der Neuangekommene ſaß. „Ein Verwandter von unſerem Präſidenten?“

„Soviel ich weiß, ein Bruder von unſerem Regierungspräſidenten. Kann's ja ſagen; iſt ja durchaus keine Schande für den Präſidenten.“

Karl von Ruttenau hatte seinen gleichgültigen Gesichtsausdruck bewahrt und nickte bejahend auf die fragenden Blicke, die sich auf ihn richteten.

„Ist bei Königgrätz geblieben," sagte er trocken.

„Stimmt," erklärte der Major von Sperber, „aber davon erzähle ich Ihnen später. Diese beiden also, Unzertrennlichen, wie man auf Französisch, Inséparables, wie man auf Deutsch zu sagen pflegt, waren also, sozusagen, das Gaudium und der Schrecken von Garnison und Umgegend zugleich. Alles, was ein vernünftiger Mensch nicht tun soll, ein schneidiger Kavallerieoffizier also erst recht tun soll, das besorgten die beiden. Jeuratzen erster Sorte, Mädchenjäger, wie sie im Buch stehn, und vor allem aber zwei Reiter auf Tod und Deibel. Und durch sein Reiten hat sich der Wanderloh auch seine Frau erritten. Freilich — nicht zu ihrem Segen. Aber davon erzähle ich Ihnen später. Das heißt, wie er damals zu seiner Braut gekommen ist, das kann ich Ihnen gleich jetzt sagen. War da nämlich ein Gutsbesitzer, von Gröbsdorf, glaub' ich, hieß er, der in der Nähe von der Garnison auf seiner Klitsche saß. Übermäßig viel hatte er nicht grade, aber immerhin eine Tochter, und die war bildhübsch. Ich habe sie zwar nie gesehen, aber man hat's mir erzählt, und man behauptet, die älteste Tochter von dem Wanderloh, die Johanna Margarete, sähe genau so aus wie die Mutter ausgesehen haben soll. Wie gesagt also, bildhübsch, aber daneben ein Racker. Ebenso rabiat als Frauenzimmer, wie der Wanderloh als Mann, und ebenso in Pferde und Reiten vernarrt, wie er. Sehr natürlich also, daß ihr der Wanderloh gleich höllisch in die Augen stach, wie er das erstemal zum Besuch zu ihnen hinausgeritten kam; und beim zweitenmal war sie schon bis über beide Ohren in ihn verschossen. Heißt das, wie die Leute sagten, man wußte eigentlich nicht recht, ob sie mehr in ihn selbst oder in seine Pferde verliebt war. Als ein Sportsmann, wie er war, hatte nämlich der Wanderloh, obgleich er nicht von den Reichsten war, immer die prachtvollsten Pferde. So namentlich zu Anfang Anno sechsundsechzig hatte er sich einen Schweißfuchs erhandelt, englisches Vollblut, ein Staatspferd, wie ich mir habe sagen lassen, aber so wild, daß kein anderer ihn reiten konnte, als nur er selbst. Da soll nun die Irene Gröbsdorf — Irene nämlich hieß sie, obschon ich nicht recht weiß, wie ihr Vater darauf verfallen war, sie so zu nennen — die soll nun also, wie

sie den Fuchs gesehen hat, rein toll vor Wonne geworden sein. Und da hat ihr der Wanderloh ein Reiterkunststück vorgemacht und dadurch hat er ihr Herz so gewonnen, daß sie ihm gesagt haben soll: ‚Da hast du mich, mach' mit mir, was du willst.' Es wird nämlich erzählt — aber davon will ich nichts weiter sagen, denn dabeigestanden hat natürlich niemand. Soviel aber ist sicher, daß sie an dem Tag sich ihm zugesagt und verlobt hat. Das Kunststück aber bestand darin, daß während der Gaul so unbändig war, daß er für gewöhnlich nur mit der schärfsten Kandare geritten werden konnte, daß an dem Tage also der Wanderloh herausgeritten gekommen ist, und unterwegs hatte er, mitten im Reiten, den Gaul abgesattelt, den Sattel auf den eigenen Rücken genommen, dem Gaul das Gebiß aus dem Maul genommen und ihm statt dessen nur sein Taschentuch durch das Maul gezogen. Und so, auf bloßem Pferd, nur mit dem Taschentuch als Zügel und Gebiß, ist er auf den Gutshof gesprengt gekommen, und das Pferd soll geschwitzt haben, daß es nur so dampfte, und gezittert haben in allen Gliedern, so furchtbar hatte er es zusammengeschraubt zwischen den Schenkeln. Und da, wie gesagt, als sie das gesehen, hat die Irene nicht länger zu widerstehen vermocht. Und das alles, wie ich Ihnen schon gesagt habe, war also in den ersten Monaten von Sechsundsechzig. Bald darauf ist dann die Mobilmachung gekommen und nun können Sie sich vorstellen, wie die beiden, der Wanderloh und der Ruttenau, geworden sind, als sie hörten, es geht in den Krieg. Und da wird nun eine sonderbare Geschichte erzählt: kurz vor dem Ausmarsch soll es gewesen sein, am Abend vorher sind sie noch einmal hinausgekommen, um Abschied zu nehmen von der Braut des Wanderloh und ihrem Papa. Natürlich hat der Papa tüchtig auffahren lassen, und so haben die vier zusammengesessen bis tief in die Nacht. Wie es nun schon ganz spät und man schon bei der soundsovielten Flasche gewesen ist, hat der Ruttenau, so wird erzählt, das Glas genommen und gesagt: ‚Wanderloh, alter Junge und Kamerad, mit deiner Braut und deinem Schwiegervater haben wir angestoßen, nun wollen wir zwei noch auf etwas Spezielles trinken: der Krieg, weißt du, soll eine einigermaßen lebensgefährliche Beschäftigung sein. Und weil wir beide nicht wie jener General sind, von dem es in dem schönen Liede heißt: Unser General hat die meiste Courage — wenn's schießt, geht er hinter die Bagage — so könnte

es sein — na du weißt, was ich meine. Also fiducit, Wanderloh, wenn einer von uns beiden zuerst daran muß, soll er dem andern sagen, wie es mit dem sogenannten Jenseits beschaffen und ob etwas dran ist. Und weil wir beide nun einmal leider mehr Anwartschaft auf die Hölle, als den Himmel haben, so kommt's darauf hinaus, der erste soll dem anderen sagen, wie der Teufel aussieht, und ob die Hölle ein gemütliches Lokal ist.' Darauf, heißt es, hätte der Wanderloh ‚fiducit' gerufen und sie hätten angestoßen, und wie sie angestoßen haben, soll dem Ruttenau das Glas in der Hand kaputtgegangen sein. Und obgleich beide gelacht und die Irene gesagt hätte, wenn Glas entzweiginge, das wäre ein gutes Zeichen und brächte Glück, soll es doch von da an etwas flau mit der Lustigkeit geworden sein und namentlich der alte Gröbsdorf soll ganz außer sich geraten sein und gesagt haben, so etwas, und mit solchen Worten in den Krieg zu gehen, das wäre eine Versündigung. Namentlich in einen Krieg, wie diesen, einen so scheußlichen. Der alte Gröbsdorf war nämlich noch so ein alter sogenannter Manteuffelpreuße, dem solch ein Krieg mit Österreich wie der reine Gottesfrevel und der Bismarck wie der Gottseibeiuns selber erschien. Und weil der Alte gar nicht zu beruhigen gewesen ist und einen feuerroten Kopf bekommen hat, so sind die beiden bald aufgebrochen. Und wie sie im Hof unten aufgestiegen sind, soll's noch etwas gegeben haben, indem der Fuchs von dem Wanderloh rein wie wütig gewesen ist, so daß er ihn kaum hat aufsitzen lassen. Wie er dann endlich im Sattel gesessen hat, soll der Gaul sich gebäumt haben, daß er nur noch auf den Hinterbeinen gestanden hat, bis daß ihn der Wanderloh durch ein paar Sporenhiebe, die wie Schüsse geknallt haben sollen, zur Raison gebracht hat. Und dann alle beide heidi in die Nacht hinaus und zum Regiment zurück.

Alsdann, na, ist nun der Krieg gekommen, und zu Anfang haben die beiden, die bei der Armee von Prinz Friedrich Karl waren, nicht viel zu tun gekriegt. Erst bei Königgrätz; da aber tüchtig. Wie es da am Nachmittag, als die Österreicher anfingen, sich rückwärts zu konzentrieren, geheißen hat ‚nun vorwärts mit der Kavallerie' und wie die österreichische Kavallerie dagegen angeritten ist, und wie es ein Hauen und Stechen und einen riesigen Knäuel gegeben hat, in den von oben immer die österreichischen Kanonen und von hinten und von den Seiten die

preußischen Zündnadeln gepfeffert haben — na das brauche ich Ihnen ja nicht zu erzählen; viele von den Herrschaften haben das ja wohl selbst noch gesehen und erlebt. Aber am Abend, wie dann die Regimenter sich langsam, langsam wieder zusammengefunden haben und wie man angefangen hat, zu suchen, wer noch da war, und wer nicht, da ist der Wanderloh zur Stelle gewesen, der Ruttenau dagegen nicht. Darauf ist der Wanderloh vom Biwak aus in die sinkende Nacht hinausgeritten, nach der Stelle, wo das Regiment gefochten hatte, um den Kameraden zu suchen, hat ihn aber nicht gefunden. Aber er hat gesehen, wie sie beim Laternenlicht Verwundete auf Wagen luden und fortschafften, hauptsächlich nach Problus und Nechanitz. Also hat er gedacht, du wirst ihn suchen, vielleicht liegt er dort irgendwo, und ist nach Problus geritten, was das nähere war, hat aber auch da nichts von ihm entdeckt. Also weiter, bis hinter nach Nechanitz. Und nun weiß ich nicht, ob welche von Ihnen meine Herrschaften, am Abend des dritten Juli Sechsundsechzig in Nechanitz gewesen sind? Ich bin drin gewesen und kann Ihnen sagen — Kellner, geben Sie mir einen Kognak! So ein böhmisches Nest, wissen Sie, mit ganz breiten Straßen und miserablen Häusern daran. Und die Straßen mit Stroh bedeckt, damit die Wagen nicht so fürchterlich stießen auf dem erbärmlichen Pflaster. Und nun Leiterwagen nach Leiterwagen, ganz langsam, ganz langsam. In den Wagen lauter blutige Bündel, und wenn man genauer hinsah, waren die Bündel lauter blutige Menschen. Und die Töne, die aus den Wagen kamen! Die Töne! Dazu die Laternen, mit denen hineingeleuchtet wurde, bei deren Licht alles noch viel schauderhafter aussah! In den Häusern rechts und links hinter den Fenstern die flackernden Lichter! Na, was soll ich Ihnen groß sagen, in solch einem Hause also, bei einem solchen Licht, hat er gelegen, der Ruttenau. Noch nicht ganz tot, aber beinah. Von einem Granatsplitter halb aufgerissen und mit einem furchtbaren Hieb im Kopf. Und da hat ihn der Wanderloh gefunden. Wie er bei ihm eingetreten ist, hat mir ein Lazarettgehilfe später erzählt, hat sich etwas Schreckliches begeben. Mit geschlossenen Augen hat der Ruttenau gelegen, darum hat ihn der andere bei Namen gerufen. Wie der Ruttenau das gehört hat, hat er die Augen aufgemacht, und die Augen, wie das bei Menschen in dem Zustande natürlich ist, sind schon halb weggewesen, gebrochen. Und als er den

Wanderloh hat in der Tür stehen sehen, hätte es so ausgesehen, hat mir der Lazarettgehilfe erzählt, als wenn er zuerst nicht gewußt hätte, wer das wäre. Aber er hätte die Augen nicht von ihm gelassen, nicht einen Augenblick, und dann hätte er den Arm aufgehoben, den er noch brauchen konnte, und die Hand ausgestreckt und mit dem Finger auf den Wanderloh hingezeigt, immerfort, immerfort, dazu hat er irgend etwas sagen wollen; aber weil er nicht mehr recht hat sprechen können, hat niemand verstehen können, was es war. Aber er hat durchaus gewollt und den Mund verzogen und das ganze Gesicht und zuletzt einen Schrei getan — der Lazarettgehilfe hat mir gesagt, wie er so etwas nie von einem Menschen gehört hätte. Darauf ist der Wanderloh herangetreten, und der Lazarettgehilfe, der natürlich noch anderes zu tun hatte, ist hinausgegangen, und also sind die beiden allein geblieben. Und was sie da miteinander gesprochen haben, ob sie überhaupt etwas gesprochen haben, das hat niemand gehört, weiß niemand und wird's auch wohl nie erfahren. Nach einer Stunde aber hat der Lazarettgehilfe wieder nach dem Ruttenau sehen wollen. Da ist ihm in der Haustür der Wanderloh begegnet. Und er hat zuerst gar nicht gewußt, ob er's wirklich wäre, denn er hätte ganz verwandelt ausgesehen, wie ein ganz anderer Mensch. Der Ruttenau aber, wie er zu dem hineingekommen ist, hat dagelegen und war tot. Am nächsten Morgen ist dann die Feldpost gekommen und mit der Feldpost für den Wanderloh ein schwarzgeränderter Brief von der Irene und es hat drin gestanden, daß vor ein paar Tagen den alten Gröbsdorf der Schlag gerührt hatte und daß er tot gewesen ist auf dem Fleck.

Na, und was soll ich Ihnen groß sagen, von dem Tage an ist der Wanderloh nicht mehr der gewesen, der er früher war, sondern ein gänzlich verwandelter Mensch und wie mit einem Schlage um zwanzig Jahr älter. Und als ein ganz verwandelter Mensch ist er dann aus dem Kriege nach Haus gekommen und da sogleich zu seiner Braut, der Irene. Zwischen den beiden hat es dann ein langes Gespräch gegeben, in dem nämlichen Zimmer, wo sie am Abend vor dem Ausmarsch mit dem Vater und dem Ruttenau zusammengesessen hatten, bei verschlossenen Türen, so daß niemand genau weiß, was sie gesprochen haben. Jedenfalls aber muß es etwas sehr Ernstes gewesen sein, denn als der Wanderloh aus der Stube gekommen ist, soll sein Gesicht

wie graue Asche gewesen sein und die Irene ist acht Tage lang wie halb verrückt umhergelaufen, ohne Essen und Trinken und hat nur geweint, geweint und geweint. Und daß da trotz der verschlossenen Türen an Schlüssellöchern gehorcht worden ist, na, das können Sie sich ja wohl denken, und so wird denn erzählt, er hätte zu dem Mädchen gesagt, ihr ganzes Leben bisher, seines und ihres, wäre ein einziger Bubenstreich und eine Versündigung gewesen an Gott und Menschen und Welt. Seit der Nacht aber, wo er über das Schlachtfeld geritten wäre und die Menschen hätte wimmern und heulen hören, wüßte er, was der Mensch wäre, was für eine elende Kreatur, und daß er einen brauchte, der größer wäre als er, und das wäre Gott. Und darum wollte er jetzt zu Gott gehn. Und seit er bei seinem sterbenden Kameraden gewesen wäre, in dem gräßlichen Hause in Nechanitz, wüßte er, daß es noch etwas in der Welt gäbe, etwas Furchtbares, woran die elenden Menschen nicht glaubten, solange sie bei gesunden Gliedmaßen wären, woran sie erst glaubten, wenn es zu spät wäre. Seit dem Abend wüßte er, daß es wahr wäre, was er einmal gelesen hätte, daß einige Menschen auserwählt seien, daß sie nicht in die Verdammnis hinunterführen, andere aber müßten hinunter. Und ihm hätte Gott in der schrecklichen Nacht ein Zeichen gegeben und den warnenden Finger erhoben und gesagt: ‚Für dich ist's noch Zeit — kehre um!‘. Darum wollte er jetzt umkehren, und die Irene müßte auch umkehren, denn für sie wäre es auch noch Zeit, und sie müßte den Weg gehen, den er jetzt gehen würde, das müßte sie. Und ob er das, was da erzählt wird, wirklich zu dem Mädchen gesagt hat — soviel ist jedenfalls sicher, daß er so getan hat. Den Offizier an den Nagel gehängt und nun mit aller Energie, mit der er früher gespielt und getrunken und Pferde geritten und Weiber verführt hatte, das Gegenteil von allem, und noch einmal in die Schule gegangen — wo, das weiß ich nicht — und drauflos gearbeitet, daß er Prediger wurde. Denn er soll noch gesagt haben, er würde das Geschrei nicht los, wie er über das Schlachtfeld geritten wäre, und die Sterbenden ihn angerufen hätten: ‚Helfen Sie mir! Helfen Sie mir!‘ Seitdem hörte er immerfort, wie die ganze Menschheit um ihn herumliege und schrie: ‚Hilf uns! Hilf uns!‘ Darum wäre es nicht genug, wenn er bloß für seine Person ein anderer Mensch würde, sondern er müßte ihnen helfen, und das könnte er nur, wenn er ihnen von der Kanzel herunter-

sagte, was der Mensch für ein elendes Gewürm wäre, und was er brauchte, und daß er Gott brauchte. Und wie denn nun einmal drei Deibel in dem Menschen stecken, so hat er durchgesetzt, was er sich da vorgenommen hatte, und ist Prediger geworden; erst auf dem Lande irgendwo, seit einem Vierteljahr aber, weil sie da oben erfahren hatten, wie das zu predigen versteht, hier in der Stadt. Und die Irene ist mitgegangen. Wie es dabei in ihrem Innern ausgesehen hat, das lasse ich dahingestellt, aber mitgegangen ist sie, das ist gewiß, ist wirklich seine Frau, Frau Prediger geworden. Sie hatte nun einmal ihre Seele an den Menschen verloren, und vielleicht auch den Leib schon dazu. Denn was man sich erzählt, und was ich Ihnen vorhin angedeutet habe, das haben Sie ja gehört. Er hat sie hinter sich drein gezwungen. So wie er seinerzeit den wilden Fuchshengst gezwungen hatte, so hat er auch das wilde Mädchen gezwungen. Ob er sie wirklich innerlich zahm gekriegt hat, das lasse ich dahingestellt; glücklich jedenfalls hat er sie nicht gemacht. Konnte ja auch gar nicht anders sein. Natürlich. Es gibt eben Menschen, die ganz vernünftig reden, schreiben, denken, tun, und im Grunde sind sie trotz alledem verrückt, ganz einfach verrückt. Das sind diese sogenannten Willensmenschen, die Fanatiker, die wie Lokomotiven ohne Führer durch die Welt laufen und sich einbilden, daß sie der Menschheit einen Gefallen tun, während sie jeden einzelnen, der in ihren Weg kommt, tottrampeln. Gar nicht mal aus bösem Willen; sie wissen überhaupt gar nicht, daß sie jemandem ein Leides tun. Erst wenn der andere daliegt, merken sie's; aber auch dann ist's noch nicht einmal sicher, daß sie sich die Schuld zuschieben. Nur, daß es ihnen vielleicht um den anderen leid tut. So, wie ich Ihnen sage, ist's mit dem Wanderloh gegangen. Jetzt, wo die Frau tot ist, habe ich mir sagen lassen, hängt ihr Bild in seiner Stube. Denn in seiner Art hat er die Frau wirklich geliebt. Jeden Tag steht er vor dem Bild und spricht mit ihm; manchmal ganz lange. Aber das hilft jetzt nichts mehr, denn sie ist tot. Und wie ich mir habe sagen lassen, ist sie geradezu an dem Menschen gestorben. Ganz erklärlich. Stellen Sie sich einmal vor: Sie verlieben sich in einen Menschen, und mit einem Male fällt es dem Betreffenden ein und er krempelt sich einfach um und verlangt von Ihnen, Sie sollen sich in sein Gegenteil verlieben! Das hat das arme Frauchen natürlich nicht gekonnt, weil sie eben von Haus aus

eine vernünftige Natur war. Sie hat's eben nicht ausgehalten. Von ihm fortlaufen wollte sie nicht, konnte sie auch vielleicht nicht, dazu war der Mensch zu mächtig über sie. Also hat sie angefangen, unglücklich zu werden und sich vor ihm zu fürchten. Und das ist dann immer stärker und schlimmer geworden, bis daß sie wirklich ihren armen Verstand, soviel sie davon noch übriggehabt hat, verloren und in eine Anstalt hat gebracht werden müssen. Da hat sie dann noch eine ganze Reihe von Jahren gelebt, meistens ganz ruhig und still, nur wenn er gekommen ist und sie hat besuchen wollen, dann ist sie aus Rand und Band gekommen und hat geschrien: ‚Nein! Nein!' Und da in der Anstalt ist sie dann auch gestorben, noch vor gar nicht langer Zeit, und nun steht er vor ihrem Bild in seiner Stube und schüttelt den Kopf und wundert sich, wundert sich, daß sie's mit ihm nicht ausgehalten hat. Denn das ist eben das Fürchterliche an dieser Art von Menschen, daß sie so bombenfest an sich selbst glauben und an ihre Unfehlbarkeit, daß alle anderen Menschen ihnen wie Kinder und sie sich selbst wie die einzig Vernünftigen vorkommen."

Das waren die Mitteilungen, die der Major von Sperber der Tafelrunde machte, die in tiefem Schweigen seinen Worten folgte. Auch nachdem er geendet hatte, wollte kein Gespräch mehr aufkommen. Man hatte in ein merkwürdiges Menschenschicksal hineingeblickt und ahnte jetzt, woher dem Manne die Gewalt kam, die er über die Menschen ausübte. Die Sache war so ernst, daß jeder das Bedürfnis fühlte, seine Gedanken stumm mit sich davonzutragen. Die übliche Frühschoppenstunde war längst überschritten, die Uhr verkündigte, daß der Nachmittag herangekommen war. Schweigend drückte man sich die Hände, und bald darauf war die gastliche Stätte öde und leer.

* * *

Nachmittag war es geworden, tiefer, stiller Sommersonntagnachmittag. Läden und Geschäfte waren geschlossen, Straßen und Plätze leer, die Häuser der alten Stadt, zwischen denen Gärten und Gartenanlagen wie bunte Edelsteine in grauem Silberschmuck eingesprengt lagen, schienen in der heißen, im Blumenduft brütenden Luft zu träumen. Regungslos, wie die alte Stadt selbst, lag auch das Gelände, das sie umgab, das weite, von

Hügeln in der Ferne umrandete Land, durch das die weichen, sandigen Landwege und die harten, mit weißem Staub bedeckten, von Pappelreihen eingefaßten Chausseen liefen. Und auf das alles, auf Stadt und Land und den Strom, der leise gluckend, auch beinah wie träumend, seine schweren braunen Gewässer dahinschleppte, blickte der tiefblaue, wolkenlose Sommerhimmel herab, wie ein großes Antlitz, das sich auf das Gesicht der schlafenden Geliebten beugt und deren Schlummer benutzt, um einmal ungestört in ihren Zügen zu forschen. Wohl von keinem Punkte der ganzen Stadt aber sah es sich so schön in den strahlenden Himmel hinauf, wie aus dem Gärtchen des Pfarrhauses, das zwischen die Hinterwand des altertümlichen Gebäudes und die Mauern der Nachbarhäuser eingeklemmt, sich da im weltverlorenen Winkel auftat wie ein lauschiges Stückchen Paradies. Die Rose beherrschte die Jahreszeit, und wie aus dem Füllhorn waren Rosen über den ganzen Garten ausgegossen. An der Wand des alten Pfarrhauses kletterten sie auf, an kunstlosen, altmodischen Spalieren begleiteten sie die Wege, meistens ganz einfache Bauernrosen und Zentifolien, nur hier und da, an einzelnen Stöcken sich zu höheren, veredelten Arten aufschwingend. Und altmodisch, beinah altertümlich erschien das ganze Gärtchen überhaupt, in das von hinten, über dem Pfarrhause aufragend, der mächtige, viereckige, mit kupfernem Helm gekrönte Turm der Pfarrkirche herüberschaute, in dem man kaum einen Laut vernahm, als das klingende Jauchzen der Schwalben, die unermüdlich darüber hin- und herflirrten, und her und hin. Altmodisch, wie alles übrige, auch die hölzerne, runde Laube, die sich mitten im Garten, wie ein Rundtempelchen erhob, und lautlos, wie die schweigende Umgebung, auch die drei Menschen, die sich in dem Garten befanden, der Prediger Wanderloh, der drüben im schattigen Wege an der Mauer auf- und abging, und in der Laube, an einem runden Holztische sitzend, seine beiden Töchter, die Johanna Margarete und Klara Marie.

Man hatte soeben den Kaffee getrunken, wie es schien. Das Geschirr stand mitten auf dem Tische, die leere Tasse des Vaters zur Seite gerückt. Vielleicht war man auch noch dabei, denn mit vorsichtig spähendem Blick, den Strickstrumpf für einen Augenblick außer Tätigkeit setzend, erhob sich die Klara Marie, um nachzusehen, ob die Schwester ausgetrunken hätte. Als sie aber die große, weiße Kanne erhob, um ihr noch einmal ein-

zuschenken, legte die Johanna Margarete mit einem müden Lächeln die Hand auf die Tasse, der Schwester andeutend, daß sie genug hätte. Worte wurden dabei nicht gewechselt; auch schien die kleine Schwester derartiges nicht zu erwarten. Nachdem sie sich selbst eine zweite Tasse gefüllt hatte, setzte sie sich und vertiefte sich von neuem in ihre Strickarbeit. Und so saßen beide wieder und schwiegen, die eine strickend, die andere mit einem Buche auf dem Schoße, in dem sie aber nicht las. Sondern während sie sich im hölzernen Gartenstuhle zurücklehnte, gingen ihre Augen mit einem weltverlorenen Ausdruck in die blaue Unendlichkeit und dann zu dem Vater hinüber, an dem sie haften blieben. Und indem sie der hohen Gestalt zusah, die rastlos wie in tiefen Gedanken auf und nieder schritt, verwandelte sich der träumerische Blick ihrer Augen und ging in einen schwer zu beschreibenden, sinnenden und aufmerksam, beinah staunend gespannten Ausdruck über. Offenbar hatte die Schwester, die durch die Breite des Tisches von ihr getrennt saß, diesen Blick und den Ausdruck darin bemerkt, wie sie denn fortwährend, obgleich allem Anscheine nach nur mit ihrer Strickerei beschäftigt, heimlich zu jener hinüberlugte. Sie schien zu überlegen, ob sie etwas sagen, ob sie das stumme Starren da drüben unterbrechen sollte. Sie räusperte sich, als wollte sie sprechen, dann aber sprach sie doch nicht, als getraute sie sich nicht. Das alles war eigentlich rührend anzusehen. Man fühlte dem guten Dinge an, wie es die Schwester liebte, mit tiefer, aus selbstloser Seele strömender Liebe, wie sie sich um die Schwester sorgte und wie sie dem allen nicht Ausdruck zu geben wagte, weil ihr das blasse, feingliedrige Geschöpf, das ihr da am Tische gegenüber saß, wie ein geheimnisvolles, höheres Wesen erschien, beinah wie ein Gefäß von so zartem Gebläse, daß man sich ihm gar nicht nähern durfte, weil jeder Hauch es getrübt, jede Berührung in die Gefahr gebracht hätte, zu zerbrechen. Endlich aber faßte sie dennoch Mut, räusperte sich noch einmal, entschlossener als das erstemal, und indem sie mit dem Kopfe nach dem Vater hin nickte, wie um anzudeuten, daß sie den Gedankengang der Schwester verstände, sagte sie mit unterdrückter Stimme, so als wollte sie vermeiden, daß der Vater es etwa hören könnte: „Heut nach der Predigt hat er wieder lange vor dem Bild gestanden — schrecklich lange — der arme Vater.“ Das letzte kam erst nach einer Pause unter einem Seufzer heraus.

Es dauerte lange, bis eine Antwort erfolgte. Die Johanna Margarete hatte ihre Haltung nicht verändert, so daß es beinah aussah, als hätte sie überhaupt nicht gehört. Allmählich aber glitten ihre Augen von dem Vater ab und wieder in die weite blaue Luft hinaus. „Der Vater ist nicht arm," sagte sie dann. „Der ist stark. Starke sind nicht arm." Der Ton, mit dem dies gesprochen wurde, war merkwürdig; er fing mit einer ganz hohen Stimme an, in welcher der zitternde Klang eines edlen Metalls war, das man angeschlagen hat, und stieg dann herab, so daß ihre Worte in einem tiefen, tönenden Alt endeten.

Hastig, als wenn sie sich verbessern und das zurücknehmen wollte, was sie eben gesagt hatte, nickte die Klara Marie mit dem Kopfe. „Gewiß," sagte sie, „gewiß. Aber die Mutter — die arme Mutter!"

Nun ließ die Johanna Margarete den Arm, der aufgestützt auf dem Tische geruht hatte, herabsinken und verschränkte beide Hände, so daß sie gefaltet in ihrem Schoße lagen. Ihre Augen blickten starrend vor sich hin und über das ganze liebliche Gesicht ergoß sich ein Ausdruck schweren, beinah bleiernen Kummers.

„Ja," sagte sie mit tiefem Laute, „die freilich war arm, viel unglücklicher, als du es weißt und denken kannst."

Es klang, als läge noch ein besonderer, beinah unheimlicher Sinn in ihren Worten. Darum wagte die kleine Schwester zunächst gar nichts zu erwidern. „Das können nur diejenigen fühlen," fuhr die andere fort, „die — —" dann aber brach sie ab, oder vielmehr, es war ein unverständliches Gemurmel, in dem das erstarb, was sie noch weiter sagte. Wieder kam von der Klara Marie der liebevoll besorgte Blick über den Tisch herüber, und diesmal schien die Schwester ihn empfunden zu haben. Sie löste die gefalteten Hände, und mit einem unaussprechlich lieblichen aber schmerzlichen Lächeln streckte sie die Rechte über den Tisch. „Du kannst das nicht so verstehen," sagte sie, „denn du bist von den Sicheren, und die Sicheren sind glücklich, die wissen, daß sie zu — jenen gehören."

„Aber Gretchen," erwiderte die kleine Schwester, indem sie die weiße Hand, die sich zu ihr hinübergestreckt hatte, in beide Hände nahm und zärtlich drückte, „wer sollen die Jenen sein, von denen du sprichst? Bin ich denn anders als du?"

Das freundliche Gesicht war ganz rot vor aufgeregter Zärtlichkeit, und die treuen Augen suchten nach den Augen der Schwester.

Aber sie fanden sie nicht mehr, denn die Schwester, die sich ihr vorhin zugewendet hatte, blickte schon wieder an ihr vorbei. Dazu bewegten sich ihre Lippen mit einem unverständlichen Flüstern, und ihr ganzer Körper begann nervös zu zittern. Sobald die andere dies spürte, gab sie die gefangene Hand frei, senkte das Haupt wieder auf ihren Strickstrumpf, und es trat wieder das vorige Stillschweigen ein. Nach einiger Zeit ruckte und zuckte es von neuem in den Mundwinkeln der Klara Marie, und ein abermaliges Räuspern deutete an, daß ihr wieder etwas aus dem Herzen auf die Zunge gestiegen war.

„Du, Gretchen —" und diesmal, um die Schwester nicht zu erschrecken, strickte sie weiter, indem sie sprach, „heute früh, als du in den Garten kamst — ich war noch nicht fertig mit dem Anziehen und stand im offenen Fenster, und da sah ich, wie du hinunterkamst, da sangst du etwas vor dich hin. Weißt du, als du da drüben an den Rosen entlang gingst. Was war denn das, Gretchen? Ich habe es noch nie gehört, und es klang so merkwürdig."

Die Angesprochene lächelte stumm vor sich hin, mit dem müden Lächeln, das der Kleinen immer solchen Eindruck machte.

„Du, Gretchen, wenn du mir einen rechten Gefallen tun wolltest — möchtest du's nicht noch einmal singen? Es klang so merkwürdig und hübsch."

„Eigentlich ist's ja so gut wie nichts — Unsinn," meinte Johanna Margarete. Aber indem sie mit einem halben Blick zur Seite sah, gewahrte sie die Augen der Schwester, die bittend an ihr hingen. Darum richtete sie sich im Stuhle auf, damit sie Luft bekam, verschränkte, wie vorhin, die Hände im Schoße, und grade vor sich hin blickend, begann sie zu singen. Es waren nur einige wenige, seltsame Worte, zu denen sie sich die Melodie, wie es schien, selbst gemacht hatte, und eben so seltsam wie die Worte und die Weise war die singende Stimme selbst, die ganz ungeschulte, die nicht aus der Kehle nur, sondern aus der gesamten Persönlichkeit hervorzudringen schien, zart wie das ferne Geläut einer silbernen Glocke, von einem leisen Schleier überhaucht, der über den Tönen, wie über einer im tiefsten Innern verborgenen, unsichtbaren Glut zitterte.

„Da wo der Rasen sanft und grün
Müden Füßen entgegenschwillt,

Schwalben jauchzen, die Rosen glühn,
Brunnen rinnt und den Durst mir stillt —
Eia la la —
Frieden allda —
Weide mir, Frieden, die Seele."

Des Strickstrumpfs vergessend, mit weit offenen Augen, beinah mit offenem Munde saß die Klara Marie und horchte und blickte. Vielleicht hätte sie selbst nicht zu erklären vermocht, was sie so merkwürdig bewegte. Süß wehmütig, wie der Rhythmus einer Barcarole, zogen die Töne in Wellen durch den Garten dahin. Aber diese Wehmut war keine traumselige Sentimentalität; etwas anderes schlummerte darunter, Tieferes, Mächtigeres, die Klage. Wie ein unterdrückter Schrei der Leidenschaft, wie der Ruf einer Seele, die nach Frieden sucht und keinen findet, die sich in Gefahr empfindet und sich vor der Gefahr verbergen möchte, so klang der rätselhafte Gesang. Was war es denn, was sie friedlos machte? Wovor fürchtete sie sich? Das einfache, bescheidene Geschöpf, das ihr da gegenüber saß, fand sich nicht zurecht. Körperlich nur durch eines Tisches Breite von der Schwester getrennt, fühlte sie, daß zwischen ihren Seelen etwas war, wie ein Abgrund. Hätte sie ihr doch helfen können! Ihr zärtliches Herz fieberte danach. Aber wie kann man jemandem helfen, der sich nicht befragen läßt? Und sie wagte ja auch gar nicht, zu fragen. So unbedeutend, untergeordnet erschien sie sich in ihrer eigenen Empfindung gegenüber dem Wesen dort, neben dem sie äußerlich als Schwester lebte, und das in Wahrheit vor ihr dahinging, wie eine verhüllte Gestalt. Immer hatte sie das gefühlt, nie aber so stark wie in diesem Augenblick, als sie die geheimnisvollen Worte hörte, die in dem blonden Kopfe da drüben entstanden waren, als sie die dunklen, sehnsüchtigen Augen in eine Welt hinaus gerichtet sah, von der sie nichts wußte, nichts ahnte. Darum konnte sie nichts anderes tun, als lautlos staunend zuzuhören, wie die Johanna Margarete, gleichsam im eigenen Liede versinkend, noch einmal und dann ein drittes Mal die Schlußworte „Weide mir, Frieden, die Seele" mit immer leidenschaftlicherer Inbrunst aus sich herausssang.

Als sie zum dritten Male geendet hatte, erdröhnte der hölzerne Fußboden der Laube unter einem schweren Schritt. Beiden Mädchen unbemerkt war der Vater eingetreten; hoch aufgerichtet stand die mächtige Gestalt hinter ihnen. Sein Erscheinen wirkte

auf die Schwestern verschieden. Wie ein Schulmädchen, das im Respekt vor dem Herrn Lehrer erstirbt, bückte sich die Klara Marie auf ihre Arbeit, verlegen, beinah scheu; mit einer langsamen Drehung des Oberleibes dagegen wandte sich die Johanna Margarete zu dem Vater um und richtete die Augen auf ihn. Auch der Prediger blickte auf sie, und so hafteten die zwei dunklen, heißen, einander so ähnlichen Augenpaare ineinander, die Augen des Vaters so milde, wie sie vielleicht auf keinen Menschen sonst hinuntersahen, mit einem Ausdruck warmer, beinah erbarmender Liebe, die des Mädchens mit einem bohrenden beinah gierigen Forschen und Fragen, als wäre sie es gewesen, die Auskunft und Erklärung zu verlangen gehabt hätte.

„Johanna Margarete," sagte der Prediger Wanderloh, indem er nach einiger Zeit des stummen wechselseitigen Anschauens herantrat und die Hand in vorsichtiger Liebkosung über das blonde Haar seiner Tochter hinstreichen ließ, „rufst du den Frieden? Brauchst du ihn?" Sie senkte stumm das Gesicht. „Hast du den Frieden nicht?" Ohne einen Laut der Erwiderung, mit zuckender Bewegung, griff sie nach seiner Hand, und der Druck, mit dem sie die Hand des Vaters preßte, gab ihm die Antwort „nein!"

In den heißen Augen des Mannes stieg es wie ein feuchtes Leuchten auf. „Johanna Margarete," sagte er, und die Stimme, die in der Kirche wie der Donner klang, ging wie ein tief murmelnder Strom über das Haupt seines Kindes, „weißt du nicht, bei wem du Frieden findest?" Sie nickte hastig. „So sag' es mir, mein liebes Kind?"

Und nun geschah etwas Überraschendes, was der Vater selbst nicht erwartet haben mochte: mit einer jähen Bewegung sprang die schlanke Gestalt auf, stieß den Sessel, der zwischen ihnen beiden stand, zur Seite, und beide Arme ausbreitend, flog sie dem Vater an die Brust, so daß es aussah, als wenn eine Feuerflamme den Mann angesprungen hätte. An seine Brust drängte, wühlte sie ihr blondes Haupt, als wollte sie in ihn hinein flüchten und sich bei ihm, in ihm verstecken.

„Bei dir," sagte sie flüsternden Tones, „bei dir! Bei dir!"

Offenbar ganz benommen von dem leidenschaftlichen Ansturm hielt der Prediger seine Tochter an sich gedrückt.

„Wohl," sagte er, „bei mir, deinem Vater; das versteht sich. · Aber — nur bei mir?"

Statt aller Antwort schüttelte sie das Haupt, so daß ihre Locken flogen. Es sah aus, als wollte sie keine Hilfe und keinen Helfer haben, als ihn allein.

„Suchst du ihn nicht bei Gott?" fragte er weiter. Sie erwiderte zunächst nichts, aber er fühlte, wie ihr Körper in seinen Armen zitterte. Dann schob sie das Gesicht, das noch immer auf seiner Brust lag, höher hinauf, so daß sie mit der Stirn seinen Mund berührte, und indem sie ihm aus nächster Nähe in die Augen blickte, sagte sie mit erstickem Laute: „Du bist der Starke, der Mächtige, der Gewaltige — halte mich durch deine Gewalt."

Sinnend, als wenn er ihren dunklen Worten nachdächte, blickte der Prediger über sie hinweg. Dann sagte er mit starker, beinah harter Stimme: „Das will ich. Komm!" Er löste sie von sich los, und indem er einen Arm um sie schlang, führte er sie aus der Laube hinaus, nach dem Wege hin, den er vorhin, an der Mauer entlang, auf- und abgegangen war. Die Klara Marie, die während des ganzen Vorgangs regungslos wie erstarrtes Eis gesessen hatte, blickte ihnen nach. Sie sah die Schwester, vom Arm des Vaters umfangen, an seine Seite gedrückt, beinah an seine Seite gesunken, so daß er sie zu tragen schien; was die beiden, auf- und niedergehend, miteinander sprachen, konnte sie nicht verstehen.

„Sprich zu mir, Johanna Margarete," sagte der Prediger Wanderloh. „Sage mir, was dich beunruhigt, was dich quält, was du fürchtest?"

„Vater," erwiderte sie mit zitternder Stimme, „ich fürchte mich, daß du einmal so vor mir stehen möchtest, wie du vor dem Bilde der Mutter stehst."

„Weißt du denn nicht, daß ich in tiefster Liebe vor ihrem Bilde stehe?"

„Ja," seufzte sie.

„Und daß ich so vor dir stehen könnte, davor fürchtest du dich?"

„Aber ich weiß," entgegnete sie, „du stehst nicht nur in Liebe vor ihr, sondern in Gram, der ohne Hoffnung ist."

„Das weißt du?" fragte er. Der Klang seiner starken Stimme war dumpf geworden. „Und warum meinst du" — es war, als wenn er sich vor der Antwort fürchtete — „daß ich mich so um sie gräme, wie du sagst?"

Sie erhob das Gesicht zu ihm, als dürfte das, was sie darauf zu sagen hatte, nicht laut gesagt werden. „Weil nicht erst der Tod gekommen ist und sie fortgeführt hat von dir, sondern vor dem Tode schon der andere, der Schreckliche und ihre Seele fortgenommen hat in seinen Händen."

Der starke Arm des Mannes, der das Mädchen umschlungen hielt, erbebte, und nicht der Arm nur, der ganze Mann erbebte bis ins Herz. Woher wußte dieses Kind das? Das, was er keinem Menschenohr auch nur angedeutet, was er sich selbst verhehlt, was er nicht hatte wahr haben wollen, wenn es aus seinem Innern zu ihm aufflüsterte, woher wußte sie das? Niemand ahnte ja, was für zwei entgegengesetzte Mächte in der Seele dieses Menschen gerungen hatten, und noch immer rangen, sein Inneres fortwährend wie einen Kampfplatz zerwühlend: auf der einen Seite der unerschütterliche, starke Glauben an das, was er in der furchtbaren Nacht zu Nechanitz in Böhmen erfahren und als ewige Wahrheit erkannt hatte, auf der anderen Seite eine ebenso starke, beinah überwältigende Liebe zu dem Weibe, das er in seinen Glauben gezwungen, in sein Leben hineingerissen hatte. Eine Liebe, die seine Kraft schwach, seinen Glauben weich machen wollte. Niemand durfte ja dabei sein, wenn er vor dem Bilde stand, weil niemand sehen, wissen, ahnen durfte, wie das war, was da geschah, wenn er vor dem Bilde stand. Wie er alsdann die Hände faltete, mit klammernder Gewalt, wie er auf die Züge des geliebten Gesichts starrte, manchmal wohl eine Stunde lang, wie seine Lippen sich bewegten und die Tränen ihm herabliefen an den hagern Wangen, über das knochige Gesicht, bis daß er gebrochen in die Knie sank, der gewaltige Mann, die Stirn gegen die Wand stieß und „Irene! Irene! Irene!" schluchzte. Dann kam er ihm wieder in Erinnerung, der entsetzte Blick in ihren Kinderaugen, als er damals, nach dem Kriege, vor sie hingetreten war und ihr zum erstenmal gesagt hatte, daß er von nun an nicht mehr Offizier sein wollte. Er hörte den kindlich-kindischen Aufschrei wieder, mit dem sie aufgesprungen war, „aber das wirst du doch nicht?!" als ihr zum erstenmal die Vorstellung aufging, daß der glänzende, kühne Reitersmann sich verwandeln sollte in einen schwarzberockten Prediger. Und dann das verzweifelte Weinen, das Sichaufbäumen ihrer ganzen Natur, die nicht konnte, nicht wollte und dennoch mußte, weil er so mußte und wollte. Dieses sich endlich Er-

geben, mit gebrochenen Flügeln. Ja, ja, ja — und bei dem Gedanken wankte ihm das Herz — mit gebrochenen Flügeln war er endlich in seine Arme gekommen, der schöne Wildvogel, den er sich als Falken eingefangen und aus dem er mit Gewalt eine zahme Taube hatte machen wollen. War sie zahm geworden? Nein. Waren ihr die Flügel wieder gewachsen? Niemals. Nein! Wie ein armes Huhn war sie hinter seinem Leben dreingetrippelt, all die Jahre lang. Wie sie ihm wiederkamen und vor der Seele standen, alle diese Jahre! Wie er sie geliebt hatte und ihr doch nicht hatte helfen können! Wie eine verkörperte Gestalt trat seine Liebe vor ihn hin, — sie trug die Züge seiner Irene, seiner armen kleinen Irene, auf den Knien lag seine Liebe vor ihm und schrie ihn um Erbarmen und um Freiheit an, und während er ihr sein Herzblut gegeben hätte, und alles und alles, konnte er ihr das nicht geben, was sie brauchte und wollte, konnte nicht wieder zurück, nicht der wieder werden, der er gewesen war. Denn in seinen Ohren war ja unabläßig das Geschrei der Sterbenden auf dem nächtlichen Schlachtfelde „helfen Sie mir"; in seiner Seele unabläßig der Schrei der Menschheit „hilf uns". Das, was er in der Nacht erfahren hatte, daß es einen Gott in der Welt gibt, der die Menschen selig macht, und einen Teufel, der sie unselig macht, das hatte er, das wußte er, das war unantastbare Gewißheit. Sollte er diese Gewißheit wieder aufgeben? Solchen Glauben verleugnen? Und wenn es die ganze Welt gekostet hätte — nein! Und wenn es seine Liebe und seine Irene gekostet hätte — nein! Bis daß es dann endlich wirklich seine Irene kostete, und sie hinweg mußte aus seinem Hause in das andere Haus, bis zu dem letzten schrecklichen Augenblick, als er sie noch einmal besuchen wollte und sie sich schreiend abwandte: „Nein! Der nicht! Nein!"

Und dieses alles, was er bisher einsam in sich getragen hatte, wie etwas, wovon er dachte, daß außer ihm nur Gott darum wüßte, diese Lebensqual, mit der sein einsames Herz gerungen hatte und in der Erinnerung immer weiterrang, jetzt mußte er erfahren, daß dieses junge Kind, sein Kind, auch davon wußte? Indem sich ihr zartes Gesicht zu ihm erhob, blickte er auf sie herab; wie sie der Mutter ähnlich sah! Und wie sie zugleich seines Geistes Kind war! Denn aus ihren Worten hörte er ja heraus, wie sie in seine verborgensten Gedanken hineingeblickt hatte, in die schrecklichen Gedanken, die ihn quälten, wenn

er vor dem Bilde ſtand, die ihm ziſchelnd ſagten, daß das Weib, das er ſo inbrünſtig geliebt hatte, vielleicht nicht zu denen gehört haben möchte, die da auserwählt ſind, daß ſie ſelig werden — ſondern —

Unwillkürlich ſchüttelte er ſich, als wollte er ſolchen Gedanken abſchütteln, und es war wie ein Bedürfnis in ihm, zu erfahren, daß das Mädchen nur aus kindiſchem Unverſtand geſprochen hatte — daß es das nicht meinte, — das Fürchterliche. Obſchon es ihm daher beinah wie eine Unwahrheit erſchien, ſagte er: „Was willſt du, mein Kind? Weißt du nicht, daß deine arme Mutter krank war?"

Nun aber ſchmiegte ſie ſich ganz dicht an ihn. „So nennen es die Leute," ſagte ſie leiſe, „aber du weißt es doch anders."

„Was meinſt du? Was weiß ich?" Seine Stimme klang faſt rauh vor innerer Erregung.

„Daß er über ſie Gewalt gehabt hat der — Böſe."

Nur wie Hauch waren ihre Worte geweſen, dennoch durchzuckten ſie den eiſernen Mann bis in die Tiefe. Alſo doch! Seine Gedanken waren zu ihren Gedanken geworden! Durch wen? Wodurch? Hatte er ihr jemals auch nur eine Andeutung gemacht, die ſie zu ſolchen Gedanken hätte bringen können?

„Johanna Margarete" — er drückte ſie mit leidenſchaftlich geſtrafftem Arm an ſich — „woher weißt du das? Woher weißt du das?"

Und nun blieb ſie mit einem Ruck ſtehen, und den Mund an ſein Ohr legend, als wenn ſie ihm ein tödliches Geheimnis zu verraten hätte, „aus mir ſelbſt" flüſterte ſie.

„Aus dir — ſelbſt —?" Er ſchien nicht gleich zu verſtehen. Mit ſcheuen Augen ſah ſie ihn an, dann ſenkte ſie den Blick. „Weil ich glaube, daß er auch nach mir ausgeht," ſtieß ſie hervor. Während ſie bisher langſam und ſchwer geſprochen hatte, jagte ſie dieſes von den Lippen, als ſollte es heraus, als wollte ſie es los werden. Der Prediger Wanderloh ſtand vor ſeiner Tochter. Die Füße waren ihm ſchwer geworden. So ausſchließlich hatte er bisher ſeinem Predigerberufe und ſeiner Erinnerung an die verlorene Gattin gelebt, daß ihm die Töchter eigentlich noch immer wie Kinder erſchienen waren, denen er wohl Liebe aber keine tieferdringende Aufmerkſamkeit widmete. Jetzt, beinah zum erſten Male, erkannte er, daß dieſes ſein Kind erwachſen war, daß die Seele in ihr reif geworden war, fähig

zu Leiden und Freuden, und daß Fragen in ihr aufstanden, auf die sie von ihm Antwort und Belehrung heischte. Wie eine Betäubung überkam ihn diese plötzliche Erkenntnis, so daß er im Augenblick keine Antwort fand. Darum, weil er noch immer schwieg, legte die Johanna Margarethe den Arm des Vaters wieder um ihren Leib, so wie er sie vorhin gehalten hatte, zog ihn mit sich fort, und so wie sie vorhin auf- und niedergegangen waren, schritten sie jetzt den Gang an der Mauer wieder entlang.

„Vater," hub sie von neuem an, „weißt du, was die Leute von dir sagen, wenn du auf der Kanzel stehst und predigst? Du wärest ein Feuer und eine Flamme: das höre ich so gern, wenn sie es sagen. Ich kann mir nicht denken, daß es einen mächtigeren Mann gibt, als dich. Weißt du, was ich glaube? Die Mutter, glaub' ich, hat sich vor dir gefürchtet, weil sie gefühlt hat, daß du ein Feuer bist. Aber ihre Furcht ist nicht die richtige gewesen; sie hat nicht verbrennen wollen. Darum ist sie von dir fortgegangen und dann ist sie kalt geworden und erfroren. Denn ich, siehst du, fürchte mich auch vor dir; aber die Furcht ist meine Wonne. Ja wenn ich die nicht hätte, könnt' ich gar nicht leben, glaub' ich. Denn ich denke es mir köstlich, wenn man in einem solchen mächtigen, heiligen Feuer verbrennt, wie du eins bist."

Während dieser Worte hatte sie den Arm des Vaters immer fester um sich gezogen; ihre zarten, weißen Finger drückten seine große, harte Hand; mit unbeabsichtigter und unbewußter hinreißender Lieblichkeit schmiegte sie ihre schwanke Gestalt an die überragende Gestalt des Vaters.

„Siehst du," fuhr sie fort, „damit du verstehst, was ich meine: wenn ich so des Abends hier im Garten bei der Lampe sitze, und die Nachtfalter kommen und flattern um die Lampe, dann muß ich immer denken, so wie solch ein Nachtfalter, das bin ich, und das Licht, um das sie fliegen, das bist du. Und einige von ihnen, wenn die in die heiße Luft kommen, dann drehen sie um und machen, daß sie davonkommen. Das sind die Einfältigen. Die verkriechen sich mit ihren versengten Flügeln in der Dunkelheit und werden doch nicht wieder heil, sondern müssen irgendwo zugrunde gehn. Dagegen die anderen, die fliegen mitten in die Flamme hinein. Und dann ist ein Augenblick voll ungeheuerer Helligkeit und Glut um sie her, und in demselben Augenblick schon sind sie in der Flamme aufgegangen

und ein Teil von ihr geworden, und es war ein wundervolles Ende."

Die Sonne, die sich zum Untergange neigte, war währenddem herumgegangen, so daß der bis dahin beschattete Weg, auf dem die beiden hin und her wandelten, jetzt in ihrem Lichte lag. Die Schatten beider zeichneten sich zur Seite des Weges ab. Unwillkürlich, indem er den seltsamen Worten seiner Tochter lauschte, blickte der Prediger auf ihr Schattenbild. Das Mädchen hatte sich so eng an ihn geneſtelt, daß es aussah, wie der Schatten eines einzigen Menschen. Wie eine Versinnbildlichung ihrer Worte erschien ihm dies, daß sie in ihm aufgehen und ein Teil von ihm werden wollte. Indem er dieser Vorstellung nachhing, kam ihm der Gedanke, wie dieses Kind in seinem Schatten aufgewachsen und groß geworden war, wie all die Lehren, die er von der Kanzel verkündigte, aus diesem wundersamen Geschöpf heraustönten, daß es ihm war, als hörte er den Widerhall seiner eigenen Gedanken, beinah, als hielte er sein eigenes Ich im Arme. Eigentlich hätte ihn das ja freuen können; trotzdem wollte keine freudige Empfindung in ihm aufkommen. Zu merkwürdig war alles, was er da vernahm, zu überraschend kam all dieses Merkwürdige. Das Staunen ließ ihn noch immer nicht zu Worte kommen. Die Johanna Margarete aber glaubte in seinem Schweigen eine stumme Aufforderung zu finden, daß sie fortfahren sollte, und weil auch ihr sich heute zum ersten Male die Gelegenheit bot, von Dingen zu sprechen, die schon so lange in ihr lasteten und von denen sie bisher nie hatte sprechen können, so ergriff und benutzte sie die Gelegenheit mit einer Art von Gier. „Denn siehst du, Vater," fuhr sie fort, „wenn ich gesagt habe, daß ich ohne die Furcht vor dir gar nicht leben könnte, so mußt du das so verstehen: ich fühle ja, daß er hinter mir hergeht, und fürchte mich vor ihm. Darum brauche ich eine Furcht, die noch größer ist, als die vor ihm, und das ist die vor dir. Ich habe so ein Gefühl siehst du, als wenn die Furcht vor dir die andere totschlüge, gewissermaßen verschlänge. Denn er ist ja auch Feuer, aber höllisches, und dein Feuer ist göttliches, und frißt das seine auf."

Als der Prediger Wanderloh dies hörte, blieb er stehen, legte die Hand auf den Scheitel seiner Tochter, beugte ihr das Haupt zurück und sah ihr in das Gesicht.

„Johanna Margarete," sagte er, und so leise, wie sie vorhin

gesprochen hatte, sprach jetzt er, als hätte er mit seinem Kinde ein Geheimnis zu verhandeln gehabt, „du meinst, er geht hinter dir her; glaubst du, er ist dir schon erschienen und du hast ihn gesehn?"

„Nein," entgegnete sie, „aber" —

„Aber?"

Ihre Stimme senkte sich ganz tief. „Ich glaube, er wird mir einmal erscheinen."

„Und warum glaubst du das?"

„Weil ich an das denke," erwiderte sie, „was du neulich in der Kirche gesagt hast: daß man seine Hand im Innern der Seele fühlt. Siehst du, Vater, das ist so wahr, denn seine Hand habe ich in mir gefühlt, ganz deutlich."

Die Hand des Vaters, die auf ihrem Haupte lag, erzitterte leise. Seine eigenen Worte stiegen wie düstere Schatten vor ihm auf. Und hatte er anders sprechen können? Da es doch die Wahrheit, die unangreifbare Wahrheit war?

„Ich habe Euch gesagt," fuhr er fort, „wenn wir seine Hand in der Seele fühlen, flüstert er uns böse Ratschläge zu. Hat er dir einen Ratschlag zugeflüstert?"

Sie senkte die Augen zur Erde, als müßte sie ihre Erinnerung zusammenrufen. „Nein, nichts Bestimmtes," sagte sie dann.

„Also, was hast du denn gefühlt," forschte er weiter, „als du meintest, seine Hand wäre in deiner Seele?"

„Ich weiß nicht recht," antwortete sie, „so etwas Unbestimmtes, so — wie soll ich's sagen — einen ungeheuren Drang."

„Einen Drang? Was denn für einen Drang?"

„Ich weiß ja nicht, wie ich's beschreiben soll," meinte sie. „So ein Verlangen nach irgend etwas Ungeheuerem, Großem, Furchtbarem, nach etwas, das ganz anders ist, als alles hier und so ein Gefühl, siehst du, als ob ich hier ersticken würde und fort möchte von hier, ich weiß nicht wohin, ganz weit hinaus in die Welt und von dir und Euch allen fort!"

Mit angstvoll lauernden Augen sah sie den Vater an, während sie dieses sprach. Offenbar hatte sie erwartet, daß ein zürnender Donner von seinen Lippen losbrechen und sie zerschmettern würde. Statt dessen erhob der Vater jetzt auch die andere Hand, nahm ihr Haupt in beide Hände, senkte die Lippen in ihr Haar, und in leidenschaftlicher Zärtlichkeit küßte und küßte

er sie auf den blonden Scheitel. Eine Last war von seinem Herzen genommen, wie erlöst atmete er auf. Alles waren ja nur Hirnspinste, Wallungen des jungen, reifenden Blutes. Immer wieder blickte er auf sie herab, wie sie da vor ihm stand, rein und schön und keusch, wie eine liebliche Blume, seine Tochter, sein holdseliges, armes, gequältes Kind, und soweit dieser Mann zu lächeln vermochte, lächelte er. Die Liebe, die er für seine Irene gehegt hatte, stand wieder auf und sprang hinüber auf seine Johanna Margarete, und wenn sie ihn etwas weich machte, so schadete das ja nichts, gegenüber diesem übereifrigen, überstrengen, selbstquälerischen Kinde. Allzu einsam hatte er sie gehalten, allzu abgesondert von harmloser Freude. Etwas mehr Lebensluft wollte er an sie heranlassen, das war es, was er in diesem Augenblick für sich beschloß. Und nun, mit einer feierlichen Gebärde, legte er segnend die Hand auf sie, die noch immer zitternd vor ihm stand. „Du hast mich um Frieden angerufen," sagte er, „ich gebe ihn dir, mein Kind, und sage dir, daß du unschuldig und rein bist, wie am ersten Tage; daß die Hand des Bösen nicht in dir war, noch ist, und daß er keine Gewalt über dich haben wird, hörst du, Johanna Margarete? Keine Gewalt. Das was in dir vorgeht, das geht in allen jungen Mädchen vor; aber weil du mein Kind bist, so empfindest du es tiefer, als andere junge Mädchen es empfinden. Aber darum eben, weil du mein Kind bist, halte ich dich an mir, und du bist sicher, hörst du? Du bist sicher."

Mit tiefer, warmer Innigkeit sprach er auf sie ein, und gebeugten Hauptes, mit gespannter Aufmerksamkeit hörte sie ihm zu. Und als er geendet hatte, war ihr so seltsam zumut — beinah als hätte er nichts gesagt. Verstand er sie denn nicht? Sie hatte sich doch solche Mühe gegeben, ihm klar zu machen, wie es in ihr aussah. Als wenn ein dunkler Eisenklotz in ihrem Innern läge, so war ihr ja zumute, und sie hatte gedacht, daß unter seinen flammenden Worten das dunkle Eisen schmelzen und zergehen würde. Und nun hatte er gesprochen — und der Klotz lag, wo er gelegen hatte; seine Worte waren daran vorbeigegangen, hatten nichts geändert, nichts geschmolzen. Sie hatte bisher eben nur den Prediger Wanderloh gekannt, den Bußprediger und Propheten, den Menschen Wanderloh vernahm sie heute zum erstenmal. Jenen hatte sie nicht verstanden, aber geahnt, und darum hatte sie an ihn geglaubt — diesen verstand

sie ohne weiteres, an dem war nichts, woran man glauben mußte. Ob der aber erlösen konnte? Die Augen zur Erde gesenkt, in tiefem Nachdenken, stand sie da. Der Vater aber nahm dies für ein Zeichen, daß seine Worte auf guten Boden gefallen waren.

„Nun komm," sagte er freundlich zuredend, „da sehe ich, ist Besuch gekommen; und ich möchte, daß du ihn freundlich empfingest und heiter mit ihm wärest."

Er zeigte nach der Laube, und als die Tochter dorthin sah, bemerkte sie, daß eine fremde, elegant gekleidete junge Dame bei der Klara Marie eingetreten war und mit dieser jetzt am Tische saß. Der Vater hatte verlangt, daß sie zu ihr gehen und sich mit ihr unterhalten sollte. Sie schickte sich an, zu gehorchen; aber sie tat es beinah mit einem Seufzer, und bevor sie ging, schaute sie noch einmal zu dem Vater auf, mit einem sonderbar befangenen, rasch über ihn dahin huschenden Blick, der anders war, als der, mit dem sie ihn vorhin angesehen hatte, als er zu ihr und der Schwester in die Laube trat.

Die junge Dame, die inzwischen bereits eine lebhafte Unterhaltung mit der Klara Marie eröffnet hatte, war Fräulein von Ruttenau, die Tochter des Regierungspräsidenten. Wanderlohs befanden sich noch nicht lange am Orte; Charlotte von Ruttenau war beinah der einzige Verkehr, den die einsamen Mädchen bisher gefunden hatten. Auch sie aber kam nicht allzuoft; eine Art ehrfürchtiger Scheu hielt die Menschen vom Hause des gewaltigen Predigers fern. Als sich jetzt die Johanna Margarete zögernden Schrittes der Laube näherte, sprang der Besuch, dessen hellfarbiges Sommerkleid beinah grell von der dunklen Gewandung der beiden Predigertöchter abstach, lebhaft auf und eilte ihr mehrere Schritte entgegen. Mit beiden Händen ergriff sie die Handgelenke des schönen, blassen Mädchens, zog sie an sich und küßte sie mit zärtlichem Ungestüm auf Mund und Wangen. „Ich muß mich beinah entschuldigen, liebes Fräulein Gretchen," sagte sie lachend, „ich bringe die ganze Hitze von draußen mit, und bei Ihnen ist es so wundervoll schattig und kühl." Indem sie ihr vollwangiges, erhitztes Gesicht dem Gesichte der Johanna Margarete näherte und ihre warmen Lippen auf ihre Wangen drückte, hatte sie die Kühle gespürt, die von der weißen, durchsichtigen Haut ausging, und das flößte ihr eine beinah ehrfürchtige Empfindung ein. Es war ihr wie einem Wanderer, der aus

glühendem Sonnenbrande in eine dämmernde Kirche tritt und in der Kirche ein marmornes Madonnenbildnis küßt. Sie konnte sich auch gar nicht gleich von dem Anblick des lieblichen Geschöpfes trennen, das ihr noch nie so reizend erschienen war, wie jetzt, da es verlegen, mit einem kaum wahrnehmbaren Lächeln vor ihr stand; sie hielt die schlanken Handgelenke immer noch in ihren Händen, und man bemerkte, daß, wenn sie beide Schwestern besuchte, sie doch eigentlich nur zu der Johanna Margarete kam.

„Ich habe ja soviel zu erzählen." Damit setzte man sich zu dreien an den runden Tisch. Die Klara Marie ganz Ohr für den plaudernden Gast, mit neugierigen, entzückten Augen die modische Herrlichkeit musternd, die da in ihren stillen Winkel hereingeflogen kam, das geblümte Mullkleid, die spitzenbesetzten Ärmel, aus denen die Arme in langen, vielknöpfigen Handschuhen hervorkamen, den runden Sommerhut, der mit großen, roten Mohnblumen geschmückt war. Weniger als die Schwester, achtete die Johanna Margarete auf alles dies. Sie war wieder in ihre träumerische Verlorenheit zurückgesunken und schien nur mit halbem Ohr dem zu folgen, was neben ihr verhandelt wurde. Grade dadurch aber reizte sie die Erzählerin, die es förmlich darauf angelegt zu haben schien, die schweigsame Zuhörerin auftauen zu machen und sich wie verliebt in das stille, schöne Geschöpf zeigte.

„Ja, ja, ja, das müssen Sie mir versprechen, daß wenn wir nächstens unser Gartenfest geben, daß Sie dazu kommen werden! Das darf Ihr Vater nicht verbieten! Und wenn ich einen Fußfall vor ihm tun soll — er muß es erlauben!"

Mit einem jubelnden Auflachen begrüßte die Klara Marie diesen Gedanken; die Johanna Margarete lächelte still vor sich hin.

„Ja, Sie lächeln, Fräulein Gretchen, aber kommen müssen Sie wirklich." Charlotte von Ruttenau griff über den Tisch und langte wieder nach der Hand des schweigsamen Mädchens. „Er wird ja bald genug unser altes verschlafenes Städtchen von sich reden machen, also müssen Sie ihn doch auch kennen lernen."

Dieser „Er" war natürlich niemand anders, als der Bruder des Fräuleins von Ruttenau, der Karl, der jetzt eben nach langer Abwesenheit heimgekehrt, der lebenslustigen Schwester wie neugeschenkt, beinah wie neugeboren erschien und alle ihre Gedanken füllte. Sobald sie auf ihn zu sprechen kam, ging ihr Sprechen in lautes Lachen über.

„Wenn ich mir so unsere anderen jungen Herren von der Regierung ansehe, und diesen Menschen mit ihnen vergleiche — na, ich sage! Ob der Papa ihn wirklich zur Vernunft bringt und so einen regelrechten Beamten aus ihm zustande kriegt — na, wir wollen's ja hoffen, aber glauben, wenn Sie mich fragen, so recht sicher glauben tue ich es nicht! Haben Sie ihn denn schon reiten sehen, auf seinem Mustang? Nein? Ah, das müssen Sie aber sehen, müssen Sie wirklich sehen!"

„Auf — was reiten?" fragte die Klara Marie, „auf einem —?"

„Ja, so heißen ja die Pferde, wie er sich eins aus Amerika mitgebracht hat; in Europa gibt es solche Bestien überhaupt nicht."

Zum ersten Male mischte sich hier die Johanna Margarete ins Gespräch. „Die Mustangs," sagte sie, „das sind ja die wilden Pferde, die in Texas auf den Prärien weiden."

„Sehen Sie," wandte sich Charlotte Ruttenau triumphierend an die Klara Marie, „Ihre Schwester, unsere stille Heilige, die weiß Bescheid." Im nämlichen Augenblick aber griff sie, beinah erschreckt, nach deren Hand. „Fräulein Gretchen — Sie sind mir doch nicht böse darum?" Sie hatte bemerkt, wie eine glühende Röte das Gesicht des Mädchens übergossen hatte. Mit einem scheuen Lächeln erwiderte die Johanna Margarete den Druck ihrer Hand. „Wie sollt' ich denn," murmelte sie, „wie sollt' ich denn?"

„Und solch ein Tier hat er sich mitgebracht?" fragte die Klara Marie, die von dem Gegenstande so erfüllt war, daß sie von dem kurzen Vorgange kaum etwas bemerkt hatte.

„Werden Sie's für möglich halten, hat er sich mitgebracht," entgegnete lachend Charlotte von Ruttenau. „Was nämlich die Leute erzählen, daß er in allen fünf Weltteilen gewesen wäre, ist natürlich Unsinn. Nur in Amerika hat er all die Jahre gesteckt. Aber da ist er nicht in die großen Städte gegangen, wo alle Welt hinläuft, denn diese amerikanischen Städte, meint er, wären ja mindestens ebenso greulich und vielleicht noch greulicher, als die europäischen. Da, wo es noch ganz wild ist, ist er hingegangen, nach Texas und, wie er es nennt, in den wilden Westen. Werden Sie es glauben, unter den Cowboys, das sind nämlich die Kerle, die da in Texas die großen Herden hüten, und die auch halbwild sein sollen, unter denen hat er sich um-

hergetrieben, und an der Indianergrenze. Daß er mit den Indianern gerauft hat — er will zwar davon nicht sprechen — aber ich wette meinen Kopf darauf, daß er's getan hat. Und aus so einem will der Papa einen regelrechten Assessor züchten! Na, ich sage! Ich sage!" Sie schlug sich auf das Knie und wollte sich ausschütten vor Lachen.

Wie ein Echo kam ihre Heiterkeit von der Klara Marie zurück, die voller Entzücken der Erzählung lauschte, ganz wirkungslos dagegen schien sie von der anderen, der Johanna Margarete abzuprallen, die mit aufgestütztem Haupte lautlos und ohne ein Zeichen der Teilnahme zuhörte.

„Fräulein Gretchen," rief Charlotte von Ruttenau, die wieder das Bedürfnis empfand, die stille Heilige zu einer Lebensäußerung zu wecken, „macht Ihnen das alles denn gar keinen Eindruck?"

Wie aus einem wachen Traum kam die Angeredete zu sich.

„Hat er wirklich Indianer getötet?" fragte sie.

„Warum nicht lieber gleich skalpiert?" lachte die Charlotte. „Aber Sie können sich beruhigen, mir hat er jedenfalls keine Skalpe gezeigt, und für alle Fälle hoffe ich, hat er sich die Hände ordentlich gereinigt, so daß er keine Blutflecke auf die schönen, weißen Akten macht, die er jetzt vollschreiben soll. Fräulein Gretchen," fuhr sie fort, indem sie aufsprang und die Johanna Margarete in die Arme schloß, „Sie müssen doch nicht so erschrecken! Drei Viertel von dem, was ich Ihnen da erzähle, das müssen Sie doch merken, ist doch nur Spaß?"

Sie hatte das blasse Gesicht noch bleicher werden sehen, als es für gewöhnlich war; dabei hatte sie in den dunklen Augen ein beinah fieberhaftes Aufglühen bemerkt.

„Aber nächstens," erzählte sie weiter, indem sie wieder Platz nahm, „werden Sie nun selber Zeugen von dem ersten Streich sein, mit dem er unser Städtchen zu beglücken gedenkt: stellen Sie sich vor, daß er da in Amerika irgendwo einen Zirkusdirektor kennen gelernt hat, Myers glaub' ich, heißt er, oder so ähnlich. Wie alle solche amerikanischen Anstalten, eine ganz riesige Geschichte natürlich. Pferde zu Dutzenden, Akrobaten zu Hunderten, Kunstreiter, dressierte Seelöwen, na, was weiß ich, und Elefanten, stellen Sie sich vor, kolossale Tiere, zwanzig Stück. Mit diesem Herrn Myers, denn so glaub' ich, hab' ich ihn verstanden, hat er nun, wie es scheint, Bekannt-

schaft und auch gleich ziemlich dicke Freundschaft gemacht. Und dabei hat er ihm den Vorschlag gemacht, er sollte einmal mit all seinen Zweifüßlern und Vierfüßlern und der ganzen Geschichte nach Deutschland kommen und Vorstellungen geben. Aber nicht bloß in den ganz großen Städten, verstehen Sie, sondern ordentlich durchs Land sollte er ziehen und auch all' die kleineren und kleinsten Städte mitnehmen. Denn für Deutschland wäre so etwas Riesiges etwas ganz Neues. Eigenhändig hat er dem Myers dann auf der Karte den Weg angestrichen, wie er durch Deutschland marschieren sollte, und so ein Amerikaner, wie Sie wissen, der geht auf alles ein. Also ist er nicht nur drauf eingegangen, sondern jetzt tobt er schon mitten in Deutschland herum und ist auf gradem Wege zu uns her. Kaum ein Stück Holz ist bei der ganzen Ausstattung, sondern alles nur Leinwand, Gummi und Eisen. Sobald er wo ankommt, wird an irgendeinem freien Platz ein kolossales Zelt aufgeschlagen, das ist der Zirkus. Noch ein paar kleinere Zelte daneben, das sind die Ställe und die Garderoben, und das alles geht eins, zwei, drei, hat mir der Karl gesagt. Während der Zirkus aufgebaut wird, zieht die ganze Gesellschaft mit ‚Trara' und ‚Tschingtsching' durch die Stadt, damit auch alle hübsch merken, sie sind da, und dann geht's mit den Vorstellungen los. Jeden Tag beinah bekommt der Karl jetzt einen Brief von seinem Freunde Myers, wo der ihm drin schreibt, wo er jetzt steckt und was er für Geschäfte macht. Und er schreibt, er macht ganz riesige Geschäfte. Auf Meilen weit kommen die Leute gelaufen, den amerikanischen Zirkus zu sehen, und er schreibt, er wäre dem Karl so dankbar für seinen famosen Vorschlag, so riesig dankbar. Na, was sagen Sie? Glauben Sie, daß unser biederes, altes Städtchen Augen machen wird, wenn die Elefanten hier über das holprige Pflaster trotten? Der Karl ist schon ganz aus dem Häuschen vor Vergnügen, wenn er an die Verlegenheit denkt, in die der Zolleinnehmer an der Brücke draußen geraten wird. Denn, was er für jedes Pferd und jeden Wagen zu fordern hat, der über die Brücke geht, das weiß er. Dagegen Elefanten — von solchen Ungeheuern steht in einem regelrechten preußischen Zollverzeichnis nichts. Da werden die Ochsen am Berge stehn und die ganze löbliche Regierung wird in Aufruhr geraten."

Die Erzählerin, die sich ganz außer Atem geredet hatte,

brach ab. Die Sonne war untergegangen. Die Abenddämmerung senkte sich herab.

„Du mein Himmel," sagte sie, „ich muß ja nach Haus."

Alle drei standen auf. Abschied nehmend drückte Charlotte von Ruttenau der Klara Marie die Hand, dann stürzte sie sich noch einmal auf die Johanna Margarete und umarmte sie. „Aber nicht wahr? Nicht vergessen, daß Sie zu unserem Gartenfest kommen? Und zu dem Fußfall, wenn's nicht anders geht, da rufen Sie mich, dabei bleibt's!"

Laut lachend, so daß sie über ihrem eigenen Gelächter gar nicht hörte, ob und was die Mädchen darauf erwiderten, wandte sie sich zum Ausgange des Gartens. „Nein, nein, zur Haustür finde ich mich schon allein hinaus." Damit wollte sie jede fernere Begleitung ablehnen. Aber die Klara Marie als aufmerksames Hausmütterchen, ließ es sich nicht nehmen, ihr das Geleit zu geben und dann sorgfältig die große, schwere Haustür hinter ihr zu verschließen. Dann machte sie sich daran, das Abendessen zu besorgen. Dazu mußte sie in Küche und Keller gehen, und das nahm so viele Zeit in Anspruch, daß sie ganz erstaunt war, als sie nachher in das Speisezimmer trat und die Schwester noch nicht vorfand. Draußen war es ja inzwischen beinah ganz dunkel geworden. Vermutlich also war sie ins Haus gekommen und in die Stube hinaufgegangen, die beide Schwestern im oberen Stock bewohnten? Eilends stieg sie hinauf, um sie zum Abendbrot zu rufen. In dem Zimmer oben, und auch in dem anstoßenden Schlafzimmer war sie jedoch auch nicht. Wo denn also? Doch noch im Garten? Es blieb nichts übrig; sie mußte nachsehen. Und richtig, drüben an dem Rosenspalier, wo sie heute früh ihr seltsames Lied gesummt hatte, kaum noch erkennbar im Dunkel, ging etwas mit hastigen Schritten auf und ab, und das war die Johanna Margarete.

„Aber Gretchen," sagte die Schwester, indem sie ihr nachging, „so komm doch herein zum Abendessen. Du erkältest dich ja hier draußen."

Sie hatte ihre Hand erfaßt; dabei fühlte sie wieder, wie sie zitterte. „Ist dir was, Gretchen? Du hast ja eiskalte Hände?"

„Ich weiß nicht," erwiderte die Gefragte mit abgebrochenem Tone, „ich bin so aufgeregt."

„Wovon denn? Von dem, was Fräulein von Ruttenau vorhin erzählt hat?“

„Ja,“ entgegnete sie, „ich weiß nicht, wie ich dir das beschreiben soll; wenn ich so von Pferden und Reiten höre, und von der weiten, wilden Welt, siehst du, ich kann dir gar nicht sagen, wie mich das aufregt. So merkwürdig, so — furchtbar.“

„Aber Gretchen, dabei ist doch nichts aufzuregen! Du hast doch selbst gehört, wie Fräulein von Ruttenau zu dem allen gelacht hat?“

„Du hast ja recht, du hast ja recht,“ sagte Johanna Margarete, „und es wird auch wirklich kühl hier draußen.“

Sie legte den Arm um die Schulter der Schwester und drängte sich an sie, als wenn sie fröre. Und so gingen beide hinein.

Acht Tage etwa waren vergangen, einer so schön wie der andere. So wie neulich blühten auch heut noch die Rosen im stillen Pfarrhausgarten, und so wie neulich saßen auch heute die beiden dunkelgekleideten Mädchen in der runden Laube inmitten des Gartens; die eine fleißig wie immer, die andere lesend, ohne zu lesen. Der Vater war nicht anwesend. Ob er droben in seinem Zimmer saß? Ob er draußen auf einem Ausgange bei irgend jemandem war, der seiner bedurfte? Wer wußte es. Er war ein Mann, der mit sich allein war. Wenn er zu seinen Töchtern trat, war das immer wie etwas Besonderes.

In der tiefen Stille erhob sich plötzlich, wie aus weiter Ferne von draußen ein fremdartiges Geräusch, wie ein dumpfes Getrampel von Schritten, ein Rollen von Rädern. Dazwischen gellende, schmetternde Töne, wie wenn mit Hörnern geblasen würde, oder Trompeten. Als die Klara Marie das vernahm, ließ sie den Strickstrumpf sinken.

„Gretchen,“ sagte sie, „ich glaube, da kommt der amerikanische Zirkus.“

Die Ankündigung war nicht vonnöten. Die Schwester hatte den Lärm bereits gehört, starr aufgerichtet saß sie im Stuhl und lauschte. Das dumpfe Getöse wälzte sich immer näher.

„Ich glaube wahrhaftig, sie kommen bei uns vorbei,“ sagte die Klara Marie. „Von unserem Zimmer können wir es prachtvoll sehn. Du, Gretchen, wollen wir hinaufgehn?“

Von der Johanna Margarete kam keine Antwort. Ganz

von Ungeduld verzehrt, sprang die andere auf. „Ich sehe rasch einmal zu." Damit huschte sie zum Garten hinaus, ins Haus, die Treppe hinauf.

Wenige Augenblicke darauf kam sie zurück; ganz rot vor Aufregung, laut rufend: „Gretchen! Gretchen!" Wo war denn die Johanna Margarete hin? Die Laube war leer.

„Gretchen, wo bist du denn? Wo steckst du denn?" Mit den Augen suchte sie durch den ganzen Garten, dann schoß sie im Trabe zu der Mauer hinüber. In die Mauerecke gedrückt, hinter einem Holunderbusch, als wenn sie geflüchtet wäre und sich verstecken wollte, stand die Johanna Margarete.

„Gretchen, so komm doch, gleich sind sie heran! Aber, Gretchen, was ist denn?" Die Schwester hatte beide Hände in die Mauerecke gedrückt und das Gesicht in die Hände. Sie bebte am ganzen Leibe. „Das ist doch kein Unrecht, wenn wir uns so etwas ansehen? Dagegen würde der Vater gewiß nichts haben, ganz gewiß nicht." Mit zärtlicher Hast zog sie die Hände der Schwester herab und drehte diese zu sich herum.

„So etwas sieht man ja im ganzen Leben nicht wieder!"

Das Gelärm war jetzt ganz nah; es klang, als würde der Zug im nächsten Augenblick um die Ecke herum und auf den Kirchplatz einbiegen. Noch eine Sekunde, an der Schwester vorbeisehend, stand die Johanna Margarete. Ihre Brust hob sich, als wenn sie etwas sagen, beinah schreien wollte, und alles verschluckte. Dann verwandelte sich die Blässe ihres Gesichts in flammende Glut, und plötzlich, wie ein Pfeil, schoß sie nach dem Hause hin, so schnell, daß die kleine, rundliche Schwester ihr kaum zu folgen vermochte.

Im Augenblick, als sie droben ihr Zimmer betraten, dröhnte zu den beiden Mädchen von der Straße ein Trompetengeschmetter herauf, daß die Wände erzitterten. Nicht grade schön, aber laut. Wer jetzt noch nicht hörte, daß der Zirkus Myers da war, der hätte auch eine Kanone nicht gehört, die man vor seinen Ohren abfeuerte. Mit einem Jubelschrei stürzte die Klara Marie ans Fenster und beugte sich auf das Fensterbrett. „Da sind sie!"

Ja, da waren sie. Eine Wolke von Knaben, Mädchen, Erwachsenen beiderlei Geschlechts wälzte sich voraus; hinter dem grauen Gewühl blinkte es farbig auf; in schreiend roten, goldbetreßten Röcken, auf prachtvollen Isabellen reitend, kam ein Geschwader von Männern, die ellenlange trompetenartige In-

strumente am Munde hielten und auf Mord und Tod hineinbliesen. Unmittelbar hinter ihnen ertönte ein schweres Gerumpel von Wagenrädern; auf vier Blockrädern wankte und schwankte ein mächtiger, mit bunten Tüchern behangener Wagen daher, in dessen Mitte sich ein mit Goldblechschildern geschmücktes Gerüst erhob. Auf der Spitze des Gerüstes, wie auf einem Thron, saß ein Mann, als babylonischer König ausstaffiert, mit einer mächtigen Zackenkrone auf dem Haupte. Nach praktischer, amerikanischer Art, die dafür sorgt, daß der Zuschauer auch genau weiß, was er sieht, stand als Inschrift am Fuße des Thrones mit großen goldenen Buchstaben „Nebukadnezar" geschrieben. Nun wußte man's; und ein johlendes Kreischen der begleitenden Straßenjugend wiederholte wieder und immer wieder „Nebukadnezar! Nebukadnezar!" Zu Füßen des Gerüstes und auf dessen Vorsprüngen standen, saßen und lagerten, einzeln und in Gruppen, Tänzerinnen, die die Arme breiteten, mehr oder minder holdselig grüßten und nickten, und die trotz ihrer modernen kurzen Röckchen, fleischfarbenen Strümpfe und Tanzschuhe, jedenfalls das Frauenhaus des babylonischen Königs darstellen sollten. Dann aber, nachdem auch dieses Wunder vorübergerasselt war, erhob sich ein staunendes „Huah! Huah!" unter Knaben und Mädchen, und gleichzeitig vernahm man ein dumpfes, gleitendes Schlürfen auf dem Straßenpflaster, wie wenn schwere Gummisäcke darüber hingeschleift würden, und ein Schnauben und Prusten. „Die Elefanten!" schrie die Klara Marie. „Gretchen, da kommen sie!"

Und da kamen die Elefanten. Zwar nicht volle zwanzig, wie Charlotte von Ruttenau angegeben hatte, aber immerhin zwölf Stück, die in vier Reihen, zu je drei und drei, hintereinander daher getrottet kamen. Auf jedem der Mitteltiere saß ein Kornak, der die beiden andern Tiere, zur Rechten und Linken, mit dem langen Stabe lenkte und leitete, den er in Händen trug. Die gelehrigen Geschöpfe bedurften indessen, wie es schien, kaum einer Leitung. In machtvoller Gelassenheit, mit den Rüsseln wedelnd, schritten sie ihres Weges, mit den verständigen Augen so klug vor sich hinblickend, daß es beinah aussah, als wenn sie lächelten und sich über das kleinstädtische deutsche Volk lustig machten, das über ihre Erscheinung in solches Staunen geriet. Zu denen, die am lebhaftesten staunten, gehörte zweifellos die Klara Marie dort oben am Fenster.

„Nein, sieh doch nur, diese fabelhaften Tiere! So riesig groß! Und einige ganz grau, und wieder andere ganz schwarz! Und was sie nur mit ihren Rüsseln machen! Wie sie die immer auf- und zurollen und damit umherfuchteln! Sieh doch nur, Gretchen! Siehst du's denn?"

Ja, sie sah alles, obschon sie nicht, wie die Schwester, im Fenster lag, mit beiden Ellenbogen auf das Fensterbrett gestützt. Zwei Schritte vom Fenster entfernt stand sie im Zimmer, regungslos wie eine Bildsäule. Die Augen, mit denen sie auf das Schauspiel draußen hinuntersah, brannten wie Kohlen in dem bleichen Gesicht. Und jetzt öffnete sie die Lippen. „Da — die Pferde!" sagte sie.

In der Tat kamen hinter den Elefanten Pferde in ganzen Massen. Erst Kunstreiter und Kunstreiterinnen in bunten, eng anliegenden Trikots, dann Schulreiter im Frack und Schulreiterinnen in schwarzen Reitkleidern, und endlich, was vielleicht das Merkwürdigste an dem ganzen Aufzuge war, ein Wagen, der von nicht weniger als sechzehn Pferden gezogen wurde. In acht Paaren, je zwei und zwei nebeneinander angespannt, schritten die schönen Tiere, ungeduldig tänzelnd und mit den Köpfen nickend dahin. Auf dem hohen Bock des Wagens saß der Zirkusdirektor selbst, der mit außerordentlicher Kraft und Geschicklichkeit, das ganze Gewirr von Zügeln in seinen Händen vereinigend, das mächtige Gespann lenkte. Ein betäubendes Beifallsgeschrei des zuschauenden Volkes begrüßte diese wirklich erstaunliche Leistung, und hinter dem Wagen, der den Schluß des Zuges bildete, wälzte sich die Menge, wie eine brausende Welle, die lange Straße entlang.

„Fabelhaft, fabelhaft, fabelhaft!" rief die Klara Marie, die ganz benommen von dem Erlebten im Fenster liegengeblieben und dem Zuge mit den Augen gefolgt war, soweit sie ihn noch zu sehen vermochte. Eben wollte sie sich aufrichten, als der Hufschlag eines einzeln galoppierenden Pferdes vernehmbar wurde.

„Da kommt wohl noch etwas?" sagte sie. Im nämlichen Augenblick bog um die Ecke des Kirchplatzes ein Reiter auf einem Pferde, wie die Klara Marie noch nie eins gesehen hatte. Klein, aber jede Bewegung von stählerner Kraft, mit lang wallender Mähne und einem Schweife, der beinah den Erdboden fegte.

Und der Reiter, der auf dem Pferde saß — ob der auch

zu dem Zirkus gehörte? Fast hätte man es denken sollen; jedenfalls sah er anders aus, als die Herren der Stadt, wenn die zu Roß stiegen. Statt des Tuchrocks trug er eine offene Jacke von gelbbraunem Lederstoff, unter der ein breiter rotseidener Gürtel sichtbar wurde; die Knopflöcher waren mit baumelnden Quasten verziert. Seinen Kopf bedeckte ein schier ungeheuerlicher, breitrandiger Filzhut; die Beine steckten in Gamaschenhosen, die sich nach unten weiteten. An den Stiefeln waren lange, grade Sporen, sogenannte Gauchosporen, angeschnallt. Die ganze Erscheinung bot ein merkwürdig fremdartiges Bild, und bis zur Wildheit steigerte sich diese Eigenart, wenn man das braunverbrannte, schnurrbärtige Gesicht sah, das der breite Hut beschattete, wenn man sah, wie der Mann sein Pferd regierte. Als wären Mensch und Tier zusammengewachsen gewesen, so daß aus beiden ein neuartiges einheitliches Geschöpf entstand, so saß er im Sattel, so folgte und gehorchte das Pferd, dessen breite, dunkle Brust ganz mit weißem Schaum beflogen war, jedem Druck seiner Schenkel, jeder Bewegung seiner Hand. Und jetzt, als er bis in die Mitte des Platzes gelangt war, riß er das Pferd mit einem mächtigen Zügelruck zurück, während er es mit dem Schenkel nach vorn drängte. Das Roß stieg auf den Hinterbeinen beinah senkrecht empor, und indem dieses geschah, warf der Reiter den Kopf herum und schickte einen Blick zu dem Fenster hinauf, an dem sich die Töchter des Predigers Wanderloh befanden. Ob er beide suchte? Oder ob der Blick nur der einen galt? Der Schlanken, der Blassen, die da oben, einen Schritt vom Fensterkreuz entfernt stand, und wie gebannt hinunterstarrte, mit einem Blick, in dem Staunen, Fragen, Entsetzen sich zu einem unentwirrbaren Ausdruck vermischte? Kaum eine Sekunde dauerte dieses, aber diese Sekunde war wie das Aufleuchten eines blauen Blitzes. In dem braunen Gesichte des Reiters standen zwei graublaue Augen, und als er zu den Schwestern aufblickte, war es gewesen, als zuckte aus dem dunklen Antlitz ein grelles Licht und als wäre eine blaue, stählerne Klinge zu dem Fenster hinaufgeflogen. Die gestrafften Zügel ließen nach; das Pferd senkte sich auf die Vorderbeine, und in gestrecktem Sprunge schoß es mit seinem Reiter davon.

„Du Gretchen," sagte die Klara Marie mit dem Tone äußerster Verwunderung, „das sah ja doch gradezu so aus, als ob der heraufgesehen hätte? Wer ist denn das nur?"

Kein Laut erfolgte von der Angeredeten. Wußte denn die Johanna Margarete, wer es war? Und wenn sie es gewußt hätte, hätte sie denn sprechen können? Da ihr doch Brust und Kehle wie zugeschnürt waren von einem unerklärlichen, unbeschreiblichen Gefühl, von einer furchtbaren Angst, als stände eine Gefahr, vor der sie sich ihr Leben lang gefürchtet hatte, unmittelbar vor der Tür, und zugleich von einer schaurigen Lust, sich kopfüber in die Gefahr hineinzustürzen, wie in ein loderndes Feuer, und darin zu verbrennen und zu vergehen. Vielleicht hatte sie überhaupt gar nicht gehört, daß die Schwester sie angesprochen. Wenigstens sah es so aus, da sie immer noch wie gelähmt an dem Flecke stand, an dem sie bisher gestanden hatte und mit glasigen Augen hinunterstarrte auf das Pflaster des Platzes da drunten. Alle ihre Gedanken kreisten um einen Punkt: dieses grelle Aufblinken des Lichts in einem dunklen Gesicht, in einem raubtierartig lechzenden Gesicht, hatte sie das nicht einmal schon gesehen? Wann war es nur gewesen, und wo? Diese Empfindung, die sie da eben gehabt hatte, als wäre eine blaue, scharfe, geschliffene Stahlklinge geflogen gekommen und ihr in die Haut gedrungen, da wo die Haut über dem Herzen ist — hatte sie das nicht schon einmal erlebt? Wann war es nur gewesen, und wo? Und jetzt kam ihr ein Erinnern, und so krampfhaft war ihr Bemühen, die Erinnerung wieder wachzurufen und festzuhalten, daß als die Schwester sie von neuem anreden wollte, sie ihr schweigend zuwinkte: „Sprich nicht — sprich nicht." Neulich, als sie mit der Klara Marie hinter dem Vater drein, aus der Kirche nach Haus gegangen war, über den Platz hinweg, als sie nur noch wenige Schritte vom Hause entfernt war, da war es gewesen. Da war sie plötzlich glühendrot geworden, weil ihr gewesen war, als stände unmittelbar zu ihrer Seite ein fremdes, furchtbares Wesen, so etwas wie ein Tiger beinah, der den lechzenden Rachen aufsperrte, so daß sie den heißen Dunst auf ihrem kühlen, bleichen Gesicht gespürt hatte. Da war es ihr gewesen, als flöge sie etwas an, etwas Unsichtbares, Schädliches, Entsetzliches. Sie hatte sich umgesehen — ganz genau erinnerte sie sich jetzt — hatte unwillkürlich gesucht und niemanden gesehen und nichts entdeckt. Und, jetzt — da unten — der —? Sie trat vom Fenster hinweg, in die Stube zurück. Der Kopf hing ihr vornüber, und so, mit hängendem Kopfe, ging sie im Zimmer auf und ab. Bis daß die Klara Marie, die arme, geängstigte, kleine

Schwester, die dem allen mit lautlosem Staunen zugesehen hatte, hinter ihr drein kam, ihr in den Weg trat.

„Gretchen, um Gottes willen, was ist denn los? Gretchen, so sprich doch ein einziges Wort!“

Als sie die liebende Stimme vernahm, die ihren Namen rief, und die Hände fühlte, die ihre Hände hielten, blieb die Johanna Margarete stehen.

„Ach Klärchen,“ sagte sie mit heiserer, trockner Stimme, „laß sein, laß sein, ich habe eine Erfahrung gemacht.“

Der unbestimmte Drang, der ihre Seele schwellte, hatte eine bestimmte Richtung gewonnen: seitdem sie da drunten die Pferde und das wilde Treiben gesehen hatte, wußte sie, daß eine wahnsinnige Lust an solchen Dingen in ihr war; die unsichtbare Gestalt, von der sie fühlte, daß sie hinter ihr drein ging, hatte ein Gesicht bekommen: seitdem sie den Reiter da drunten gesehen hatte, wußte sie, wie die Gestalt aussah. Das war es, was sie ihre Erfahrung nannte. —

In der Nacht, die auf diesen Nachmittag folgte, begab sich etwas Merkwürdiges: beide Schwestern schliefen in einem gemeinschaftlichen Zimmer, das unmittelbar an die große, nach dem Platze hinausgehende Wohnstube anstieß, von wo aus sie heute dem Umzug des amerikanischen Zirkus zugesehen hatten. Eine Glastür trennte beide Räume. Von Natur erfreute sich die Klara Marie eines gesunden Schlafes, der nur dadurch einige Einbuße erlitt, daß sie vor dem Einschlafen zu lauschen pflegte, ob auch die Schwester eingeschlafen sei. Heute, nachdem sie sich niedergelegt hatten, schien alles in Ordnung zu sein, sie meinte die tiefen Atemzüge des Schlummers von drüben zu hören und gab sich der Ruhe hin. Mitten in der Nacht wachte sie jedoch auf; sie hatte ein leises Geräusch vernommen — und richtig, indem sie, ohne sich zu bewegen, die Augen öffnete, gewahrte sie die Johanna Margarete, die aus dem Bette aufgestanden war und nun im Nachtgewande mit bloßen Füßen mitten im Zimmer stand. Dabei bemerkte sie, wie sie immerfort zu ihr herübersah, als wenn sie sich vergewissern wollte, ob sie auch schliefe. Im ersten Schreck wollte sie laut auffahren; instinktmäßig aber unterdrückte sie jeden Ton und stellte sich schlafend. Sie wollte sehen, was daraus werden würde. Nun beugte sich die Schwester dicht über sie, so daß sie ihren Hauch am Gesicht spürte, dann richtete

sie sich auf, und — klipp-klapp — ganz leise ging die Glastür. Die Johanna Margarete war hinaus.

Mit einem Satze, aber so geräuschlos als möglich, fuhr nun auch die Klara Marie aus dem Bette, und im nächsten Augenblick lag sie kniend an der Glastür. Wenn sie aufgerichtet mit ganzem Leibe dahintergestanden hätte, würde man sie von der Nebenstube aus haben sehen können; so wie sie jetzt nur mit dem Gesicht durch die Scheiben lugte, war das unmöglich. Dagegen konnte sie alles wahrnehmen, was sich im Zimmer nebenan begab, denn der Mond, der über dem Dache der alten Kirche drüben stand, blickte grade in die Fenster der Wohnstube und erfüllte den ganzen Raum mit seinem Licht.

In dem weißen Dämmerscheine bewegte sich eine weiße Gestalt, die Johanna Margarete. Sie ging im Zimmer auf und nieder, ganz langsam und so, als wenn sie die Füße nicht aufhöbe, sondern über den Fußboden dahinglitte. Die Arme hatte sie über der Brust gekreuzt, in der Art, daß die Fingerspitzen der rechten Hand auf der linken, und die der linken auf der rechten Schulter ruhten. Die Ärmel des Nachtgewandes waren von den Armen herabgeglitten; im weißen Mondlicht leuchteten die nackten Arme wie weißer Marmor. Und wie Marmor erschien auch das Gesicht; in den starrenden Augen spiegelte und blinkte das Mondlicht.

„Ist sie denn mondsüchtig?“ dachte die Klara Marie für sich. Aber davon hatte sie doch nie etwas bemerkt. Mondsüchtige untersuchen auch nicht, wie sie vorhin getan hatte, ob diejenigen, die mit ihnen in dem nämlichen Zimmer schlafen, wach sind und ihr Tun beobachten. Nein, sie war offenbar bei vollem Bewußtsein.

Allmählich wurden die langsamen Bewegungen der weißen Gestalt schneller und immer schneller. Plötzlich löste sie die Hände von den Schultern, hob beide Arme empor und ließ sie dann zur Rechten und Linken niedersinken, bis daß sie wagerecht vom Leibe standen, und indem nun die biegsame Gestalt das geräumige Zimmer hinauf und hinab glitt, sah es nicht anders aus, als würde sie von weißen Flügeln gehoben und getrieben. Das gewährte einen wundersam phantastischen Anblick. Und indem ihr der Mond jetzt grell das Gesicht beleuchtete, wurde die merkwürdige, beinah unheimliche Veränderung wahrnehmbar, die mit dem Gesichte vorgegangen war: der sanfte, träumerische

Ausdruck darin war verschwunden, statt dessen waren alle Züge wie im Krampfe gespannt. Die Lippen öffneten sich, schoben sich über die Zähne zurück, als wenn sie mit durstigem Munde die Luft eintrinken wollte, dann schlossen sie sich wieder, preßten sich aufeinander, daß alles Blut daraus entwich, und indem dies geschah, bekam das Gesicht einen verzweifelt entschlossenen, verlangenden, beinah gierigen Ausdruck. Als wenn da vor ihr etwas wäre, auf das sie zustrebte, das sie haben, besitzen, an sich reißen wollte, so sah es aus. Und jetzt, als wenn sie irgend etwas umfassen und umarmen wollte, schwenkte sie die Arme nach vorn, breitete sie dann, wie Flügel, wieder aus, und plötzlich begann sie, sich zu drehen. Sie drehte sich, sie tanzte. Aber nicht in kurzen, hüpfenden, hopsenden Sätzen, sondern in weiten, weichen Bogensprüngen, so daß die Lauscherin an der Glastür das gedämpfte Aufschlagen der nackten Füße auf dem Zimmerteppich vernahm. Die ganze schlanke Gestalt war ein Neigen und Wiederaufsteigen; dicht über dem Fußboden glitten die Hände hin, als wenn sie dort etwas auflangten, dann reckte der Leib sich, das Haupt fiel in den Nacken, die Arme flogen empor, als würfe sie den gefundenen Gegenstand in die Luft und fing ihn wieder auf. Und dieses alles unter fortwährend drehenden, das ganze Zimmer umkreisenden Bewegungen, so daß das Nachtgewand den Leib umflatterte und Leib und Glieder unter dem Gewande für Augenblicke aufleuchteten, wie weiße Blütenäste, die im Winde schwanken. Dies alles mit immer wachsender, atemloser, beinah rasender Geschwindigkeit, mit einer Kraft und Ausdauer, die man an dem zarten Geschöpfe gar nicht begriff, mit einer Grazie in jeder Bewegung, einer Anmut und Lieblichkeit, daß die Schwester, die Mund und Nase an die Scheiben der Glastür da draußen angepreßt hielt, Schreck und Grausen beinah vergaß und nichts vermochte, als staunend hinzublicken auf das berückende, berauschende, wundersame Bild.

„Woher hat sie das? Woher kann sie das?" Diese Fragen wirbelten der Klara Marie durch den Kopf. Und dann erst, in einem Abstand gewissermaßen, kam ihr die weitere Frage: „Warum tut sie das? Was treibt sie dazu?"

Anfänglich hatte sie aufspringen, zu der Schwester hineinstürzen und sie in die Arme schließen wollen, weil sie ein Gefühl gehabt hatte, als wenn sie sie vor irgend etwas Schrecklichem retten müßte. Jetzt konnte sie nicht mehr. Wie angeheftet lag

sie kniend am Boden und schaute und blickte und sah, wie das da drinnen immer weiter ging, der sinnbetörende Tanz, das Breiten und Schließen der nackten, weißen Arme, das Neigen und Wiederaufsteigen des reizenden, herrlichen Leibes. Bis daß ein plötzliches Versagen der Kräfte einzutreten schien, die Bewegung jäh abbrach und das tanzende Weib mit einem dumpfen Schlage, wie leblos zu Boden fiel.

Jetzt kam der Klara Marie die Besinnung wieder. Sie riß die Glastür auf und mit einem Angstschrei stürzte sie sich über die Schwester.

Als die Johanna Margarete, die mit keuchendem Leibe in den Armen der Schwester lag, deren Gesicht auf sich herabgebeugt sah, richtete sie die Augen mit einem dumpfen Blick zur Stubendecke hinauf.

„Nun kommt es," sagte sie mit schwerer Stimme.

„Was kommt denn, Gretchen? Was soll denn kommen?" fragte die andere.

Ein ungeduldiges, beinah unwirsches Kopfschütteln, wie man es an dem liebenswürdigen Geschöpf sonst nicht kannte, war die einzige Antwort. Von der Klara Marie unterstützt, erhob sie sich, dann blieb sie, wie sinnend, mitten im Zimmer stehn.

„Möchtest du denn nicht wieder zu Bette gehn? Du mußt dich ja erkälten," wagte sich die Klara Marie, die beobachtend hinter ihr stand, schüchtern hervor. Die andere wiegte das Haupt, so daß es wie Zustimmung aussehen konnte, dann trat sie an den Nähtisch, in dessen Schubfächern die beiden Schwestern Nähzeug, Strick- und Stickzeug und alles zu häuslichen Arbeiten Notwendige verwahrten. Sie wühlte in den Gerätschaften, bis daß sie eine Rolle dicker, fester Schnur gefunden hatte. Die nahm sie zur Hand.

„Komm," sagte sie alsdann, indem sie, der Schwester voran, in das Schlafgemach zurück ging. Ton, Gebärde, alles war kurz, beinah herrisch befehlend, anders, als man es sonst an ihr gewohnt war. Sobald sie das Zimmer betreten hatte, ging sie an ihr Bett, legte sich darauf nieder und streckte sich lang aus. Dann überreichte sie der Schwester die Schnur, die sie mitgebracht hatte.

„Nimm," sagte sie, „binde mir Hände und Füße!"

Völlig entsetzt stand die Klara Marie.

„Dich — binden?" stotterte sie.

„Ja, fest, ganz fest!“ gebot die Schwester. Ihre Lippen zuckten, ihre Augen gingen an der andern vorbei.

„Aber — warum denn?“

Die Johanna Margarete stieß mit den Füßen gegen den Bettrand, wie in zorniger Verzweiflung.

„Weil es sonst wieder kommt, und mich wieder mitnimmt und mich wieder da vorn hineinjagt, und vor sich herjagt, und weil ich's nicht will, nicht will, nicht will!“

Sie drückte die Arme vor das Gesicht und brach in verzweifeltes Weinen aus. Ganz überwältigt von Kummer und Mitleid beugte sich die kleine Schwester über sie.

„Aber Gretchen? Aber Gretchen?“

„Tu's,“ stöhnte diese, tu's, ich will's.“

Die Klara Marie erkannte, daß kein Widerstreben half.

„Werde nur ruhig,“ sagte sie, „ich will's ja tun, wenn du durchaus willst. Nur ein paar Seidenbänder will ich holen, die ich vorn im Kasten habe.“

Sie richtete sich auf, um hinauszugehn, aber die Schwester hielt sie fest.

„Nicht mit Seidenbändern,“ sagte sie, „sondern damit.“ Sie zeigte auf die Schnur, die sie ihr eingehändigt hatte.

„Mit der harten, dicken Schnur? Aber um Gottes willen, das tut dir ja fürchterlich weh?“

„Es soll mir weh tun! Ich will, daß es mir weh tut!“ Beinah schreiend brachte die Johanna Margarete dies hervor. Dazu warf sie den Leib in den Kissen herum, daß die Bettstatt dröhnte. Ganz ratlos und verzweifelt mußte sich die Klara Marie ihrem Willen fügen.

„Es ist ja gut, Gretchen, werde doch nur ruhig, nur ruhig.“

Und nun, während ihr die dicken Tränen über die Wangen tropften, setzte sie sich auf das Fußende des Bettes und begann das schauerliche Werk, zu dem sie befohlen worden war.

Wie eine Märtyrerin, die sich allem unterwirft, überließ ihr die Schwester die Füße, die schönen, kleinen Füße, und mit der harten Schnur ließ sie sich die schlanken Fußknöchel zusammenbinden. „Fester! Ganz fest!“ gebot sie, als sie merkte, daß die Schwester die Schnur nur locker darum schlang. Und nun blieb nichts übrig, die Klara Marie mußte so fest anziehen, daß die schreckliche Schnur tief in die zarte Haut einschnitt.

„Tut es dir denn nicht weh, Gretchen? Es muß ja fürchter-

lich weh tun?" Aber die Gefragte ließ keinen Klageton, nicht einmal ein Seufzen vernehmen. Lautlos reckte sie die Arme über das Haupt.

„Binde mir jetzt die Hände zusammen," sagte sie, „und dann binde sie mir hinten an das Bett."

So ernst, so streng, so wie der Ausdruck eines unbeugsamen Willens kam das heraus, daß ein Widerstreben unmöglich war. Also schnürte die Klara Marie auch die Hände der Schwester zusammen und schlang sodann die Schnur um die hinteren Pfosten des Bettes. Dann, als die entsetzliche Arbeit getan war, und sie die edle Gestalt grausam gebunden vor sich liegen sah, fiel sie neben dem Bette in die Knie und drückte weinend das Gesicht auf die Brust der Schwester.

„Warum muß denn das alles sein, Gretchen? Ich sehe ja doch, wie schrecklich du leidest?"

Die Johanna Margarete blickte über sie hinweg.

„Ja, Klärchen," sagte sie, „gewiß tut es weh. Aber so eben muß es sein. Feuer muß Feuer verschlingen. Nun lege die Decke über mich, und gib mir noch einen Kuß und leg dich schlafen. Morgen früh, wenn du aufstehst, kannst du mich wieder losmachen."

Folgsam, wie von einem übermächtigen Willen gelenkt, erfüllte die Klara Marie jede dieser Anweisungen. Nur eines, was ihr befohlen worden war, konnte sie nicht zustande bringen: schlafen. Mäuschenstill, aber mit offenen Augen und wachen Ohren lag sie in ihrem Bett, fortwährend lauschend, ob nicht von der Lagerstatt der Gefesselten da drüben ein Ruf ertönen würde, der sie aufforderte, der Qual ein Ende zu machen, ein Schmerzenslaut, ein Stöhnen. Aber sie hörte nichts, auch nicht das allergeringste. Kein Wort, kein Seufzen, nicht einmal ein Zucken der gefesselten Glieder. Man hätte denken können, eine Tote läge dort. So ging der Rest der furchtbaren Nacht, Stunde nach Stunde, langsam dahin, und aus dem düsteren Traumbilde, zu dem sich das Erlebte im Gehirn des armen Mädchens zusammenballte, tönten immer und immerfort die seltsamen, unverständlichen Worte hervor, die die Schwester vorhin gesprochen hatte: „Feuer muß Feuer verschlingen." Was hatte sie nur damit gemeint? Vergeblich zerbrach sich die Klara Marie den Kopf; sie fand keine Erklärung.

Sobald die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die

Häusergiebel über dem Garten vergoldeten und verkündigten, daß die Nacht überstanden sei, sprang sie vom Lager auf und, ohne sich vorher irgendwie anzukleiden, zu der Schwester hinüber. Totenbleich, mit geschlossenen Augen lag diese, wie sie gelegen hatte, als die Klara Marie ihr den letzten Kuß gegeben hatte. Jetzt schlug sie die Augen auf, und die Ahnung eines Lächelns zauberte die einstige Lieblichkeit in ihr Gesicht zurück, als sie sagte: „Du stehst aber heut viel früher auf, als gewöhnlich." Trotzdem ließ sie es nun geschehen, daß die Schwester sich auf ihre Hände und Füße stürzte und mit zärtlicher Hast die Banden entfernte, die ihre Glieder verstrickt hielten. Ein unwillkürliches tiefes Aufseufzen verriet, wie grausam sie gelitten hatte.

„Siehst du," sagte die Klara Marie, als sie das hörte, „ob ich's gewußt habe. Ob ich's gewußt habe."

Geschäftig, nachdem sie die allernotwendigsten Kleidungsstücke angelegt hatte, eilte sie hinaus, einen Wasserzuber und aus der Küche warmes Wasser zu holen, dann kniete sie vor der Schwester nieder, stellte ihre Füße in die laue Flut und badete die schönen, gemarterten Füße. Wie eine Magd bediente sie die Schwester. Es sah aus, als hätte sie am liebsten ihr Haar gebraucht, um sie zu trocknen; als sie aber das Gesicht erhob, erkannte man, daß es keine sündige Magdalene war, was da kniete, sondern die hilfreiche Liebe und Selbstlosigkeit in verkörperter Gestalt. Beide Arme auf die Schultern der Schwester auflegend, umfing die Johanna Margarete ihr Haupt und drückte ihre Wange an das runde, freundliche Gesicht. „Du Gute," sagte sie mit tiefer, schwerer Stimme, „du Gute, du Gute." Sie küßte sie, ließ sich von ihr küssen, und dieser wechselseitige Kuß war wie eine stumme Vereinbarung zwischen beiden, daß damit die Ereignisse dieser Nacht begraben sein sollten.

In dieser, äußerlich wenigstens, beruhigten Stimmung vergingen die nächsten Tage, bis nach abermals acht Tagen etwa Fräulein von Ruttenau von neuem erschien. Sie war noch ganz geladen mit der Erinnerung an den Zirkus Myers und die Wunderdinge, die sie dort mit angesehen hatte. „Die Schwestern Wanderloh waren nicht hingegangen? Hatten nichts gesehen?" Nein, sie waren nicht hingegangen. „Na — begreiflich, aber schade, wirklich schade!" Der Zulauf aus Stadt und Umgegend war so kolossal gewesen, daß der Direktor nur ungern und nur weil zwingende Abmachungen ihn nötigten, seine Zelte abgebrochen

hatte und weitergezogen war. Nicht ausgeschlossen aber blieb die Möglichkeit, daß er auf dem Rückwege diesen Weideplatz für seine Kasse noch einmal besuchen und zum zweiten Male abgrasen würde.

Dann aber die Hauptsache, das Gartenfest, das nun wirklich ins Leben treten sollte. Die Vorbereitungen waren im Gange; der Bruder von Fräulein Charlotte leitete sie. Diese Vorbereitungen versprachen Glänzendes. Zu dem Regierungsgebäude gehörte ein ausgedehnter Garten, in dessen Mitte sich ein großer, runder Rasenplatz befand. Dieser würde mit leichten, aber festen Brettern bedeckt werden, denn auf dem Rasen tanzte es sich bekanntlich zu schlecht. Und getanzt sollte werden, und zwar tüchtig. Bunte Papierlaternen, rings um den Platz aufgehängt, würden Licht geben. „Was man so nennt, eine italienische Nacht."

Mitten in diese Erklärungen, die wie ein unerschöpflicher Quell aus der Erzählerin hervorsprudelten, trat der Vater der beiden Mädchen, Prediger Wanderloh. Er hatte bereits eine Zeitlang außerhalb der Laube gestanden, war aber nicht bemerkt worden, weil Charlotte von Ruttenau erzählend, und die Klara Marie zuhörend, überhaupt nichts hörten und sahen, als das Wunderbild ihrer Phantasie, das kommende Gartenfest, während die Johanna Margarete mit dem Rücken nach ihm hin saß. So hatte er Gelegenheit gefunden, zu beobachten, wie verschieden die Schilderung auf seine beiden Töchter wirkte, wie die eine in kindlicher Wonne die bevorstehenden Herrlichkeiten genoß, während die andere abgewandt in sich selbst zurückgezogen dasaß, beinah als wenn sie die Ankündigung von etwas Schrecklichem erhielt. Indem er das bemerkte, wiederholte er sich den Beschluß, zu dem er neulich gelangt war, dem selbstquälerischen Kinde etwas mehr Luft und Sonne zu gewähren. Und dazu erschien ihm die vorliegende Gelegenheit ganz geeignet.

Als der Prediger Wanderloh in die Laube trat, flog ihm Charlotte von Ruttenau förmlich entgegen.

„Herr Prediger, ich habe mich zu einem Fußfall vor Ihnen erboten, damit Sie Ihren Damen die Erlaubnis zu unserem Gartenfest erteilen! Verlangen Sie, daß ich in den Staub sinke oder gewähren Sie es ohne das?"

In seinem für gewöhnlich so ernsten, beinah düsteren Gesicht mußte sie heut einen Zug bemerkt haben, der sie zu solchen

Scherzen ermutigte. Der Prediger Wanderloh überflog mit den Augen die Klara Marie. „Nun," sagte er, „daß du gern möchtest, das sehe ich wohl." Dann trat er zu seiner anderen Tochter, und in gewohnter Weise ließ er die Hand über ihr blondes Haar gleiten. „Und was sagt denn meine Johanna Margarete?"

Langsam richtete diese das Haupt auf, und indem sie ihn anblickte, sah es aus, als hätte sie die Anwesenheit der beiden anderen, der Charlotte Ruttenau und ihrer Schwester vergessen und wäre allein auf der Welt mit dem Mann, der da vor ihr stand.

„Ich — weiß nicht," gab sie nach längerem Schweigen zögernd zur Antwort.

„Hättest du nicht Lust dazu?" fragte er. „Glaubst du nicht, daß es dir Vergnügen machen würde?"

Sie senkte die Augen; ein kaum zu beschreibender Zug, wie ein zitterndes Lächeln glitt über ihr Gesicht. Seitdem sie von dem Feste erzählen hörte, seitdem sie ahnte, wem sie dort möglicherweise begegnen würde, war ein Gefühl in ihr, als könnte dort etwas auf sie zukommen, wie die Trunkenheit des Wahnsinns, wie der Rausch, aus dem es kein Erwachen gibt, wie das Ende, von dem man nicht wiederkehrt. Und er fragte sie, ob es ihr nicht Vergnügen machen würde? Sie strich sich über die Stirn. Beinah wie ein Schwindelgefühl wandelte es sie an, als müßte sie sich festhalten, und hätte nichts, wonach sie greifen konnte, als wäre ihr etwas verloren gegangen, was früher vor ihrem Bewußtsein gestanden hatte, wie ein Pfeiler. Hinter den Schultern des Vaters glaubte sie eine Gestalt aufsteigen zu sehen, eine andere, eine fremde, die hohe Gestalt des Vaters noch mächtiger überragend, mit braun verbranntem Gesicht, in dem zwei stahlblau leuchtende Augen flimmerten. Die Augen sprachen — was sprachen sie? „Du bist mein," sagten sie. „Ich weiß, daß du mir zu entkommen versuchst, aber es hilft dir nichts, du entkommst mir nicht. Ich weiß, daß du dich bei dem hier vor mir hast retten wollen, weil du ihn für den Gewaltigsten hieltest, aber er rettet dich nicht, denn ich bin mächtiger, als er." In ihrem Innern war eine dumpfe Stimme: „Er hat recht." Und wenn er recht hatte, dann gab es keine Rettung mehr. Vielleicht, wenn in diesem Augenblick nicht der Vater, sondern der Prediger Wanderloh vor sie hingetreten wäre, der Bußprediger, mit der eisernen Stimme, und sie mit dem Donner seines Zornes

aus ihrem Traume geweckt hätte, vielleicht, daß dann ihre Seele noch einmal zurückgekommen wäre aus der Welt da drüben, der Welt der wilden, zügellosen Leidenschaft, in die sie immer verlangender, immer lüsterner und gieriger hinunterzusteigen begann. Aber nicht der Prediger stand vor ihr, sondern nur der Vater; der Vater, der gar keinen Zorn in sich fühlte, sondern nur Liebe und Mitleid mit seinem Kinde, das er so qualvoll mit seinen dunklen, unschuldigen Empfindungen ringen sah. Darum strich er noch einmal liebkosend über ihren Scheitel.

„Komm doch zu dir, mein Kind," sagte er, „eingebildeten Gefahren muß man ins Gesicht sehn, sonst wird man schwach gegenüber den wirklichen. Wenn ich dir sage, daß du zu dem Feste gehen darfst, fürchtest du dich dann noch davor?"

Als er das gesagt hatte, blickte sie von ihm hinweg. Er war ihr der Mächtigste und der Klügste gewesen — plötzlich fühlte sie, daß sie klüger war, als er. Schweigend neigte sie das Haupt; also wollte sie denn mit der Klara Marie zum Tanzfeste bei Ruttenaus gehn.

Da man aber zu einem Tanzfeste nicht in schwarzen oder dunklen, sondern in hellen Gewändern geht, so wurde nun alles hervorgesucht, was Truhen, Kasten und Schränke dazu hergaben, und natürlich war es die Klara Marie, die alles besorgte. Ein wahrer Feuereifer beseelte sie. Von hundert Gedanken, die ihr durch den Kopf fuhren, galten aber kaum zehn ihr selbst und ihrer eigenen bescheidenen Person, alle neunzig anderen der Schwester. Ganz zum Kinde wurde sie wieder, das mit seiner Puppe spielt, und ihre Puppe war die Johanna Margarete. Die wollte sie ausstaffieren für den Abend, daß alle Welt staunen sollte, was für eine schöne Schwester sie besaß, daß alles die Augen verdrehen und ausrufen sollte: „Seht! Seht! Seht!"

Widerspruch von der Schwester hätte sie gar nicht geduldet, sie fand aber auch keinen, denn die Johanna Margarete hatte sich wirklich mit der Zeit daran gewöhnt, daß die kleine Schwester sich ihr zur Dienerin machte. Als der entscheidende Tag gekommen war, ließ sie diese darum nach Gutdünken schalten und walten.

„Nun komm einmal, Gretchen, damit ich sehe, wie dir das weiße Mullkleid steht" — sie ließ sich das weiße Mullkleid anlegen.

Aber sie war so blaß; ein bißchen mehr Farbe hätte sich

die Anprobiererin gewünscht. Es stand noch ein rosarotes Kleid von gleichem Stoffe zur Verfügung. Das rosa Rot aber ließ sie wieder zu backfischartig erscheinen. Also wurde demnach für den Abend das weiße Kleid in Aussicht genommen. Schön und feierlich sollte ihre Johanna Margarete aussehen, und das Weiß würde sie feierlich erscheinen lassen.

„Nun komm, Gretchen, daß ich dir das Haar mache." Und sie setzte sich und ließ sich das Haar aufmachen und kämmen und bürsten, und saß, solange es der Schwester beliebte, und das dauerte lange. Denn die Klara Marie unterbrach ihre Tätigkeit fortwährend durch Ausbrüche von Liebe und Zärtlichkeit.

„Nein, diese Haare! Diese wundervollen Haare!"

Sie wickelte sich das goldene Haar der Schwester um den Arm und küßte es, als wollte sie es nicht mit der Bürste nur, sondern mit den Lippen strählen. Einen ganz besonderen Kopfputz, wie er nur bei so üppigem Haarwuchse möglich war, hatte sie sich für die schöne Schwester ausgedacht: zu einem Kranze wollte sie ihr das Haar flechten, so daß es wie eine natürliche Krone ihr Haupt umgeben würde. Schön würde das aussehen, und weihevoll zugleich, wie es sich für die Tochter des großen Predigers geziemte. Und während der ganzen langen Zeit saß die Johanna Margarete und ließ geduldig alles mit sich geschehen. Geduldig, beinah schlaff; denn es war wie eine Schlaffheit in ihr, wie ein Gefühl, als triebe sie in einer lauen, strömenden Flut willenlos dahin, als hätten Mächte, gegen die sie vergeblich zu kämpfen versucht hatte, Gewalt über sie gewonnen. Sie blieb fast ganz stumm, sprach kaum ein Wort. Nur manchmal, wenn die Hand der Schwester sie berührte, die sie liebkoste und schmückte, schauerte sie leise; wie ein Opfer kam sie sich vor, das zum Opferaltar geführt wird. Aber dann glühten ihr wieder die Augen in stummer Erwartung auf: auf dem Opferaltar würde Feuer brennen, und ein dunkler, unbegreiflicher Drang war in ihr, „in das Feuer, in das Feuer hinein!" Als es gegen Abend kam, war endlich das große Werk des Ankleidens und Aufputzens vollbracht.

„Nun komm einmal und sieh dich an, wie du aussiehst," sagte triumphierend die Klara Marie, indem sie die Schwester vor den Spiegel führte. Im dämmernden, noch von keiner Lampe erhellten Abendlichte blickte ihr von drüben eine schneeweiße Ge-

ſtalt entgegen. „Beinah wie ein Geiſt, wie ein Geſpenſt," dachte die Johanna Margarete für ſich.

„Ja, ja, ſieh's dir nur an, das biſt du," ſagte neben ihr die Schweſter. Und es tat beinah not, daß ſie es ſagte; denn der Johanna Margarete war es, als ſtände da drüben ein geheimnisvolles, fremdes Weſen, ſo etwas, wie ein Doppelgänger, ein Spukgebilde, das unſere Züge trägt und innerlich ganz etwas anderes iſt, als wir.

„Siehſt du, jetzt nickſt du dir gar zu und ſagſt guten Abend," jauchzte die Klara Marie. Sie hatte geſehen wie die Schweſter ihrem Spiegelbilde zugenickt hatte. Ganz befangen wandte dieſe ſich ab. Unwillkürlich hatte ſie wirklich ſo etwas getan. Es war ihr geweſen, als nähme ſie, wie ſie ſich da gegenüberſtand, Abſchied von ſich ſelbſt, als hätte die da drüben ihr zugeflüſtert, daß ſie jetzt hinausginge, hinaus. Noch einmal ſtürmte die Klara Marie an den Kaſten, und nachdem ſie ein Weilchen darin geklappert hatte, kam ſie mit einem Halsband von weißen Perlen zurück, das ſie der Schweſter umlegen wollte.

„Das — ſind ja die Perlen von der Mama," ſagte die Johanna Margarete, indem ſie den Schmuck zögernd in die Hand nahm.

Ja, natürlich waren es die Perlen der Mama, die ſeit ihrem Tode und, ach, ſchon lange vorher nicht mehr getragen worden waren. Sollten ſie denn in dem Kaſten da verkommen? Es wäre doch ein Jammer geweſen.

„Setz' dich, Gretchen, daß ich's dir umtun kann."

Aber die Angeredete zögerte noch immer. Ein unſagbar ſchauriges Gefühl ging ihr durch die Seele. Die Klara Marie aber faßte ihr Zaudern ganz anders auf.

„Glaub' mir doch," ſagte ſie, „es wird dir prachtvoll ſtehn. Du biſt nun heute einmal die ‚Dame in Weiß', da ſind weiße Perlen ſtreng im Stile; alles andere würde nicht halb ſo ſtilvoll wirken. Tu mir den Gefallen, ſetz' dich."

Widerſtandslos, wie ſie geworden war, ſank die Johanna Margarete in den Stuhl. Als jedoch das kalte Geſchmeide ihre Haut berührte, zuckte ſie ſchauernd auf. Es war ihr geweſen, als legte ſich eine eiſige Hand um ihren Hals und als beugte ſich etwas zu ihrem Ohr und flüſterte ihr zu: „Jetzt biſt du mein Kind, deiner Mutter Kind, und ich hole dich, hole dich, hole dich."

Die dunklen Mäntel übergeworfen, gingen beide Schwestern über die Straße, zum Regierungsgebäude hinüber, das nur wenige Schritte vom Pfarrhause entfernt lag. Der Vater ging zu solchen Festen nicht; sie gingen allein. Die eine trippelnd und plaudernd, wie ein vergnügtes Kind, die andere stumm. Als sie den geräumigen, lampenerhellten Hausflur betraten, kam ihnen vom Garten her ein Mann entgegen, bei dessen Anblick die Klara Marie unwillkürlich die Schwester an der Hand packte.

„Du — Gretchen — von neulich! Der Reiter!?"

Die Johanna Margarete gab keinen Laut von sich. Natürlich, der Reiter. Hatte die kleine, törichte Schwester denn das wirklich nicht gewußt? Nicht geahnt?

Beinah unnötig darum, daß er jetzt herantrat und seinen Namen nannte: „Karl von Ruttenau."

Die Tatsache, daß er sich vorstellte, zeigte, daß er die Gesetze und Formen des europäischen Gesellschaftsverkehrs äußerlich wenigstens kannte, im übrigen aber war es nicht schwer, zu erkennen, daß sie ihm wenig in Fleisch und Blut übergegangen waren. Wenn an nichts anderem, so hätte man das an der Art bemerkt, wie er jetzt der Johanna Margarete gegenüberstand und dem Mädchen, das unter dem lose umgehängten, die lichte Gestalt kaum verhüllenden Mantel allerdings wunderbar schön aussah, ins Gesicht starrte.

„Wie ein Wilder, der zum erstenmal ein Bild sieht," stellte die Klara Marie für sich fest, indem sie sich fragte, wie die Schwester dieses plumpe, beinah brutale Anstarren empfinden würde. Der Schwester aber erging es sonderbar. Nicht, daß sie nicht die Hitze, die aus diesem Gesicht, diesen Augen, diesem ganzen Menschen auf sie eindrang, unheimlich empfunden hätte, daß nicht der Krampf, den sie neulich beim Anblick des Reiters gefühlt hatte, wiedergekehrt und ihr Brust und Kehle zugeschnürt hätte, aber immer wieder hörte sie in ihrem Innern das sonderbare, beinah gleichgültige „natürlich", das kein Staunen aufkommen ließ.

Natürlich, daß dieser Mensch in der Nähe so aussah, wie er aussah, so war, wie er war. Hatte sie nicht von dem Augenblick an, als sie neulich auf dem Kirchplatz draußen die Nähe von etwas Unheimlichem verspürte, gewußt, daß etwas, wie ein Raubtier hinter ihr dreinging? Jetzt, da sie in seinem Gesicht wirklich den raubtierartigen Ausdruck wahrnahm, wie hätte

sie das verwundern sollen? Es kam eben alles, wie es kam, wie es trotz Kampf und Qual und Widerstreben kommen mußte, und ging seinen Gang, ging seinen Gang —

Darum, weil sie sich über nichts mehr wunderte, erstaunte sie auch nicht, als er jetzt, eigentlich ohne um Erlaubnis zu fragen, nach ihrem Arme griff, um sie zu führen. Und als er ihren Arm an sich riß, geschah das mit einer Bewegung — wäre diese Bewegung ein Wort gewesen, so hätte es gelautet: „Endlich!" Endlich hatte er es, Arm in Arm, Leib an Leib, dieses Weib, das er neulich auf dem Kirchplatz hatte an sich vorüberschreiten sehen, wie ein Märchengeschöpf, über das holprige Pflaster dahingleitend, ohne daß man auch nur ein leisestes Stoßen an der herrlichen Gestalt bemerkte, wie eine Blume, die auf der Welle schwimmt. O, er hatte nicht umsonst im Zirkus bei seinem Freunde Myers Studien an Menschenleibern gemacht! Er wußte, wie die Glieder am Leibe eines Menschen gebaut sein mußten, um den Körper so zu tragen, wie der Körper dieses Mädchens getragen wurde! Dazu das Gesicht! Ganz in Andacht versunken, ganz weltentrückt — ja, ja, schon gut — aber er hatte nicht umsonst da drüben im wilden Westen, wo die Indianer in die Städte und zu den Behausungen der Weißen kommen und anfangen, sich mit ihnen zu vermischen, in den Gesichtern schöner Indianermädchen gelesen und hinter den verschlossenen Zügen, den schweigenden Augen die tief zu innerst lodernde, leidenschaftliche Glut herausgewittert. Und mit dieser witternden Kraft des Raubtieres, die frauengierenden Männern zu eigen ist, mit der sie in die Geheimnisse des Fraueninnern eindringen und die verborgenen Regungen darin lesen, hatte er in dem Gesichte des Mädchen gewühlt und erkundschaftet, daß tief drunten, hinter diesem zarten, reizenden Gesicht, Funken in der Seele lagen, aus denen ein Feuer werden konnte, wenn man sie nur anzublasen verstand. Und hier mußte ihm das begegnen! Hier an dem Orte, der ihm vorkam, wie ein Gefängnis, wo man ihn in einen Beruf einschnallen wollte, wie in eine Zwangsjacke, wo ihm die Menschen, mit denen er verkehren sollte, wie lackierte Spazierstöcke erschienen! Gräßliche Langeweile hatte ihn angegähnt, seitdem er hier war; völlig zwecklos, lächerlich, beinah verrückt war ihm die Tätigkeit vorgekommen, die man von ihm verlangte, daß er dicke Papierballen, die man Akten nannte, voll kritzeliger Schrift, durchstudieren sollte, um später einmal selber Tintenströme ausgehen zu lassen und Papier-

berge aufzutürmen — und jetzt, seitdem er das Weib gesehen hatte, langweilte er sich nicht mehr; ein Bild war in ihm, mit dem er sich unabläßig beschäftigte, ihr Bild. Jetzt hatte das öde Dasein hier wieder Inhalt und Zweck, und der hieß, an das Weib herankommen, sie erlangen und haben. Mit allem Ungestüm seiner wilden, zügellosen Natur hatte er nach ihr verlangt — und jetzt war die Stunde gekommen; an seinem Leibe fühlte er ihren Leib, und indem er ihren Arm in den seinen schlang, war es wie ein stummer Eid, den er sich schwur: „Dich gebe ich nicht wieder heraus!"

An der gewaltsamen Bewegung, mit der er sie ergriff, mochte das Mädchen ahnend erkennen, daß Gefühle solcher Art diesen Mann da erfüllten. Unwillkürlich zuckte sie, als wollte sie den Arm zurückziehen, aber sein eiserner Arm hielt fest. Wie in einem Taumel fortgerissen, folgte sie ihm nach, und die Benommenheit der beiden Menschen war so groß, daß sie nebeneinander hergingen, ohne ein Wort zu sprechen. Ganz verblüfft trippelte die Klara Marie hinter ihnen drein.

Als sie den Garten betraten, wo bereits eine zahlreiche Gesellschaft versammelt war, kam Charlotte von Ruttenau den beiden Schwestern mit schallendem Jubel entgegen. Das Erscheinen der Predigertöchter, die man sonst nur in der Kirche zu sehen bekam, brachte eine Wirkung hervor, ungefähr, wie wenn eine Pflanze, die man zu ewiger Dürre verurteilt geglaubt hat, unvermutet Blüten treibt. Herren und Damen standen von ihren Sitzen auf und drängten herzu, um zu sehen und zu begrüßen. Für den Augenblick mußte Karl von Ruttenau seine Beute fahren lassen. Die Johanna Margarete war von ihm befreit; die Gesellschaft stellte sich wie ein Schutzwall zwischen sie und ihn. Im ersten Augenblick atmete sie auf. Indem die Begrüßungen, die Freudenbezeugungen über ihr Kommen, die teilnahmvollen Erkundigungen nach dem Vater und seinem Ergehen von allen Seiten auf sie eindrangen, war ihr zumute wie jemandem, der aus einem heißen Bade kommt und mit kühlem Wasser übergossen wird. Nach einiger Zeit aber fing sie an, zu bemerken, daß ihre Schwester Klara Marie eigentlich viel geeigneter für die Unterhaltung war, als sie selbst. Jede Anrede, jede Frage, die an sie gerichtet wurde, alles war immer genau dasselbe, beinah wörtlich, so daß sie schließlich gar nicht mehr wußte, was sie antworten sollte, weil sie doch nicht immerfort das nämliche

ſagen konnte. Dagegen der Klara Marie, der bereitete das nicht die mindeſte Schwierigkeit. Wie ſie ſo daſtand, inmitten der Geſellſchaft, rund und klein und ſeelenvergnügt, kam ſie der Schweſter beinah wie ein Gummiball vor; ſobald eine Frage, wie ein Fingerdruck, in ſie eingedrungen war, ſchnellte die Antwort heraus, und die Gummikugel war wieder glatt. Zehnmal im Verlauf einer Minute wörtlich die gleiche Antwort zu geben, kam ihr gar nicht darauf an. Gradezu erſtaunt ſah und hörte die Johanna Margarete dem zu, und weil ſie ſelbſt immer ſtiller wurde, ſo wurde ihr das Durcheinander der Stimmen um ſie her immer vernehmlicher, bis daß ihr plötzlich das Gefühl kam, daß es eigentlich ein Geſchnatter ſei. So weit ſie vermochte, zog ſie ſich aus dem Kreiſe zurück, und als in dieſem Augenblick Karl von Ruttenau vorüberging, der mit ganz ungeſellſchaftlich verdrießlichem Geſicht irgendeinen neuen Beſuch heranſchleppte, ſchoß er einen Blick zu ihr hin, der ſoviel ſagen wollte, wie: „Dir geht es wie mir; unter dem Volk hier langweilen wir beide uns zu Tode.“ Als ſie den Blick auffing, drang etwas in ſie ein, wie eine Wärme, wie etwas Wohltuendes; ſie fing an, ſich einſam zu fühlen, und da war einer, der ihr zu verſtehen gab, daß er ſie verſtand. Unwillkürlich gingen ihre Augen jetzt immerfort dahin, wo er ſich befand, und wenn ſie ihn mit einer andern Dame am Arme ankommen ſah und bemerkte, wie er deren Arm in dem ſeinen ſchlenkern ließ, und wenn ſie daran dachte, wie er vorhin ihren Arm gehalten und an ſich gedrückt hatte, ging ihr ein Kitzeln durch die Nerven, und dann kam etwas, beinah wie eine Ungeduld, wann er endlich wieder Zeit haben würde für ſie.

Noch aber hatte er zu viel mit den Anſtandspflichten zu tun, die ihm die Schweſter Charlotte mit unbarmherziger Strenge auferlegt hatte. Darum konnte er ſich, als jetzt die Muſik einſetzte und das Zeichen zum Beginne des Tanzens gab, vorläufig nicht am Tanze beteiligen. Infolge davon bekamen die anderen jungen Herren freie Hand, und in einem Nu ſah ſich die Johanna Margarete von einem Schwarm derſelben umgeben, von denen jeder „um die Ehre bat“, die erſte Polka mit ihr tanzen zu dürfen. Sie legte den Mantel ab, und indem nun die leuchtende Geſtalt über den Raſen ſchritt, um die Bretter zu betreten, auf denen getanzt werden ſollte, entſtand wieder ein allgemeines Hinzudrängen, und man hörte unterdrückte Laute

der Bewunderung: „Eine königliche Erscheinung! Eine magnifique."

Als sie zum zweiten- oder drittenmal um das Bretterrund herumhopste — denn anders als wie ein Hopsen erschien ihr diese Art des Tanzens mit dem Tänzer, der sie führte, selbst nicht — sah sie den Mann mit untergeschlagenen Armen zur Seite auf dem Rasen stehn. Mit finstrem, beinah wütendem Gesicht blickte er hinter ihr drein. Warum die Wut? Und die beinah unhöfliche Haltung inmitten seiner Gäste? Tanzte er nicht? Ärgerte er sich, daß sie tanzte? Oder gefiel es ihm nicht, wie sie tanzte? Und wer gab ihm denn das Recht, ihr so seine Mißbilligung kundzutun? Alle diese Gedanken jagten ihr während sie mitten in der Bewegung war durch den Kopf. Und dann kam noch ein Gedanke hinterher: ärgerte er sich, daß andere mit ihr tanzten? Wollte er mit niemandem tanzen, als nur mit ihr? Dies aber schien nicht der Fall zu sein; denn indem sie jetzt einen Augenblick ausruhte, sah sie ihn mit einer anderen Dame zum Tanze antreten, und indem sie ihn weiter mit den Augen verfolgte, kam es ihr vor, als wären die anderen Herren neben ihm hüpfende Tanzbären neben einem spielenden Panther. Sie sah, wie die Dame, als er sie jetzt aus den Armen ließ, ganz glückberauscht zu ihm aufsah, als hätte sie etwas noch nie dagewesenes erlebt, und mit heimlicher Genugtuung begrüßte sie es, als sie den gleichgültigen Ausdruck wahrnahm, mit dem er sich von seiner Tänzerin verabschiedete. Dann ging er an die Tribüne, wo die Musik sich befand, und bestellte irgend etwas. Im nächsten Augenblick schmetterte ein Galopp in rasendem Tempo los. Jetzt kam er auf sie zu. Beinah gewaltsam brach er sich Bahn durch die Menge, die sie umgab. Jetzt sollte niemand anders mehr an sie heran. Während die anderen Herren unter höflicher Verbeugung „um die Ehre" gebeten hatten, machte er fast keine Verbeugung. Die stahlblauen Augen zuckten ihr in das Gesicht. „Wollen wir tanzen?" Das war alles, und auch das war fast nicht mehr, als ein Zucken der Lippen. Er griff nach ihrer Hand, führte sie über den Rasen an den Tanzboden. Er legte den Arm um sie. Es war ihr, als wenn ein heißer, geschmeidiger Stahl ihren Leib umfinge. Und im nächsten Augenblick fühlte sie sich wie von einem Sturmwind dahingerissen, mit einer schier atemberaubenden, schwindelerregenden Gewalt. Aber der Atem verging ihr nicht, die wütende Bewegung erweckte ihr

keinen Schwindel, im Gegenteil, ein nie gekanntes, wildes, rasendes Wonnegefühl ging ihr wie schäumendes Feuer durch Adern und Nerven. Je unbändiger er sie im wirbelnden Tanze umschleuderte und herumwarf, um so leidenschaftlicher, in hingegebenem Entzücken stürmte sie mit, von seinem Arme gehalten, umfangen, an die Brust gepreßt, so daß sie glühend heiß in seinem Arme ward, so daß der Duft ihres erglühenden Leibes ihm in alle Sinne drang. Dabei hörte sie, wie er mitten im Tanze Worte ausstieß, kurze, rauhe, abgebrochene Laute: „Ah so etwas! Ah Leben! Ah Leben! Ah Sie!"

Eine wilde Lust wandelte sie an, ihm zu antworten, auch ihrerseits zu sprechen. Töne von sich zu geben, auch wenn es nichts weiter gewesen wäre, als ein Jauchzen, ein schmetterndes, gellendes Lachen. Denn ein Verlangen, zu lachen, fühlte sie in sich, ein unerklärliches, schier wahnwitziges. Zu lachen — worüber? Über alles, was da umher stand und sie anglotzte mit staunenden Augen, über alles, was da war und vorher gewesen war, die Schwester, den Vater, das alte, düstere Pfarrhaus und den weltverlorenen Garten, über sich selbst, über alles und die ganze Welt. Aber noch hielt sie an sich, noch hatte sie Gewalt über sich. Statt des Jauchzens und Lachens drang nur ein Wort aus ihrem Munde, und als der Mann das hörte, stöhnte er förmlich vor wildem Entzücken auf: „Weiter!" schrie sie ihm zu, „weiter! Und nicht aufhören! Nicht aufhören!"

Also rasten sie weiter, bis daß er sie freigeben mußte, weil er merkte, daß sie am Zusammenbrechen war. Als er sie fortführte, damit sie sich ausruhte, erscholl hinter beiden ein allgemeines „Bravo!" Die ganze Gesellschaft stand im Kreise um den Bretterboden, alle übrigen Paare hatten zu tanzen aufgehört, aus Tänzern waren Zuschauer geworden. Mit wehendem Taschentuche kam die Klara Marie, um der Schwester, die auf einen Stuhl gesunken war, das glühende Gesicht zu trocknen.

„Aber Gretchen," sagte sie, und ein leiser Vorwurf klang aus ihren Worten, „sich so überanzustrengen!" Und dann, daß ihr die ganze Gesellschaft, wie einer öffentlichen Tänzerin Beifall rief, das war doch eigentlich auch nicht recht in der Ordnung. Aber die Johanna Margarete ließ sie machen, und während die Schwester an ihr arbeitete und sie fächelte, sah sie zu dem Manne auf, der noch immer vor ihr stand und auf ihre wogende Brust, ihre trunkenen Augen herabsah, und während ihre Lippen

keinen Laut von sich gaben, war in den Augen beider eine Sprache. —

Das Fest ging weiter und nahm den üblichen Verlauf eines Tanzvergnügens. Wie es aber zu geschehen pflegt, wenn das Übliche nach dem Ungewöhnlichen kommt, so flaute die Stimmung, trotz allen guten Willens, ein wenig ab. Nach dem Tanz, den man da vorhin mit angesehen hatte, wollte das regelrechte Hüpfen und Hopsen nicht mehr recht verfangen. Die beiden, die den Tanz vollführt hatten, feierten; er schien nicht mehr zu wollen; das Mädchen mußte ja halbtot vor Erschöpfung sein. Außerdem sah man nicht ohne eine Art von Scheu zu ihr hin. Mit einer solchen Leidenschaft sollte der Teufel Schritt halten. Und überhaupt — dieses plötzliche Hervorbrechen einer so gradezu bacchantischen Taumellust — es war wie ein schweigendes Übereinkommen zwischen allen, daß diese beiden, so ganz aus dem Herkömmlichen herausfallenden Menschen eigentlich nur einer zu dem anderen gehörten, und daß man sie sich einander überlassen müßte.

Ob Äußerungen solcher Art der Johanna Margarete zu Ohren kamen? Jedenfalls empfand sie, wie sich die ganze Gesellschaft, beinah instinktiv, einem schweigenden Übereinkommen folgend, von ihr zurückzuziehen begann. Zugleich bemerkte sie, wie auch er allein blieb, fast mit niemandem sprechend, von niemandem angeredet. Sie und er, sie waren hier die beiden Einsamen. Als wenn eine heiße, schwere Hand in ihrem Nacken läge, so war es, die ihr Haupt immerfort nach ihm hin drehte, die sie stieß, beinah körperlich fühlbar zu ihm hinstieß, so daß sie sich fast mit Gewalt zwingen mußte, still und sittsam sitzen zu bleiben. Denn seitdem sie mit ihm getanzt hatte, war ein kaum mehr zu bezwingendes Bedürfnis in ihr, noch einmal zu tanzen, noch mehr, noch viel, viel mehr zu tanzen. Und wer tanzte denn hier, so wie sie es brauchte? Er, und kein anderer außer ihm.

Um der sinkenden Stimmung des Abends wieder emporzuhelfen, bedurfte es einer besonderen Aufmunterung. Niemand fühlte das stärker, als die Wirtin des Festes, Charlotte von Ruttenau. Man sah sie zu dem Bruder treten, mit ihm beraten, und plötzlich verbreitete es sich, wie ein Lauffeuer: Ruttenau wird einen Indianertanz vorführen. Hallo! Das war eine Idee! Eine Soloszene?

Nein, keine Soloszene, und darin eben bestand die Schwierigkeit. Es war eine Pantomime, die von zweien ausgeführt werden mußte: „Der Raub der Weißen" betitelt. Der Name besagte, um was es sich handelte: ein weißes Weib wurde von einem Indianer verfolgt, suchte ihm durch die Flucht zu entkommen und wurde schließlich gefangen. Famos — aber wo sollte man die Partnerin zu solch einem Spiel finden? Die Damen der Gesellschaft lehnten einstimmig kreischend ab. Es war ja schon einfach deshalb unmöglich, weil niemand wußte, wie man sich dabei zu verhalten hatte. O — was das anbetraf — das Spiel hatte gar keine besonderen Vorschriften und Regeln; ein Naturtanz zu zweien, den jeder der beiden Mitwirkenden ganz nach eigener Erfindung auszuführen, gewissermaßen zu improvisieren hatte. Musik wurde gar nicht dazu gemacht; von irgendeinem Tanzen nach herkömmlichen Regeln war also gar nicht die Rede. Wie gesagt, ein Naturspiel, bei dem es nur auf die Gewandtheit der beiden Tänzer, und darauf ankam, daß sie den Gedanken der Pantomime gegenwärtig behielten. Der Gedanke aber war ja einfach genug. Trotzdem beharrten die Damen bei ihrer Weigerung. Ob sie sich nicht die nötige Gewandtheit zutrauten, ob sie sich vor dem wilden Menschen fürchteten, es bleibt dahingestellt.

In dieser Verlegenheit richteten sich die Augen der Wirtin, und mit ihr die Augen der ganzen Gesellschaft dahin, wo die Johanna Margarete, in den Mantel gehüllt saß, den ihr die vorsorgliche Schwester wieder umgetan hatte. „Fräulein Wanderloh! Fräulein Wanderloh!" Die ganze Gesellschaft vereinigte sich im Chore zu einer feierlich-humoristischen Anrufung, und Charlotte von Ruttenau rief nach einem Kissen, da sie einen Fußfall vor ihr tun, zugleich aber ihr Kleid vor Grasflecken bewahren wollte.

Zitternd vor Erregung stand die Klara Marie hinter der Schwester. Zu einem solchen Vorschlage würde sie doch nicht ja sagen?

Die Schwester aber sagte weder ja noch nein, sagte gar nichts, konnte überhaupt nichts sagen und nicht sprechen. In ihrem Kopfe war es wie ein Nebel, in allen ihren Gedanken wie ein dumpfes Brausen.

Von ihm verfolgt werden, von ihm gefangen werden — was den anderen ein Spiel erschien, war für sie die aufgereckte

Hand des Schicksals, die sie dahinstieß, wo sie hingestoßen werden, wo sie enden sollte, zu dem Schrecklichen, Unentrinnbaren, zu dem Mann. Und dann wieder, unter all den düsteren Vorstellungen aufzuckend wie ein weißglühendes Licht, die Erinnerung an vorhin, an das Lustgefühl, das ihr Innerstes überschäumt hatte mit einer Wonne, die sie früher nie gekannt, an den Augenblick, als ihr das Lachen gekommen war, weil ihr mit einem Male alles lächerlich erschienen war, was ihr bis dahin heilig, ehrwürdig und unantastbar geschienen hatte. Jetzt, da sie hier wieder saß, in den dunklen Mantel gehüllt, war sie wieder die, die sie früher immer gewesen — vorhin, während des Tanzes, war sie eine andere gewesen, ein ganz anderes Geschöpf. Es war ihr, als träte sie aus sich selbst heraus und sähe sich selbst in beiden Gestalten, wie zwei verschiedene Menschen: hier saß sie, wie ein Schatten, rein, unsträflich und leer, dort tanzte sie, wie eine Flamme, wie eine Rasende, aber des Lebens voll und glücklich. Ja — und jetzt sollte sie noch einmal glücklich werden. Und dazu sollte sie nein sagen? Und wenn sie ja sagte, war sie verloren, das fühlte sie ganz deutlich. Dann kam das Feuer und fraß sie auf, und es war Höllenfeuer. Also saß sie, während die Empfindungen in ihr wechselten und stürmten, äußerlich wie zu Stein erstarrt, konnte nicht ja und nicht nein sagen, und alles, was sie vermochte, war abwarten, was da kommen würde, abwarten.

Karl von Ruttenau war vom Schauplatz verschwunden. Wenn er den Indianertanz ausführen sollte, mußte er sich auch als Indianer kleiden. Wenn er wiederkäme, würde sich die Partnerin schon gefunden haben, dessen war er gewiß. Und er wußte auch, wer die „Weiße" sein würde, die er sich fing. Mit einem letzten Blick, bevor er ging, hatte er das bleiche, schöne Mädchen gestreift, das laut- und regungslos dort drüben saß und vor sich hinstarrte. „Du fürchtest dich, sollst dich auch fürchten! Es sind Funken in dir, und ich kenne sie, habe sie angeblasen, will weiter blasen, bis das Feuer aufschlägt, bis daß du verbrennst, in meinen Armen! In meinen Armen!"

Es dauerte lange genug, bis er wiederkam. Plötzlich aber wurde die Gesellschaft, die sich auf dem Rasen um das Büfett drängte, durch den Knall eines Flintenschusses aufgeschreckt. „Donnerwetter" — alles fuhr herum. Mitten auf dem Bretterboden stand eine fabelhafte Gestalt.

„Wahrhaftiger Gott — ein Indianer! Ein Indianer!“ So ging es von Mund zu Munde, halb lachend, aber mit einem unwillkürlichen Schaudern im Genick; denn die Gestalt sah wirklich dämonisch wild aus. Einen Kopfputz von Federn, wie Indianerhäuptlinge ihn tragen, hatte er auf das Haupt gesetzt; unter dem abenteuerlichen Schmuck das braune Gesicht sah aus wie dunkle Bronze. Bekleidet war er mit einer offenen Jacke von gelbbraunem Lederstoff, unter der ein breiter, rotseidener Gürtel sichtbar wurde. Die Beine steckten in indianischen Lederhosen; an den Füßen trug er weiche Mokassins. Das Gewehr, aus dem er den Allarmschuß abgefeuert hatte, hielt er noch rauchend in der erhobenen Hand. Jetzt warf er es mit einem Schwunge von sich, daß es irgendwo in die Gebüsche flog, dann verschränkte er die Arme über der Brust, senkte das Haupt, wie ein Raubtier, das eine Witterung aufnimmt, und nun begann er rund um den Bretterboden herumzutanzen, in gleitenden, elastischen Sprüngen, unhörbar in den weichen Schuhen, wie ein unhörbar die Beute beschleichender Jaguar. Immerfort, indem er tanzte, lugte er mit den flimmernden Augen aus: „Wo ist sie? Die Beute? Wo ist sie?“ Und während die Augen anfänglich nach allen Seiten umherfuhren, richteten sie sich allmählich nur auf einen Punkt, einen Gegenstand, ein Weib, auf das weiße, bleiche Geschöpf dort drüben, dessen Augen, wie vom Magnet angezogen, seinen Bewegungen folgten, dessen Gestalt unter dem dunklen Mantel immer lichter hervorzuquellen schien, weil ihre wogende Brust immer ungestümer emporatmete, weil das Bedürfnis immer mächtiger in ihr wuchs, den Mantel abzuwerfen, auf- und hineinzuspringen in den kreisenden Wirbel, sich jagen, packen und verschlingen zu lassen von dem da drüben, der für alle aussah, wie der Teufel, und von dem nur sie wußte, daß er es wirklich war.

Weil sie immer noch an ihrem Platze saß, immer noch nicht kam, so kam er. Vom Bretterboden, in Sprüngen, kam er über den Rasen, und als wenn er einen magischen Kreis um sie schlingen wollte, umtanzte er in weitem Bogen den Stuhl, auf dem sie saß. Dann kehrte er zurück, und im Augenblick, als er das Bretterrund wieder betrat, ging ein unterdrücktes „Ah!“ durch die Gesellschaft. Sie hatte sich erhoben, aufrecht stand sie an ihrem Stuhle. Jetzt gab es zu sehen — stürmisch drängte alles heran. Daher kam es, daß die zu hinterst Stehenden im

ersten Augenblick nicht deutlich sehen konnten. Was hatte es denn gegeben? Ein Schrei war ja gewesen. Wer hatte denn aufgeschrien? Sie selbst? Und wie ein Kampf war es gewesen; als wenn jemand sie hätte festhalten wollen? Es hatte wohl nur so ausgesehen; indem sie den Mantel abwarf und die Schwester danach griff, hatte es so ausgesehen, als ob die Schwester sie hatte festhalten wollen, und als wenn sie sich losgerissen hätte. Weiter war es nichts gewesen, und jetzt war sie da, mitten auf dem Bretterboden stand sie da. Und eine lautlose Stille lagerte sich über Männern und Frauen; wortlos, beinah atemlos blickte alles auf die wunderbare Erscheinung.

Aufgereckt, beide Hände erhoben, so daß die Ärmel zurückfielen und die herrlichen, nackten Arme sichtbar wurden, die glühenden Augen auf den Mann gerichtet, wie eine Statue stand sie ihm gegenüber.

Er selbst schien im ersten Augenblick ganz verblüfft. Es sah aus, als wüßte er nicht, wie er beginnen sollte, als erwartete er, daß sie eine Bewegung machen solle, auf die er eingehen könnte. Aber sie stand regungslos und behielt ihn im Auge, wie man ein wildes Tier im Auge behält, dessen Ansprung man erwartet. Kein Lächeln war in ihrem Gesicht, keine Wimper zuckte. Das Spiel sah aus, als wäre es Ernst. Nun begann er, sie zu umkreisen, langsam, mit ganz eigentümlichen Bewegungen, indem er sich um sich selbst drehte, die Füße nicht vom Boden erhob, sondern sich mit geschlossenen Füßen fortschob. Dazu ließ er tief aus der Kehle dringende Laute vernehmen, wie einen Rhythmus, der seine Bewegungen begleitete.

Die Zuschauer stießen sich an; das mußte er wirklich den Indianern abgelernt haben. Solche Bewegungen und solche Töne gab es in ganz Europa nicht.

Als er jedoch halb um die Bahn herumgekommen war, veränderte er plötzlich sein Beginnen; mit einem jähen Sprunge schoß er auf sie los, als wenn er sie ergreifen wollte. Er griff in die Luft. Denn wie eine Feder war das Mädchen aus seiner Starrheit aufgeschnellt, zur Seite gesprungen, und indem sie nun die Arme wagerecht, wie Flügel, nach beiden Seiten ausbreitete, wirbelte sie um ihn her, mit solcher Geschwindigkeit, mit so reizenden Bewegungen der hüpfenden Füße, daß ein staunendes „die ist ihm über; die ist ihm wahrhaftig über" durch die Reihen ging. Der Partner selbst sah ihr in staunendem Ent-

zücken zu. Sobald sie aber nachließ, ging er wieder zum Angriffe vor. „Sie müssen ihr Ruhe lassen," erscholl es aus dem Kreise der Umstehenden. „Sie müssen ihr Ruhe lassen." Aber er wollte ihre keine Ruhe gönnen, und offenbar verlangte sie selbst nicht danach. Mit weitaushebenden Sätzen sprang er hinter ihr drein, und jedesmal, mit einem wundervollen Bogensprunge flog sie an ihm vorbei. Das Gesicht des Mannes begann zu glühen, seine Augen wurden lechzend; man sah ihm an, daß er das Weib wirklich fangen wollte und daß es ihm nicht gelang. Wie ein Fieber ging es von den Bewegungen der beiden, die sich dort auf dem Tanzboden verfolgten, auf die Zuschauer über; das sah nicht mehr aus wie ein Spiel, das war wirklich die Jagd eines Wilden auf ein weißes Weib, die Jagd eines Panthers auf eine Gazelle. Etwas derartiges von elastischer Spannkraft in menschlichen Körpern war noch nie dagewesen, hatte noch niemand gesehen. Als der Verfolger alle seine Versuche, ihrer habhaft zu werden, vergeblich sah, ließ er sich mitten in der Bewegung, indem er seinen Körper mit stählerner Kraft herumwarf, in die Knie fallen, um sie durch Überraschung zu fangen. Sein Plan schien zu gelingen; sie war im Schuß, konnte die Richtung nicht mehr ändern; er breitete die Arme; grade in seine Arme mußte sie hineinstürmen. In dem Augenblick vernahm man einen schrillen, klingenden Laut aus ihrer Brust; man sah, wie die Spitze ihres weiß beschuhten Fußes die Schulter des knienden Mannes berührte, und das Kleid an sich raffend, in sausendem Sprung flog sie über ihn hinweg. Ein wahrhaft tosender Beifallssturm der Zuschauer brach aus; die kühne, dabei mit vollendeter Grazie ausgeführte Bewegung riß Männer und Frauen zum Enthusiasmus hin. In der nämlichen Sekunde aber war der Mann wieder auf den Füßen, herum und hinter ihr drein. Alles bisherige schien nur ein Spiel gewesen zu sein, jetzt erst machte er vollen Ernst. Mit einem dumpfen, abgebrochenen Laut war er an ihr, über ihr, mit beiden Armen um sie her. Das weiße Weib war gefangen.

Als er sie an sich riß, stieß sie einen furchtbaren Schrei aus. Die Arme sanken ihr herab; es sah aus, als würde sie zusammenbrechen. Voller Bestürzung kam alles herzugelaufen.

„Ist Fräulein Wanderloh etwas geschehen?"

Sie stand aber schon wieder aufrecht, und indem sie die Umgebung ansah, war in ihren Augen ein sonderbarer Ausdruck,

beinah, als wenn sie sich wunderte, wo mit einem Male all diese Menschen herkämen. Und dieser sonderbare Ausdruck wurde zu einem gradezu seltsamen, als jetzt in aller Aufregung die Klara Marie herankam.

„Gretchen, ist dir was passiert? Hat er dir was getan?"

Mit einem ganz fremden Blick sah sie die Schwester an, als müßte sie sich besinnen, wer das eigentlich sei. Dann kam ihr wieder das Bedürfnis, zu lachen. „Hat er dir was getan?" — wie komisch das klang; fast so komisch wie neulich, als der Vater sie fragte, ob es ihr nicht Vergnügen machen würde, zu dem Feste zu gehen. Diese beiden, die sich einbildeten, daß sie noch immer zu ihnen gehörte, noch immer nicht wußten, daß sie ganz, ganz woanders war! Zu drollig!

Sie warf das Haupt herum und lachte auf, mit einem lauten, grellen Lachen, wie man es an ihr sonst nie gehört hatte. Und indem sie das Haupt umwandte und ihn neben sich stehen sah, traf ihr Blick in den seinen mit einer stummen Frage, beinah herausfordernd: „Warum führst du mich nicht? Worauf wartest du?" Darauf griff er nach ihrem Arm, und obgleich sie fühlte, wie er ihren Arm wieder an sich drückte, fast noch gewaltsamer, als das erstemal, zuckte sie nicht und versuchte nicht mehr, sich von ihm loszumachen, sondern wie selbstverständlich ging sie mit. Er hatte sie ja gefangen; sie war ihm verfallen. Also, was noch weiter? Es war eben gekommen, was da kommen mußte.

Von dem Rasenplatze und von der Gesellschaft führte er sie hinweg, in die dunklen Laubgänge des Gartens. Dort ging er schweigend mit ihr auf und ab. Er konnte nicht sprechen. Immer noch fühlte er, wie das gewesen war, als sie den Fuß auf seine Schulter gesetzt hatte und über ihn hinweggesprungen war. Wenn er daran dachte, war es ihm, als würde er toll. Die Erregung schüttelte ihn und schnürte ihm die Kehle zu. Wie ein elektrischer Strom war all der feurige Nerv, der in diesem herrlichen Frauenleibe war, in ihn übergegangen, durch alle seine Nerven gezuckt.

„Wie so etwas hier an diesem Ort möglich ist, begreif' ich nicht," brach er endlich rauh und unvermittelt los. „Eine — so wie Sie, ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen." Ob er nicht wußte, daß er zu sagen gehabt hätte „eine Dame", oder ob er es nicht sagen wollte, wäre schwer zu entscheiden gewesen.

„Hier — das ist ja, um umzukommen vor Langeweile," fuhr er polternd fort, „kein vernünftiger Mensch hält es hier aus! Ich glaube auch ganz bestimmt, daß ich hier nicht bleibe, brenne einfach durch. Habe mir auch schon halb und halb ausgedacht, wie ich's mache." Das letztere fügte er halblaut, als sollte es vorläufig sein Geheimnis bleiben, hinzu. „Wenn ich meinen Vater so ansehe, unter seinen Beamten — wie der Kegelkönig, um den die Kegel stehn; so sieht's aus. Alles Holz! Alles Holz! Wie das herumhopst! Das nennen sie tanzen!" Wie von abermaligem Erstaunen überwältigt, blieb er stehen. „Und da kommt jemand und tanzt so, wie Sie!"

Sie hatte zu allem geschwiegen, vielleicht überhaupt kam hingehört auf seine unwirschen Reden. Jetzt setzte sie ihren Weg fort, und sie war es, die ihn mit sich riß.

„Tanzen ist nichts," sagte sie hastig und laut vor sich hin, „aber reiten!"

„Nicht wahr!" fiel er ein. „Reiten! Können Sie reiten?"

Sie konnte nicht reiten.

„Dann lehre ich Sie's; ich kann's."

Sie nickte stumm vor sich hin; das hatte sie gesehen, daß er es konnte.

„Anders, als was die hier reiten nennen. Das ist ja, wie ihr Tanzen, einfach zum Lachen. Immer die Chaussee hinauf, und dieselbe Chaussee wieder herunter. Immer nach dem Lineal. So ein Land müßten Sie kennen lernen, wo es keine Chausseen und Lineale gibt. Die Prärien. Möchten Sie einmal eine Prärie in Texas sehen?"

Sie antwortete nicht, aber er hörte ihr tiefes Atemholen.

„Da gehören Sie hin. Eine so wie Sie! Hier müssen Sie ja ersticken und verkommen. Sie brauchen Platz. Da haben Sie Platz, da in der Prärie. Keine Schlagbäume und keine Meilensteine; nur Horizont, Horizont, Horizont! Und dann so ein Pferd unterm Leibe, wissen Sie, so ein halb wildes noch, nicht solche Schinder und Klepper, wie die hier. Das immer unter einem weglaufen möchte, immer nach dem Horizont hin, weil es denkt, da hinten kommt die Freiheit. Wenn man das dann so zwischen den Schenkeln hat, solch eine wilde, herrliche Bestie, und unter der Faust, daß es keucht und schnaubt und ordentlich heult vor Wut, und man zwingt das, man kriegt das unter —"

Er blieb plötzlich stehn und warf den Kopf zu ihr herum, so daß sein Gesicht dicht an dem ihrigen war.

„Nicht wahr? So etwas Wildes, Feuriges, Kraftvolles zwingen, bändigen und unter sich kriegen? Etwas Höheres gibt's doch nicht?" Mit der Hand hatte er ihren Unterarm erfaßt; sie fühlte, wie seine Finger ihren Arm drückten, sich gradezu in ihr Fleisch wühlten.

„Möchten Sie einmal so über die Prärie reiten?" Er hatte sich zu ihrem Ohre geneigt; seine Frage kam mit unterdrücktem Tone hervor, als sollte Vertrauen gegen Vertrauen getauscht werden.

„Ja," sagte sie. Ihr Wort war wie ein Schrei und es war ihr, als hätte eine fremde Stimme aus ihrem Innern gerufen.

Er ließ ihren Arm fahren, umschlang ihren Leib und riß sie an sich, als wenn er sie küssen wollte. Mit einem dumpfen Laute bog sie den Kopf zurück und stemmte sich gegen seine Gewalttätigkeit.

„Lassen Sie," sagte er, einigermaßen verwirrt, indem er die Umstrickung lockerte; „lassen Sie, es war nur, daß ich Ihnen sagen wollte, daß wir zusammenpassen. Und zusammengehören!" fuhr er auflodernd fort, „absolut! Absolut!"

Er hatte den Griff gelockert, mit dem er sie hielt, aber losgelassen hatte er sie nicht. Es fühlte sich so an, als wollte er sie überhaupt nie mehr loslassen. An der Stelle, wo sie sich befanden, stand eine Gartenbank. Er ließ sich darauf nieder und zog seine Begleiterin neben sich auf den Sitz. Ob sie damit einverstanden, ob es ihr angenehm war, ob sie ihm die Erlaubnis gab, neben ihr zu sitzen, von all diesem, was die gesellschaftliche Umgangsform ihm diktiert hätte, keine Frage und kein Wort. Ganz ohne weiteres, als wenn sie ihm gehörte, beinah brutal verfügte er über sie. Und ohne Widerstand und Widerspruch, mit einem Gefühl, als wenn ein Eiskern in ihrem Innern steckte, von dem die Kälte ausstrahlte und ihre Nerven und Organe zur Fühllosigkeit erstarren machte, fügte sie sich allem, was er tat. Sie saßen hier im fernsten, dunkelsten Winkel des ausgedehnten Gartens; die Lichter, die da vorn den Tanzplatz umleuchteten, warfen keine Strahlen bis hierher; nur wie kleine, glitzernde Punkte flimmerten sie hier und da durch das Gebüsch. Das Lachen und Schwatzen der Gesellschaft drang nur noch wie ein fernes, schwaches, verworrenes Getöse bis in diese Ecke.

Ein dumpfer, traumhafter Zustand bemächtigte sich des Mädchens. Beinah eine Anstrenguug verursachte es ihr, sich zu vergegenwärtigen, wo sie sich befand, daß sie im Garten des Regierungsgebäudes, mitten in ihrer Stadt, nur wenige Schritte vom Vaterhaus entfernt war. Denn eine Empfindung, die sie sich gar nicht zu erklären, gegen die sie nur mit Gewalt anzukämpfen vermochte, wuchs und wuchs und verbreitete sich in ihrem Kopfe, sie begann zu vergessen. Die Gesichter der Menschen, mit denen sie täglich, stündlich, das ganze Leben lang zusammengelebt hatte, begannen in ihrem Gedächtnis zu verblassen, so daß ihr plötzlich, wie ein Schreck, das Bewußtsein kam, daß sie nicht genau mehr wisse, wie der Vater aussah und die Klara Marie, ihre Schwester.

Und während sich ihre Seele so, wie in einer dunklen Flut verlor, saß neben ihr, in Leidenschaft zu dem schönen Weibe verbrennend, der Mann, der seinen abenteuerlichen Kopfputz abgelegt hatte, im übrigen aber immer noch wie ein Wilder gekleidet war, und redete zu ihr mit heiserer, vor Aufregung beinah stammelnder Stimme von den Zukunftsplänen, die er sich für sie beide ausgedacht hatte: „Jetzt, sehn Sie, ist das für mich entschieden: hier bleibe ich nicht, ich brenne durch. Sie dürfen auch nicht hier bleiben. Ich nehme Sie mit. Wie wir das machen, daß wir davon kommen, das will ich Ihnen gleich sagen: in einiger Zeit nämlich kommt der Zirkus hier wieder durch, der amerikanische, Sie wissen ja, von neulich. Und der Direktor von dem Zirkus, der Myers, ist ein Freund von mir, ein ganz intimer Freund. Er hat Verpflichtungen gegen mich, sehr große. Daß er die Reise durch Deutschland gemacht hat, den Gedanken habe ich ihm eingegeben. Dabei hat er ein riesiges Geld gemacht. Und so ein Amerikaner, wissen Sie, wenn der ein Geschäft gemacht hat, der vergißt so etwas nicht. Dankbar sind diese Amerikaner. Darum hat mir der Myers gesagt, wenn ich ihn jemals brauchte, so würde er immer zu meiner Verfügung stehn. Darauf, sehn Sie, baue ich meinen Plan: sobald also der Myers hier wieder ankommt, gehe ich zu ihm, spreche mit ihm. Abends dann, wenn es dunkel wird, gehen Sie von Hause fort; ich erwarte Sie, und wir treffen uns.

Wo wir uns treffen, das sage ich Ihnen noch. Dann bringe ich Sie zu dem Zirkus, und der Myers versteckt uns. In seinen Ställen, oder wo es sonst ist; vielleicht verkleidet er

uns auch, daß es aussieht, als gehörten wir zu seinen Artisten. Das wäre vielleicht das sicherste" — ein tolles, nur mühsam unterdrücktes Lachen unterbrach seinen Redestrom. „Nächsten Tag bricht der Myers dann wieder auf, denn er will nur einen Tag noch hier bleiben, ist auf dem Rückweg nach Amerika. Wir mit ihm mit. Von hier geht's nach Hamburg, dann aufs Schiff, und heidi! nach Amerika."

Er griff nach den Händen des Mädchens, beugte sich zu ihr hin, so daß er ihr Auge in Auge sah.

„Was sagen Sie dazu? Was sagen Sie?"

Als das Mädchen das vernahm, diesen wüsten, schier aberwitzigen Vorschlag, riß sie ihre Hände, die er in seinen fieberheißen Händen hielt, an sich, bedeckte sich die Augen und sank mit einem Stöhnen, das beinah wie Ächzen klang, an die Rücklehne der Bank. In ihrem sich umschattenden Gehirn stand eine furchtbare Klarheit auf: dieser da neben ihr, dieser Entsetzliche, dessen Gedanken so mit ihr umgingen, mit ihrer Jungfräulichkeit, ihrer Keuschheit und Ehre, so unerhört, so frech, das war kein Mensch. Ein Wesen war es aus einer anderen, furchtbaren Welt. Wenn sie noch hätte zweifeln können bisher, jetzt hörte das Zweifeln auf, jetzt wußte sie's. Und in dessen Arme hatte sie sich dahingegeben, nicht freiwillig nur, sondern mit Wonne. Mit Wonne hatte sie sich von ihm dahinreißen lassen im Tanz, und ein wütendes Bedürfnis war in ihr gewesen, sich von ihm greifen, packen und verschlingen zu lassen. Jetzt hatte er sie, jetzt verschlang er sie. Es gab keinen Widerstand und keine Rettung mehr. Denn zu dem allen kam noch etwas hinzu, etwas Schreckliches, eigentlich das Schrecklichste von allem, daß sie noch jetzt, in diesem Augenblick, da jede Fieber in ihr vor dem gewalttätigen Unhold zurückbebte, den Gedanken nicht loszuwerden vermochte, wie berauschend, wie betäubend, herrlich und wundervoll das sein müßte, wenn sie, auf solch einem Pferde, wie er es ihr beschrieben hatte, durch die endlose Prärie dahinsauste, den Raum durchmessend wie ein fliegender Raubvogel, sinnlose Schreie des Entzückens ausstoßend, und die unermeßliche Luft in sich trinkend, wie ein Raubvogel, der den Himmel schlürft. Darum, obschon sie wußte, daß alles, was er ihr da vorschlug und anbot, ruchlose Tollheit war, obschon sie fühlte, daß ihr nur eins zu tun blieb, aufzuspringen, sich von ihm loszumachen und fortzulaufen von ihm, auf Nimmerwiedersehn, konnte sie doch nicht aufstehn,

doch nicht fortlaufen, sondern wie gelähmt blieb sie sitzen, den Anschein erweckend, als überlegte sie, als ergäbe sie sich schon halb und halb seinem Ungestüm.

In diesem Sinne faßte er es denn auch auf. Sie war erschrocken, weiter nichts. Das würde sich schon wieder geben. Er hatte es ja doch gehört, das trunkene „Ja", als er sie vorhin gefragt hatte, ob sie durch die Prärie reiten möchte, auf wildem Pferde. O — wenn er es noch nicht gewußt hätte, jetzt wußte er, wo die Funken in dem Weibe da lagen. Nur blasen! Nur weiter und unablässig blasen, bis Feuer daraus schlug!

„Sie müssen sich nicht so fürchten," sagte er zutraulich, flüsternd, indem er sich zu ihr bog. Dicht vor seinen Augen, seinen Lippen waren ihre Hände, die sie noch vor dem Gesichte hielt, die schönen, weißen, feingegliederten Hände. Plötzlich drückte er die Lippen darauf und küßte ihre Hände. Mit einem Schauder, der ihren ganzen Leib erbeben machte, ließ sie die Hände sinken. Nun wurde ihr Gesicht frei. So nah, wie vorhin die Hände, war jetzt ihr Gesicht vor seinen Lippen, und jetzt, bevor sie noch den Kopf zur Seite biegen konnte, war sein Mund in ihrem Gesicht; mit lechzenden Küssen bedeckte er ihre Wangen und ihre Lippen.

Halb erstickt unter seiner zügellosen Gewalt, beinah röchelnd, drückte sie beide Hände gegen seine Brust, um ihn fortzustoßen, um nun doch aufzuspringen und davonzulaufen; aber sein Arm war um sie her, er hielt sie fest.

„Lassen Sie," keuchte er in ihr Ohr, „wir gehören ja zusammen. Wenn wir drüben sind, in drei Tagen haben Sie alles vergessen. Dann wird es herrlich! Dann kommt die Freiheit, das Leben, alles, wovon Sie keine Ahnung gehabt haben! Dann setze ich Sie in den Sattel. Ein Pferd werde ich Ihnen geben — Sie sollen sehn! Sie sollen sehn! In drei Tagen können Sie reiten, ich versprech' es Ihnen, garantiere es Ihnen. Jemand, der seine Glieder so in der Gewalt hat, wie Sie! Solche Glieder! Solche Glieder —" mit wildbegehrlichen Händen strich er an ihren Seiten herab, als wollte er die herrlichen Linien dieses Leibes nachzeichnen und fühlend genießen. „Dann reiten wir zusammen, nebeneinander und hintereinander her und spielen, wie da vorhin, und jagen und fangen uns."

Immer noch, als fürchtete er, daß sie ihm entfliehen würde,

hielt er sie im Arme. Indem er sie hielt, fühlte er, wie das stürmische Zittern, das ihren Körper durchschüttert hatte, allmählich nachzulassen begann. Sie schien sich zu beruhigen. Er rückte ein wenig zur Seite, damit sie zu Atem kam. Allzusehr wollte er sie für jetzt nicht ängstigen.

„Hat Ihr Vater Sie denn nie auf ein Pferd gesetzt?" fing er nach einem augenblicklichen Stillschweigen wieder an. „Das wundert mich. Er war ja doch in seiner Jugend ein berühmter Reiter?"

Sie erwiderte nichts, aber ihre Augen taten sich groß und in staunender Überraschung auf. Sie hörte nie Vernommenes. Von solchen Dingen hatte der Vater niemals gesprochen. Der Mann an ihrer Seite gewahrte den Blick.

„Na ja," sagte er, „seitdem er ein berühmter Prediger und fromm geworden ist, will ich wohl glauben, daß er Ihnen nie davon erzählt hat. Aber es ist so, Sie können mir glauben. Es hat seinerzeit keinen wilderen Reiter gegeben, als Ihren Vater. Und grade um seines Reitens wegen hat sich ja damals Ihre Mutter in ihn verliebt und ist seine Frau geworden. — Hatten Sie das — auch nicht gewußt?"

Er fügte dies letzte erst nach einer Pause und zögernd hinzu. Er hatte bemerkt, wie das Mädchen, indem er die Mutter erwähnte, sich von der Rücklehne der Bank, an die sie noch immer zurückgebeugt saß, aufgerichtet hatte, und jetzt gewahrte er den sonderbaren, starren Blick, den sie auf ihn richtete. Ihre Lippen bewegten sich, aber so tonlos, daß er kaum verstand, was sie sagte. Es hatte nur geklungen, als wenn sie „meine Mutter" gesagt hätte; und was die Lippen verschwiegen, schienen die Augen zu sagen: „Erzähle mir mehr."

Er war auch bereit; als er aber ansetzen wollte, stockte er. Der Blick des Mädchens war so sonderbar, daß er ihn unwillkürlich befangen machte. Während sie bis dahin, so gut sie konnte, vermieden hatte, ihn anzusehen, ihn höchstens mit einem huschenden Blick gestreift hatte, hingen ihre Augen jetzt unverwandt an ihm; es war ihm, als lasteten sie auf ihm. Dabei war in ihren Augen eine Gespanntheit, in ihrer ganzen Haltung ein lauschendes Aufmerken, als erwartete sie im nächsten Augenblick Aufschlüsse über Dinge zu erhalten, die ihr lange, dunkle Strecken ihres Lebens, vielleicht ihr ganzes unverstandenes Leben aufhellen und erklären würden.

„Alſo — ja — Ihre Mutter," hub er nach einiger Zeit wieder an, „Ihre Mutter alſo ſoll eine ganz leidenſchaftliche Freundin von Pferden und Reiten geweſen und als junges Mädchen ſelbſt geritten ſein, wie wild und toll. Ganz rabiat, wie man zu ſagen pflegt — Sie wiſſen. Und indem ich Ihnen das erzähle, fällt es mir ein, daß es eigentlich ganz überflüſſig war, wenn ich mich gewundert habe, wieſo und woher Sie ſo anders ſind, als die Kleiderſtöcke von Weibern hier am Ort; das haben Sie von Ihrer Mutter mitbekommen. Ich habe mir erzählen laſſen, daß Sie Ihrer Mutter ähnlich ſehn ſollen, wie aus dem Geſicht geſchnitten. Sie ſind eben Ihrer Mutter Kind."

Er unterbrach ſich.

„Warum erſchrecken Sie denn ſo?" fragte er haſtig. „Und wenn Sie ſo in Ihr Halsband greifen, erwürgen Sie ſich ja?"

Er hatte gefühlt, wie der Leib des Mädchens zuſammengezuckt war, wie unter einem Nervenſchlag, zugleich hatte ſie mit der Hand in das Perlenhalsband gegriffen, das ihren Hals umſchloß, und es hatte ausgeſehen, als wollte ſie es ſich abreißen. Als ſie ſeine Worte hörte, ließ ſie die Hand ſinken; ihre Lippen ſtammelten wieder etwas Unverſtändliches, das ungefähr wie „weiter — weiter" klang. Er berichtete alſo weiter und erzählte ihr, wie ſeinerzeit der Reiteroffizier Wanderloh auf dem wilden Schweißfuchs hinausgeritten war zu den Gröbsdorfs, wie er unterwegs das unbändige Tier abgeſattelt und ihm das Taſchentuch als Gebiß durch das Maul gezogen hatte, wie er auf zitterndem, dampfendem Pferde in den Gutshof geſprengt, und wie ihm die Irene Gröbsdorf, als ſie das ſah, in die Arme geflogen und die Seine geworden war. Und während er ſo von den zwei Menſchen erzählte, ſaß die Tochter der beiden Menſchen, die Johanna Margarete, das ſchöne Mädchen, im Dunkel neben ihm, und hörte und lauſchte, regungslos, lautlos, ſo daß nur die ſchweren Atemzüge ihrer Bruſt das Leben in ihr verrieten, und die Vergangenheit ſtieg vor ihr auf, und aus der Vergangenheit, wie ein Märchen, wie eine düſtere alte Mär, die Lebensgeſchichte ihrer Eltern; und indem ſie die nie vernommenen Vorgänge zum erſten Male vernahm, war es ihr, als träten daraus die Geſtalten ihrer Eltern hervor, wie zwei Menſchen, die ſie bis heute nie geſehen, die ſie heute zum erſten Male kennen lernte. Der Vater, nicht mehr im langen Predigerrock, wie ſie ihn zeitlebens geſehen, ſondern ganz anders, in einen

ganz anderen Mann verwandelt, und neben ihm die Mutter! Nicht mehr die vergrämte, verängstigte Frau, die sie als Kind mit heimlichem Grausen angesehen hatte, wenn sie zum Besuche in das schreckliche Haus mit den vergitterten Fenstern geführt wurde, wo die arme Mutter wohnte; sondern ein junges, blühendes, in Lebensfreude aufquellendes Mädchen, das ihr ähnlich sah, wie aus dem Gesichte geschnitten. Immerfort ging ihr dies im Kopfe herum. Ihre Phantasie zauberte das Bild ihrer Mutter vor sie hin; aber mit der Gewalt einer Wahnvorstellung, so daß sie sie leibhaftig sich gegenüberstehen zu sehen glaubte, dort drüben, im dunklen Gebüsch. Ganz ebenso gekleidet, wie sie selbst, in einem weißen Kleide, mit einer Perlenschnur um den Hals. Natürlich — sie sah ihr ja so ähnlich — wie konnte sie anders aussehen? Heut nachmittag, als die Klara Marie sie angezogen hatte, als sie vor den Spiegel getreten war — die weiße Gestalt, die ihr da im Spiegel gegenübergestanden hatte. Nun ja — sie hatte gedacht, das wäre sie selbst. Unser Spiegelbild, das sind wir eben selbst. Nun ja — aber —. So sonderbar war ihr die weiße Gestalt im Spiegel drüben erschienen, so — so, als wäre es wirklich ein anderer Mensch. War es denn auch wirklich ein Spiegel gewesen? Sie dachte scharf nach — ja — an der Stelle, wo sie gestanden, hing in ihrem Zimmer der Spiegel. Also war sie es doch wohl selbst gewesen. Aber dann, als sie das Halsband umnahm, hatte da nicht etwas zu ihr gesprochen? Ja — dessen erinnerte sie sich ganz genau. Eine Stimme, wie aus weiter Ferne kommend, und doch ganz nah an ihrem Ohr, wie sie nie eine Stimme gehört hatte: „Jetzt bist du mein Kind, deiner Mutter Kind, und ich hole dich, hole dich, hole dich." Dreimal wiederholt dies: „Ich hole dich." Das eben war so merkwürdig gewesen, darum eben hatte sie es behalten. Und es war wirklich eine fremde Stimme gewesen; sie hatte sich nicht etwa nur eingebildet, daß jemand zu ihr spräche, während in Wirklichkeit nur ihr eigenes Innere sprach. Nein, nein —. Also war doch jemand fremdes zugegen gewesen in dem Augenblick? Und wenn es so war, wer konnte es gewesen sein? Natürlich nur die Mutter. Dann aber war die weiße Gestalt, die ihr da gegenübergestanden hatte, doch vielleicht nicht sie selbst gewesen? Sondern doch jemand anders? Denn jetzt fiel es ihr ein, daß die Gestalt gelächelt hatte, als sie sie ansah. So sonderbar hatte sie gelächelt, beinah als wenn sie hätte sagen wollen: „Ich kenne

dich schon, besser als du dich selbst. All das wilde Feuer, das einstmals in mir gewesen ist, das ist jetzt in dir, das hast du von mir. Darum, so wie das wilde Feuer mich dem Bösen in die Hände gejagt hat, so wird es auch dich — —." Das Mädchen drückte beide Hände an die Schläfen. Es war ihr, als hätte sie sich mit den Händen ins Gehirn greifen mögen, um die Gedanken anzuhalten. Und die Gedanken gingen immer weiter, gehorchten ihr nicht mehr. Es war, als wenn sie taumelten. Dazu vernahm sie jetzt wieder die Stimme des Mannes an ihrer Seite, der nicht müde wurde, auf sie einzudringen: „Sehn Sie, ich erzähle Ihnen das alles, damit Sie sehn, daß es Ihr eigenster Vorteil ist, was ich Ihnen vorschlage. Ihr Vater, der hat es ja fertig gebracht, hat sich so gewissermaßen selbst beim Kragen genommen und einen anderen Menschen aus sich gemacht. Andere können das nicht. Ihre Mutter hat's auch nicht gekonnt. Mit Gewalt hat sie fromm werden sollen, und hat's eben nicht fertig gekriegt. Und darum — na Sie wissen ja selbst, was nachher daraus geworden ist. Und sehn Sie, davor eben will ich Sie bewahren."

Er beugte sich dicht und dichter zu ihr; seine Stimme flüsterte. „Und Sie kriegen das auch nicht fertig, verlassen Sie sich darauf. Sie können es nicht. In Ihnen ist das Blut von Ihrer Mutter. Und das wird nicht zahm. Sie können machen, was Sie wollen, es hilft Ihnen nichts. Das Blut wird nicht zahm. Sie werden nicht fromm. Sie sind für die freie Luft geboren. Wenn sie nicht in die Freiheit kommen, gehen Sie zugrunde. Verlassen Sie sich drauf! Verlassen Sie sich darauf! Darum müssen Sie von hier fort. Absolut. Und anders, als wie ich es Ihnen gesagt habe, geht es nicht. Wenn Sie Ihren Vater fragen — der läßt Sie nicht fort. Ihre Mutter hat er damals auch nicht fortgelassen. Darum ist es gekommen, wie es gekommen ist, und Ihre Mutter — —."

Er konnte nicht zu Ende sprechen. Mit beiden Händen hatte das Mädchen plötzlich zugegriffen und ihn gepackt, an der Hand und an der Schulter, mit einem so eisernen Griff, wie man ihn den zarten Händen gar nicht zugetraut hätte. Ihr Leib hatte sich vorgebeugt, so daß ihre Brust dicht an der seinen war, in ihren Augen war ein irres, beinah wahnsinniges Leuchten. Der Mund stand ihr offen; keuchend kam der Atem daraus hervor, wie bei einem Menschen, der am Ersticken ist. Man

sah, wie sie nach Worten rang; aber nur unverständliche, rauhe Töne wurden vernehmbar. Endlich, nach einer letzten Anstrengung, die so aussah, als liefen ihr die Worte am Munde vorbei und als müßte sie sie mit den Lippen einholen und festhalten, brachte sie ein Wort heraus. Und jetzt kam das Erschrecken an ihn.

„Du," sagte sie, und in dem Tone, mit dem sie es sagte, war ein so seltsames Schlucken, Stoßen und Schüttern, daß es beinah klang, als lachte sie, „du denkst, ich wüßte noch immer nicht, wer du bist? O du —" und jetzt lachte sie wirklich, erst leise kichernd, dann lauter und endlich beinah kreischend, „so dumm, das will ich dir nur sagen, bin ich auch nicht. Ganz genau kenne ich Sie, mein Herr Teufel! Ja, rücken Sie nur zur Seite, sehn Sie mich nur an —" in der Tat war der Mann, wie von einem jähen Entsetzen ergriffen, unwillkürlich von ihr fortgerückt. Sie aber ließ ihn nicht los, sondern rückte ihm auf der Bank nach, dabei gingen ihre Augen jeder seiner Bewegungen nach, als wenn sie ihn bewachen wollte. „Jetzt möchten Sie fort, nicht wahr? Weil Sie merken, daß Sie sich zu früh verraten haben?" Plötzlich beugte sie sich dicht zu ihm, den Mund an sein Ohr gepreßt, daß er ihre kalten Lippen daran fühlte. „Aber das hilft dir nichts mehr," flüsterte sie mit einer Stimme, die ihn bis ins Rückenmark durchgraute, „ich kenne dich jetzt. Du bist derselbe, der damals zu meiner Mutter gekommen ist und ihr das höllische Feuer ins Blut gejagt hat, wo sie sie nachher in das Haus mit den vergitterten Fenstern gebracht haben, wo sie gesagt haben, sie ist krank, wo du dabei gestanden hast und gelacht hast, weil du gewußt hast, daß ganz was anderes mit ihr war. Und jetzt kommst du zu mir. Und ich habe immer gewußt, daß du einmal kommen würdest. Und jetzt bist du gekommen. Und willst mich mit dir nehmen, wie du meine Mutter genommen hast. Und ich will dir nicht gehören. Und dabei fühle ich, daß ich dir doch gehören muß. Und das will ich nicht. Aber es hilft mir nicht. Denn ich bin nur ein Mensch. Und du, du bist der Böse! Der Teufel! Der Teufel —"

Wie eine Erlösung empfand es der Mann, daß in diesem Augenblick Lichtschein durch die Gebüsche brach und eine angstvolle Stimme sich hören ließ: „Aber Gretchen! Um Gottes willen, wo bist du? Wo bleibst du?"

Es war die Klara Marie, die, mit einem Windlicht be-

waffnet, gelaufen kam, um die Schweſter zu ſuchen. Sie befand ſich in einer an Verzweiflung grenzenden Aufregung.

„Aber Gretchen, alle Welt ſucht dich, und niemand weiß, wo du hingekommen biſt, und da ſitzeſt du hier im Dunkeln, ohne Mantel und ohne alles in der kalten Nacht. Du mußt dich ja auf den Tod erkälten, ſo heiß wie du vorhin geworden biſt. Nimm doch nur den Mantel um.“

Sie trat heran, und mit dem Mantel der Schweſter, den ſie über dem Arm trug, umhüllte ſie deren Leib. Dabei beachtete ſie es kaum, daß ſich im Augenblick, als ſie herantrat, eine dunkle Geſtalt von der Bank erhob und lautlos verſchwand. Es war Karl von Ruttenau, der ſich wie ein Schatten in den Büſchen verlor. Alle ihre Gedanken waren bei der Johanna Margarete, die ſich ſchweigend und beinah ohne ein Lebenszeichen von ſich zu geben, in das wärmende Kleidungsſtück einhüllen ließ und auch, nachdem dies geſchehen war, ſitzen blieb, als verſtände und begriffe ſie nicht, was ſich mit ihr begab. So gar keine Beachtung ſchenkte ſie der kleinen Schweſter, daß dieſe ganz ratlos ward.

„Gretchen, wir müſſen doch nach Hauſe gehn. Es iſt ja ſchon furchtbar ſpät, faſt Mitternacht. Alle übrigen ſind ja ſchon fort. Wir ſind die allerletzten. So komm doch nur!“

Aber es war vergebens, daß ſie auf ſie einredete; die Johanna Margarete ſaß und ſtarrte vor ſich hin, als wenn ſie von dem Vorhandenſein der anderen überhaupt nichts gewußt hätte.

„Gretchen“ — und in ihrer Herzensangſt ergriff die Klara Marie die Hände der Schweſter, „du kannſt doch nicht die ganze Nacht hier ſitzen bleiben; ſo komm doch, ſteh doch auf! Denk doch, was der Vater ſagen wird, Gretchen. Er muß ſich ja ängſtigen um uns.“

Wie ein Funke wiedererwachenden Lebens war es im Geſichte der Johanna Margarete, als ſie den Vater erwähnen hörte. Sie duldete es, daß die Schweſter ſie von der Bank emporzog, und ſobald ſie auf den Füßen ſtand, ſetzte ſie ſich in Bewegung, ohne abzuwarten, daß die Klara Marie ſie unter den Arm faßte. Dieſe ging hinter ihr her, und ſie mußte ſich daran halten, daß ſie nachkam, denn die Johanna Margarete ging ſchnell. Schnell, und nicht mit der ſchwebenden, gleitenden Gangart, die die andere an ihr gewohnt war, ſondern mit hart aufſtampfenden Schritten, den Körper ſteif und grade aufgereckt. „Beinah wie eine

Maschine," stellte die Klara Marie für sich fest, indem sie hinter der Voranschreitenden dreinsah. So kamen sie an den Platz, wo vorhin getanzt worden war, und an dem Platze stand Charlotte von Ruttenau, um den beiden Schwestern Gute Nacht zu sagen. Ohne jedoch anzuhalten, ohne auch nur den Kopf zur Seite zu wenden, schritt die Johanna Margarete an ihr vorüber, den Kopf emporgereckt, als müßte sie sich den Hals verrenken, die Augen grade vor sich hingerichtet, wie eine Nachtwandlerin, wie eine Maschine, wie ein seelenlos sich bewegender Körper. Nur einen flüchtigen, stummen Händedruck vermochte die Klara Marie noch mit Charlotte von Ruttenau zu wechseln, dann deutete sie mit verzweifeltem Blick auf die Schwester, die bereits den Hausflur des Regierungsgebäudes erreicht hatte und lief ihr nach.

Sie lief; denn sobald die andere aus dem Hause auf die Straße hinausgetreten war, verdoppelte sich die Geschwindigkeit ihres Ganges. Es war, als wenn eine unsichtbare, unbekannte Macht sie vorwärtsstieß, daß sie nur schnell, nur schnell das väterliche Haus erreichte. Die wenigen Schritte, die sie bis zum Pfarrhause zu machen hatten, waren bald zurückgelegt. Im Augenblick aber, als die Klara Marie den Hausschlüssel ins Schlüsselloch steckte, um die schwere Pforte zu öffnen, wurde diese von innen aufgerissen. Der Prediger Wanderloh, der wirklich angefangen hatte, sich wegen des Ausbleibens seiner Töchter zu sorgen, hatte sich fertiggemacht, auszugehen, nach ihnen zu suchen. In einen langen Mantel gehüllt, der nichts von dem Prediger erkennen, ihn vielmehr ganz verwandelt erscheinen ließ, weil es noch ein alter Mantel aus seiner Offizierszeit zu sein schien, stand er im Hausflur, den eine von der Decke herabhängende große Laterne erleuchtete.

„Aber wo bleibt Ihr?" wollte er ausrufen, indem er die hellen Gewänder der Mädchen über der Schwelle flattern sah, aber er sagte nichts; das Wort brach ihm am Munde ab, wie von einer Faust gestoßen, wich er zwei Schritte zurück, seine Augen weiteten sich, und die großen Züge des knochigen Gesichts erstarrten in einem staunenden Schreck, der sie mit fahlem Weiß übergoß. „Irene," stammelte er, beinah ohne zu wissen, was er sagte. Vor ihm stand ein Wesen, ein Weib, das der Verstorbenen so ähnlich sah, in der Haltung des Körpers und des Kopfes, im Ausdruck der Augen, des ganzen Gesichts, in jeder Bewegung, so täuschend, so unglaublich, unerhört ähnlich, daß

ſich ihm der Name des einſt ſo heiß geliebten Weibes unwillkürlich von den Lippen geriſſen hatte.

Im nächſten Augenblick war er wieder zu ſich gekommen, hatte er ſich gefaßt. Was da vor ihm ſtand, war ja ſeine Tochter, ſeine Johanna Margarete. Daß ſie der Mutter ähnlich ſah, hatte er ja ſein Leben lang geſehen und gewußt. Freilich — ſo ähnlich, wie in dieſem Augenblick — —. Als wenn es ein Unrecht gutzumachen gelte, ging er auf ſie zu; es ſah aus, als wollte er ſie in die Arme ſchließen. Aber er kam nicht dazu, ſondern wie vorhin wich er noch einmal zurück, wie zurückgeſtoßen von einem jähen, lähmenden Schreck, und mit weit offenen Augen ſtarrte er das Geſicht des Mädchens an, den unerklärlichen, unheimlichen Ausdruck im Geſichte des Mädchens. Denn als dieſe den Namen der Mutter aus ſeinem Munde vernommen, hatte ſie, wie lauſchend, den Kopf erhoben, dann breitete ſich ein irrſinniges Lächeln über ihr Geſicht, ſo daß die einſt ſo holden Züge wie zu einer Maske darunter erſtarrten, und zugleich erſchien ein Ausdruck in ihren Augen, als wenn ihr nun endlich Aufſchluß über etwas geworden wäre, worüber ſie ſich fortwährend und vergeblich den Kopf zerbrochen, wonach ſie geſucht hatte, ohne es finden zu können.

„Nun ja," ſagte ſie alsdann mit einer hellen, grellen Stimme, die nicht mehr wie die der Johanna Margarete, ſondern wie die eines ganz neuen, fremden Menſchen klang, „ſo kommt die Geſchichte heraus. Aber ſag' mir nur, lieber Wanderloh, wie du auf die komiſche Idee gekommen biſt, ſtatt mich bei meinem Namen zu nennen, mich immer — immer — na wie war's doch, wie du mich immer genannt haſt — ſiehſt du, jetzt hab' ich's wahrhaftig ſchon vergeſſen."

Indem ſie dieſes ſagte, war ſie auf den Vater zugetreten, aber nicht wie die Tochter zum Vater, ſondern vertraulich, wie die Frau zum Mann, wie die Lebensgefährtin zum Lebensgefährten tritt, und als ſie ihn jetzt leichenfahl, an allen Gliedern zitternd ſtehen ſah, lachte ſie laut auf.

„Na ja," ſagte ſie, und der blecherne Ton ihrer plappernden Stimme ſtach grauenvoll von dem tödlichen Schweigen ab, mit dem Vater und Schweſter, beide wie zu Stein erſtarrt, ihr zuhörten, „jetzt tut es dir leid. Aber laß gut ſein, die Geſchichte iſt ja nun in Ordnung. Aber jetzt müſſen wir reiten. Jetzt müſſen wir reiten. Heut iſt's wohl ſchon ein bißchen zu ſpät,

aber gleich morgen früh mußt du den Schweißfuchs herausholen, und für mich kannst du den Mustang satteln —" hier unterbrach sie sich und verfiel in Nachdenken. „Das heißt," fuhr sie dann fort, „so geht's ja nicht. Der Mustang gehört ja — ihm." Sie legte den Arm um den Nacken des Vaters und beugte sich zu ihm. „Dann mußt du mir ein anderes Pferd geben; du hast doch gewiß noch mehr? Denn fort müssen wir, das wirst du doch einsehn? Denn morgen kommt er ja und holt mich, und dann nimmt er mich mit sich nach Amerika und in die Prärie, und dann machen die Indianer Treibjagd auf mich. Und das paßt mir nicht, das kannst du dir doch denken. Denn wenn er auch ein guter Tänzer ist und ein famoser Reiter, so ist und bleibt er doch der Teufel. Und ich will lieber bei dir bleiben. Denn du bist doch ganz etwas anderes. Solch ein prachtvoller Mann, solch ein herrlicher. Und eine Frau gehört doch zu ihrem Mann? Nicht wahr? Besonders, wenn sie ihn so lieb hat, wie ich dich lieb habe, du — du herrlicher, mächtiger —"

Sie breitete die Arme und machte Miene, ihn zu umarmen. Mit beiden Händen aber, wie wenn er etwas Entsetzliches von sich abwehren wollte, packte der Prediger Wanderloh ihre Arme und „Johanna Margarete!" schrie er mit einem furchtbaren, brüllenden Schrei.

Als sie das vernahm, verdrehte sie die Augen im Kopfe, wie von einem Blitz getroffen knickte sie zusammen, und im nächsten Augenblick hielt der stöhnende Mann den zuckenden Leib seines bewußtlosen Kindes in den Armen. —

Schweigsam war es im Pfarrhause immer hergegangen, aber die bisherige Schweigsamkeit erschien wie ein lärmendes Geräusch, mit der öden Stille verglichen, die während der nun folgenden Tage darin herrschte. Beinah das einzige Geräusch, das man in diesen Tagen vernahm, war das vorsichtige Rücken des Stuhls zur Seite des Bettes, in dem, mit dem Tode ringend, die Johanna Margarete lag, das Rücken des Stuhls, in dem abwechselnd der Prediger Wanderloh und seine Tochter Klara Marie sich niederließen, um Wache zu halten über ihrem Liebling. Und zu diesem Geräusche kam alsdann in Stunden, wo der Schlaf die Kranke beruhigt hielt, noch ein anderes, das leise Erzählen der Klara Marie, wenn sie mit dem Vater zusammen saß und ihm Bericht erstattete über das, was sich an dem Abend im Garten der Regierung zugetragen hatte. Immer von neuem

mußte sie es ihm erzählen, immer wieder, in düsterem Schweigen die mächtige, auf dem Tische aufliegende Hand zur Faust geballt, hörte er ihr zu. Und indem der Name Ruttenau wieder und immer wieder an sein Ohr schlug, stieg die alte Zeit, die gewaltsam begrabene, nie vergessene alte Zeit wieder vor ihm auf, und ohne daß er sich dessen bewußt wurde, verwandelte sich der Prediger Wanderloh in ihm wieder in den einstmaligen Reiteroffizier, den heißblütigen, gewalttätigen, der nichts wußte von christlicher Sanftmut und christlichem Verzeihn, sondern von rächender Tat für böse Tat.

Noch war es nicht an der Zeit, noch gehörten alle seine Gedanken dem Mädchen da nebenan, dem armen, kranken, geliebten Geschöpf. Noch wollte er warten, welchen Ausgang es mit ihr nehmen würde. Aber wenn es so kam, wie er befürchten mußte, daß es kommen würde — dann — und die Faust, die da auf dem Tische lag, die heut noch so gewaltig aussah, wie an dem Tage, als sie den wütenden Schweißfuchs gebändigt hatte, schlug einmal gedämpften Schlages auf die Tischplatte und machte aus diesem stummen „Dann" ein schreckliches Versprechen.

Es dauerte lange genug, bis daß die Entscheidung kam, aber endlich kam sie doch. Der Tod hatte an das Pfarrhaus geklopft, aber er war vorübergegangen. Aus dem Bette, in das man vor Wochen die Johanna Margarete gelegt hatte, stand nach Wochen eine wieder auf, die wohl ungefähr noch so aussah, wie die Johanna Margarete, die es aber nicht mehr war. Diejenigen, die sich teilnehmend bei der Klara Marie nach dem Befinden der Schwester erkundigten — denn an den Vater wagte sich niemand heran — erhielten einen trostlosen Bescheid: „Leider ist sie am Leben geblieben." Wenn das die Klara Marie sagte mußte es schlimm stehen — und es stand schlimm. Es stand so schlimm, daß sie nicht bei Vater und Schwester bleiben, sondern den Weg gehen mußte, den seinerzeit die Mutter gegangen war, in das schreckliche Haus, mit den vergitterten Fenstern.

Als der Prediger Wanderloh sie dorthin gebracht hatte und von der bösen Fahrt nach Haus zurückgekehrt war, kam ihm der Gedanke, daß er nun zu dem Bilde der Irene noch ein zweites in sein Zimmer hängen und vor beiden stehen könnte. Aber er schüttelte den Kopf — nein — weder vor dem einen Bilde würde er fürder stehen, noch vor dem anderen, er hatte keine Zeit

mehr dazu, keine Zeit. Kaum in das Haus zurückgekehrt, verließ er es schon wieder; er hatte ein Wort mit Karl von Ruttenau zu sprechen, er wollte sich erkundigen, wo er ihn fand. Als er jedoch nach ihm fragte, sah man ihn verdutzt an: er war eben seit Wochen nicht unter die Menschen gekommen, darum wußte er nichts, hatte nicht erfahren, daß Karl von Ruttenau seit Wochen bereits verschwunden war — niemand wußte, wohin. Vermutlich wohl nach Amerika, denn ungefähr zu der Zeit, als der amerikanische Zirkus zum zweiten Male hier durchgekommen, war er verschwunden. Bestimmtes aber wußte niemand; Amerika ist groß; und wiederkommen würde er wohl schwerlich.

Als der Prediger Wanderloh das vernahm, sprach er kein Wort, gab auch keinen Laut von sich; schweigend wandte er sich ab und stumm ging er in sein Haus zurück. Und als er in sein Haus zurückkam, erinnerte er sich, daß er einmal jemanden von der Kanzel in der Kirche hatte predigen hören von dem Menschen, dem elenden Gewürm, das auf Gnade und Ungnade unterworfen sei dem ungeheueren Willen, der mit ihm umkreist im rollenden Weltall, wie der Erdball sich umwälzt mit dem Sandkorn in seinem Leibe. Und als er sich dessen erinnerte, lachte er, denn es fiel ihm ein, daß er selbst es gewesen war, der den Menschen das verkündet hatte.

Dann versank er in Gedanken und dachte lange, schier endlos lange nach. Über sein Leben dachte er nach, und wie zwei Wesen, die er so inbrünstig geliebt hatte, von ihm hatten gehen müssen, um in Jammer und Verzweiflung zu enden, und er fragte sich, warum das so hatte sein müssen, und fand keine Erklärung. Und weil er keine Erklärung fand, erschien ihm das alles wie die gewalttätige Fügung einer Macht, gegen die es keinen Widerstand gibt, die von Recht nichts weiß und von Gerechtigkeit, sondern nur von Willkür und grausamer Laune. Da erfaßte ihn ein Grimm, ein so furchtbarer, daß es ihm war, als hätten alle Organe seines Innern sich in eine glühende, brodelnde Masse verwandelt; heulend lief er im Zimmer hin und her, und er ballte die Fäuste. Er wollte jemanden haben, mußte jemanden haben, den er zur Rechenschaft ziehen, an dem er sich rächen konnte für alles, was man an ihm getan, und er fand niemanden, überall griff er in die Luft. Überall, so kam es ihm vor, waren höhnende Gesichter, achselzuckende Gestalten um ihn her, die mit halbem Ohre auf seine Klagen hinhörten, sich dann ab-

wandten und ihn ſtehen ließen wie einen Narren. Ein Narr aber war er nicht, das ſollten ſie erfahren, wollte er ihnen beweiſen. Und plötzlich wandte er ſich um und ging aus dem Zimmer die Treppe hinauf, auf den Boden. Die Tür, die da hinaufführte, ſchloß er hinter ſich ab, und im Halbdunkel des düſteren Raumes tappte er ſich bis in die fernſte, dunkelſte Ecke. Hier in der Ecke bewahrte der Prediger Wanderloh Gegenſtände, die einſt dem anderen gehört hatten, dem Reiteroffizier Wanderloh, und unter dieſen Gegenſtänden befand ſich ein Kaſten von dunklem, ſchwerem, poliertem Holz. Seit er im Jahre 1866 von Böhmen wiedergekommen war, von Königgrätz und Nechanitz, hatte er den Kaſten nicht mehr geöffnet; manchmal hatte er inzwiſchen erwogen, ob er ihn nicht ganz beſeitigen ſollte, denn er hatte gemeint, daß er ihn bis an ſein Lebensende nicht mehr öffnen würde. Gut, daß er den Entſchluß nicht ausgeführt hatte — heute konnte er ihn brauchen, und er tat es.

Der alte Schlüſſel ſteckte noch im Schloß; der Deckel flog zurück; wie ein Rachen tat der dunkle Kaſten ſich auf. Er hatte ſeinen Inhalt treulich bewahrt. Der Revolver, der darin lag, war zwar verroſtet, aber der Hahn ließ ſich noch ſpannen, der Abzug tat noch ſeine Schuldigkeit; die waffengeübte Hand, die ihn aus dem Kaſten hob, hatte das bald feſtgeſtellt. Patronen waren auch noch vorhanden, mehr als nötig, mehr, als es für einen einzelnen Mann bedarf. Alſo vorwärts — ein verroſteter Revolver tut es auch. — Im nächſten Augenblick hatte er es getan.

Das Wunder

Eine Erzählung

Eine Wundergeſchichte. — Alſo eine Geſchichte, die zu einer Zeit ſpielt, als es eine Zeit in unſerem Sinne überhaupt noch nicht gab? Als noch kein Kalender war, der Strich nach Strich in die ungeheure Kriſtallkugel ritzt, die uns umfängt, die wir „die Zeit" nennen, der uns belehrt, daß wir von einem Strich zum anderen, von einem Tag zum anderen mit kleinen, beſcheidenen Schritten zu wandern haben, wenn wir fortkommen und uns nicht verirren wollen in der endloſen Wüſte, ſondern als die Kriſtallglocke noch wie ein unermeßliches, unbekritzeltes und ungebrochenes Ganze über den dumpfen Häuptern der Menſchheit lag, angeſtrahlt von außen von einem geheimnisvollen Licht und widerſpiegelnd in ihrer inneren Wölbung die Ereigniſſe, die ſich auf Erden begeben, in ſo abenteuerlichen Umriſſen, ſo ſeltſamen, daß die Menſchen keine Erklärung dafür fanden, ſondern mit offenem, ſtaunendem Munde „ein Wunder! Ein Wunder!" riefen?

Nein — ſondern eine Geſchichte, die ſich in unſeren Tagen, vielleicht geſtern erſt zugetragen hat.

Und wo? Vermutlich im Lande „Nirgendwo"? In einem Lande, wo es keine Wiſſenſchaft gibt, die uns ſagt, daß dem „deshalb" immer das „weil" voranzugehen hat, und daß Ereigniſſe, die ſich aus dieſem Bann von Grund und Folge losmachen wollen, überhaupt keine Ereigniſſe ſind, ſondern einfach ins Nichtvorhandenſein verwieſen werden?

Auch das nicht — ſondern in einer uns allen zur Genüge bekannten Stadt hat die Geſchichte ſich begeben, einer Stadt, wo es Wiſſenſchaft und Polizei und alles gibt, was Ordnung, Mechanismus und Schematismus aufrechtzuerhalten geeignet iſt — in Berlin.

Zu unſeren Tagen? In Berlin?

Zu unſeren Tagen, in Berlin, in einer der meilenlang und linealgrade geſtreckten Straßen von Berlin, wo die vierſtöckigen Häuſer mit den kahlen Vorderſeiten, den entſetzlichen, von keiner architektoniſchen Eingebung, keinem künſtleriſchen Einfall belebten Vorderſeiten nebeneinander aufgereiht ſtehen wie rieſige Kiſten, wie ſteinerne Kommoden, in deren Schubfächern Menſchen verpackt ſind, Familien, Geſchlechter, Scharen von Menſchen.

Und — in einem ſolchen Hauſe?

Ja — in einem ſolchen vierſtöckigen Hauſe, vier Treppen hoch, unter dem Dache hat es ſich begeben und iſt es geſchehen.

Aber was denn nun endlich? Was ist geschehen? Worin bestand das Wunder?

Es bestand darin, daß an einem Sonntagnachmittag im Sommer die Wäscherin, unverehelichte Mathilde Baumann, aus der Tür ihrer unter dem Dache gelegenen Wohnung heraustrat, ein kleines, nicht einmal besonders hübsches Mädchen, mit rundem, braunem Strohhut auf dem runden, beinah etwas dicken Kopf, an der Hand, und daß, indem gleichzeitig die gegenüberliegende Tür der Nachbarwohnung sich öffnete und Frau Wulkow, die Flurnachbarin, heraustrat, die Kleine sich umwandte und der alten Frau zurief: „Lieschen geht spazieren! Mit Mutter! Bis nach'n Tiergarten! Und in den Zelten trinken wir Kaffee!"

Und das — ein Wunder?

Frau Wulkow sagt es. Frau Wulkow behauptet, das wäre ein Wunder gewesen, ein wahres, wahrhaftiges Wunder.

Aber was denn in aller Welt? Etwa, daß Mathilde Baumann unverheiratet war und das kleine Mädchen dennoch „Mutter" von ihr sagte?

Wenn man angenommen hätte, das wäre der alten Frau so wunderbar erschienen, dann würde sie wohl still vor sich hin gelächelt haben mit dem gutmütig erfahrenen Lächeln, das ihr eigen war. Nein, sondern daß ihr die Kleine so vergnügt, beinah glückselig die Worte zukrähte, sich so mit beiden Händen an die Hand der Mutter hing, und daß die Mutter, die Mathilde Baumann, über den Kopf des Kindes hinweg zu ihr hinübersah, mit Augen, in denen ein Blick war, ein so merkwürdiger, gar nicht zu beschreibender, wie man ihn im Auge von Menschen sieht, die eine schreckliche Angst, eine Todesgefahr überstanden haben und sich nun staunend, zitternd, noch kaum glaubend an den sicheren Boden unter ihren Füßen, im neu geschenkten Leben umsehen.

Dies beides, behauptete Frau Wulkow, wäre wirklich ein Wunder gewesen, dies beides und dann noch das dritte dazu, daß die Mathilde Baumann den Arm um ihre Kleine gelegt und „fall nicht, Lieschen" gesagt hatte und sie die steile, fürchterlich steile Treppe mit den schmalen, halsbrecherischen Stufen hinuntergeleitet hatte, vorsichtig, vorsichtig, als führte und hütete sie eine Kostbarkeit, ein unersetzliches Gut, das nicht zu Schaden kommen durfte, weil sonst ihr Herz zu Schaden gekommen und nie wieder heil geworden sein würde, nie wieder.

Das alles, das also war es. Und wenn es dem unbeteiligten Beschauer als etwas durchaus nicht Wunderbares, sondern im Gegenteil höchst Einfaches, Natürliches und Alltägliches erscheinen möchte, daß ein kleines Mädchen sich freut, wenn es Sonntagnachmittag an der Hand der Mutter im Tiergarten spazierengehen soll, so muß man doch in Anbetracht dessen, daß die Frau Wulkow die Sache keineswegs so einfach, sondern ganz anders ansah, zu der Schlußfolgerung gelangen, daß hinter dem allen etwas Besonderes verborgen sein mußte.

Denn Frau Wulkow war ja doch seit nunmehr länger als einem Jahre Flurnachbarin mit Mathilde Baumann, kannte sie und wußte Bescheid. Wußte Bescheid mit ihren äußeren Umständen und auch noch mit Dingen, die tiefer lagen, mit dem, wie es da drinnen aussah, bei der unverehelichten Mutter. Denn weil sie viel älter als die andere, eigentlich schon wirklich eine alte Frau, daneben aber auch eine erfahrene und gute Frau war, die sich nie horchend auf Flur und Treppe umhertrieb, nie klatschend von Tür zu Tür schlich, sich nie aufdrängte, dennoch aber in Blick und Wesen das warme Schweigen hatte, das dem Nebenmenschen sagt: „Wenn du mich brauchst, so bin ich da," so war die Mathilde Baumann, die außer ihrem Lieschen eigentlich niemanden auf der Welt hatte, insbesondere niemanden, zu dem sie mit ihrem schweren Herzen gehen konnte, so war sie zu Frau Wulkow gekommen. Und weil ihr das Herz eigentlich immer schwer war, so kam sie oft, und weil sie nicht eigentlich viel zu erzählen, aber immer viel zu vertrauen hatte, so vertraute sie ihr alles, sagte ihr alles, bis daß die Zeit kam — die Zeit? Ja, wo sie anders wurde, nichts mehr sagte, wo — der Mann kam und — das Schreckliche.

Der Mann — ja, wenn man sie so ansah, die Mathilde Baumann, das nicht eigentlich schöne, aber kraftvolle, vollsaftige junge Weib mit den dunklen Augen unterm dunklen Haar, mit der Haut, die so aussah, als wäre sie heiß gebrannt von dem heißen Blut, das in den Adern darunter floß, mit der Brust, die unter dem linnenen Arbeitskleide emporschwoll, als würden ganze Generationen von Kindern Muttermilch und Lebenssaft daraus trinken können, dann mußte man wohl glauben, daß das, was man „den Mann" im Gegensatz zu „dem Weibe" nennt, eine gewichtige Rolle in ihrem Dasein gespielt haben mochte und vielleicht noch spielte.

Zwar wer der Mann gewesen war, der als Vater des kleinen Lieschens irgendwo in der Welt umherlief, das hatte Frau Wulkow nie erfahren. Nach so etwas, meinte Frau Wulkow, muß man nicht fragen, wenn's nicht von selbst gesagt wird. Und weil Mathilde Baumann nichts von selber sagte, fragte sie nicht, und also erfuhr und wußte sie es nicht.

Was sie dagegen sehr wohl wußte, weil sie es mit eigenen Augen sah und täglich selbst erlebte, das war die heiße, leidenschaftliche, manchmal beinah wilde Zärtlichkeit, mit der die junge Mutter ihr kleines Mädchen liebte.

Freilich, das wußte sie aus Erfahrung, das sah sie alle Tage. Denn alle Tage, früh am Morgen, wenn Mathilde Baumann fort- und hinausmußte auf den weiten Weg, den sie bis zu der großen Waschanstalt zu machen hatte, in der sie arbeitete, klopfte es an der Tür von Frau Wulkow, manchmal brauchte auch nicht erst geklopft zu werden, weil Frau Wulkow schon in der offnen Tür stand, und dann erschien vor der Tür das Lieschen, sauber gewaschen und gekämmt, das blonde Haar in einen kleinen Zopf zusammengebunden, der ihr wie ein Schwänzchen vom Kopfe hing, ihren „Quitscherich", das heißt einen kopflosen Puppenwulst von Sackleinwand mit Sägemehl gefüllt, im Arm, und hinter dem Lieschen die Mutter. Die Mutter brachte einen hochbeinigen Kinderstuhl mit, der durch eine Klappe verschließbar war, so daß ein Kind, wenn man es hineingesetzt hatte, nicht aus dem Stuhl herausfallen konnte. Und das alles bedeutete, daß das Lieschen jetzt für die Zeit, wo die Mutter draußen auf Arbeit war, also so ziemlich für den ganzen Tag, bis zum späten Nachmittage, an die „Tante Wulkow" abgeliefert wurde, um den Tag über bei ihr zu sein.

Denn irgendwo mußte die Kleine doch bleiben, während die Mutter sich draußen befand. Und weil es doch besser war, wenn sie „unter Menschen" war, statt daß sie in der leeren Behausung für sich allein blieb, und weil Frau Wulkow „schlecht auf den Beinen" war und darum fast gar nicht ausging, sondern in ihrer Wohnung Näharbeit verrichtete, und weil Frau Wulkow außerdem eine gute Frau war, die es ganz einfach und natürlich fand, daß Nachbarn einander helfen, so fand Mathilde Baumann es auch ganz natürlich, daß sie jeden Morgen ihr Kind da drüben eintat, um es abends wieder zu sich herüberzunehmen.

Und da saßen alsdann die beiden, die alte Frau Wulkow am Fenster bei ihrer Näharbeit, das kleine Lieschen in seinem hohen Stuhl mit der Klappe vor der Brust, stundenlang, stundenlang. Nur wie ein ganz fernes, leises Vogelzwitschern kam es manchmal von dem Stuhle zu Frau Wulkow hinüber — das war das Lieschen, das mit seinem „Quitscherich" sprach und ihm Verhaltungsmaßregeln gab und ihm sagte, daß er artig sein solle und geduldig, bis „Mutter" wieder käme. Und wenn sie dann über ihre Brille hinweg — denn Frau Wulkow hatte schon alte, weitsichtige Augen und brauchte für ihre Näherei eine Brille — hinübersah, dann sah sie das kleine Ding in seine Gedanken und Träume und Spiele versunken und sagte sich, daß das Kind doch eigentlich so wenig hatte und dennoch immer zufrieden war, daß es eigentlich einen zu dicken Kopf hatte und gar nicht besonders hübsch war, und daß man ihm dennoch gut sein mußte, weil es „eine Seele von einem Kind", eine Seele war!

Dann, um die Mittagszeit, wurde dem Lieschen ein kleiner Teller mit etwas Essen auf die Stuhlklappe gesetzt, und da aß es dann, den „Quitscherich" immer zur Seite, denn der mußte doch auch sein Teil haben. Viel war es nicht, was das Kind aß, und für sein Essen bezahlte die Mutter ein Bestimmtes an Frau Wulkow, was ja auch ganz einfach und natürlich war. Und nach dem Essen wurde die Kleine auf die Erde gesetzt, damit sie sich „die Beine vertrat" und sich Bewegung machte. Und da ging sie dann in der Stube umher und sah der Tante Wulkow zu, die schon wieder an ihrer Arbeit stichelte, und sah sich die große „Ticktack", die alte Schwarzwälder Uhr an, die an der Wand hing, bis daß sie nach einiger Zeit wieder in ihren Stuhl gesetzt wurde, in dem sie dann sitzen blieb, bis daß es Nachmittag wurde und sie mit einem Male „jetzt kommt Mutter!" zu Tante Wulkow hinüberkrähte.

Denn was die alte Frau noch nicht gehört hatte, das hatten die Ohren des Kindes bereits vernommen, daß auf der Treppe draußen ein Schritt heraufkam, daß jetzt etwas an die Tür kam — und im nächsten Augenblick war ein Gezappel in dem Stuhle, und über den Stuhl beugte sich, noch halb atemlos von den vier steilen, fürchterlichen Treppen, die sie heraufgestiegen war, die Mutter und küßte das kleine Ding mit dem dicken Kopf und küßte es wieder und noch einmal und sagte: „Na Lieschen, bist

du da?" Und dann wandte sie sich zum Fenster und sagte: „Na, gu'n Abend auch, Frau Wulkow, alles in Ordnung?" Und es war alles in Ordnung, und alles war gut.

Alsdann zogen Mathilde Baumann und Lieschen und „Quitscherich" und der hochbeinige Kinderstuhl zu Baumanns hinüber, und da bekam Lieschen noch einmal eine Tasse Milch zu trinken, mit Brot eingebrockt, das war ihr Abendbrot, und dann wurde sie in ihr kleines Bett gelegt, das in der Vorderstube stand, und die Mutter beugte sich über sie und sagte: „Na, nu gut Nacht, Lieschen, und schlaf auch schön!" und Lieschen schlang die Arme um ihren Hals und sah sie mit den großen Augen an, die so still waren und doch so laut sagten: „Ich liebe dich!" — und während die Mutter die Lampe hinwegnahm, war sie auch schon eingeschlafen. Mit der Lampe aber ging die Mutter hinaus, über den Flur, in die Küche, die nach hinten hinauslag, da kochte sie Kaffee, einen großen Topf voll, denn nun, das wußte sie, würde Frau Wulkow kommen. Und es dauerte auch nicht lange, so kam Frau Wulkow. Und dann begann für die beiden die schönste Stunde des ganzen Tages; in der Küche saßen sie beisammen und schlürften in langsamen Zügen den Kaffee und unterhielten sich über dies und das und über alles.

Und so ging das einen Tag wie den anderen, wochenlang, Monate, Jahr für Jahr. Und wenn es auch kein besonderes Glück war, so war es doch das, was armen Menschen schon wie ein Glück erscheint: Ruhe und Sicherheit vor Sorge und Not.

Alsdann aber fing es allmählich an.

Allmählich fing es an — ja — denn anfangs wurde nicht gesprochen, nicht gefragt und nichts gesagt. Aber daß etwas sich vorbereitete, etwas Neues, etwas Fremdes, das merkte Frau Wulkow, das ahnte, das fühlte sie.

Woran sie es merkte? Vielleicht daran, daß der Mathilde Baumann, wenn sie nachmittags nach Hause kam, der Atem so hastig ging? Atemlos war sie ja immer gewesen, wenn sie die vier Treppen heraufgekeucht war — aber es war jetzt doch noch etwas anderes. Was denn nur? Als wenn nicht ihre Brust nur, sondern als wenn ihr das Herz im Leibe, die Seele atemlos geworden wäre. So etwas Aufgeregtes. Rot war ihr das Gesicht ja immer geworden von dem weiten Wege, den sie draußen zu machen hatte, von den vier Treppen im Hause — aber wenn

sie dann einen Augenblick verschnauft hatte, wich die Röte, und ihr Gesicht wurde wieder wie gewöhnlich. Und jetzt wich die Röte nicht, sondern blieb. Wenn sie jetzt hereinkam und das Lieschen umarmte, dann sah es ja so aus, als wäre alles wie früher, und doch war es nicht mehr so wie früher. Mit beiden Händen faßte sie das Kind und drückte es in den Stuhl, beinah gewalttätig. Und wenn sie sich dann zum Fenster wandte und „na, gu'n Abend auch, Frau Wulkow!" sagte und ihr die Hand gab, dann sah sie ihr nicht mehr in die Augen, sondern daran vorbei. Und das „Alles in Ordnung?" blieb mit einem Male weg. Warum nur? Bei Frau Wulkow war ja alles in Ordnung, aber bei ihr, bei der Mathilde Baumann vielleicht nicht?

Und so ging nun der neue Zustand weiter, und Frau Wulkow ließ ihn gehen und fragte nicht, denn bei solchen Dingen, meinte Frau Wulkow, muß man nicht fragen, wenn nicht von selbst gesprochen wird. Fragen ruft das Unglück herein. Vielleicht, dachte sie, hört die Geschichte von selbst wieder auf und wird wieder gut. Aber sie hörte nicht auf, und es wurde nicht wieder gut, sondern im Gegenteil, wie etwas Schweres, Heißes, Dumpfes lag es auf der Mathilde Baumann, und das wurde immer schwerer, immer dumpfer, so daß man es schließlich körperlich an ihr wahrnahm, indem sie das Haupt, das sie früher immer so frisch aufgereckt auf dem schönen, vollen Halse getragen hatte, niederhängen ließ und allen Menschen nur noch von unten herauf in die Augen sah, was ja ganz gegen ihre frühere Gewohnheit war, aber ganz. Und wenn das alles noch nicht deutlich genug gewesen wäre, so war noch etwas, woran Frau Wulkow hätte merken müssen, wie es mit der Nachbarin stand, das war die Abendstunde in der Küche drüben, bei Mathilde Baumann; früher die gemütlichste Stunde vom ganzen Tage und jetzt so ungemütlich. So ungemütlich, daß die alte Frau Wulkow jetzt nur immer rasch, ganz rasch ihren Kaffee aussuppte und dann beklommen „gute Nacht auch!" sagte und davonging. Denn was hatte sie davon, in der Küche zu sitzen, der Mathilde Baumann gegenüber, die kaum drei Worte mehr hintereinander sprach und, wenn sie es tat, so, daß man ihr anhörte, daß sie nur sprach, um irgend etwas zu sagen, ein Sprechgeräusch zu machen, während ihre Gedanken ganz woanders waren?

Wo sie nur weilen mochten, diese Gedanken? Das war

es, worüber Frau Wulkow jetzt immer sinnen mußte, den ganzen Tag lang, während sie an ihrer Näherei arbeitete und zu dem Lieschen hinüberblickte, das ahnungslos in seinem hohen Stuhle saß.

Ahnungslos — das heißt — oder war das nur eine Einbildung, daß in dem Gesicht des Kindes —?

Aber woher sollte das denn kommen? Die Mutter war ja doch zärtlich zu ihm, wie sie es früher gewesen war? Küßte das Kind, wenn sie nachmittags nach Haus kam, herzte und „knutschte" es?

Aber solche Kinder — wie solche Kinder nun einmal sind! Das fühlt ja durch die Wände hindurch! Grade so wie die Tiere. Immerfort mußte Frau Wulkow an ihren alten Kater denken, den sie einmal gehabt hatte, ihren schönen, langhaarigen „Fritz", den sie so lieb gehabt hatte. Was für ein Gefühl in dem Tier gewesen war! Was für ein Gefühl! Wenn sie sich einmal über ihn geärgert hatte und ihm auch nur ein bißchen weniger gut war, und wenn sie ihm dann die Milch hinsetzte — nicht 'ranzukriegen an die Milch war das Tier gewesen. Mit großen, erschreckten Augen hatte er gesessen und sie angesehen, bis sie es gar nicht mehr aushielt und förmlich Abbitte tat und „komm man wieder, Fritzeken," sagte, „sei man wieder gut, ich bin dir ja auch wieder gut."

Ob so etwas Ähnliches mit dem Kinde da sein mochte? Ob das Kind fühlte, daß die Hände der Mutter, wenn sie es anfaßten, anders anfaßten als früher? Ob eine Ahnung in ihm war, daß in dem Herzen der Mutter, wo bisher nur Platz für das Lieschen gewesen war, jetzt noch Platz geschaffen werden sollte für — etwas anderes? Und daß dieses andere vielleicht eines Tages sagen würde: „Eins von uns beiden muß 'raus? Für uns beide ist da drinnen nicht Platz?" Kein Wort sagte Frau Wulkow, sie tat keine Frage, aber den ganzen Tag über ihrer Näherei dachte und dachte sie nach: dieses andere — was war es denn nur? Oder — wer mochte es nur sein?

Und einige Tage später geschah etwas, es war zwar noch nichts Bestimmtes, aber es gab immerhin eine Andeutung: an dem Tage nämlich, am Abend, als Mathilde Baumann ihre Kleine hinüberbringen wollte, kam sie zu Frau Wulkow heran und wollte etwas sagen, konnte aber gar nicht damit herauskommen und Frau Wulkow nicht ansehen. Rot wurde sie, als wäre sie mit Blut übergossen gewesen, und dann sagte sie endlich,

ſo leiſe, als wollte ſie, daß die Kleine es nicht hören ſollte: „Frau Wulkow," alſo ſagte ſie, „ich — es tut mir leid — aber ich kann Sie heute nicht bitten, zu mir herüberzukommen — ich — gehe heute abend noch aus."

Kein Wort hatte Frau Wulkow darauf erwidert, ſondern nur mit dem Kopfe genickt, was ſo ausgeſehen hatte, als wollte ſie ſagen: „Ich verſtehe ſchon." Und ſo ſchien es auch die Mathilde Baumann aufgefaßt zu haben; denn mit einem Male hatte ſie ſich umgedreht und war hinaus geweſen, und wenige Minuten darauf hatte Frau Wulkow gehört, wie drüben noch einmal die Tür klappte, und wie jemand über den Treppenflur ging und die Treppe hinunter, ganz haſtig, ganz haſtig. In ihren Gedanken aber hatte Frau Wulkow nachgerechnet, daß es heute mit dem Abendbrot des Lieschens und mit deſſen Zubettbringen viel ſchneller gegangen ſein mußte als jemals früher, und daraus hatte ſie den Schluß gezogen, daß für das Kind jetzt nicht mehr ſoviel Zeit übrig war, wie früher; und weil ihre Gedanken ihr ſagten, daß das nun wohl nicht mehr anders, ſondern eher ſchlimmer und immer ſchlimmer werden würde, ſo ging ſie in ihre Küche und kochte ſich, weil ſie ſich nun einmal daran gewöhnt hatte, ſelbſt eine Taſſe Kaffee und trank ſie langſam, einſam, unter ſchwerem, traurigem Nachdenken aus.

Daß es mit dem Abendkaffee in der Baumannſchen Küche von nun an ein Ende haben würde, das hatte ſie ſich wohl gedacht, und das beſtätigte ſich denn auch. Mit einem leiſen „Gute Nacht!" ging Mathilde Baumann am Abend von ihr fort; daß Frau Wulkow ſonſt zu ihr hinübergekommen war, das war jetzt, als wäre es nie geweſen. Alle Abend, wenige Minuten ſpäter, klappte drüben die Tür, ſchlich jemand die Treppen hinunter, und ſo ging das nun fort, einmal wie allemal, Abend nach Abend.

Nachmittags, zu der Zeit, wo Mathilde Baumann nach Hauſe kommen mußte, fing jetzt Frau Wulkow an, aus dem Fenſter zu ſehen, auf die Straße hinunter, ob ſie ſie kommen ſähe. Denn eines war merkwürdig — ſeit ein paar Tagen rief das Lieschen nicht mehr, wie früher: „Jetzt kommt Mutter." Nein, ſie tat es nicht mehr, und überhaupt — daß mit dem Kinde irgend etwas war, daß es nicht mehr ſo war wie früher, das konnte ſich Frau Wulkow jetzt wirklich nicht mehr verhehlen. Gar nicht mehr ſo ſauber gewaſchen wie früher; ſein ärmliches

Kleidchen gar nicht mehr so reinlich wie sonst; das Zöpfchen, das früher wie ein niedliches kleines Schwänzchen ausgesehen hatte, jetzt mit ein paar hastigen Griffen zusammengesteckt, so daß es manchmal aufging und die alte Frau Wulkow den Zopf noch einmal binden mußte. Heute, als es wieder einmal geschehen war und Frau Wulkow: „Komm mal her, Lieschen" gesagt hatte, hatte das Lieschen plötzlich zu weinen angefangen, lautlos, aber bitterlich. „Hab' ich dir weh getan?" hatte Frau Wulkow gefragt. Darauf aber hatte das Kind stumm mit dem Kopfe geschüttelt; nein — die Tante Wulkow hatte ihm nicht wehe getan. Aber — vielleicht ein anderer? Das hatte Frau Wulkow nicht gefragt, aber einen Stich hatte sie gefühlt, im Herzen. Und einen Stich im Herzen gab es ihr, wenn sie jetzt nicht mehr das Vogelgezwitscher von dem hohen Stuhl da drüben vernahm, wenn sie über ihre Brille hinweg hinüberschaute und das Kind da sitzen sah, so gar nicht ein bißchen mehr vergnügt, so vor sich hinblickend mit den großen, stummen, traurigen Augen. Kaum daß sie noch mit dem Quitscherich spielte, und wenn sie es tat, war es kein rechtes Spielen mehr, keine Verhaltungsmaßregeln mehr: „Sei hübsch artig, bis Mutter kommt," nur ein paar langsam, lässig, mechanisch angewöhnte Griffe.

An diesem Tage also blickte die Frau Wulkow aus dem Fenster. Und obwohl es schon ziemlich dunkel war, denn Mathilde Baumann kam jetzt von einem zum andern Tage immer später nach Haus, und obwohl es für Menschenaugen ein weiter Weg ist, von vier Treppen hoch auf der Straße drunten jemanden erkennen zu sollen, leisteten ihre Augen das trotzdem, denn in der Ferne sah die alte Frau scharf wie ein Luchs. Da sah sie denn die Mathilde Baumann die Straße entlang kommen, und neben ihr ging — einer. Ein hochgewachsener, breitschulteriger Mann war das, ein Fabrikarbeiter, wie es schien, denn unter dem Rock, den er vorn aufgeknöpft trug, sah man den Arbeiterkittel von blauer Leinwand. Ganz langsam gingen beide, wie zwei Menschen, die da wissen, daß sie sich gleich werden trennen müssen, und die sich noch eine Menge zu sagen haben und darum den Augenblick der Trennung hinauszögern möchten. Sehr viel hatten sie sich zu sagen, so sah es aus, namentlich der Mann der Frau, denn immerfort sprach er auf sie ein, während sie mit gesenktem Kopfe neben ihm herging und zuhörte. Reichlich um einen Kopf größer als die Mathilde

Baumann war der Mann, und vielleicht weil er immer zu ihr hinunterſprach und ſie den Kopf ſo hängen ließ, vielleicht daß es daher kam, daß es der Frau Wulkow den Eindruck machte, als ſtände die Mathilde Baumann unter einem Druck, einem Bann, einer Laſt, als fürchtete ſie ſich eigentlich, und als geſchähe es nur halb aus freiem Willen, daß ſie mit dem Manne ging, halb aber weil der Mann ſie in der Gewalt hatte.

Jetzt waren ſie auf der anderen Straßenſeite dem Hauſe gegenüber angelangt, da blieben ſie ſtehen und ſahen zum Hauſe hinauf, ſo daß Frau Wulkow raſch ein wenig mit dem Kopfe zur Seite fuhr, um nicht geſehen zu werden. Als ſie aber wieder hinunterblickte, bemerkte ſie, daß die beiden nach ihr nicht ſahen, ſondern nach den Fenſtern von Mathilde Baumann. Und indem der Mann ſein Geſicht erhob, konnte ſie, ſoweit es bei der zunehmenden Dunkelheit noch möglich war, ſein Geſicht erkennen. Da mußte ſie ſich denn geſtehen, daß es wirklich ein ſtattlicher, beinah, konnte man ſagen, ein ſchöner Mann war. Trotzdem gefiel er ihr nicht. Er hatte ſo ein blaſſes, beinah fahles Geſicht. Aber das kam vielleicht von dem Widerſchein der Dämmerung, die auf ſeinem Geſichte lag. Daneben war aber noch etwas: er trug einen Schnurrbart, einen ſehr langen und dichten, und um ihn recht dicht zu machen, hatte er eine „Anleihe“ beim Kinnbart gemacht, das heißt, ein Stück vom Kinnbart ſtehen laſſen, das nun in den Schnurrbart hineinwuchs, ſo daß dieſer in zwei ganz dicken Enden über beide Mundwinkel hing. Das gefiel der Frau Wulkow nicht. Das Geſicht des Mannes bekam dadurch etwas — ſie wußte ſelbſt nicht recht — ſo Rohes, Brutales, beinah Unheimliches.

Eine ganze Weile ſtanden die beiden drüben auf der Straße, dem Hauſe gegenüber. Wie ein Waſſerfall ſprach der Mann auf die Baumann ein, nur von Zeit zu Zeit erwiderte ſie etwas. Dann ſah es ſo aus, als hätte er etwas von ihr verlangt, worüber ſie nachdachte; ſie ſenkte den Kopf zur Seite. Aber als ſie ſich umwandte und ihm ins Geſicht ſah, wußte Frau Wulkow, was die Glocke geſchlagen hatte. Sie hatte nachgegeben, und der Blick, mit dem es geſchah! Wo der hingeht, da läuft die nach, das ſagte ſich Frau Wulkow, als ſie den Blick ſah.

Weil aber jetzt die Sache anfing, ihr das Herz abzuſtoßen, faßte ſie einen Entſchluß, und heute am Abend ſtellte ſie zum erſtenmal eine Frage.

Als Mathilde Baumann mit ihrer Kleinen hinausgehen wollte, griff sie nach ihrer Hand und hielt sie fest. Indem sie sie an der Hand hielt, fühlte sie, wie das junge Weib am ganzen Leibe zitterte. „Wer ist es denn also?" fragte sie. Sie versuchte ihr in die Augen zu sehen, aber das gelang ihr nicht; Mathilde Baumann hielt die Augen abgewandt, beinah krampfhaft. „Ein Maschinenschlosser in der Steppdeckenfabrik von . . ." Den Namen der Fabrik hatte Frau Wulkow nicht mehr verstehen können.

Als wenn sie gejagt würde, hatte Mathilde Baumann sich umgedreht, ihre Hand losgerissen, und ohne „gute Nacht" war sie mit ihrer Kleinen hinaus.

Wieder gingen ein paar Tage hin, und Frau Wulkow ließ sie gehen, ohne zu fragen. Denn zu oft, meinte Frau Wulkow, muß man bei solchen Sachen nicht fragen; sonst wird so etwas mißtrauisch und verstockt sich und sagt gar nichts.

Endlich aber, nachdem sie alle Nachmittage zum Fenster hinausgeblickt und gesehen hatte, daß der „Maschinenschlosser" jeden Nachmittag dabei war, hielt sie es an der Zeit, noch einmal zu fragen. Genau so wie das vorige Mal machte sie es; genau wie das vorige Mal, vielleicht noch stärker, erzitterte Mathilde Baumann, und ihr ganzes Gesicht war eine einzige Glut.

„Wird er Sie denn heiraten?" fragte Frau Wulkow.

Als sie das aber gesagt hatte, begab sich etwas Merkwürdiges: die Hand der jungen Frau, die sie in ihrer Hand hielt, wurde eiskalt, mit einem Blick fuhr sie zu der Kleinen herum, die an der Tür stand und wartete, dann beugte sie sich ans Ohr von Frau Wulkow: „Seien Sie still!" flüsterte sie, „ich komme nachher noch mal 'rüber."

Wenige Minuten später war sie wieder da. Ganz leise hatte sie geklopft, ganz leise trat sie ein, als wenn sie sich fürchtete.

Frau Wulkow saß am Tisch bei einem Petroleumlämpchen. Im Zimmer war nur ein halbes Licht; in den Winkel des Zimmers, wo es ganz dunkel war, setzte sich die Mathilde Baumann.

Frau Wulkow sah nicht zu ihr hin, fragte nicht, sprach kein Wort.

„Es ist ja," fing Mathilde Baumann an — und die Stimme

kam aus ihrer Kehle, als wenn ihr der Hals zugeſchnürt geweſen wäre —, „es iſt ja — daß er geſagt hat, — daß ihm das Kind nicht paßt.“

Darauf trat ein langes Stillſchweigen ein.

„Darum alſo will er Sie nicht heiraten?“ meinte alsdann Frau Wulkow.

„Mit Gewalt will er mich ja heiraten,“ erwiderte die andere, „aber gradezu mit Gewalt.“

„Aber das Kind will er nicht mit Ihnen mithaben?“

Darauf erfolgte keine Antwort.

„Was ſoll denn aber alsdann werden? Wollen Sie das Kind wo eintun? Bei anderen Leuten? Oder öffentlich? Eine Anſtalt?“

„Das bring' ich ja nicht übers Herz,“ ſagte Mathilde Baumann; und es klang, als ob ſie ſich gewunden hätte, indem ſie die Worte hervorbrachte.

Frau Wulkow, die immerfort in die Lampe geſtarrt hatte, rückte vom Tiſch ab und drehte ſich dahin, wo Mathilde Baumann ſaß.

„Aber was wird denn dann mit dem Kinde?“

In ſolchem Tone hatte Frau Wulkow noch niemals geſprochen.

„Wenn ich's doch ſelbſt nicht weiß!“ erwiderte Mathilde Baumann; und es war kein Sprechen, ſondern ein Keuchen. „Es iſt ja über mich gekommen — ich kann's ja gar nicht beſchreiben, wie! Solche Gewalt hat er über mich bekommen, ſolche Gewalt! Tag und Nacht zermartere ich mir das Gehirn! Von dem Mann wieder ablaſſen — Gott — wie ſoll ich Ihnen ſagen — lieber gleich ins Waſſer gehen und den leibhaftigen Tod erleiden! Und dann aber — daß er das Kind nicht will — ſolch ein unſchuldiges Wurm! Und es iſt mir doch ſo ans Herz gewachſen! So ans Herz gewachſen!“

Ein furchtbares Schluchzen brach ihr die Worte ab, und in der dunklen Ecke, in die ſie blickte, ſah Frau Wulkow etwas wie ein Gewirr von menſchlichen Gliedern, die ſich ineinander rangen, daß ein Knäuel entſtand, ein Ballen, an dem man kein Geſicht mehr erkannte.

Schweigend ließ Frau Wulkow das eine Zeitlang gewähren. Dann ſagte ſie mit dem Ton von vorhin, dem ſtrengen Ton: „Aber zu einem Entſchluß muß man doch kommen bei ſo etwas.“

Mathilde Baumann richtete sich auf und wischte sich die Augen. „Ja, natürlich," sagte sie, und ihre Stimme klang wie gebrochen, „Sie haben ja recht, ja, ja."

Dann stand sie auf, und ohne sich noch einmal umzusehen, ging sie hinaus.

Von da an wurde zwischen den beiden Frauen nicht mehr gefragt und nicht mehr gesprochen. Auf die beiden Nachbarwohnungen da oben, vier Treppen hoch, unter dem Dach, legte sich etwas wie eine unsichtbare, schwere Hand, und unter der Last der Hand erlahmte alles, erstickte alles, jede Freudigkeit, jedes Gespräch, nur eine dumpfe, stumme, langsam, langsam steigende Angst blieb übrig. Scheinbar nur mit ihrer Näherei beschäftigt und in Wirklichkeit lauschend und lauernd mit Augen, Ohren und allen Nerven, saß die alte Frau an ihrem Fleck, und scheinbar gleichgültig dagegen, daß sie belauert wurde, scheinbar ruhig ging die junge Frau ihren Weg, und unterdessen schlug ihr das Herz so schwer an die Brust, daß, wenn sie unbeobachtet war, sie stehenbleiben mußte, weil sie nicht weiter konnte, und wenn sie auf ihrem Wege zur Waschanstalt an der Spree entlang ging, kam ihr ein Gedanke, den sie früher nicht gekannt hatte: wenn's gar keinen Ausweg mehr gibt, dann gibt es noch einen, einen letzten.

Und nun dauerte das ein paar Tage, dann wurde die schwüle Stille durch ein Geräusch unterbrochen, auf das Frau Wulkow insgeheim schon lange gewartet hatte, und das, als sie es jetzt wirklich vernahm, sie dennoch bis ins Innerste erbeben ließ: an einem Abend, einige Zeit nachdem Mathilde Baumann mit ihrer Kleinen hinübergegangen war, erdröhnte die Treppe draußen von einem schweren Schritt, einem Männerschritt. Lautlos, so rasch sie es auf ihren „schlechten Beinen" zuwege brachte, war Frau Wulkow an ihrer Flurtür und horchte. Die Flurtür gegenüber, bei Mathilde Baumann, wurde von innen geöffnet; irgend jemand trat ein, dann klappte die Tür wieder zu. Der Mann war gekommen! Drüben war er, bei ihr!

Die alte Frau kroch in ihr Bett, wühlte den Kopf in ihr Federkopfkissen, wollte nicht hören, wann er wieder gehen würde; sie drückte die Augen zu, krampfhaft, wollte nicht daran denken, wie die zwei jetzt drüben zusammen waren.

Am nächsten Tage, wie gewöhnlich, kam das Lieschen, und wie gewöhnlich wurde es in seinen hohen Stuhl gesetzt, während die Frau Wulkow an ihrem Nähtisch am Fenster saß. Lärm

hatte das Kind ja niemals gemacht; besonders in letzter Zeit war es ja immer leiser geworden, heute aber war es so lautlos, daß Frau Wulkow unwillkürlich zu ihm hinübersah. Ganz regungslos saß die Kleine in ihrem hohen Stuhl, auf der Stuhlklappe lag der „Quitscherich" unangerührt.

Was das Kind für große Augen hatte! Nie, bis heute, war es Frau Wulkow so aufgefallen. Und wie die Augen unverwandt an der Tür hingen! Mit einem Ausdruck — was war es nur für einer —, als wenn es angstvoll erwartete, daß plötzlich die Tür sich öffnen und etwas hereinkommen würde, etwas Schreckliches.

Als es Mittag geworden war, setzte ihr die Frau Wulkow ihr Schüsselchen auf die Stuhlklappe. Viel hatte das Kind niemals gegessen, heute aß es gar nichts, hob keine Hand.

„Na, Lieschen, willst du denn gar nicht ein bißchen was essen?"

Als das Kind das hörte, richtete es die Augen auf die alte Frau, sein Mund verzog sich, als wenn es etwas sagen wollte.

„Was willst du mir denn sagen, Lieschen?" Frau Wulkow beugte sich zu ihr.

„Fremde Mann is gekommen," flüsterte ihr die Kleine ins Ohr. Aus der flüsternden Stimme klang das Entsetzen.

Frau Wulkow hielt an sich; dem Kinde gegenüber durfte sie nichts zeigen.

„Na ja, gestern abend, zu Mutter. Ist er in der Stube bei Mutter geblieben?"

„Is 'rübergegangen mit Mutter, in die Küche."

„Na ja doch," sagte Frau Wulkow, „na ja. Darum kannst du doch ein bißchen was essen. Willst du nicht?"

Aber sie wollte nicht.

„Na, dann komm, vertritt dir ein bißchen die Beine."

Sie hob sie aus ihrem Stuhl und setzte sie auf den Boden.

„Geh ein bißchen hin und her, Lieschen, mach' dir Bewegung."

Aber die Kleine schien nicht zu hören. Mit dem Finger im Munde stand sie an ihrem hohen Stuhl, sah nicht auf Tante Wulkows Näharbeit, nicht nach der Ticktack an der Wand, sondern immer nach der Tür und nur nach der Tür.

Als es schon beinah dunkel war, tat diese sich auf; die Mutter kam, Mathilde Baumann. Ohne Gruß — recht wie ein Irrwisch, dachte Frau Wulkow für sich —, ohne „guten Abend" kam sie und gleich auf das Kind zu, das in seinem Stuhle saß. Sie schoß gradezu darauf los, legte beide Hände um das Kind, sah ihm ins Gesicht, als müßte sie sich überzeugen, daß es noch da wäre, daß es noch ihr Lieschen wäre, und küßte es. In all ihren Bewegungen war etwas so Aufgeregtes, Wildes, beinah Wüstes, daß, als sie das Kind noch einmal küssen wollte, dieses den Kopf zurückbog. Es wollte nicht mehr, es fing an zu weinen.

Von ihrem Fenster stand die Frau Wulkow auf. Lang aufgereckt trat sie heran. „Was geschieht denn?" fragte sie.

„Was soll denn sein?" erwiderte die andere mit einer kaum vernehmbaren Stimme, „nichts, gar nichts."

Sie hob das Kind aus dem Stuhle, um mit ihm hinüberzugehen. Und da geschah etwas, was noch nie bis heute geschehen war: das Kind, das sonst immer der Mutter vorausgelaufen war, wenn es nach Hause ging, wollte heute nicht mit. Die Mutter hielt es an der Hand, das Kind lehnte sich hintenüber, als wollte es sich stemmen. Es sagte nichts, es klagte nicht, es gab keinen Laut von sich, nur mit den großen Augen, die weit aufgerissen waren, sah es immerfort zu der Mutter auf, als sähe es einen fremden Menschen. Beinah mit Gewalt mußte Mathilde Baumann die Kleine endlich an sich reißen.

Ob es an diesem Abend war oder einen oder auch ein paar Tage später, daß sie den schweren Männerschritt wieder auf der Treppe draußen hörte, das konnte Frau Wulkow später so genau nicht mehr sagen; um so deutlicher aber erinnerte sie sich, was am Tage darauf geschehen war oder vielmehr noch in derselben Nacht.

An dem Abend nämlich hatte sich Frau Wulkow nicht, wie das erstemal, zu Bett gelegt, als sie den Mann drüben hineingehen hörte, sie war bei ihrer Lampe sitzen geblieben, weil sie noch bis zum nächsten Tage ein halbes Dutzend Hemden fertig zu nähen hatte.

Als nun eine ganz geraume Zeit vergangen und es schon ziemlich spät in der Nacht geworden war, hatte sie gehört, wie drüben abermals die Tür ging; darauf war sie wieder an ihre

Flurtür getreten, und da hatte sie dann einen Lichtschein durch die Türspalte gesehen und gehört, wie zwei Menschen nach der Treppe zu gingen. Die Mathilde Baumann war es, die ihm die Treppe hinunterleuchtete und mit ihm mitging, um ihm die Haustür aufzuschließen. Im Gehen hatten die zwei miteinander gesprochen, aber was es war, konnte sie nicht verstehen, nur die Stimme des Mannes hatte sie vernommen, eine harte, befehlende Stimme, und so eindringlich zugleich, als wenn er die Frau, die ihn begleitete, mit aller Gewalt zu etwas bringen und bestimmen wollte. Alsdann waren sie die Treppe hinuntergestiegen, ganz langsam, und das Geräusch von ihren Stimmen hatte sich verloren.

Ob nun die Mathilde Baumann mit dem Mann unten in der Haustür stehengeblieben — oder vielleicht gar noch mit ihm aus dem Hause gegangen war —, jedenfalls hatte es lange gedauert, bis daß sie zurückkam, so lange, daß der Frau Wulkow schließlich das Stehen zu viel geworden und sie in ihre Stube zurückgegangen war und sich wieder an ihre Arbeit gesetzt hatte.

Alsdann aber, als sie nun so in der tiefen, stillen Nacht saß, war es ihr plötzlich gewesen, als hätte sie draußen an der Flurtür etwas gehört, ein Geräusch, ein leises, ganz merkwürdiges. Sie hatte gehorcht — und da war es noch einmal gekommen, wie ein schwaches Klopfen oder eigentlich wie ein Kratzen draußen an der Tür.

Was hat denn das zu bedeuten? hatte sich Frau Wulkow gesagt, und mit der Lampe in der Hand war sie hinausgegangen.

Darauf aber, als sie die Tür aufgemacht hatte, war ihr die Lampe beinah aus der Hand gefallen — solch einen Schreck hatte sie bekommen: vor der Tür, im Hemd und weiter nichts am Leibe, so wie es eben aus dem Bett gesprungen sein mußte, hatte das Lieschen gestanden.

„Aber — Lieschen —" hatte Frau Wulkow sagen wollen, aber sie hatte es noch nicht herausgebracht, da war das Kind schon hereingewesen, hatte sich an sie geklammert, in ihr Kleid gedrängt, als wenn es sich verstecken wollte, hatte etwas sagen wollen, aber nicht gekonnt, nicht einmal weinen hatte es können, sondern nur ein „uh — uh — uh —" das war alles gewesen, was die kleine, stoßende Brust hervorzubringen vermochte.

Und weil nun Frau Wulkow, indem sie das Kind anfaßte, gefühlt hatte, daß der kleine Körper eiskalt war, hatte sie sich gesagt, daß sich ja das Kind den Tod holen könnte, und ohne weiteres hatte sie es mit sich hineingenommen in ihre Stube, gleich in ihr Bett gelegt und Decken darauf gepackt, soviel sie nur konnte, und dann, so rasch es nur ging, ein bißchen Milch warm gemacht, und nun saß sie vor dem Bett und versuchte, unter Streicheln, Kosen, Gutzureden, dem Kinde die Milch einzuflößen. Aber es ging nicht. Sobald die Kleine einen Schluck genommen hatte, kam das „uh — uh — uh—" wieder, und dann sprudelte sie alles wieder aus.

Als Frau Wulkow sah, daß es auf diese Weise nichts wurde, hob sie das Kind, in die Decken gewickelt, aus dem Bett, setzte es auf ihren Schoß und nahm seinen Kopf an die Brust. „Aber Lieschen — aber Lieschen — was ist denn los?"

Von den schützenden Armen der „Tante" Wulkow umschlungen, kam das verstörte kleine Geschöpf allmählich zu sich; es fand Worte; schluckend, unter trockenem Schluchzen kamen die Worte hervor: „Fremde Mann — is wiedergekommen."

„Ja, ja, heute abend; ich weiß."

„Fremde Mann is böse!" Wieder verbarg sie das Gesicht im Kleide der alten Frau.

„Hat er dir denn was getan, Lieschen?"

„Fremde Mann — is mit Mutter gekommen, wo Lieschen in Bett gelegen hat. Fremde Mann — hat zu Mutter was gesagt."

„Hast du denn gehört, was er gesagt hat? Hast du denn nicht geschlafen?"

„Lieschen hat nich geschlafen, Lieschen hat Augen zugemacht. Hat so getan."

„Hast so getan, als wenn du schliefst. Na — was hast du denn gehört, daß er gesagt hat?"

„Fremde Mann — hat gesagt — das Kind hat — viel zu großen Kopp — is nich gesund — solche Kinder bleiben nich leben."

Wieder kam das stoßende „uh — uh — uh —" und wieder, in Verzweiflung, drückte sie sich an die alte Frau.

„Fremde Mann — will Lieschen tot machen! Lieschen tot machen!"

„Aber Lieschen —“ Frau Wulkow hätte gern noch mehr gesagt; ist ja alles Unsinn, hätte sie gern gesagt, aber sie konnte nicht; hätte gern getröstet, aber sie fand nichts. Darum blieb ihr nichts übrig, als daß sie das Kind an ihrer Brust leise wiegte. „Aber Lieschen — aber Lieschen.“

„Und dann ist Mutter mit ihm fortgegangen?“ fragte sie nach einiger Zeit.

„Fremde Mann — is mit Mutter 'rübergegangen — in Küche.“

„Da haben sie zusammengesessen? Und dann sind sie fortgegangen?“

Das Kind nickte unmerklich.

„Und dann bist du aus'm Bett aufgestanden? Und herübergelaufen?“

Mit beiden Armen klammerte sich das Kind an die alte Frau. „Lieschen fürchtet sich! Lieschen fürchtet sich!“

Wieder erging es der Frau Wulkow wie vorhin. Der Mann ist ja fort, hätte sie sagen mögen, vor deiner Mutter wirst du dich doch nicht fürchten? Aber sie brachte es nicht heraus. Schweigend strich sie über den Kopf des Kindes, auf dem das Haar ganz zerzaust und verwirrt war; über den Kopf der Kleinen blickte sie in die Luft. Solche Kinder — durch die Wände fühlt das hindurch! Durch Haut und Fleisch und Bein bis in die Herzen!

Indem sie so, mit dem Kinde auf dem Schoße, saß und keins von beiden einen Laut von sich gab, hörte sie draußen auf der Treppe einen Schritt — das war die Mathilde Baumann, die zurückkam. Die Tür gegenüber wurde geöffnet und fiel von innen ins Schloß.

Jetzt — dachte Frau Wulkow für sich.

Unwillkürlich legte sie die Arme fester um das Kind. Das Kind, das auch gehört hatte, fing an, in ihren Armen zu zittern. In allen Gliedern, am ganzen Leibe zitterte es.

Nicht lange, so ging die Tür drüben wieder auf — man hörte, wie sie aufgerissen wurde. Dann — husch, husch — kam es über den Flur, die Flurtür von Frau Wulkow wurde von draußen aufgeschlossen — die Drücker beider Türen paßten einer in das Schloß der anderen, so daß die Frauen zueinander konnten, ohne anzuklopfen —, im nächsten Augenblick ging die Stubentür auf, in der Stubentür — so weiß im Gesicht, als

wenn sie mit Kalk übergossen gewesen wäre — stand die Mathilde Baumann. Als sie Frau Wulkow sitzen sah und das Lieschen auf deren Schoße, hoben sich ihre Arme, daß es aussah, als bewegten sich die Arme von selbst, ohne daß ein Wille sie regierte, einen jappenden, schnappenden Laut gab sie von sich: „Das Kind!" Dann fiel sie mit dem Rücken an die Stubenwand, die Knie brachen ihr unter dem Leibe, so daß sie nicht mehr aufrechtzustehen vermochte; mit dem Rücken an der Wand rutschte sie zu Boden; man sah, wie sie sich zu halten versuchte und keinen Halt fand; bis ganz herunter rutschte sie, auf die Diele des Zimmers, wo sie liegen blieb, halb sitzend, halb kauernd, halb liegend, nicht ohnmächtig, aber so ganz von Kräften, so ganz zu Ende — wie ein Bündel Flicken, meinte Frau Wulkow für sich —, daß sie nicht einmal Kraft mehr hatte, das Haupt aufrechtzuhalten, daß ihr der Kopf auf die Brust hing, so schwer atmend, daß es wie ein Röcheln klang, und aus dem Stöhnen, Ächzen und Röcheln kam ein Wort hervor und immer nur ein und dasselbe Wort: „Jesus Christus, Gottes Sohn! Jesus Christus, Gottes Sohn!"

Eine Zeitlang, wie das ihre Gewohnheit war, hörte Frau Wulkow dem allen stillschweigend zu. Dann richtete sie die Augen auf das zusammengesunkene Weib. „Na aber, Mathilde," sagte sie, „Mathilde!"

Mathilde Baumann richtete das Haupt auf, aber es war wirklich, wie wenn ihre Knochen und Muskeln alle Kraft verloren hätten; schwer klappte ihr das Haupt wieder herab, so daß ihr das Kinn beinah auf die Brust schlug.

„Ich — komme nach Hause," fing sie alsdann mit einer Stimme an, die von einem zum anderen Worte immer zu erlöschen schien, „gehe in die Stube — mache Licht — sehe in das Bett von dem Kind — ist das Bett leer — das Kind nicht da. Wie ich noch stehe — und nicht weiß, was ich denken soll — sehe ich mit einem Male — das Fenster ist offen. So denk' ich doch nicht anders — als — das Kind —"

Ein Frostschauder durchschüttelte ihren Leib und schlug ihr die Zähne aufeinander, so daß sie nicht weiter zu sprechen vermochte.

„Sind Sie doch nur ruhig, Mathilde," mahnte Frau Wulkow, „Sie sehen ja, das Kind ist hier."

Mit einer jähen Anstrengung raffte sich das junge Weib

aus seiner zusammengekauerten Lage auf, warf sich auf die Knie, rutschte auf den Knien ein paar Schritte ins Zimmer hinein, streckte beide Arme aus, und während eine Tränenflut über ihr Gesicht rann, schrie sie mit einer Stimme, die gellend gewesen wäre, wenn die Tränen sie nicht erstickt hätten: „Lieschen, komm zu mir! Lieschen, komm zu mir!"

Das Kind aber, das mit weitaufgerissenen, schreckensvollen Augen dem ganzen Vorgange, vom Eintritt der Mutter an, gefolgt war, riß sich jetzt, als es die Mutter nach ihm greifen sah, kreischend aus den Armen der Frau Wulkow los, sprang von ihrem Schoße herab, und schreiend, in sinnloser Angst, wie ein gehetztes kleines Tier, rannte es an den Stubenwänden entlang, von einer Ecke in die andere, mit den Händen an die Mauern greifend, mit dem Kopfe dagegen schlagend.

„Aber du mein Gott, Lieschen! Lieschen! Lieschen!" rief Frau Wulkow. Sie stand vom Stuhle auf und ging dem kleinen Flüchtling nach. Erst nach einiger Zeit gelang es ihr, des Kindes habhaft zu werden. „Sei doch vernünftig, Lieschen. Tut dir ja niemand was."

Sobald sie sie in Händen hielt, drängte sich die Kleine wieder in ihr Kleid.

„Mutter nich gut zu Lieschen! Uh — uh — uh — Mutter nich gut!"

Als Mathilde Baumann das hörte, schleppte sie sich bis an den Stuhl, auf dem Frau Wulkow gesessen hatte, legte beide Arme darauf, das Gesicht in die Arme, und stieß einen Seufzer aus wie eine Sterbende. Und so, ohne Regung und Bewegung, blieb sie liegen.

Frau Wulkow hatte die Kleine aufgenommen uud ging mit ihr im Zimmer auf und ab. Weil sie aber alt und schwächlich war, konnte sie das nicht lange aushalten. Darum setzte sie sich, das Kind in den Armen, auf das Bett, dann wischte sie dem Kinde, das sich an der blaugetünchten Wand, gegen die es mit dem Kopfe gerannt war, die Stirn blau gefärbt hatte, Stirn und Gesicht ab.

„Nu hör' mal zu, Lieschen: nu geht Tante Wulkow mit Mutter 'rüber, und Lieschen bleibt hier, in Tante Wulkow ihrem Bett. Das wird mal schön sein, nich wahr? Da kommt niemand 'rein, und niemand tut Lieschen was, sondern nachher kommt Tante Wulkow wieder und gibt Obacht. Und nu wird

Lieschen artig sein, nicht wahr? Und sich nich mehr fürchten und schlafen, schön schlafen?"

Von der furchtbaren Aufregung erschöpft, war das Kind mit einem Male hinfällig müde geworden; halb taumelig sank es in die Kissen des Bettes, als Frau Wulkow es hineinlegte, und als die alte Frau noch einmal zu ihm hinsah, überzeugte sie sich, daß es im nächsten Augenblick eingeschlafen sein würde.

„Mathilde," sagte sie dann leise, indem sie die junge Frau, die noch immer regungslos am Stuhle lag, an der Schulter berührte, „hören Sie zu, was ich Ihnen sage: Das Kind schläft jetzt, das ist das Beste. Sie gehen jetzt zu Ihnen 'rüber, ich gehe mit Ihnen mit. Da können wir dann sprechen."

Ohne ein Wort der Widerrede, in stummem Gehorsam erhob sich Mathilde Baumann. Frau Wulkow nahm die Lampe vom Tische auf, und mit gedämpften Schritten gingen beide Frauen hinaus, in die Baumannsche Wohnung hinüber.

„Du Gott, ist hier eine Luft," sagte Frau Wulkow, als sie mit Mathilde Baumann in deren Küche eintrat. Ein Dunst von kalt gewordenem, schlechtem Zigarrenrauch erfüllte das Gelaß. Während Mathilde Baumann das Fenster öffnete, um frische Luft hereinzulassen, sah Frau Wulkow sich um. Ein paar geleerte Bierflaschen standen auf dem Herd; Gläser waren nicht zu sehen; wie es schien, hatte man also die Flaschen selbst angesetzt und ausgetrunken.

Das alles machte auf die trotz ihrer ärmlichen Lebensbedingungen feinfühlige alte Frau einen widerwärtigen Eindruck. War das der Raum, wo sie mit der netten, jungen Frau so manche gemütliche Stunde verplaudert hatte?

Und die junge Frau selbst, die jetzt, ohne sich zu setzen, mit untergeschlagenen Armen, gegen die Wand der Küche gelehnt, ihr gegenüberstand und mit dumpfem Blick zu Boden stierte — war das noch die von früher?

Ein peinliches Schweigen herrschte; keine von beiden fand ein Wort.

„Wie war denn das also mit dem Fenster?" fing Frau Wulkow endlich an.

„Ich weiß noch selbst gar nicht," entgegnete Mathilde Baumann, „hatte ich das Fenster nicht wieder zugemacht, von heute früh, wo ich wegging, oder hat — er es aufgemacht, oder

hat das Kind es aufgemacht — ich weiß nicht. Aber wie ich es offenstehen sehe und das Kind nicht im Bett sehe —"

„Da haben Sie gedacht, das Kind ist durchs Fenster gegangen?" ergänzte Frau Wulkow ihre Worte mit einer Rücksichtslosigkeit, die man an ihr sonst gar nicht gewöhnt war.

Mathilde Baumann mochte es gefühlt haben. Ihre blassen Lippen taten sich auf, aber es kam kein Wort hervor.

„Da muß doch aber dem Kind irgend etwas passiert sein," fuhr Frau Wulkow fort, „wenn Sie haben denken können, daß es so was Schreckliches hätte tun können? — Hat jemand dem Kinde was getan?" fragte sie weiter, als keine Antwort erfolgte.

Auch jetzt blieb alles still.

„Weil Sie doch mit — ihm vor das Bett von dem Kind gegangen sind und — er gesagt hat, das Kind hätte einen zu großen Kopf? Könnte nicht leben bleiben?"

Sie hatte die Augen auf Mathilde Baumann gerichtet. Ein entsetzter Blick kam ihr von dort entgegen.

„Woher — wissen Sie denn? —"

„Weil's mir die Kleine doch selber gesagt hat. Das Kind hat alles gehört. Hat die Augen zugekniffen; Sie haben gedacht, es schläft. Hat aber nicht geschlafen, hat alles gehört."

Dieses alles sagte Frau Wulkow langsam, in Absätzen. Bei jedem Worte sah sie die Frau drüben zusammenzucken, als wäre jedes Wort ein Hieb gewesen, der ins Fleisch ging.

„Darum ist das Kind nachher aufgestanden," fuhr sie fort, „nachdem Sie mit — ihm in der Küche hier gewesen sind, ist fortgelaufen, hat sich gefürchtet; wissen Sie, was es zu mir gesagt hat? Der Mann wollte es umbringen, hat es gesagt."

„Frau — Wulkow —? Das hat das Kind gesagt?"

Langsam, wie der belastete Atemzug aus einer erstickenden Brust, so kam die Frage heraus, und in dem Blick, der die Frage begleitete, der sich auf die alte Frau richtete, war ein durcheinander wühlendes Gemisch von Staunen, Erschrecken und finsterem, alle Tiefen der Seele erfüllendem Grausen.

Noch einen Augenblick stand Mathilde Baumann wie erstarrt, dann plötzlich kam sie, rückte einen Schemel neben den Stuhl, auf dem die andere saß, legte den Arm um ihre Hüften und drückte das gesenkte Haupt an ihre Brust.

„Frau Wulkow," sagte sie mit unterdrückter Stimme, aber

unter so schweren Atemstößen, daß die alte Frau ihren heißen Atem durch das Kleid hindurch auf der Brust fühlte, „seien Sie still, Frau Wulkow, ich muß Ihnen etwas sagen. Daß das Kind das gesagt hat — Frau Wulkow, es gibt Dinge, die der Mensch nicht begreifen kann. Woher hat das Kind das gewußt?"

Das Gesicht, die Lippen an die Brust der alten Frau gedrückt, hatte sie diese Worte auf sie eingesprochen, als wollte sie sie ihr ins Herz hineinsprechen. Frau Wulkow griff nach ihrer Hand.

„Mathilde," sagte sie, „ist denn wirklich von so was die Rede gewesen? Hat — der Mann so etwas gesagt?"

Die Hand des jungen Weibes zuckte in ihrer Hand, dann hob Mathilde Baumann den Mund an das Ohr der alten Frau empor.

„Frau Wulkow — es ist nicht anders — er hat es gesagt."

„Um Gottes willen —" das war alles, was Frau Wulkow zu erwidern vermochte.

„Wie wir von da vorn hier 'rübergekommen sind," fuhr jene fort, „hat er wieder angefangen und gesagt, ich hätte es doch nun selber gesehen, das Kind hätte einen Wasserkopf; und solche Kinder könnten nun einmal nicht leben bleiben, das wüßte doch alle Welt. Darum wäre es das allerbeste für das Kind, wenn es bald — seiner Wege ginge."

„Was hat er denn damit gemeint?" fragte Frau Wulkow.

„Das hab' ich ihn auch gefragt," erwiderte Mathilde Baumann, „und darauf hat er gemeint, das wüßte ich doch von alleine. Und wie ich alsdann gesagt habe, daß, wenn es das wäre, was er meinte, was es so schiene, daß es sein sollte, daß ich dann nur sagen könnte, daß man so etwas doch abwarten müsse, hat er wieder gesagt, dazu könnte man auch helfen."

Die Erzählerin machte eine Pause. Sie hatte gesehen, wie Frau Wulkow den Kopf zur Seite bog, als wollte sie ihren Mund nicht länger an ihrem Ohr haben, hatte gefühlt, wie sie ihre Hand losgelassen, sich steif gemacht hatte, als wollte sie ihren Leib nicht mehr an ihrem Leibe haben, als wollte sie hinwegrücken und fort von ihr. Mit beiden Armen, wie eine Verzweifelnde, hielt sie sich an der alten Frau fest.

„Frau Wulkow — seien Sie gut! Wie ich das gehört habe, hab' ich ja auch kein Wort nicht sagen können, so schrecklich ist mir gewesen —"

„Aber fortgeschickt haben Sie ihn nicht," unterbrach hart und trocken Frau Wulkow.

„Glauben Sie denn, der wäre gegangen? Glauben Sie denn das? ‚Siehste,' hat er zu mir gesagt, ‚daß du dich jetzt vor mir fürchtest, das weiß ich natürlich ganz genau. Aber es hilft dir nicht, und du bist nicht die erste, die ich zwischen den Zangen habe, und ganz andere Köpfe, wie deinen, hab' ich schon klein gekriegt. Aber mit dir,' hat er gesagt, ‚ich weiß gar nicht, was das mit dir ist, daß ich dich nun mal haben muß, nich nur so für heut und morgen, sondern für immer und als meine Frau! Verstehste? Verstehste?' Und damit is er auf mich zugekommen und hat mir seine beiden Hände an den Leib gelegt — sehen Sie, so — unter den Achseln, die eine an die rechte und die andere an die linke Seite von meiner Brust, und dazu hat er mir in die Augen gesehen, ganz von nahe, und ganz leise gesagt: ‚Siehste,' hat er gesagt, ‚so macht man's; nu hab' ich dich in den Zangen, und da kommst du nie wieder 'raus.' Dabei hat er gelacht, aber ein richtiges Lachen ist es nich gewesen, sondern so was Merkwürdiges in seinem Gesicht, wie ich es nie bei einem Menschen gesehen habe, daß ich gar nicht woanders habe hinsehen können, sondern immer nur in sein Gesicht habe sehen müssen, und dabei hab' ich ein Gefühl gehabt — Gott — wie soll ich Ihnen sagen —, wenn er zu mir gesagt hätte, steig aufs Fenster und springe 'runter, ich hätte es tun müssen; alles, was er mir sagte, ich hätte es tun müssen. Und dann hat er mich losgelassen und Bier getrunken, das hatte er sich mitgebracht, gleich zwei Flaschen hintereinander. Darauf hat er noch einmal angefangen und gesagt: ‚Also dich will ich haben, verstehste? Aber so wie du bist und keinen Anhang daran. Und das, was jetzt an dir dran hängt, das nehm' ich nich an, das muß fort!' Alsdann so ist er gegangen, und ich hab' ihm die Treppe 'runtergeleuchtet. Und wie wir die Treppe 'runtergegangen sind, hat er immer noch einmal gesagt: ‚Also denk dran, was ich dir gesagt habe, daß du's nicht vergißt. Denn daß da immer so etwas um mich 'rum sein soll, was mich dran erinnert, daß schon jemand anders vor mir dagewesen is — das nehm' ich nich an! Und statt daß ich's eines Tages in die Hände nehme und an die Wand schmeiße, ist es schon besser, es geschieht jetzt. Und morgen werd' ich wiederkommen und dir sagen, wie daß wir's machen.' Und wie ich alsdann die Haustür aufgeschlossen habe, hat er verlangt, ich sollte noch mit ihm gehn, denn schlafen

wollte er noch nicht gehn, sondern irgendwohin und Bier trinken, und da sollte ich auch mitkommen. Weil ich doch aber gar nicht zum Ausgehen mehr angezogen gewesen bin, hat er endlich nachgegeben. Und dann ist er aber noch einmal in den Hausflur zurückgekommen und hat mir noch einmal die Hände an den Leib gelegt und hat gesagt: ‚So,‘ hat er gesagt, ‚nu nehme ich deinen Geist mit mir, verstehste? Den kriegst du nich wieder vor morgen abend; da bring' ich ihn dir wieder. Und wenn du ihn dann wieder kriegst, dann sollst du mal sehn, wie er aussieht, dann tut er alles, was ich will.‘"

„Und wenn er morgen also wiederkommt, was wird dann?"

Die Stimme der Frau Wulkow war es, die Wort für Wort, wie Eistropfen nach Eistropfen, in die lange, dumpfe Stille fiel, die nach den letzten Worten von Mathilde Baumann eingetreten war.

Die junge Frau an ihrer Seite erwiderte nichts, sie beugte das Haupt beinah bis in den Schoß hinunter und schlang die Hände um die Knie, daß sie aussah wie ein formloser Knäuel.

„Wenn er morgen wiederkommt," hob Frau Wulkow abermals an, „und Ihnen sagt, wie Sie Ihr Kind umbringen sollen, was wird dann?"

Mit einem gräßlichen Schrei schnellte Mathilde Baumann auf, griff sich mit beiden Händen in das Haar; im nächsten Augenblick lag sie kniend vor der alten Frau und vergrub das Gesicht in ihrem Schoße. „Frau Wulkow! Helfen Sie mir! Raten Sie mir! Frau Wulkow! Ich weiß mir keinen Rat und keine Hilfe!"

Starr und steif saß Frau Wulkow. Als sie auf das verzweifelnde Weib herabblickte und dessen beinah heulendes Weinen hörte, kam etwas wie eine weichere Regung über sie. „Mathilde," sagte sie, „das alles ist so etwas Schreckliches, wie ich gar nicht geglaubt hätte, daß es auf der Welt möglich sein könnte."

Sie erlebte wirklich etwas ganz Unbegreifliches.

Als wenn sie das Weib, das ihr im Schoß lag, aus einem fürchterlichen Traum wecken wollte, faßte sie es an der Schulter und schüttelte es.

„Mathilde! Mathilde! Sie haben Ihr Kind doch lieb, ich hab's doch mit eigenen Augen gesehen. Das einzige ist

doch, daß Sie den Menschen fortschicken? Können Sie dem Menschen nicht die Tür zumachen, daß er nicht wieder an Sie 'ran kann?"

In trostloser Hilflosigkeit schüttelte Mathilde Baumann den Kopf. „Sobald ich morgen aus der Waschanstalt 'rauskomme, das weiß ich, steht er schon an der Tür und lauert mich ab. Dann nimmt er mich am Arm und sieht mir ins Gesicht, und sobald ich seinen Arm fühle und sein Gesicht sehe, bin ich so, als wäre ich gar kein eigener Mensch mehr. Sie verstehen das nicht — und ich verstehe es ja selbst nicht, aber es ist so, ich kann's Ihnen nicht anders erklären, und ändern kann ich's erst recht nicht! Erst recht nicht!"

Ratlos blickte Frau Wulkow über sie hin. Was war da zu tun? Alle möglichen Gedanken gingen durch ihren Kopf. Ob man zur Polizei gehn sollte? Ja — nicht wahr? Damit ein Schutzmann, wenn sie ihm die Geschichte erzählte und ihre Not klagte, ihr ins Gesicht lachte und sich solchen „Blödsinn" verbat?

„Mathilde," fing sie wieder an, „Ihre Kleine ist jetzt bei mir und bleibt auch vorläufig bei mir. Das einz'ge wäre, daß Sie auch zu mir kämen; dann sind Sie morgen abend nicht zu Hause, wenn er kommt. Geht das nicht zu machen, daß Sie morgen einmal gar nicht ausgehn und gleich zu mir 'rüberziehen?"

Mathilde Baumann überlegte. „Ich muß doch in meine Wäsche," sagte sie, „zu meiner Arbeit."

„Geht's nicht, daß Sie einmal einen Tag fortbleiben?"

„Ja, wenn morgen Sonntag wäre," erwiderte die andere, „aber so geht das nicht. Es sind ja wohl hundert da, die auf so eine Stelle in der Waschanstalt lauern; wenn unsereins auch nur einen einzigen Tag mal aus der Arbeit bleibt, ist die Stelle mit einer anderen besetzt. Und dann — wovon sollen wir dann leben?"

Frau Wulkow seufzte aus tiefster Brust. Sie war mit ihrem Nachdenken am Ende. „Mathilde," sagte sie, „wir können die Nacht hier nicht sitzen; gehn Sie jetzt zu Bett, ich gehe auch zu mir 'rüber." Dann legte sie die Hand auf das Haupt des jungen Weibes. „Mathilde, glauben Sie, daß es einen Gott gibt?"

Mathilde Baumann erwiderte nichts; mit dem Kopfe machte sie eine unbestimmte Bewegung.

Frau Wulkow stand auf. „Sehen Sie, Mathilde, das ist so ein Zustand, wo kein Mensch nicht helfen kann, sondern nur Gott allein. Es steht geschrieben: ‚Rufe mich an in der Not, so will ich dir helfen.‘ Sie sollten sich Mühe geben, daß Sie ihn anrufen — vielleicht, daß er Ihnen hilft.“

Ob Mathilde Baumann ihrer Aufforderung, zu Bett zu gehn, Folge leistete, vermochte Frau Wulkow, nachdem sie hinausgegangen war, nicht festzustellen. Auch am nächsten Morgen, Vormittag und während des ganzen Tages bis zum Nachmittag hörte, sah und erfuhr sie von ihr nichts. Mathilde Baumann war fortgegangen, das hatte sie am Klappen der Tür drüben gehört, aber zum „Guten Morgen!“ und Abschiednehmen war sie nicht herübergekommen. Die alte Frau und das kleine Kind blieben den ganzen Tag über allein. Mit eigenen Händen hatte Frau Wulkow heute die Kleine waschen müssen, kämmen und anziehen, dann saßen beide fast wortlos den ganzen langen Tag, das Kind zwar noch blaß, mit tiefen Rändern um die Augen, wie nach einer Krankheit, aber doch ruhiger; die alte Frau wie erdrückt unter einem von Stunde zu Stunde wachsenden, schweren Angstgefühl.

Endlich wurde es Nachmittag, und endlich, endlich —

Frau Wulkow hatte heute nicht den Mut gefunden, hinauszublicken und zu sehen, ob sie allein oder zu zweien käme — endlich hörte man auf der Treppe und dem Flur draußen einen Schritt, einen Frauenschritt. Einen Augenblick darauf erschien Mathilde Baumann in der Tür. Nicht hastig, nicht aufgeregt wie bisher, mit eigentümlich langsamer, fast schleppender Bewegung trat sie herein; ihr Gesicht war leichenblaß, die dunklen Augen weit geöffnet.

Mit einem beinah scheuen Blick ging sie an dem Kinde vorüber, das in seinem hohen Stuhle saß, zu Frau Wulkow hin, zu deren Ohr beugte sie den Mund. „Frau Wulkow“ — ihre Stimme war ein kaum hörbares Flüstern — „ich wundere mich — er ist nicht gekommen.“

Wie erschöpft von einer Aufregung, die sie den ganzen Tag ertragen hatte, sank sie sitzend auf den Fenstertritt nieder, auf dem der Stuhl von Frau Wulkow stand, so daß sie dieser zu Füßen saß. Beide Frauen sahen sich in die Augen, keine sprach ein Wort. In beiden war ein und derselbe Gedanke, und keine von beiden wagte ihm Ausdruck zu geben: ob er nachher

kommen und da drüben Einlaß begehren würde. So lautlos war die Stille, daß man hätte glauben können, man vernähme das Klopfen der Herzen in den beiden Frauenleibern. Das kleine Mädchen in seinem hohen Stuhle, als ahnte es, was auf den beiden da drüben lastete, unterbrach das Schweigen mit keinem Ton. So verging eine Stunde — das Dämmergrau des Nachmittags verdunkelte sich mehr und mehr — und noch eine Stunde — bei jedem Zuschlagen der Haustür zuckten beider Köpfe auf. Aber der Schritt auf der Treppe, der gefürchtete, schwere, schreckliche Schritt, ertönte nicht. Endlich als es ganz finster geworden war, reckte Frau Wulkow sich auf wie ein Mensch, der aus der Erstarrung zu sich kommt.

„Ich will Licht machen," sagte sie.

Als sie jedoch vom Fenstertritt hinuntersteigen wollte, fühlte sie sich an der Hand festgehalten — „Frau Wulkow, ich habe Ihnen noch etwas zu sagen" — Mathilde Baumann blickte zu ihr auf, ihr Gesicht schimmerte in gespensterhaftem Weiß durch das Dunkel, in ihrer Stimme war ein so seltsamer Ton — ohne einen Laut zu erwidern, setzte die alte Frau sich wieder hin.

„Ich hab's Ihnen vorhin nicht sagen wollen" — ganz nah am Gesicht von Frau Wulkow war das Gesicht der Mathilde Baumann — „ich weiß selbst nicht, warum ich's nicht getan habe — es war etwas in mir — ich hätt's nich gekonnt. Frau Wulkow" — an ihrer Wange fühlte die alte die eiskalte Wange der jungen Frau — „es könnte sein — er kommt nie im Leben wieder."

„Mathilde — was meinen Sie damit?" Beinah zischend vor Aufregung kam die Frage aus Frau Wulkow heraus.

„Heute mittag, in der Waschanstalt, hat sich's 'rumgesprochen, in der Steppdeckenfabrik um die Ecke von unserer Straße 'rum, und Sie wissen ja, das ist eben die, worin daß er arbeitet, hat's heute am Vormittag ein Unglück gegeben."

„Ein — Unglück?"

„Es soll ein Kessel entzweigeplatzt sein, mit kochend Wasser oder sonst etwas Heißem drin — und mehrere Menschen sollen verbrüht und tot sein."

„Sind Sie denn nicht hingegangen?" — Frau Wulkow griff, wie in blinder Erregung, nach dem Weibe zu ihren Füßen — „sind Sie denn nicht hingegangen nach der Fabrik und haben gefragt?"

„Ich hab nicht gekonnt," erwiderte Mathilde Baumann. „Sei'n Sie still," fuhr sie hastig fort, als sie Frau Wulkow aufzucken sah, „sei'n Sie still, sagen Sie nichts, ich — bitte Sie auf den Knien! Ich will abwarten, hab' ich zu mir gesagt; denn wie ich die Leute habe reden hören, ist mir gewesen, als wäre das etwas, wie soll ich's Ihnen sagen — wie wenn Gott selber seine Hand hineingelegt hätte. Darum hab' ich zu mir gesagt: du wirst Gott nicht vorgreifen mit Fragen, du wirst abwarten. Kommt er heute nachmittag — na — dann kommt er eben — kommt er aber nicht — dann — Frau Wulkow — und er ist nicht gekommen."

Nach diesen Worten wurde es wieder still zwischen den beiden Frauen, und wieder wurde es ein langes Schweigen. Dann sagte Frau Wulkow: „Es wird nun Zeit, daß das Kind zu Bett kommt. Was meinen Sie, Mathilde? Es ist besser, wenn es die Nacht heut noch einmal bei mir bleibt?"

„Behalten Sie's hier," entgegnete Mathilde Baumann. „Morgen werde ich mich erkundigen, und dann — wenn ich Bescheid weiß — werden wir weiter sehen." Sie drückte die Hand der alten Frau, und ohne ein weiteres Wort, wie ein Schatten, verschwand sie aus dem Zimmer. Am darauffolgenden Tage geschah etwas, was noch nie geschehen war: kaum daß es Mittag geschlagen hatte, nicht erst am Nachmittag, kam Mathilde Baumann bei Frau Wulkow an. Wie eine Erscheinung starrten Frau Wulkow und das Kind sie an, und wirklich wie eine Erscheinung sah sie aus, als sie zu den beiden hereintrat. Als wenn die Bläße, in die ihr Gesicht getaucht war, wie ein flimmernder Schleier sie umflösse, ihr Antlitz und ihre ganze Gestalt, so sah sie aus. Starr aufgereckt, mit einer beinah feierlichen Bewegung schritt sie auf ihr Kind zu, das sich wimmernd, erschreckt im Stuhle zurückbog. Aber die Bewegung der Arme, mit der sie es aus dem Stuhle heraus und an die Brust hob, war diesmal so sanft, die Stimme, mit der sie ihm liebkosend zusprach, so weich, daß das Kind allmählich aufhörte sich zu fürchten und sich langsam, langsam an die Brust der Mutter sinken ließ.

Auf dem linken Arme trug Mathilde Baumann ihr Kind, mit der rechten Hand drückte sie dessen Gesicht an sich, und indem sie das tat, sagte sie mit lauter, hallender Stimme, die wie die Stimme eines ganz neuen Menschen aus ihr hervor-

kam: „Sei ruhig, Lieschen, er tut dir nichts mehr; er kommt nie wieder.“

Über den Kopf des Kindes hin hatte sie diese Worte gesprochen, auf Frau Wulkow zu, und dieser dabei mit weiten, offenen Augen in die Augen geblickt. Frau Wulkow stand lautlos, regungslos — sie wußte Bescheid. Noch einen Augenblick blieben die drei Menschen in dieser Weise einander gegenüber, dann jählings, ihr Kind mit beiden Armen an sich drückend, um es vor dem Fallen zu bewahren, sank Mathilde Baumann in die Knie, der alten Frau vor die Füße.

„Frau Wulkow“ — und ein Tränenstrom, der in ihrer Kehle emporschwoll, erwürgte ihr die Worte — „Sie haben an uns getan wie eine Mutter! An mir und meinem Kind! Sagen Sie, daß Sie uns gut sind und gut bleiben wollen! Legen Sie Ihre Hände auf uns, Frau Wulkow, auf meinem Kind seinen Kopf und auf meinen auch!“

„Aber Mathilde — aber Mathilde —“ und während ihr die Tränen über die faltigen Wangen rannen, beugte die alte Frau sich herab, nahm das Haupt des Kindes und das der Mutter in beide Hände und küßte eines nach dem anderen, aber die Mathilde Baumann noch einmal und dann noch und wieder noch einmal.

Mit einem langen Seufzer, der wie das erste Wiederaufatmen eines Genesenden klang, richtete sich die junge Frau von den Knien auf, stellte ihr Lieschen auf die Füße und trocknete sich die Augen. „Jetzt muß ich wieder zu meiner Wäscherei,“ sagte sie; „ich habe heute nur einmal die Mittagspause benutzt, um 'rauszukommen; mit der Pferdebahn muß ich fahren, sonst komm' ich zu spät.“

Noch einmal, bevor sie ging, blieb sie stehn, sah sich um, nach dem Kinde um, unwillkürlich wartend, ob das Wort, nach dem sie sich sehnte, „Mutter“ nicht von den Lippen des Kindes, ob es nicht selbst kommen würde. Aber das Kind kam nicht; stumm, an das Kleid von Tante Wulkow gehängt, blickte es zu ihr hinüber wie fragend, wie staunend. Es war nicht mehr der angstvolle Blick der letzten Tage, aber auch nicht der vertrauend hingegebene von früher, sondern ein Ausdruck darin, als sähe das Kind von weit, weit her eine Gestalt heranschreiten, die wohl so ähnlich aussah wie die Mutter, von der es aber doch nicht sicher wußte, ob sie es wirklich war.

So stumm, nachdenklich und beinah träumerisch verblieb die Kleine auch, nachdem die Mutter hinausgegangen war, und als Frau Wulkow sie in ihren Stuhl gesetzt hatte, verfiel sie in einen bleiernen Schlaf. Wie in einem tiefen Brunnen, so versank das Kind in dem Schlaf, immer tiefer, immer schwerer, daß kein Wecken half, auch wenn man es hätte wecken wollen, als erhöben Leib und Seele des jungen Geschöpfes nachträglich stillschweigenden Protest gegen die Überanstrengungen, die man ihm zugemutet hatte. Schlafend fand Mathilde Baumann, als sie am Nachmittag zurückkam, ihr Lieschen vor; schlafend wurde das Kind hinübergetragen und neben dem Bett der Mutter in seiner Lagerstätte gebettet.

Am nächsten Morgen aber — herrlich schien die Sommersonne zum Fenster herein —, als Lieschen endlich die schlaftrunkenen Augen auftat, beugte sich ein Antlitz über sie her — und das Antlitz kannte sie —, eine Stimme sprach — und die Stimme kannte sie —, und plötzlich wurde ihr klar, daß „der fremde Mann" und „daß Mutter nicht gut gewesen", all das Schreckliche, Gräßliche, Unbegreifliche, daß alles, alles, alles nur ein böser, schwerer, fürchterlicher Traum gewesen und jetzt die Wirklichkeit wieder da war, die Wahrheit, die Mutter — und beide Arme um den Hals der Frau schlingend, die sich über sie beugte, mit einem Jauchzen, wie es noch nie aus ihrem kleinen Leibe gekommen war, schrie sie: „Mutter! Mutter! Mutter!"

Dann wurde sie gewaschen — so sauber war sie noch nie gewaschen worden — und das Haar ihr gemacht — so sorgfältig war ihr noch nie das Haar gemacht, noch nie das Zöpfchen geflochten worden.

„Und das weißt du doch, daß heute Sonntag ist," sagte alsdann die Mutter. „Also heut nachmittag, weil's so schönes Wetter ist, geht Lieschen mit Mutter spazieren, bis nach'n Tiergarten, und in den Zelten, da trinken wir Kaffee."

Und so geschah und begab es sich denn, daß am Nachmittag dieses denkwürdigen Tages die Tür der Wäscherin, unverehelichten Mathilde Baumann, sich auftat, während gleichzeitig die gegenüberliegende Tür der alten Frau Wulkow aufging, daß aus jener die Mathilde Baumann im Sonntagsstaat, ihr Töchterchen an der Hand, heraustrat, und daß dieses Töchterchen sich umwandte und der Tante Wulkow, die ja am liebsten selbst mit-

gegangen wäre, ihrer „ſchlechten Beine“ wegen aber leider nicht konnte, zukrähte: „Lieschen geht ſpazieren! Mit Mutter! Bis nach'n Tiergarten! Und in den Zelten trinken wir Kaffee.“

So geſchah und begab es ſich, daß Frau Wulkow, über das Treppengeländer gelehnt, den beiden nachſah, wie ſie Stufe nach Stufe hinunterſtiegen, mit einem leiſen, ſtaunenden, aber alles andere als unwilligen Kopfſchütteln und „das iſt ein Wunder, wie je eines dageweſen iſt,“ in ſich hineinſprach, „ein wahres, wahrhaftiges Wunder.“

Und damit wäre die Geſchichte zu Ende, wenn nicht noch zu erzählen bliebe, daß auf dem erſten Treppenabſatz die Mathilde Baumann ſtehn blieb, das Geſicht mit den dunklen, heut ſo wunderbar blickenden Augen zu der alten Frau emporrichtete und ſagte: „Aber zu heute abend, Frau Wulkow, wenn Sie 'rüberkommen zu mir, daß ich da aus den Zelten ein bißchen Kuchen zum Kaffee mitbringe — nicht wahr, das erlauben Sie doch? Was denn wohl am liebſten? Vielleicht ein Stückchen Braunſchweiger?“

Das war noch zu berichten geweſen und dann noch dies, daß, als die Mathilde Baumann ſolches ſprach, ein Licht über das Geſicht der alten Frau ging, daß es ausſah, als lächelten und lachten alle Falten in dem alten Geſicht bei dem Gedanken, daß ſie heute abend wieder mit ihrer Mathilde in der gemütlichen Küche zuſammenſitzen würde. Noch ein bißchen weiter lehnte ſie ſich über das Treppengeländer, und: „Um meinetwegen, liebe Mathilde,“ ſagte ſie, „iſt es ja keineswegs nötig — aber wenn Sie durchaus wollen — was Sie mitbringen, es ſoll mir recht ſein.“

Semiramis

Eine Erzählung

Schön — wirklich schön!" Indem der Ministerialdirektor, der die Hausfrau am Arme führte und mit ihr den glänzend erleuchteten Speisesaal betrat, diese Worte laut und mit einem Ausdruck hervorbrachte, dem man ehrliche Überzeugung anhörte, pflanzte seine Äußerung sich, Widerhall erweckend, auf die nachfolgenden Paare fort, und indem Herren und Damen mit höherem oder tieferem, lauterem oder leiserem Ton seine Worte wiederholten, summte ein allgemeines: „Schön — wirklich schön!" über der Gesellschaft, die jetzt in langer, seiderauschender, ordenschimmernder und brillantenfunkelnder Welle hereingeflutet und hereingeplaudert kam.

Kundgebungen solcher Art sind ja für gewöhnlich nicht üblich, da das gesellschaftliche Herkommen verlangt, daß man die Schönheit der Räume, in denen der Wirt uns empfängt, als etwas Selbstverständliches schweigend hinnimmt, alles sehr genau ansieht, sich aber nicht laut darüber äußert, höchstens in den geflüsterten Tönen, zu denen der Zwang des Salons die menschliche Redeweise herabdämpft, sich darüber unterhält. Im Hause von Frau Schellram aber, in dem man sich an dem Abende versammelte, war ja so manches, was von dem Alltäglichen und Allgewöhnlichen abwich.

Schon daß sie, statt in hausfraulicher Demut an der Schwelle zum Speisesaal zu warten und die Geladenen an sich vorüberziehen zu lassen, um mit ihrem Herrn als letzte zu folgen, ihren Arm mit energischer Bewegung unter den Arm des Ministerialdirektors geschoben und diesen mit einem stolzen Kopfnicken aufgefordert hatte, nur voran mit ihr zu schreiten, war ja anders, als es sonst zu sein pflegt. Trotzdem wunderte sich niemand. Woher das kam? Vielleicht, weil die heute Geladenen nicht zum ersten Male bei Frau Schellram zu Gast waren und ihre Gepflogenheiten kannten, vielleicht aber auch, und noch mehr, weil man sich, wenn man die Frau ansah, gewundert haben würde, sofern sie in Haltung und Gebaren eine weniger königliche Art zur Schau getragen hätte, als sie es tat. Denn etwas Königliches war wirklich in der Frau. Nicht eigentlich eine angeborene Königlichkeit, sondern eine erworbene; nicht aristokratische Vornehmheit, sondern etwas willensmächtig Diktatorisches. Aber jedenfalls etwas, dem man sich unwillkürlich beugte, etwas, das Demut und bescheidene Zurückhaltung an dieser Persönlichkeit als unwahr und erkünstelt hätte erscheinen lassen.

Wie sie so dahinschritt, die große, beinah mächtige Gestalt, im Kleide von silbergrauem Brokat, das über die breiten Hüften wie die flutende Wand eines Wassersturzes herabfiel, mit weit ausholendem Gang, der nichts von dem üblichen Getrippel an sich hatte, mit dem sich Salonschuhe und Lackstiefel über das Parkett bewegen, sah sie wirklich wie eine aus, die vor ihren Leuten einherzog, eine Herzogin, der ihre Gäste wie eine Schar von Vasallen folgen. Ein Überwurf von auserlesenen Mailänder Spitzen rieselte ihr von Nacken und Schultern über die Brust bis an den Gürtel, ließ indessen die Schultern frei und den Nacken, der wuchtig aus dem Gewande herauswuchs, sich aber in kaum merkbarer Beugung nach vorn überwölbte, und so, indem er ihr einen leise schmachtenden Ausdruck verlieh, die beherrschende Erscheinung mit einem ganz eigenartigen Reize schmückte. Wie der Stamm eines Baumes, so sah dieser Nacken aus, den der Wind immer von einer und der gleichen Seite getroffen und daher im Laufe der Zeit nach einer bestimmten Seite hinübergebogen hat; und obschon alle, welche Herkunft und Leben der Frau kannten, sich wohlbewußt waren, daß Wind und Sturm des Lebens zur Genüge um diesen Nacken geweht hatten, sagten sie sich doch gleichzeitig, daß äußere Mächte kaum vermocht haben würden, diesen stolz getürmten Gliederbau zu neigen. Eine im eigensten Innern der Frau arbeitende und wühlende Macht mußte es sein, was ihrem Leibe diese Linie der Leidenschaft aufgeprägt hatte.

Von der nämlichen, heiß atmenden Glut wie diese stumme, schmachtende Linie zeugte auch die Färbung der Haut, die Nacken und Schultern bedeckte. Kein zartes, jungfräuliches Weiß, sondern ein frauenhaft reifes, derbes, beinah bräunlich angehauchtes Inkarnat, als wenn über Nacken, Schultern und Haupt dieser Frau eine beständige, heiße Sonne gestanden hätte, die unablässig darauf niedergebrannt hatte. Unwillkürlich, wenn man dachte, daß man die Hand auf diesen Nacken oder diese Schultern legen würde, empfing man die Vorstellung, daß einem die Handfläche glühen müßte. Und ebenso glühend, in einem stolzen und zugleich verlangenden Feuer lodernd, waren auch die Augen, die großen, runden, dunkelbraunen Augen, die aus ihrem Gesicht blickten. In keiner Weise lieblich, nicht einmal eigentlich schön war dieses Gesicht; dazu waren die Züge viel zu mächtig ausgearbeitet, die Nase zu stark, der Mund zu groß, das Kinn

zu viereckig; das Ganze beinah massiv, aber das Ganze das, was man ein „großes Gesicht" nennt, wie Bildhauer es brauchen, wenn sie eine herrschende Frau monumental darstellen wollen. Wie ein Dach endlich, das Dach eines Hauses, das sich über den Inhalt eines mit Menschen gefüllten Hauses legt und das gesamte darin atmende, hastende, wirkende und wirbelnde Leben mit seiner lastenden Wucht zudeckt, so bedeckte das Haar, das tiefdunkelbraune, ins Schwarz überspielende, gewaltige Haar, das an den Schläfen schon hier und da einen grauen Schimmer aufblinken ließ, das Haupt der außergewöhnlichen Frau.

Und wie alles an ihr anders war als die Schablone, so auch der Schmuck, den sie sich für Haupt und Haar ersehen hatte: ein Netz von venezianischem Goldfiligran fing das Haar am Hinterkopf, wo es in einen großen Knoten zusammengebunden war ein, und ließ es nach vorn, als wenn es aus seiner Haft herausstrebte, in schweren, prachtvollen, bis in die Stirn hängenden Wellen über das Vorderhaupt rollen. An der rechten und linken Seite des Kopfes setzte sich das Netz in zwei Spitzen fort, die in Gestalt von Hörnern über die Ohren gebogen waren und bis in die Schläfen reichten. Eine Zierde, die für jeden anders geformten Kopf unmöglich gewesen wäre, jedes kleiner geartete Gesicht erdrückt hätte, die aber für dieses ausdrucksvolle Haupt, dieses mächtige Gesicht nicht wie erfunden, sondern wie geschaffen aussah, und die, als Frau Schellram zum ersten Male damit erschien, einen Archäologen, der sich unter den Gästen befand, zu dem staunenden Ausruf: „Semiramis!" veranlaßt hatte. Seitdem hatte das Wort sich eingebürgert. Eine mehr oder weniger deutliche Empfindung sagte den Besuchern des Hauses, daß es nicht nur die äußere Erscheinung, sondern die ganze Art und Natur der Frau am kürzesten und schlagendsten wiedergab, und so ging Frau Schellram bei ihren Gästen nicht anders als unter dem Namen „Königin Semiramis".

Denn an eine Frau, die so wie diese es vermocht hatte, ihren Namen zum Inbegriff alles dessen zu machen, was man weibliche Tatkraft nennt, wurde man erinnert, wenn man erfuhr, wie Frau Leontine Schellram zu dem geworden war, was sie jetzt war. Das Schicksal hatte ihr, als sie ins Leben eintrat, die beiden Gaben mitgegeben, die der Mensch haben muß, der sein Leben in aufsteigender Linie vorwärtstreiben will: Mangel an Geld und Überfluß an vernünftiger Willenskraft. An vernünf-

tiger, das heißt an einer Willenskraft, die sich nicht beliebig in den blauen Weltraum stellt, sondern, vom gesunden Spürsinn der Selbsterhaltung geleitet, im eigenen Ich die Elemente herauswittert, in denen dessen eigentliche Begabung steckt, und die nun diese Elemente wie ein Kapital in die Hände nimmt und daran arbeitet, arbeitet — wie eigentlich nur eine Frau arbeiten kann. Denn wenn es einerseits natürlich und unleugbar ist, daß die weitaus größere Hälfte der Menschenarbeit durchschnittlich vom männlichen Geschlecht geleistet wird, so ragen anderseits aus dem Durchschnitt der Frauenwelt einzelne Ausnahmepersönlichkeiten hervor, vor deren Willenszähigkeit und Arbeitskraft jeglicher Mann mit dem staunenden Bewußtsein stehen muß, daß ihm eine solche nicht eine Stunde, eine Minute aussetzende Betriebsamkeit unmöglich sein würde.

Eine solche Persönlichkeit war Frau Schellram, die als junges Mädchen, mit einer mäßigen Begabung für Zeichnen und Aquarellieren und einer nicht viel größeren für Schriftstellerei, in ihrer Heimatstadt, einer Provinzialhauptstadt, Anschluß an ein dort erscheinendes illustriertes Familienblatt gefunden hatte. Klein waren die Verhältnisse von Stadt und Blatt, klein auch das Talent, das Leontine Bauerbach, wie sie damals mit Vatersnamen hieß, mitbrachte — groß war nur eines, ihr Fleiß. Der aber war so groß, daß allmählich, wenn auch erst ziemlich spät die Aufmerksamkeit Herrn Schellrams, der als Herausgeber dem Blatte vorstand, sich auf das große, unschöne, damals beinah häßliche Mädchen richtete, das täglich mit einer Pünktlichkeit, die dem Redaktionspersonal den Gebrauch der Uhr überflüssig machte, im Bureau erschien, um seinen kleinen Beitrag abzuliefern. Anfangs war diese seine Aufmerksamkeit nicht einmal eine besonders wohlwollende, eher eine spöttische gewesen, denn in der Redaktion machte man sich über „die pünktliche Leontine" lustig, und Herr Schellram lächelte mit. Schön, wie gesagt, war sie damals nicht; sie gehörte zu den Menschen, die mit den Jahren erst, indem sie in sich selbst hineinwachsen, schöner werden, als sie zur Zeit des Flüggewerdens waren; Naturen, die, um einen schneidermäßigen Ausdruck zu gebrauchen, auf den Zuwachs angelegt sind, körperliche Erscheinungen, die erst mit der Entwicklung ihres Knochengerüstes fertig werden müssen, bevor sie sich mit dem ausstatten, was sie dem leiblichen Auge wohlgefällig macht, mit Fleisch und Haut. Und wenn man dazu nimmt, daß das

mächtige Knochengerüst Leontine Bauerbachs in einem jahrein, jahraus sich gleichbleibenden, dürftigen, schlechtsitzenden Gewande erschien, dann begreift es sich, daß körperliche Vorzüge es nicht waren, die Herrn Schellrams Augen auf sie lenkten. Das, was seine Gedanken zuerst veranlaßte, sich mit ihr zu beschäftigen, war die Wahrnehmung, daß sie von dem Lachen, Lächeln und Spötteln um sie her keine, aber auch gar keine Notiz nahm und ruhig weiterarbeitete. Redakteure erlangen durch ihre Tätigkeit Menschenkenntnis, jedenfalls die Fähigkeit, menschliche Arbeitskraft und Leistungsfähigkeit zu beurteilen, und so sagte sich Herr Schellram aus seiner Erfahrung, daß solche Maschinenmenschen, wie Leontine Bauerbach einer zu sein schien, entweder ganz dumm zu sein pflegen oder, weil sie jedenfalls Charaktermenschen, zu Größerem ausersehen sind. Um sich hierüber Klarheit zu verschaffen, suchte er die Gelegenheit, Gespräche mit ihr anzuknüpfen, und schon nach den ersten wurde es ihm deutlich, daß er es nicht nur nicht mit einer dummen, sondern mit einer Persönlichkeit zu tun hatte, deren Befähigung, Menschen und Dinge der Umgebung ihrem Wert nach abzuschätzen, geradezu überraschend war. Wie hatte dieses Mädchen, das anscheinend an nichts dachte als an seinen bescheidenen Beitrag, über die Zeitung, deren Verhältnis zu den Lesern, deren Gegenwart und Zukunft nachgedacht! Wie wußte diese unscheinbarste aller Mitarbeiterinnen, die nie zu jemandem den Mund auftat, die Leistungen aller, auch der ersten und bedeutendsten Mitarbeiter zu beurteilen und zu bewerten!

Ein geborenes Redaktionstalent — mit dieser Empfindung kam Herr Schellram von seinen ersten Unterhaltungen mit ihr nach Haus, und nachdem er sie zuerst aufgesucht hatte, um sich über sie selbst klar zu werden, dauerte es nicht lange, und er kam in Angelegenheiten, wo er Rat brauchte, zu ihr, um sich Rat bei ihr zu holen. Das Verhältnis zwischen beiden wurde ein immer vertrauteres, und als nach Ablauf von einigen Jahren Herrn Schellram das Anerbieten gestellt wurde, die Leitung eines illustrierten Familienblattes in Berlin zu übernehmen, verstand es sich beinah von selbst, daß Leontine Bauerbach als Beraterin und Mithelferin in die neue Tätigkeit folgte.

Hier entwickelten die beiden Menschen nun eine schier fieberhafte Arbeitsamkeit, und zwar war es das Mädchen, das den Mann mit fortriß, das Weib, das sich zur Leiterin aufschwang. Indem die neuen, großen Verhältnisse auf sie eindrangen, war

es, als sei sie nun erst in die Lebensluft gelangt, für die sie geboren war. Das Blatt, das lange Zeit hindurch ein untergeordnetes Dasein gefristet hatte, erweiterte von Jahr zu Jahr seinen Leserkreis. Leontine Bauerbach war es, die die führenden Gedanken fand, die geeigneten Persönlichkeiten zur Mitarbeit ausfindig zu machen wußte. Schellram trat neben ihrer geistigen Leitung mehr und mehr zurück und bewährte seine Fähigkeit wesentlich nur noch in dem Gebiete, in dem er wirklich eine hervorragende Kraft war, im rechnerischen; er wurde gewissermaßen der Buchführer Leontinens, die aber, eisernfleißig, wie sie überall war, nicht müde wurde, auch hier, wo sie noch zu lernen hatte, von ihm zu lernen und Erfahrungen zu sammeln.

Endlich, nach einer längeren Reihe von Jahren, kam ein entscheidender Augenblick: der Verleger, ein alter Mann, beschloß zurückzutreten und bot seinen beiden Redakteuren das Blatt gegen Zahlung einer Jahresrente zur Übernahme an. Wieder war es das Mädchen, das den ängstlich abwägenden, infolge der angestrengten Arbeit schon etwas mürbe gewordenen Mann durch seine feurige Entschlußfertigkeit mit fortriß; Schellram ging auf das Anerbieten ein, das Blatt wurde übernommen, und dies war die Stunde, in der Leontinens Persönlichkeit zur völligen Entfaltung und mit der Entfaltung zugleich zum Siege durchbrach.

Ohne weiteres war es ihr, sowie ihrem Partner klar geworden, daß die Gemeinsamkeit der Lebensaufgabe, die sie von nun an verband, auch eine engere Lebensgemeinschaft verlangte als sie bisher zwischen ihnen bestanden hatte. Bei Gelegenheit der Beratung darüber, ob sie das Blatt in eigenen Verlag übernehmen sollten, war es Herrn Schellram, indem er die lodernden Feueraugen, die leidenschaftlich gestraffte, beinah majestätische Gestalt des Mädchens vor sich sah, plötzlich zum Bewußtsein gekommen, daß aus dem einstigen unansehnlichen, eckigen und plumpen Geschöpf, als welches Leontine Bauerbach eigentlich immer noch in seinen Gedanken lebte, etwas ganz anderes, nämlich ein nicht nur geistig brauchbares, sondern auch leiblich sehr wohl annehmbares, heiratsfähiges Mädchen geworden war. Also dauerte es nicht lange, und aus Fräulein Leontine Bauerbach wurde Frau Leontine Schellram.

Eine Heirat aus Geschäftsgründen. So ungefähr, wie wenn sich zwei Lokomotiven zusammengekoppelt hätten, die einen Last- und Güterzug schleppen sollen und praktischerweise dahin über-

einkommen, daß sie die Aufgabe leichter bewältigen werden, wenn sie ihre Kräfte zusammentun. Das Maß der Kräfte freilich, das beide Teile zur gemeinsamen Arbeit beisteuerten, war ein verschiedenes. Bei dem Manne ging der Kohlenvorrat schon bedenklich auf die Neige — der Tender der Frau war bis zum Rande gefüllt und das Brennmaterial, mit dem sie heizte, vom besten. Wenn sie bis dahin Lasten vor sich hergeschoben hatte, so war es, als wenn sie jetzt Berge versetzte; ihr Arbeitshunger wurde zur Gier, ihr Fleiß zum Fanatismus, und die männliche Maschine, die hinter ihr drein mußte, sie mochte wollen oder nicht, fing an zu keuchen. Zu keuchen und schaudernd zu staunen. Alles, was Herr Schellram in früheren Jahren von Amazonen gelesen hatte, erlebte er jetzt an sich selbst; was ihm als Sage und Mär erschienen war, wurde für ihn zur Wirklichkeit. Er fing an, zu glauben, daß es wirklich einmal Frauen gegeben haben mochte, die, nachdem sie sich mit Mannes Waffen und Handwerk vertraut gemacht hatten, so über den Mann hinauswuchsen, daß sie das ganze männliche Geschlecht über den Haufen rannten und es mit Stricken gebunden in ihre Heimatstädte schleppten. Frauen, denen nur Ausnahmemänner, Heroen obzusiegen vermochten. Ein Heros aber war Herr Schellram nicht. Mehrere Jahre noch schritt er neben seiner furchtbaren Gattin einher, sein Schreiten aber wurde mehr und mehr zum Humpeln. Leibliche Sprößlinge waren dem Ehepaar versagt geblieben; ihr einziges Kind war die Zeitung, und dieses Kind, das den Vater allmählich auffraß, wurde in den Händen und an der Brust der Mutter zu einem Riesen.

Herr Schellram wurde nervös, Herr Schellram wurde kränklich und krank, er fing an auszuspannen, in der ersten Zeit auf Wochen, dann auf Monate, und während er sich von Bädern in Sommerfrischen und von Sommerfrischen zum Winteraufenthalt nach dem Süden schleppte, saß Frau Schellram im Redaktionsbureau zu Berlin, ohne Rast zu suchen, ohne Erholung zu brauchen, den glühenden Sommer, den kalten Winter hindurch, und unter ihren Händen rasselte das Instrument, dessen Klaviatur immer mehr und mehr Töne umfaßte, sein unaufhörliches „tak, tak, tak", betäubend für andere Ohren, belebend für Nerven und Sinne dieser Frau, die kein Lebensgeräusch vernahm und begriff, wenn es nicht das der Lebensarbeit war.

Unter solchen Umständen erklärt es sich, daß das Schiff, das

unter der Flagge „Schellram" dampfte, nur einen sehr geringen, einen kaum wahrnehmbaren Ruck erlitt, als endlich der, welcher der Flagge den Namen gegeben hatte, Herr Schellram, vom Schauplatz verschwand und mit Tode abging. Das Steuer war ihm ja schon längst aus den Händen geglitten; für das Geschäft war es gänzlich gleichgültig, ob er vorhanden war oder nicht.

Inwieweit Frau Leontine durch den Hingang des Mannes innerlich betroffen wurde, darüber verlautete nichts. Ob das Band, das sie mit ihm verknüpft hatte, überhaupt ein aus Seele und Gefühl gewebtes oder nur ein durch Verstand und geschäftliche Berechnungen geschlungenes gewesen war, die Frage blieb unbeantwortet, überhaupt unbesprochen, denn Frau Schellram sprach nicht. Tiefer noch als im Schweigen der Gruft, im Schweigen seines Weibes lag Herr Schellram begraben.

Eines aber brachte dieser Tod für die Frau mit sich, und das war etwas Wichtiges, ein neues Bewußtsein — jetzt stand sie allein.

Mochte es auch in der letzten Zeit die reine Formsache gewesen sein, daß die Firma des Blattes unter zwei Namen statt unter einem ging, daß bei wichtigen Abschlüssen sein Name neben dem ihrigen in der Unterschrift erscheinen mußte — gleichgültig.

Auch wer sich nur einer Form beugen muß, beugt sich, und das vertragen Herrschernaturen nicht. Herrschernaturen haben doppelte Lungen, sie brauchen mehr Atem zum Leben als gewöhnliche Menschen. Mochte sie hundertmal über seinen Kopf hinweg Anordnungen treffen und Maßregeln verfügen — einmal in hundert Fällen kam es doch vor, daß sie anfragen mußte, ob er einverstanden sei. Und das war lästig und schon zuviel. Einer war immer noch vorhanden gewesen, der sie gekannt hatte, als sie noch keineswegs das war, was sie jetzt war, noch keine Fertige, sondern eine Anfängerin, noch keine Königin, sondern eine ganz bescheidene, kleine Mitarbeiterin in dürftigem, schlechtsitzendem Gewande, einer, bei dem sie die Griffe des Handwerks und rechnen gelernt hatte. Und wenn auch das: „Weißt du noch, wie es damals war?" schon lange und längst auf seinen Lippen verstummt war, wie ein schweigender Beobachter war er doch immer noch da und an ihrer Seite. Und dieser eine war ein Mann. Und neben der Tatkraft der Amazone war auch der Amazonenstolz in ihr, der fanatische, der sich vor niemandem unwilliger beugt als vor dem Mann.

Das alles war nun abgetan und vorbei. Wie auf einem Berggipfel ſtand ſie jetzt in der berauſchenden Gletſcherluft der Einſamkeit und blickte als Alleinherrſcherin auf ihr Reich herab. Denn zu einem Reiche hatte ſich die Zeitung inzwiſchen wirklich ausgewachſen.

Ein Stab von Redakteuren umgab ſie und unter dieſem Stabe verſammelte ſich ein ganzes Heer von Mitarbeitern, männlichen und weiblichen. Die weiblichen ſtanden vielleicht ſogar voran, einmal weil die Frau die Frauen mit Vorliebe heranzog, und weil dieſe ſich gern heranziehen ließen, dann aber auch aus Gründen praktiſchen Bedürfniſſes, weil das Blatt im Laufe der Zeit zu einer großen Frauen-Modezeitung geworden und auf die Mithilfe kunſtfertiger weiblicher Hände angewieſen war. Dieſe Erweiterung des Programms, die Frau Schellram als erſte Tat nach Übernahme des Blattes ins Leben gerufen, hatte dieſem die allmählich ins ungeheure ſteigende Verbreitung verſchafft; die Zeitung, die als eine Dienerin des Publikums angefangen hatte, ſtand jetzt als deſſen Gebieterin da; die Familienmütter lechzten nach ihr, und in den Köpfen der jungen Mädchen wirkte der Gedanke, ſich mitarbeitend in die Zeitung einreihen zu dürfen, wie ein Rauſch.

In all den Jahren nicht ein einziges Mal hatte die ſchaffende, ringende, aufwärts und immer aufwärtsſtrebende Frau ausgeruht; jetzt, als ſie auf den Gipfel und in die Einſamkeit gelangt war, ſtand ſie zum erſten Male ſtill, und indem ſie auf das hundertarmige Getriebe hinabſah, das ſich unter ihr regte, ſchwoll ihr die Bruſt von einem ungeheuren Stolz- und Machtgefühl. Soviel erreicht ohne Schwindel und Spekulation, nur durch eigene, ehrliche Kraft, nur durch die Gewalten des eigenen Ich! Soviel Menſchen an ſie gekettet und auf ſie angewieſen mit ihren Leiden, Freuden, ihrem Schickſal und ganzen Leben, nicht durch das dunkle Bewußtſein gemeinſam geſchlichener, finſterer Wege, ſondern durch die einfache, reine Erkenntnis zueinandergehörender Tüchtigkeit! Wo gab es noch ein Ding, das ſich nicht hätte erringen laſſen, wenn ſie es erringen wollte? Wo noch einen Menſchen, der ſich ihr nicht hätte ergeben müſſen, wenn ſie ihm ſagte: „Ich will dich beſitzen?“ Das dämoniſche Bewußtſein von der Allmächtigkeit eines unbeirrbaren, immer und immer auf ein beſtimmtes Ziel gerichteten Menſchenwillens ſchlug ihr die Flügel um das Haupt. Dieſes Bewußtſein aber,

das weniger festgewurzelte Naturen so leicht in den Abgrund reißt, vermochte bei der starken Frau nicht mehr, als daß es ihr die Ahnung von Belohnung und Lebensgenuß nach soviel Lebensmühe zum ersten Male wie einen prickelnden Schauer ins Blut trieb. Ihr Auge wurde nicht umnebelt, ihr Blick verlor sich nicht vom Wege. Wenn sie das Publikum ihrer Zeitung tributpflichtig gemacht hatte, so fühlte sie, daß jetzt noch etwas Größeres zu vollbringen war: die Zeitung mußte zu einer Persönlichkeit werden, diese Persönlichkeit war sie selbst, und um sie her, wie um einen maßgebenden Mittelpunkt, mußte die Gesellschaft sich zusammenfinden.

Daher entstand nun in einer der schönsten Gegenden Berlins ein palastartiges Haus, in dessen oberen Räumen die Redaktion untergebracht wurde, in dessen unteren Gemächern Frau Schellram selber wohnte. Diese zu ihrer eigenen Behausung ausersehenen Räume waren zugleich diejenigen, in denen die Gesellschaft sich versammelte. Alle Hilfsmittel, mit denen menschliche Kunst eine menschliche Wohnstätte zu schmücken weiß, wurden in verschwenderischer Weise herangezogen, und so wurde es denn bald zum Stadtgespräch, daß, wer einen wahrhaft schön und künstlerisch ausgestatteten Salon zu sehen wünsche, Aufnahme in Frau Schellrams Gesellschaftskreis erstreben müsse.

Im Laufe des vergangenen Sommers war der neue Speisesaal im Erdgeschoß fertig geworden, aus dem man in das unmittelbar sich daran anschließende große Gewächshaus hinaustrat. Dieses wieder bildete den Durchgang zum Garten, der sich hinter dem Hause in einer für Berliner Verhältnisse ganz ungewöhnlichen Weite und Breite ausdehnte. So war der Geselligkeit für den Winter eine glänzende, für den Sommer eine glänzende und zugleich reizende Heimstätte geschaffen. Der Winter war dazu benutzt worden, das Innere des Saales auszuschmücken; heute, da der Winter vorüber war und man sich, etwa um Ostern herum, im Erwachen des Frühlings befand, sollte der neue Saal znm ersten Male den Gästen geöffnet und eingeweiht werden. Und indem jetzt die Gesellschaft in seiderauschender, ordenschimmernder und brillantenfunkelnder Welle hereingeflutet und hereingeplaudert kam und das überzeugungsechte: „Schön — wirklich schön!“ des voranschreitenden Ministerialdirektors ebenso überzeugt aufnahm und wiederholte, war der Sachlage mit einem Schlage der Stempel aufgeprägt: Frau Semiramis-Schellram hatte einen

neuen, glänzenden Erfolg errungen. Denn es war nicht nur wirklich, es war außerordentlich schön.

Eine von der Mitte der Decke herabhängende riesige Krone von geschliffenem Glas, aus der unzählige Glühdrähte in allen erdenkbaren Biegungen und Verschlingungen ihre leuchtenden Zungen hervorstreckten, übergoß den Saal mit strahlendem und zugleich warmem wohligem Licht. In diesem Lichte erblickte man einen weiten, von elliptisch gebogenen Wänden umschlossenen Raum, dessen eine Seite von drei hohen Glastüren durchbrochen war, die in das anstoßende Gewächshaus führten. Die Wände waren mit schneeweißem, poliertem Holz bekleidet, das, mit goldenen Leisten eingefaßt, der ganzen Örtlichkeit einen festlichen, zu freudigem Behagen stimmenden Charakter verlieh. Mitten in all der Helligkeit aber bot sich dem Auge ein wohltuender Ruhepunkt, indem in die dem Gewächshause gegenüberliegende Wand eine geräumige, mit gestickten Wandteppichen ausgeschmückte Rundnische eingelassen war. Diese Teppiche an sich waren eine Sehenswürdigkeit: aus dunkelpurpurrotem Grund traten Figurenbilder hervor. Im Mittelstück gewahrte man eine majestätisch aufragende Frauengestalt, die mit freundlich-gebieterischem Lächeln die Hände nach beiden Seiten ausstreckte und das Leben zu erwecken schien, das auf den beiden rechts und links von ihr befindlichen Teppichbildern in allegorischen Gruppen dargestellt war. Auf den ersten Blick erkannte man, daß es sich um das Werden und die Wirkung der Zeitung handelte; das Ganze war eine künstlerisch-allegorische Wiedergabe von Frau Schellrams Lebenswerk. Und wenn man genauer zusah, erkannte man ohne große Mühe, daß in der weiblichen Hauptgestalt des Mittelstückes sie selbst in ziemlich genauer Porträtähnlichkeit dargestellt war.

Nahe ans Prahlerische mochte das alles streifen, aber es gab sich mit einem so naiven Selbstbewußtsein, und hinter all dem Allegorischen stand eine so eindrücklich greifbare Tatsächlichkeit von Fülle, Macht und Reichtum, daß man das alles als im Charakter zueinandergehörig empfand und sich, wie es der Mensch ja immer vor jeder ausgesprochenen Charakterkundgebung tut, gutwillig beugte.

Das greifbar Tatsächliche äußerte sich heut in einer schier unabsehbaren Zahl von Speisetafeln, die nicht in langweilig-rechteckiger Regelmäßigkeit, sondern, der elliptischen Form des Raumes entsprechend, in Bogenlinien aufgestellt waren und sich um die

in der Rundnische aufgestellte Haupt- und Ehrentafel in Girlandenform zu lagern schienen. An den Speisetischen, die mit buntgemusterten Tischtüchern bedeckt, mit Blumen überstreut und mit schwerem, kostbarem Tafelgeschirr ausgestattet waren, hatte man die Plätze für die Gäste so eingerichtet, daß diese immer nur an einer — der äußeren — Seite saßen, während die innere, der Nische zugewandte Seite, freiblieb. Auf diese Weise konnte jeder der Geladenen zu der in der Nische befindlichen Tafel hinüberblicken, und die Hausfrau, die in der Mitte dieser Tafel ihren Sitz hatte, konnte jedem ihrer Gäste ins Gesicht sehen.

Hierher also, zur Haupt- und Ehrentafel in der mit den Wandteppichen geschmückten Nische, steuerte nun Frau Schellram ihren Ministerialdirektor, der sie dem Anscheine nach führte, während in Wirklichkeit sie ihn leitete. Er war für sie heute der hauptsächliche Gast, denn in seiner Person betrat das Kultusministerium zum ersten Male ihre Räume, und in einer Verbindung mit diesem erblickte sie gewissermaßen die Krönung ihres Ehrgeizes, Mittelpunkt der geistigen Gesellschaft zu sein. Ein Offizier von hohem Rang saß an ihrer anderen Seite; außerdem befanden sich an der Tafel nur noch die Gattin des Ministerialdirektors, ein hervorragender Künstler und ein Professor von der Universität, ein Gelehrter weitgenannten Namens.

Die Unterbringung der übrigen Gäste war den Redakteuren beiderlei Geschlechts anvertraut, und diese, in Frau Schellrams Absichten eingeweiht, entledigten sich ihrer Aufgabe pünktlich und mit Geschick. In kürzester Zeit hatte die Gesellschaft ihre Plätze eingenommen in der Art, daß die namhaftesten unter den Geladenen an den der Ehrentafel zunächst aufgestellten Tischen zu sitzen kamen, während die übrigen, gewissermaßen in absteigender Linie, an den entfernteren Tischreihen untergebracht wurden. Die Jüngsten und Unbekanntesten saßen an der äußersten Peripherie, denn heute, zum Einweihungsfest, waren nicht nur die persönlich Bekannten und Befreundeten eingeladen, es war daneben alles aufgeboten, was auch nur geschäftlich, durch Mitarbeiterschaft, mit der Zeitung im Zusammenhange stand.

Sobald man sich niedergelassen hatte, ertönten aus dem Gewächshause die gedämpften Klänge einer dort hinter den Blattpflanzen aufgestellten Musikkapelle, die Stimmung erhöhend, ohne die Stimmen zu übertönen, und so schwang sich die Unterhaltung, ermuntert durch eine wahrhaft verschwenderische Reihenfolge von

Speisen und Getränken, sehr bald zu einem allgemeinen, fröhlich durcheinander flutenden Gewoge und Gewirr auf. Der Ministerialdirektor erhob sich zu einer die Verdienste der Gastgeberin und ihrer Zeitung feiernden, schwungvollen Ansprache, Frau Schellram dankte mit einigen bescheiden stolzen Worten, und nachdem sie diesen gewissermaßen offiziellen Teil ihrer heutigen Aufgabe hinter sich gebracht hatte, sank sie mit einem halben Aufatmen in ihren Stuhl zurück und fand nun eigentlich erst Zeit, die Schar ihrer Gäste mit Muße zu überblicken.

An den vorderen Tafeln gewahrte sie lauter bekannte Gesichter; je weiter sie aber mit den Augen nach dem äußeren Umkreise vordrang, um so unbekannter wurde die Menge, und so, an der letzten, äußersten Tafel entdeckte sie zwei Gestalten, die ihr völlig fremd waren. Ein junger Mann und neben ihm, anscheinend zu ihm gehörig, ein junges Mädchen — oder war es eine Frau? Es war nicht leicht, das zu unterscheiden.

Nachdem Frau Schellrams Augen die übrigen Gäste an der Tafel drüben gemustert hatten, kehrten sie zu den beiden zurück. Zog sie etwas an ihnen an? Vielleicht hätte sie selbst es nicht gewußt; etwas aber mußte sein, was sie veranlaßte, sich mit dem unbekannten Paare zu beschäftigen. Möglicherweise war es etwas Äußerliches, nämlich die auffallende Bläße, die auf beider Antlitz lag, die ihre Gesichter ganz fahl herüberleuchten ließ. Das war aber auch das einzige, was sie miteinander gemein hatten; in allem übrigen waren beide so verschieden, daß man sogleich erkannte, daß es Bruder und Schwester nicht sein konnten. Das bartlose Gesicht des jungen Mannes war rund und klein, die Wangen beinah etwas schwammig, die Nase kurz und eher plump als fein; die Züge des Mädchens oder der jungen Frau waren bis zur Schärfe mager und schmal, ihre Nase länglich, mit feingeschwungenen Flügeln; über der bleichen Oberlippe lag der zarte Schatten von dunklem Flaumhaar. Und verschieden, wie ihre äußere Erscheinung, war auch das Gehaben der beiden an der Tafel und beim Essen; während das junge Weib beinah unablässig mit gesenkten Augen saß und mit äußerster Zurückhaltung Speise und Trank zusprach, war in den Bewegungen des anderen etwas Fahriges, beinah Gieriges und fast heißhungrig war es anzusehen, wie er die Speisen verschlang.

Indem Frau Schellram den Blick auf ihm ruhen ließ und mit einem stillen Lächeln bei sich feststellte, daß ihm Mahlzeiten,

wie die heutige, wohl selten geboten werden mochten, hob der junge Mann, als hätte er gefühlt, daß ein unverwandter Blick auf ihm lag, das Haupt auf, richtete über den weiten Raum hin, der ihn vom Tische der Hausfrau trennte, die Augen auf diese — und in dem Augenblick lächelte Frau Schellram nicht mehr; es war ihr, als wäre ihr das Lächeln in die Brust zurückgeschlagen. In dem Gesicht da drüben standen, wie in grellem Gegensatz zu dem wachsbleichen Gesicht, zwei Augen, dunkel wie Kohlen, und als wenn er von glühenden Kohlen käme, war auch der Blick dieser Augen, heiß, beinah sengend.

Was war das? Was wollte der Blick? Was sagte er? Denn er sagte etwas; ja, es war Frau Schellram, als hätte sie noch nie im Leben einen so sprechenden, beinah schreienden Blick gesehen, wie diesen. Unwillkürlich hatte sie die Augen senken wollen, aber sie hatte es nicht vermocht. Ein unerklärliches Gefühl hatte sie gezwungen, die Augen auf ihn gerichtet zu halten, und indem sie ihn ansah, sah er zu ihr zurück. Auch er hatte den Blick nicht gesenkt; als wenn er sie festhalten wollte, so sah es aus. In dem weißen Antlitz regte sich kein Muskel, so daß es wirklich wie zu Wachs erstarrt erschien; nur die Augäpfel rollten, und während die Züge des Gesichts eigentlich etwas Schlaffes hatten, war in den Augen ein bis zur Glut gesteigertes, verzehrendes Leben, beinah etwas Hungriges, Lechzendes. Alles dieses währte natürlich nur ganz kurze Zeit, nur solange, als eine Pause in der Unterhaltung bei Tische dauert; trotzdem hatte Frau Schellram, als sie jetzt wieder von ihrem Nachbar angesprochen und von dem Gegenstand ihrer Beobachtung vorläufig abgelenkt wurde, ein Gefühl, als wäre der kurze Augenblick lang gewesen wie ein Erlebnis. Und dies Gefühl blieb ihr während der ganzen Mahlzeit und auch nachher, während des ganzen Abends. Als wenn etwas Neues, Fremdes, ihr im Leben bisher nie Vorgekommenes auf sie ein- und in sie hineingedrungen wäre, so war ihr zumut; etwas, das sie sich nicht zu erklären vermochte, von dem sie nicht einmal hätte sagen können, ob es wohltuend wirkte oder peinlich, das aber nicht weichen wollte, sondern in ihr war und blieb, wie etwas Dumpfes, Heißes, beinah wie ein fremder Körper, der ihr ins Blut gedrungen war und darin wühlte.

Nachdem die Tafel aufgehoben war, hatte man sich, da die Witterung noch keine abendlichen Spaziergänge im Garten er-

laubte, in andere Gemächer zurückgezogen, und hier war die Wirtin von ihren Freunden und Bekannten so umringt worden, daß das fremde junge Paar ihr vorläufig ganz aus den Augen schwand. Erst als der allgemeine Aufbruch stattfand und die Gäste sich von ihr verabschiedeten, kamen sie ihr wieder zu Gesicht. Jetzt bekam Frau Schellram Gelegenheit, sie in der Nähe und genauer zu betrachten, und nun sah sie, daß beide hochaufgeschossene, schlanke Gestalten waren, der junge Mann eher groß als klein, dabei mit eigentümlich in den Hüften sich wiegenden, weichen Bewegungen, das junge Weib etwas kleiner, von ebenso straffen Körperformen, wie die Linien ihres Gesichtes waren, im Vergleich zu ihrem Gefährten beinah eckig in den Bewegungen. Indem sie auf Frau Schellram zutraten, ihr Lebewohl zu sagen, hielt das junge Weib die Augen gesenkt, wie sie es während der Mahlzeit getan hatte; offenbar befand sie sich in äußerster Befangenheit; ihre Lippen bewegten sich, ohne daß man verstand, was sie sagte, die schmale Hand, die sie in Frau Schellrams beinah doppelt so große Hand legte, fühlte sich kalt an, und dann machte sie einen Knicks, tief, als wenn sie vor einer Königin gestanden hätte. Nach ihr kam der Mann, der jetzt beinah geflissentlich die gesellschaftlichen Formen wahrnahm; unter tiefer Verbeugung ergriff er die Hand der Hausfrau, um sie an die Lippen zu führen. Dabei sah er Frau Schellram nicht an; nur im letzten Augenblick, als er sich wieder aufrichtete und zur Seite trat, kam noch einmal, schnell und verstohlen wie das Aufblinken eines elektrischen Funkens, der sonderbare Blick wieder, den er während des Essens solange und nachdrücklich zu ihr hinübergeschickt hatte. Indem er ihre Hand ergriff, hatte Frau Schellram gefühlt, daß seine Hand warm, beinah heiß war; zugleich hatte sie sich gesagt, daß ihr noch nie eine so weiche Männerhand begegnet war, und noch lange nachher mußte sie daran denken, wie seltsam eigenartig die Finger seiner Hand sich langsam, gewissermaßen spähend um ihre Hand geschlossen, eigentlich geringelt hatten. Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß die beiden jungen Leute so ziemlich die letzten gewesen waren, die sich verabschiedet hatten. Als Frau Schellram jetzt aufblickte, war die Gesellschaft davon; hinter ihr standen nur noch die Angestellten der Zeitung, die sich gewärtig hielten, noch etwa zu erteilende Anweisungen in Empfang zu nehmen und dann gleichfalls gute Nacht zu sagen. Mit einer Hast, die sie kaum zu

unterdrücken vermochte, wandte sich Frau Schellram an ihre Leute. „Wer war das?“ fragte sie, indem sie auf die Tür deutete, die sich soeben hinter dem Paare geschlossen hatte. Sie erfuhr, daß der junge Mann ein Schriftsteller, Edgar Martisius mit Namen, und daß die junge Dame in seiner Begleitung seine Frau war. In den letzten Nummern der Zeitung war eine Erzählung von ihm veröffentlicht worden. Als zur Mitarbeiterschaft gehörig, war er für heute eingeladen worden, und weil er verheiratet, war eben seine Frau, von der man im übrigen so wenig wußte wie von ihm, mit ihm gebeten worden. Da die jungen Leute völlig unbekannt waren, hatte man nicht gewußt, wen er führen oder von wem sie geführt werden sollte; man hatte daher nicht viele Umstände gemacht, sondern sie einfach nebeneinander zu Tische gesetzt.

Frau Schellram überlegte einen Augenblick. Sie erinnerte sich, daß sie die Erzählung, die durch eine Reihe von Nummern fortlief, gesehen hatte; von anderen, wichtigeren Dingen in Anspruch genommen, war sie aber nicht dazu gekommen, sie zu lesen.

„Die Nummern mit der Erzählung sollen mir in meinem Kabinett auf den Tisch gelegt werden,“ gebot sie; dann, mit einem Händedruck an die ersten, mit einem Kopfnicken zu den übrigen Mitgliedern ihres Personals entließ sie dieses, und nachdem sie allein geblieben, begab sie sich in ihr Schlafzimmer, um ein bequemes Hausgewand anzulegen. Auf Zubettgehen war ihr Sinn noch nicht gerichtet; sie wollte gleich jetzt noch die Erzählung von Edgar Martisius lesen.

Dieser hatte sich inzwischen mit seiner jungen Frau auf den Heimweg gemacht. In einer vom Schellramschen Hause weit entlegenen, anderen, sehr anderen Stadtgegend als dieses stand das Haus, in dem das Ehepaar Martisius seine Wohnung hatte. Der Weg war lang; sie mußten die Trambahn benutzen. In dem hellen, der späten Nachtstunde wegen nicht mehr sehr vollen Wagen saßen sie nebeneinander, Edgar den breitkrempigen Hut tief in die Stirn gedrückt, die Beine von sich gestreckt, die Hände in den Seitentaschen seines Mantels vergraben, Leonore Martisius, seine Frau, bis an den Hals in die dürftige Manteljacke eingeknöpft, die ihren herben Oberleib umschloß, die Füße unter die Bank gezogen und aneinandergepreßt, als wenn sie fröre; denn die Nacht war kalt. Das Schweigen, das in dem spärlich

besetzten Wagen geherrscht hatte, als sie ihn betraten, wurde durch die beiden neuen Fahrgäste nicht unterbrochen. Keines von beiden sprach ein Wort; die Augen stumm vor sich hin gerichtet, wie erstarrt in tiefen, brütenden Gedanken rollten sie ihren schier endlosen Weg dahin. Auch nachdem sie am Ziele angelangt und ausgestiegen waren, und als sie nun die Straße entlang gingen, in der ihre Behausung sich befand, wurde das nicht anders; sie schwiegen auch jetzt. Vor einem, viele Stockwerke hohen, in seiner Kahlheit trostlos öden Hause blieben sie stehen, Edgar Martisius zog den Hausschlüssel aus der Tasche, öffnete die Tür und bedeutete seine Frau einzutreten. Bei dieser Gelegenheit ertönte das erste Wort, das zwischen ihnen gewechselt wurde, und das war eine Frage, eine Frage von den Lippen der Frau: „Du kommst noch nicht mit?“ Sie hatte bemerkt, daß er sie hineinließ, selbst aber stehenblieb, als wollte er nicht folgen. Der Ton der Frage klang so müde, nicht wie körperliche, sondern wie seelische Müdigkeit, wie eine Müdigkeit, die nach langem, schmerzvollem Ringen als Rückstand der Schmerzen zurückbleibt, die das Ringen aufgegeben hat, weil sie sich sagt, daß es doch zu nichts führt. Und wie der Ton, so war auch die Fassung der Frage wie eine müde Gewöhnung, eine Gewöhnung an alles, auch daran, daß er jetzt, spät nach Mitternacht, statt mit ihr nach Haus zu gehen, noch draußen umherzuschweifen gedachte, wahrscheinlich noch ins Kaffeehaus, um bis an den grauenden Tag mit seinen Kumpanen zusammenzusitzen.

Ebenso kurz, ebenso dürftig wie die Frage, eigentlich kaum wie ein Sprechen, sondern nur wie ein Gähnen der Gleichgültigkeit kam die Antwort: „Natürlich nicht.“ Und damit war die Sache erledigt. Die junge Frau gab kein Wort mehr von sich, keinen Laut, auch kein Achselzucken, Kopfschütteln oder irgendeine körperliche Bewegung, ohne „adieu“ oder „gute Nacht“ ließ sie ihn stehen und trat in den tiefen, aufgetanen Hausflur ein, in dessen Undurchdringlichkeiten sie verschwand. Edgar, ihr Gatte, der ihr kaum nachgeblickt hatte, drückte hinter ihr die Haustür zu, verschloß sie, und dann wandte er sich in die Straße zurück. Einen Augenblick stand er, hängenden Kopfes, und dachte nach; ins Kaffeehaus wollte er allerdings noch, denn er wollte heute noch träumen, und im wohldurchwärmten, hell erleuchteten Kaffeehause ließ es sich besser und behaglicher träumen, als da oben in seiner häßlichen, erbärmlichen Bude, bei einer jämmerlichen

Petroleumlampe. Weil er aber träumen wollte, konnte es ihm nicht passen, jetzt noch in das weit entlegene Lokal zu ziehen, wo, wie er wußte, seine Kumpane saßen. Wenn die seine weiße Krawatte und seinen Frack gesehen hätten, würden sie haben wissen wollen, wo er den Abend gewesen sei, und vielleicht würden sie, aus Neid und Wut, daß ihnen derartige Einladungen nicht zuteil wurden, sich über ihn lustig gemacht haben. Jedenfalls würden sie ihn um seine „Stimmung" gebracht haben — und heute war er einmal in „Stimmung", heut war etwas in ihm, etwas Glühendes, Brodelndes, worin der kalte Überdruß schmolz, der ihn für gewöhnlich mit solchem Ekelgefühl erfüllte. Darum, sobald er um ein paar Straßenecken gebogen war und die erleuchteten Fenster eines Wiener Cafes aufblinken sah, ging er darauf zu und hinein; wenige Augenblicke später saß er hinter einem Marmortisch, eine „Schale schwarz" vor sich, eine Zeitung, zum Schein, in den Händen, und nun konnte er in den Dampf seiner Zigarre hinein träumen. Worüber? Lächerliche Frage! Jemand, der so etwas erlebt hatte wie jetzt eben er, einen solchen Abend, der so in Reichtum, Glanz und Schönheit gewühlt und geschwelgt hatte, wovon sollte der träumen, worüber sollte der phantasieren als vom Nachgeschmack der eben genossenen Herrlichkeit? Einmal wieder Lebensluft geatmet! Seine Luft, die Luft, die er brauchte! Denn er brauchte so etwas wie das, was ihm heute einige Stunden lang geboten worden war, warme, köstliche Gemächer, mit Teppichen belegt, mit Bildern geschmückt, von Blumenduft erfüllt und vom Dufte nackter, heißer Frauenhaut, in deren spiegelnden Wänden das Licht unzähliger Flammen widerstrahlte, durch die das Rauschen seidener Gewänder, das süße Gewisper plaudernder Frauenstimmen wogte, wie das Gurren von Tauben im Taubenschlag. Und über den Tauben, der Adler, der darüberschwebte, er! Denn das wußte er ja, das fühlte er jetzt, indem ihm das Blut wie geschmolzenes Gold durch die Adern ging, daß er eine geheimnisvolle Macht besaß, eine dämonische, die ihm die Frauen unterwürfig machte, daß keine ihm widerstand, wenn er nur wollte, daß, wenn er die dunklen Augen mit dem heißen, hungrigen, lechzenden Blick auf sie richtete, mit dem Blick, der ihnen sagte: „Ich will dich haben, mit deinem Fleisch und Blut," alle und jede zitternd sich beugte: „Da hast du mich!" Wie ihm das Blut zum Herzen stieß mit heißen, schweren Schlägen, daß das Herz ihm auf und nieder

ging, als schwömme es in einer berauschenden Flut! Wie er sich fühlte als Allbesieger, Allbezwinger, als das, was man ein Genie nennt! War es nötig, daß er an sein Leben zurückdachte und aus seinen Erfolgen sich die Bestätigung dafür holte, daß er das alles war, als was er sich empfand? Beinah ein verächtliches Lächeln ging über sein Gesicht, indem er sich wie eines verträumten Traumes der Zeit erinnerte, als er noch da draußen gelebt hatte, in der Provinz, in der kleinen Stadt, wo er sich die Leonore geholt hatte, das damals reizend schöne, das schönste Mädchen der Stadt, und zugleich das reichste, die Tochter des steinreichen Kaufmanns Steinbrecht, des Getreidehändlers, des reichsten Mannes der Stadt. Er damals noch ein blutjunger Volontär in der Buchhandlung am Markt und sie das verwöhnte Kind blindzärtlicher Eltern, der verhätschelte Liebling des ganzen Orts, duftend von Lieblichkeit, sprühend von Lebensfreude, und um das holdselige Köpfchen so etwas wie einen Nimbus, eine goldene Verheißung: „Wer mich einmal bekommt, der bekommt das Glück.“ Und von all den reichen Gutsbesitzern der Umgegend, die nach ihr trachteten, von den Offizieren der Garnison, die ihr den Hof machten, hatte sie einer bekommen? Nein. Sondern wer hatte sie bekommen, weil er sie bekommen wollte? Er. Er, der junge Volontär im Buchladen, der, als sie zum ersten Male in den Laden getreten war und er sie angesehen hatte mit den dunklen, heißen, so verzehrend traurigen Augen, wohl bemerkt hatte, wie sie zusammengezuckt war, wie sie hatte hinwegsehen wollen und nicht hatte hinwegsehen können; der dann gefühlt hatte, wie die Hand ihr leise erbebte, als er ihr Lenaus Gedichte hineinlegte und mit seiner tiefen Stimme, die so sanft berückend zum Ohre floß, mit schönen Worten von der Schönheit der Gedichte gesprochen hatte, — denn er hatte ja das Abiturientenexamen gemacht, sogar ein halbes Jahr noch studiert. Wie sie dann wiedergekommen war, zuerst nach längerer Pause, dann öfter und immer öfter und immer rascher einmal nach dem andern, angeblich, um Bücher zu kaufen, in Wahrheit ganz aus einem anderen Grunde, in Wahrheit, um sich den sengenden Blick aus den brennenden Augen immer tiefer ins Herz stoßen zu lassen, mit schauernder Wonne, wie man etwas Unerlaubtes, Unerhörtes tut, und darum über und über erglühend in schamhafter Verwirrung, wie ein junger Rosenstrauch, an dem die ersten purpurroten Rosen aufbrechen. Ha — wenn er daran zurückdachte! Wie das gewesen

war, als er sich der Macht bewußt wurde, die ihm innewohnte, die ihm das Weib zu Füßen zwang! Wie er des Abends auf seiner Stube gesessen und Gedichte gemacht und gemerkt hatte, daß er ein Dichter war, ein Genie! Wie sie zum ersten Male dann außerhalb des Ladens sich getroffen hatten, an einem schwülwindrauschenden Frühlingsabend, weit draußen vor der Stadt, im Erlenwäldchen, wo er sie erwartet hatte, wo sie hinausgekommen war, zitternd an allen Gliedern, wie gejagt vom bösen Gewissen, wie sie zu ihm getreten war, seine Umarmung hatte ablehnen wollen und doch nicht hatte ablehnen können, bis daß sie stammelnd, mit verschluckten Lauten an seiner Brust und unter seinen Küssen gelegen hatte. Wie sie dann den versteckten Fußsteig auf- und niedergegangen waren und immer wieder auf und nieder, und wie er ihr seine Gedichte zugeflüstert hatte, wie sie da mit beiden Händen seinen Arm ergriffen, ihm mit einem Gesicht, von dem alle Pein und Angst verschwunden war, strahlend in die Augen gesehen und „du bist ja ein Dichter" gejubelt hatte; „ach, dann ist alles gut — alles gut." Ja, das Wort war ihm in Erinnerung geblieben, weil er anfänglich nicht recht verstanden hatte, wodurch sie so plötzlich von aller Sorge und Beklemmung frei geworden war, bis daß sie es ihm erklärte. „Denn siehst du, anfänglich hatte ich ja gedacht, daß von einer Heirat zwischen uns nicht die Rede sein könne, wegen — nun, du begreifst ja — wegen der Verhältnisse. Aber nun ich weiß, du bist ein Dichter — siehst du, ein Dichter und Künstler, das ist ja ein Rang ganz für sich — so fasse ich es auf — immer und überall vornehmste Gesellschaft. Und wenn meine Eltern anderer Meinung sind" — und dabei hatte sie gekichert und die zarten Finger in seinen Arm gegraben —, „und ich glaube beinah, sie sind anderer Meinung, so tut das nichts; ich werde ihnen meine Ansicht schon beibringen. Denn einen Dichter und Künstler kann jede heiraten, aber auch jede, sogar eine Prinzessin oder Königin, und darum, wenn du mich heiraten willst, will ich auch. Willst du?" Ja, und ob er wollte! Das hatte ihr die Umarmung wohl gezeigt, mit der er sie nicht umschlang, sondern schier erdrückte, der Kuß, mit dem er ihren Mund beinah verschlang. Er wäre ja auch schön dumm gewesen — das reichste, reizendste, herrlichste Mädchen der Stadt — denn als ein herrliches Gewächs erwies sich das junge Ding, das man bis dahin für nichts genommen hatte als ein hübsches Spielzeug; wie eine stählerne Gerte stand sie im Sturm, der

nun von den Eltern über sie hereinbrach. „Er ist ein Dichter, und Dichter sind vornehme Leute, denn die Kunst, das ist das vornehmste von allem." Das war die Entgegnung, die das Eisenköpfchen allen Zuredeu, Einwendungen und Ermahnungen von Vater und Mutter entgegenhielt, die immer wiederkehrende, einzige Erwiderung, aber so aus ihrer tiefsten Überzeugung, ihrem ganzen Sein und Wesen herausgeboren, daß Vater und Mutter schließlich erlahmten und das Unmögliche möglich und der arme Teufel Edgar Martisius der Mann und Gatte des reichen Jungfräuleins Leonore Steinbrecht wurde.

Ha — der Tag, als solches ruchbar wurde! Als die ganze Stadt wie mit offnem Mund und Nase dastand und er, um Kopfeslänge über seine gewöhnliche Länge gewachsen, mit seiner strahlenden jungen Braut durch die Straßen der Stadt zog! Dies Bewußtsein in ihm, dies gradezu erstickende, als er sich sagte, was für eine Persönlichkeit in ihm steckte, sich vergegenwärtigte, was für ein Leben voll Üppigkeit und müheloseni Genießen nun vor ihm lag! Nun vor allem nur alle Fesseln abgestreift, die ihn knechtisch an eine unwürdige Beschäftigung gekettet hatten! Das geschah denn auch. Nun alle Bande zerrissen, die ihn an das elende Provinznest gebunden hatten. Jetzt gab es nur noch eine Stadt, in der man leben konnte, Berlin. Was er dort tun würde? Lächerliche Frage — war er nicht ein Dichter? Dichten würde er, schriftstellern, soweit er eben Lust und Stimmung hatte, denn brauchen — Gott sei Dank — tat er's ja nicht. Gab es dazu einen geeigneteren Ort? Lebten nicht in Berlin all diese genialen Kerle, bei deren witz- und bosheitsprühenden Artikeln er sich die Seiten vor Lachen gehalten hatte, wenn er sie in seinem stillen Buchladen in der Provinz, da hinten am Markte las? In deren Kreis würde er nun eintreten, in diese Stadt, diesen ungeheuren Mittel- und Brennpunkt von Schönheit, Geist und Kunst würden sie nun eingehen, er und seine junge Frau, und genießen, genießen! Und seine junge Frau, die Leonore, war sie nicht ganz der nämlichen Meinung wie er? Brannten ihr nicht die Wangen lichterloh bei dem Gedanken, daß sie nun dahinkommen, da leben würde, wo sie die Gemäldeausstellungen mit leiblichen Augen sehen, die Konzerte, Theaterstücke mit leiblichen Ohren hören würde, von denen sie bisher nur in den Zeitungen mit dürstenden Sinnen gelesen hatte? An die Stätte, wo die Kunst herkam, die herrliche, nach der sie sich gesehnt

hatte, solange sie zu denken vermochte, mit der sie jetzt verbunden, verheiratet war, seitdem sie einen Dichter zum Manne bekommen hatte, einen genialen?

Darum kein Säumen, sondern sobald die Hochzeit vollzogen war, wie Sommerschwalben, die es nicht erwarten können, daß sie von ihren jungen Schwingen Gebrauch machen, flatterten sie auf und fort, fort nach dem gelobten Lande, nach Berlin. Und in Berlin nun die köstliche Geschäftigkeit, die es mit sich bringt, wenn man sich ein Leben zurechtmacht und das Werkzeug in den Händen hat, das man dazu braucht, Geld. Eine Wohnung wurde gesucht, natürlich draußen im Westen, und dann ging es an die Einrichtung der Wohnung, und das war eine Zeit voll Wonnen und Überraschungen. Voll Wonnen, weil man sich in schönen, behaglichen Räumen nun endlich einmal ganz nach eigenem Geschmack einnisten konnte, voll Überraschungen für den Tapezierer, der dabei half und gradezu mit Staunen bemerkte, welch einen angeborenen Schönheitssinn das junge Frauchen aus der Provinz mitbrachte, welch einen Blick für die Farbenzusammenstellung von Tapeten, Möbeln und Gardinen sie entwickelte, und voll Überraschungen endlich für die junge Frau selbst, die gefürchtet hatte, daß ihr Gatte sich bei all diesen Dingen langweilen würde, und nun erfuhr, daß das Gegenteil der Fall war, daß er alles, was Männer für gewöhnlich nicht wichtig nehmen, außerordentlich wichtig, beinah wichtiger als sie selbst nahm und sich gar nicht genug tun konnte mit Ausdenken und Anschaffen von allen möglichen Stoffen, Möbeln und Gegenständen, die ihm für die Einrichtung unumgänglich nötig erschienen. Auf das Zimmer, das er für sich selbst ausersehen hatte, richtete er natürlich sein Hauptaugenmerk, und hier entfaltete er ein so wahrhaft sybaritisches Luxusbedürfnis, daß die junge Frau einmal übers andere die Hände über dem Kopfe zusammenschlug und lachend „aber wo hast du denn das nur her?“ ausrief. „Ich denke, ich habe mir einen ganz einfachen, bedürfnislosen Poeten geheiratet, und siehe da, er hat Neigungen wie ein Krösus?“ Aber sie gewahrte ja, welch eine Freude er an den wundervollen, kostbaren Sachen empfand, also natürlich sollte er es haben, sollte haben, was er haben wollte. Kaum nötig, daß er ihr versicherte, „daß er solche Umgebung brauchte, wenn er in Stimmung kommen sollte“, sie gab es ja auch ohnedies, gab es mit Freuden. Hatte nicht Richard Wagner ähnliche Bedürfnisse gehabt? War es nicht

von neuem ein Zeichen, daß er wirklich ein großer Künstler, ein Genie war? Darum wurde Straße auf, Straße ab, von Geschäft zu Geschäft gefahren, bis daß endlich der ganz besondere, lachsfarbene Teppich gefunden war, von dem er behauptete, daß grade ein solcher es sein müsse, auf dem seine Augen ausruhten. Möbelhandlung nach Möbelhandlung wurde durchstöbert, bis daß endlich ein Schreibtisch entdeckt war, wie er behauptete, daß er nur an einem solchen arbeiten könne, bis daß der Stuhl ausfindig gemacht war, der hochlehnige, straffe und doch elastisch-weiche Lederstuhl, der vor dem Schreibtisch stehen sollte. Und dann in der Ecke das Ruhebett, breit wie ein Diwan, mit turkmenischen Decken, Fellen und seidenen Kissen bedeckt. Daß die Stubenecke, in der das Ruhebett stand, auch noch mit Gobelins austapeziert werden mußte, war wirklich etwas viel, beinah zu viel; der ganze Raum bekam dadurch etwas Weichlich-Weibisches, so daß, wer die Wohnung betrat, schier hätte denken können, dies sei das Boudoir der Hausfrau und drüben das viel einfachere Zimmer mit den meergrünen Wänden, an denen als einziger Schmuck einige auserwählte Stiche nach Böcklinschen Bildern hingen, das des Hausherrn, während es in Wirklichkeit umgekehrt war. Aber wenn er so, was er mit Vorliebe tat, genial-nachlässig auf dem Ruhebett hingestreckt lag, das dunkelgelockte Haupt in das seidene Kissen gedrückt, und aus seiner liegenden Stellung den düster sengenden, geheimnisvollen Blick zu ihr emporschickte, dann kam etwas über sie — etwas — daß sie nicht anders konnte, als an seiner Lagerstatt niederzuknien, sein Haupt mit beiden Armen zu umfangen und „mein Pascha! Mein Sultan!“ zu stammeln. Während dieser ganzen Beschäftigung dann natürlich der ununterbrochene Besuch von Theatern, Konzerten, von Gemälde- und Kunstausstellungen im großen und im kleinen und dazwischen und danach Frühstücke, Mahlzeiten und Abendessen in den vornehmsten, üppigsten Restaurationen. Kurz, wenn sich junges Eheglück jemals verschwenderisch über zwei junge Gatten ergossen hatte und von diesen mit unermüdlich genießenden Lippen geschlürft worden war, so war es hier und bei diesen beiden der Fall.

Und in all diese sprudelnde, ahnungslos und ohne einen Gedanken an Zukunft und Sorge genossene Daseinswonne krachte nun plötzlich der furchtbare, alles von oben zu unterst kehrende, erdbebenartige Schlag hinein, der schmähliche Bankrott des

Vaters der jungen Frau, des einstmals steinreichen, jetzt plötzlich bettelarmen Kaufmanns und Getreidehändlers Steinbrecht. Es war etwas Fürchterliches, etwas Gräßliches, und zwar gräßlich wurde es für die junge Frau durch die Art und Weise, wie ihr Gatte die Nachricht aufnahm. Während sie in lautloser Vernichtung, tränenlos, wie zu Eis und Stein erstarrt in ihrem Zimmer saß, stundenlang, ohne sich zu regen und zu rühren, stunden-, stundenlang, raste, tobte, brüllte und heulte er durch die ganze Wohnung, zimmeraus, zimmerein, ohne Ziel und Zweck, warf sich auf das Ruhebett, ließ sich vom Ruhebett auf den Teppich rollen, den lachsfarbenen, wälzte sich mit ganzem Leibe darauf herum, um schließlich aufzuspringen und seiner Verzweiflung in Schreien, Schimpfen und Fluchen Luft zu machen. Denn mehr noch als Verzweiflung war Wut in ihm, Wut darüber, daß man ihm so etwas antat, ihm, von dem man doch wissen mußte, daß er so etwas nicht vertrug! Daß er Reichtum, Glanz und Schönheit brauchte und Armut nicht vertrug! Von dem man nun wohl gar erwartete, daß er seine Frau, womöglich die saubere Familie überhaupt, mit seiner Hände Arbeit erhalten und ernähren würde? Ah, so etwas! So etwas! Solcher Betrug! Solche Falle, in die man ihn hineingelockt hatte, ihn, die arglos vertrauende, naive Künstlernatur! Ob er seiner Frau das alles ins Gesicht sagte? Ob er ihr die fürchterlichen Worte, die sich in seiner Brust gegen ihren Vater häuften, alle in die Ohren schrie? Man weiß es nicht. Jedenfalls aber sprach er nicht schön zu ihr, denn es erbitterte ihn, erfüllte ihn mit grimmiger, moralischer Entrüstung, daß sie so ruhig, so offenbar gleichgültig saß, sitzen konnte, während es doch ihre Pflicht und das einzig Richtige gewesen wäre, aufzuspringen, zu ihm, dem armen, betrogenen Mann, hinzueilen, unter strömenden Tränen vor ihm niederzuknien und „verzeih doch nur, verzeih doch nur" zu schreien. Und jedenfalls mußte das, was er ihr in seiner sinnlosen, bis an die Tollwut streifenden Fassungslosigkeit zugeschleudert hatte, etwas Schreckliches gewesen sein, denn plötzlich war die unglückliche junge Frau aufgestanden; blaß war sie nicht geworden, sondern bläulichweiß; sie hatte ihn nicht angesehen, sondern den Kopf zu Boden gesenkt, als wäre sie auf den Kopf geschlagen worden, und dann, von Stuhllehne zu Stuhllehne tastend, weil die Füße ihr abgestorben waren, hatte sie sich bis zu ihrem Schlafzimmer geschleppt, in ihrem Schlafzimmer, dessen

Tür sie von innen verriegelte, war sie verschwunden, und aus dem Schlafzimmer war kein Laut gedrungen, den ganzen langen Tag, als wenn ein Toter darin gelegen hätte.

Wer ahnt, wer fühlt, wer sagt, was die zertretene junge Seele an jenem Tage, in jenem Zimmer damals durchgemacht hat? Als sie wieder zurückkam, war es, als träte ein anderer Mensch heraus. Das holde, blühende Gesicht war plötzlich mager geworden, wie ein Mensch sah sie aus, von dem der Volksmund, der große Dichter, sagt, „daß das Blut in seinen Adern kalt geworden ist". Die Lippen, die so fröhlich geplaudert hatten, sprachen nicht mehr, waren verstummt. Und von der Stunde an, beinah ununterbrochen, herrschte nun zwischen den beiden Menschen dieses öde, dumpfe, entsetzliche Schweigen und Verstummen.

All das schöne, glänzende Leben, das um sie aufgeblüht war, fiel jetzt ab; wie ein Garten, der plötzlich Frost abbekommen hat und seine verbrannten Blätter lautlos eins nach dem andern zur Erde sinken läßt, so fiel es lautlos, Stück nach Stück von ihnen ab, denn Stück für Stück mußte die ganze glänzende Einrichtung zu Geld gemacht und verkauft werden. Dann mußte aus der eleganten Wohnung in der eleganten Gegend ausgezogen und statt dessen in möglichst billiger Lage ein möglichst billiges Quartier gesucht werden, und nachdem ein solches endlich gefunden war, krochen sie dort ein, als wollten sie sich verkriechen. Berlin, das große, schreckliche Ding, die Sphinx mit den zwei Gesichtern, das ihnen bisher nur sein lachendes Antlitz gezeigt, hatte plötzlich den Kopf herumgedreht und stierte sie nun mit dem anderen, grauenvollen Gesicht an, in das sie hineinblickten wie in eine von wilden Tieren bevölkerte Wüste.

Was half nun alles? Leben mußten sie — wovon sollten sie leben als von ihrer Hände Arbeit. Also mußte der Dichter heran und arbeiten oder, wie er es nannte, „schuften". Jedes von beiden holte sein Talent hervor, um es nutzbar zu machen, denn auch die junge Frau hatte ein kleines Talent, „natürlich ein ganz erbärmliches", wie ihr Gatte verächtlich sagte, sie konnte ein bißchen Kunststickerei anfertigen. Jedes von beiden saß in seinem Zimmer für sich, wenn man den verschlagartigen Raum, der Leonoren zum Aufenthalt diente, ein Zimmer nennen will. Das bessere Zimmer natürlich war für ihn, und alles, was sie an Habseligkeiten noch aufzutreiben vermochte, hatte sie in sein Zimmer

hineingestopft, die arme Seele. Denn das war sie jetzt wirklich, eine arme Seele.

Schwerer noch als die eigene trug sie die Verarmung ihres Mannes; jene empfand sie wie ein Unglück, diese wie einen Vorwurf; wie ein Schuldbewußtsein lastete sie auf ihr. Was konnte sie dafür, daß ihr Vater Bankrott gemacht hatte — natürlich nichts; aber sie war sein Kind; wo ist ein Kind, das die Verschuldung des Vaters nicht als eigene Schuld empfindet? Und Töchter sind darin noch feinfühliger als Söhne. Damals, als sie heirateten, als sie ihre liebreizende Persönlichkeit dem Mann in die Hände legte, war es nicht, als wenn sie ihm damit die Verkörperung alles dessen übergab, was sie ihm versprach, von Lebensüberfluß und Schönheit? Und jetzt — wie die graue Verkörperung der Enttäuschung ging sie neben ihm her. Grau war alles geworden, Gegenwart und Zukunft, sie selbst an Seele und Leib. Denn es war ihr, als fühlte sie körperlich, wie aller Reiz sie verließ. Kaum mehr in den Spiegel wagte sie zu sehen, weil sie sich vor dem verhärmten Gesicht fürchtete, das ihr daraus entgegenblickte. Und wenn das alles nur Qualen gewesen wären, die die eigene überreizte Vorstellung ihr bereitete, — aber fühlte, sah und erfuhr sie nicht aus dem Benehmen ihres Mannes, daß wirklich alles so war, wie ihr Empfinden ihr sagte? Wie ausgelöscht war sie ja für ihn, wie gar nicht mehr vorhanden. Wenn sie so saß in ihrer öden Einsamkeit, arbeitend, stickend und stickend, wie kam ihr dann die Erinnerung an die Stunden, wo sie sich kaum hatte retten können vor seiner tollen, sinnlich rasenden Leidenschaft! Wenn sie die Handschuhe hatte anziehen wollen, kaum daß sie damit zustande gekommen war, weil er sie ihr immer wieder von den Händen riß, ihre weißen Hände mit den rosigen Fingerspitzen zu küssen; wenn sie das Kleid wechselte, Stiefel anziehen wollte zum Ausgang, mußte sie die Tür hinter sich verschließen, weil er ihr sonst nachgekommen wäre und tausend zärtlichen Unfug getrieben hätte mit ihrem entblößten Nacken, ihren kleinen, unbeschuhten Füßen. Wie lästig war das manchmal gewesen und doch wie entzückend, wie selig!

War denn von dem allen gar nichts geblieben? Von all der Glut kein Funke? Von all der stürmenden Leidenschaft kein Hauch? Manchmal legte es sich wie eine dumpfe Unbegreiflichkeit auf sie, daß jemand, der so hatte küssen können, jetzt neben ihr herging, als hätte er überhaupt keinen Mund zum

Küssen mehr, daß in jemandem, der so brünstig nach ihrem Leibe begehrt hatte, jetzt jedes Verlangen nach ihr erloschen sein sollte. Trotz allem, was geschehen, sie war doch schließlich noch sie selbst, ihre Glieder noch dieselben, die sie einstmals gewesen. Und ihre Seele, war ihre Seele denn nicht die liebevolle, liebebedürftige von früher noch? Stieg nicht jetzt, nachdem der erste, zermalmende Schrecken einigermaßen überwunden war, der Duft der Jugend, die Sehnsucht wieder in ihr auf? Die Sehnsucht, die da horchte, ob kein freundlicher Laut von ihm herübertönen, die da wartete, ob er nicht endlich wiederkommen, die sich fragte, ob das alles nur vorübergehende Störung sei, oder ob es nun so bleiben würde, für immer und das Leben lang.

Arme junge Seele — sie war eben noch zu jung, um nicht in die Torheit der Jugend zu verfallen, die alles nach sich selbst beurteilt. Sie wußte noch nicht, daß es Menschen gibt, die nur lieben können, solange sie beschenkt werden, und deren Liebe auslischt im Augenblick, wo sie selber geben sollen. Wußte noch nicht, daß ihr Harren ein vergebliches war, weil man wohl darauf warten darf, daß bei einer Verbrechernatur Reue einkehrt, nicht aber darauf, daß aus einer im innersten Kern kalten Seele Wärme aufsteht, daß aus einer dürren, unfruchtbaren Natur Früchte hervorbrechen, an denen der Nebenmensch sich sättigen kann.

Denn die plötzliche Verarmung, die für sie im Grunde doch nur ein äußerliches Unglück bedeutete, wurde für den Mann zu einem wirklichen innerlichen Schaden, zu einer Verelendung. Von dem Augenblick an, wo die Frau an seiner Seite nicht mehr das Goldprinzeßchen war, an dessen Apanage er mitschlecken konnte, versank sie für ihn wie in einem Loch. Nicht nur seine Liebe, soweit von Liebe bei ihm überhaupt die Rede gewesen war, sondern auch sein sinnliches Verlangen nach ihr losch völlig aus; ein dumpfer Widerwille gegen sie trat an die Stelle von dem allen. Faul, mißmutig, mit verödetem Innern, saß er an seinem Tisch, in einen angefangenen Bogen mit träger Unlust hineinackernd; dann warf er die Feder aus der Hand, sah sich gähnend um und verglich in Gedanken das Zimmer, in dem er jetzt zu hausen verdammt war, mit dem von einstmals. Wie konnte man von einem Dichter verlangen, daß er in solcher Umgebung etwas schuf? Wer war schuld daran, daß „die Fülle der Gesichte" ihm untergegangen war, daß solch ein kaltes, scheuß-

liches Ekelgefühl ihn bis zum Halse erfüllte, daß ihm zumute war wie einem Menschen, der an chronischem Magenkatarrh leidet? Natürlich — wenn man solch ein Essen vorgesetzt bekam wie jetzt er! Solch ein miserables! Dann stand er vom Tische auf, ging ans Fenster, blickte hinüber auf die vier Stock hohen, kahlen, fürchterlichen Häuser auf der anderen Straßenseite, hinunter auf das schmutzig-klebrige Straßenpflaster und dachte an den Asphalt im Westen von Berlin, an dem er früher gewohnt hatte, auf dem er in Droschken erster Klasse umhergefahren war. Und dann stieg die verbissene Wut über das schmähliche Unrecht, das man an ihm getan hatte, so würgend in ihm auf, daß er es überhaupt zu Hause nicht mehr aushielt. Er trat auf den Flur, riß den Hut vom Kleiderrechen, ging aus der Wohnung, und indem er hinausging, warf er die Tür hinter sich ins Schloß, daß es krachte, damit sie es nur ja hörte, die da hinten in ihrem Verschlag saß und nicht nach ihm fragte, sich nicht um ihn kümmerte. Wenn sie gekommen wäre, würde er sie ja wahrscheinlich moralisch hinausgeworfen haben — trotzdem empörte es ihn, daß sie nicht kam, daß sie so lautlos dahinten saß. Das böse Gewissen war's, daß sie nicht wagte, vor ihm zu erscheinen, natürlich; und dazu hatte sie auch alle Ursache. Wie ein unausgesprochener Fluch sollte das Dröhnen der Tür zu ihr hinüberdringen.

Und nun, auf der Straße drunten, wohin nun? Natürlich in das Wiener Café, wo es sich im warmen, elektrisch beleuchteten, eleganten Raum doch zehntausendmal behaglicher saß, als in der kalten, abscheulichen eigenen Bude. Wo man vor allem Leute fand, denen es ebenso schlecht ging, wie einem selbst, mit denen man sich aussprechen, ausschimpfen konnte. O ja — wenn man das nicht gehabt hätte, das Räsonieren, das Schimpfen, das Schlechtmachen, wie hätte man die Hundeexistenz überhaupt ertragen sollen! Durch seine Schriftstellerei hatte er Anschluß an einen Kreis von jungen Leuten erlangt, die sich regelmäßig in einem bestimmten Wiener Café zusammenfanden. Ein besonderer Tisch war für sie vorbehalten; dieser Tisch und die Nische, in der der Tisch stand, war für die Mehrzahl von ihnen eine Art von Heimat, für viele die beinah ausschließliche. Zu diesen gehörte auch er. Stundenlang, ganze Nachmittage — bis spät in die Nacht konnte man dort bei einer Tasse Kaffee oder einem Glase Bier unter qualmender Zigarre sitzen, in den Pausen der Unterhaltung mit trägen Augen die verschiedenen Zeitungen durchmustern und suchen, was

es auf dem literarischen Markte Neues gab. Denn die Vorgänge auf literarischem Gebiet waren natürlich das einzige, was einen vernünftigen Menschen interessieren konnte. Wenn dann ein neuer Ankömmling erschien, namentlich einer, von dem man wußte, daß er eine besondere Maulfertigkeit besaß, dann wurde die Zeitung beiseite gelegt, man lauschte. Gestern hatte es in irgendeinem Theater einen Durchfall gegeben, natürlich war er dabei gewesen und wußte den Inhalt des Stücks, und wie sich alles begeben, so famos zu erzählen, daß alles vor Lachen bersten wollte. „Kellner, noch ein Glas!" — der wußte Leben in die Bude zu bringen! Oder aber, es war ein Erfolg gewesen — am ganzen Tische herrschte dumpfes Schweigen. Bis daß einer feststellte, „daß trotzdem an dem Verfasser nichts sei". Das war dann wieder das erlösende Wort. „Kellner, noch ein Glas!" Wie ein Kreuzfeuer gingen die Urteile über den „elenden Macher" herüber und hinüber, und wenn dann einer unter den Tisch zeigte: „Was liegt denn da? Ist das nicht der berühmte Soundso?" dann gab's ein Gaudium. Ja, wenn man das nicht gehabt hätte! Solche Stunden entschädigten für manches.

Endlich hatte er nun wieder einmal etwas fertiggebracht, eine Erzählung, und durch den Herausgeber einer Feuilletonkorrespondenz, der von Zeit zu Zeit an dem Literatenstammtisch als Gast erschien, hatte er sie angebracht; bei der Schellramschen Kunst- und Modezeitung. Das Schellramsche Blatt, dessen Schwergewicht nicht eigentlich auf den literarischen Beiträgen, sondern auf dem für den Frauen- und Familienbedarf bestimmten Teil, Schnittmustern, Modeblättern, Stickereiproben und Illustrationen, beruhte, rechnete ja als literarisches Organ nicht zu den ersten; aber was kam es darauf an. Wenn es nur bezahlte, und es bezahlte besser als alle. Das Geld ging pünktlich ein, und dann kam noch etwas, etwas ganz Überraschendes, eine Einladung für Herrn und Frau Martisius zum Abendessen bei Frau Leontine Schellram. Was hatte das zu bedeuten? Hatte seine Erzählung solchen Eindruck gemacht? Hatte Frau Schellram von seiner Persönlichkeit gehört? Jedenfalls trug sie Verlangen, ihn kennen zu lernen. Ein ganzer Schwarm von Vermutungen wirbelte durch seinen Kopf, mehr oder weniger phantastisch alle, aber alle zusammen wie ein schwüler Lufthauch voll unbestimmtem, berauschendem Wohlgeruch. Er fühlte sich wieder einmal; das kalt und träge gewordene Blut in ihm fing wieder an zu pul-

sieren. Die große, viereckige Einladungskarte lag auf seinem Tisch und blieb dort die vollen vierzehn Tage, die noch bis zu dem Abend zu verlaufen hatten, offen liegen, so daß er sie immerfort sehen konnte. Wie ein großes Auge sah sie aus, aus dem ihn die Zukunft anblickte. Zwischen den kalligraphisch geschnörkelten Zeilen der offiziellen Einladung las er, wie mit unsichtbarer Schrift, mit intimer, zitternder Hand geschrieben, eine andere, eine vertrautere Einladung: „Ich möchte mit Dir anknüpfen." Und er war bereit, anzuknüpfen, o ja. Eine Erinnerung flatterte durch sein Gedächtnis, wie einmal, vorzeiten, als er noch der Volontär in der Buchhandlung am Markt gewesen war, ein Briefchen auf seinem Tische gelegen hatte, mit zitternder Mädchenhand geschrieben: „Morgen abend, wenn Sie draußen am Erlenwäldchen warten wollen, kommt zu Ihnen Ihre L . . ." Damals hatte er auch gefühlt, daß da ein Faden geschlungen wurde, eine Anknüpfung, und er war entschlossen gewesen, festzuhalten, den Faden nicht wieder fallen zu lassen. Und er hatte es ja auch durchgesetzt; aus dem Faden war ein Band, aus der Anknüpfung eine eheliche Verbindung mit dem schönsten, reichsten Mädchen der Stadt geworden. Ah — wie alle Kräfte und Fähigkeiten wieder in ihm aufwachten! Unwillkürlich trat er vor den Spiegel — es war ja freilich nicht mehr der Stehspiegel von früher, in dem er sich mit voller Gestalt wiedergegeben sah, — aber immerhin — das Gesicht fand er darin wenigstens doch und die Augen, die dunklen, mit dem sengenden Blick.

Daß außer ihm auch seine Frau eingeladen worden war, das verwunderte ihn eigentlich. Er verstand nicht recht, wozu das nötig war. Eigentlich belästigte es ihn und hätte ihn daran irremachen können, ob wirklich eine Anknüpfung mit ihm gesucht wurde. Dann aber beruhigte er sich wieder; welterfahrene Leute vermeiden es doch, Aufsehen zu erregen. Natürlich. Und jedenfalls, ob sie dabei war oder nicht, was er zu tun hatte, das wußte er.

So gingen die vierzehn Tage endlich um und der Abend kam, zu dem er sich würdig instand gesetzt hatte, indem er sich von dem Honorar für seine Erzählung einen neuen Frack gekauft hatte. Wie Leonore sich mit ihrer Kleidung einrichten würde, das blieb ihr überlassen; das Geld war natürlich sein Geld. Leicht wurde es freilich der kleinen Frau nicht, das einzige noch allenfalls gesellschaftsfähige Kleid so herzurichten, daß es nicht

zu sehr von glänzender Umgebung abstach. Beinah mit Schrecken bemerkte sie, indem sie es nach langer, langer Zeit wieder zum erstenmal anzog, wie mager sie inzwischen geworden war. Mit einer kleinen, selbstgefertigten Stickerei gab sie dem Gewande einen etwas festlicheren Schwung; und als sie dann zu dem bereits fix und fertigen, ungeduldig wartenden Gatten eintrat, war es, als huschte noch einmal der schattenhafte Abglanz längst vergangener Lieblichkeit an seine Seite. Freilich erlosch die holde Täuschung rasch genug wieder, als sie sich demnächst in ihre fadenscheinige, abgegriffene Manteljacke einknöpfte und nun, während er die Tür der Wohnung verriegelte, herb und mager ihm voraus die Treppe hinunterstieg.

Nach endloser Fahrt im Tramwagen kamen sie dann endlich dort an, wo draußen das Schellramsche Haus stand. Und als nun dieses Haus sich hinter den Büschen des breiten Vorgartens mit seinen leuchtenden, glühenden Fenstern wie ein Zauberschloß, eine Märchenburg erhob, überflutete ihn ein Gefühl, als stände dort das neue Leben vor ihm auf. Wenn Fülle und Genuß auf ihn eindrangen, dann erwachte ja in seiner Natur etwas, das sie der echten Dichternatur wirklich ähnlich sehen ließ; dann wurde die Phantasie in ihm rege und erfüllte ihn mit einer Art von abenteuernder Schaffenslust. Nur daß er selber immer der Held und Mittelpunkt all dieser Abenteuer blieb, daß der Drang sich nicht so weit von ihm ablöste, daß er ihn andere Menschengestalten zu schaffen und in ihnen seine Erlebnisse wiederzugeben trieb, sondern daß er ihm nur ein Märchen- und Schlaraffenleben in die Luft malte, in dem er, der höchstpersönliche Edgar Martisius, fortan wandeln, leben und genießen würde. Immerhin war die Stimmung, die ihn in solchen Augenblicken überkam, eine so starke und unwillkürliche, daß sie ihn ganz in sich hineinriß, ihn an einen in ihm schlummernden Dichter wirklich glauben ließ und seinem Äußern all die Erscheinungen aufprägte, die einen solchen Menschen in solchem Seelenzustand merkwürdig und unter Umständen verführerisch und gefährlich erscheinen lassen können. Dann fiel ihm das dunkle Haar, wie von selbst sich lösend, in Locken ringelnd in die weiße Stirn, dann kam ein Feuer in seine Augen, das diese wirklich wie dunkel glühende Kohlen aussehen ließ, aus denen verzehrende Blicke hervorschossen, dann sah er wahr und wahrhaftig wie ein düster-genialer Mensch aus.

So äußerlich ausgerüstet und völlig klar darüber, daß er

heute genial und gefährlich und verführerisch aussah, und sehr zufrieden damit, daß dem allen so war, betrat er das Haus von Frau Schellram ungefähr mit den Empfindungen und Erwartungen eines fahrenden Ritters, der ins Märchenschloß eintritt, sich die Märchenkönigin daraus zu holen.

Alles, was ihm vom ersten Eintritt an entgegenkam, trug dazu bei, den Rausch, der ihn erfüllte, immer schwüler anzufachen. Ein prickelnder, zerstäubter Wohlgeruch durchdrang alle Flure, alle Räume des Hauses, so daß man von der Haustürschwelle an das Gefühl bekam, als träte man in eine feinere, erhöhtere Lebensluft, als sie draußen wehte. Vor dem Hause rollten Wagen und Droschken an; die Gäste erschienen. Unter den Mänteln und Überziehern der Herren blitzten Ordenssterne auf, Ordensbänder in den verschiedenartigsten Farben schlossen sich um weiße Hemdkragen und ließen ihre Ordenskreuze auf weiße Hemdenbrüste niederhängen. Schöner aber und verlockender war das, was sich aus den wallenden und nachschleppenden Damenmänteln, unter den das Haupt umhüllenden Damenkapotten herausschälte. Und indem jetzt die Damen ihre weißen, langen Handschuhe anzogen, ihren Spitzenüberwurf um die Schultern und den Fächer zur Hand nahmen, mischte sich der Duft, der von ihrem Haar und ihren Gewändern ausging, mit dem allgemeinen Wohlgeruch, der das Haus erfüllte, wie eine Welle, die in eine verwandte Welle strömt, und es entstand die Atmosphäre, die schwer zu beschreibende, deren Einfluß niemand sich zu entziehen vermag, die Edgar Martisius aber wie ein Verhungernder mit allen Poren einsog, die Atmosphäre des Salons.

Indem die Geladenen die Hausfrau begrüßten, machte es sich von selbst, daß das Ehepaar Martisius zunächst kaum in die Erscheinung trat. Von dem Redakteur, der wie ein dienstluender Adjutant neben Frau Schellram stand, wurden dieser die Namen der beiden jungen Leute, die sich vor ihr verneigten, kurz genannt; sie hörte mit halbem Ohre darauf hin, der Strom, der hinter ihnen heranschwoll, drängte sie auf die Seite und in den Hintergrund, und vorläufig waren sie für Frau Schellram nicht weiter vorhanden. Dann kam eine schiebende Bewegung in die Menge, Frau Schellram hatte den Arm des Ministerialdirektors ergriffen, hinter ihnen drein setzte sich die Gesellschaft in Gang, durch die lange Flucht der Zimmer, über teppichbelegte Korridore hin, bis daß aus den weitgeöffneten Flügeltüren des Speisesaales strahlen-

des Licht ihnen entgegenschlug und das „schön, wirklich schön" wie ein summender Akkord von allen Lippen stieg. Die Plätze wurden aufgesucht — — und nun begab es sich.

Unbekannt, wie Edgar und Leonore Martisius in der Gesellschaft waren, hatte man sie, wie schon gesagt, einfach nebeneinander gesetzt, und daß die Tafel, an der sie saßen, sich in der äußersten, dem Range nach letzten Peripherie befand, verstand sich von selbst. Beide hatten Zeit sich mit sich selbst und ihren Eindrücken zu beschäftigen; mit ihren Nachbarn wußten sie sich nicht zu unterhalten, weil sie ihnen fremd waren; untereinander zu sprechen kam ihnen nicht in den Sinn, ihm nicht, weil es ihm überhaupt lästig war, daß seine Frau da Arm an Arm neben ihm saß, ihr nicht, weil sie gradezu die Gewohnheit verloren hatte, Wort und Gespräch mit ihm zu tauschen. Schweigend gingen ihre Augen umher, die der jungen Frau mit langsamem, staunendem Blick, die seinen fahrig, hastig, über alle Wände hin, in alle Ecken hinein, wie die Augen eines Goldsuchers, der an ein Feld gelangt ist, wo man ihm gesagt hat, daß Gold im Boden liegt, und der den Blick umherschickt: „Wo — wo — wo?"

Ganz weit von ihnen, ganz hoch über ihnen, in der mit den Gobelins geschmückten Nische, umgeben von den Freunden ihres Hauses, wie eine Königin, saß Frau Schellram.

Wirklich — wie eine Königin erschien sie den beiden, die aus ihrer entlegenen Gasse, ihrer armseligen Wohnung, ihrer Dürftigkeit und Abgerissenheit den Weg dahergekommen waren und nun hier wie durch das Herrscherwort eines Zauberers mitten in Licht und Glanz und überströmendes Leben sich versetzt sahen, die zu Hause, in der toten Stille, die sie dort umgab, beinah das Klopfen ihres Blutes in den Adern hörten und nun plötzlich vom Flüstern, Plaudern, Schwatzen und Lachen der redseligen Welt betäubt wurden. Leonore Martisius fühlte sich wie erdrückt: mit ehrfurchtsvoller Scheu blickte sie, wenn sie überhaupt die Augen zu erheben wagte, zu der Frau hinüber, zu der mächtigen, beherrschenden. Nicht nur die Fülle und Pracht, die sie mit solch blendendem Rahmen umschloß, es war ja noch etwas anderes, was sie vor der Frau daniederbeugte: die Schellramsche Frauen- und Modenzeitung, auf die zu abonnieren sie natürlich kein Geld hatte, die sie aber als Mitleserin dritter oder vierter Hand alle vier Wochen einmal zu Gesicht bekam, war für sie

in ihrer menschen- und gottverlassenen Einsamkeit eine Gesellschaft, eine Quelle des Labsals geworden. Ihr bißchen Kunststicken, das sie anfangs in der Verzweiflung hervorgeholt und zunächst nur wie einen dilettantischen Zeitvertreib fortgesetzt hatte, war ihr unter den Händen zu einer ernsthaften, immer ernsthafteren Sache geworden, zu einer Beschäftigung, die sie beinah mit Leidenschaft betrieb, die das einzige und letzte war, was ihr die graue Öde des Daseins noch ausfüllte. Alle vier Wochen einmal kletterte die Zeitung zu ihr hinauf, und jedesmal, wenn sie kam, war es, als käme mit ihr ein Abglanz, ein Hauch von alledem zu ihr herein, wonach sie sich einstmals gesehnt, was sie einstmals ein paar trügerische Tage lang besessen und dann so grausam verloren hatte, von der Schönheit, der Kunst, der Welt. Wenn es jemals einen Menschen gegeben hat, der mit dankbarer Seele sich bewußt wurde, was eine Zeitung einem zur Einsamkeit Verurteilten zu sein vermag, wie sie zum plaudernden Munde für ihn wird, der ihm von dem großen Leben da draußen erzählt, zur Leuchte, die sein Auge immer wieder an das Licht gewöhnt, damit es nicht in der Anschauungslosigkeit das Sehen verlernt, dann war es diese arme, in das verschlagartige, jämmerliche Zimmer verbannte junge Frau. Abgeschnitten von jeglichem Verkehr, ohne irgendwelche Bekanntschaft in der fremden riesigen Stadt, an die sie sich hätte wenden können, war es ihr ja bisher noch nicht gelungen, auch nur das kleinste Erzeugnis ihrer Hände zu verkaufen. Manchmal, wenn sie darüber nachdachte, stieg ihr die Verzweiflung ans Herz, ihr Arbeiten erschien ihr wie eine nutzlose Torheit. Dann aber kam die Zeitung, und die Zeitung brachte Muster und Proben von Stickereien und zu den Abbildungen Anleitungen, Abhandlungen und Aufsätze; dann erkannte sie, daß mit dem, was sie beschäftigte, auch andere sich beschäftigten, sich sehr ernsthaft beschäftigten, daß sie mit ihrer einsamen Lebensarbeit eigentlich in einem großen allgemeinen Arbeitskreise stand, nur daß diese, die Mitarbeiterinnen an diesem, diese glücklicheren, reicheren, von ihr, der Einsamen, Verlassenen, natürlich nichts wußten noch ahnten. Ein seltsam zwiespältiges Gefühl überkam sie dann: ein tröstlich-süßes einerseits, das sie sich eigentlich nicht zu erklären vermochte, weil sie in ihrer Unerfahrenheit noch nicht wußte, daß jede aus innerstem Bedürfnis quellende künstlerische Tätigkeit die Menschenseele erlöst, — ein sehnendes Verlangen auf der anderen Seite, ein Verlangen, dort sein zu dürfen, wo die glücklicheren Schwestern

waren, schaffen zu dürfen in der geliebten Tätigkeit, nicht so wie jetzt, als eine Ausgestoßene, sondern in einem großen, verständnisvollen, von einem leitenden Gedanken gelenkten Kreise. Und die Verkörperung dieses lenkenden Gedankens, die Frau, die diese schaffende Gemeinschaft beherrschte und zu immer neuen Aufgaben führte, die Gebieterin dieses ihr verschlossenen und versagten Paradieses, da war sie nun vor ihren Augen, eine Königin von eigenen Gnaden und aus eigener Kraft, Frau Schellram. Wie ein Traum erschien es der jungen Frau, daß sie hier saß; sie vermochte kaum zu essen und zu trinken, so daß die Speisen und Getränke, die wie eine endlose Karawane durch den Saal wanderten, schier unberührt an ihr vorübergingen.

Nur von Zeit zu Zeit, wenn sie die Augen der Hausfrau nach anderer Seite gerichtet sah, wagte sie, den Blick zu ihr zu erheben; sobald aber die Augen von Frau Leontine zurückkehrten, sanken die ihrigen wieder herab, auf das Tischtuch, und es sah aus, als wenn sie in ihren Gedanken versteinerte.

Speisen und Getränke aber, die unberührt an Leonore Martisius vorbeizogen, fanden einen um so kräftigeren Abnehmer an Edgar, ihrem Gatten, der neben ihr saß. Um zu schwelgen war er gekommen, und er schwelgte. Und anders als seine schüchterne, befangene Frau, ließ er die Blicke kaum einen Augenblick von Frau Schellram. Das also war die Frau, von der man, wenn ihr Name am Stammtisch in der Kaffeekneipe erwähnt wurde, wie vom goldenen Kalbe sprach! Eine Verkörperung bedeutete sie auch für ihn, die Verkörperung von Reichtum, Glanz und Fülle und allem, was das Leben lebenswert macht. Nachdem seine Augen sich an der Pracht des Saales satt gesehen hatten, kehrten sie zu ihr zurück, um sie nicht mehr loszulassen; alles andere und alle übrigen Anwesenden wurden ihm gleichgültig. Wie sie aussah, mit dem dunkeln, mächtigen, unter der goldenen Haube hervorrollenden Haar! Wie merkwürdig! Was er vorzeiten einmal gelesen hatte, das fiel ihm jetzt ein, von den Königen des Landes Dorado, des Goldlandes in Südamerika, die an einem Tage des Jahres mit den obersten Beamten ihres Reiches in einem Boote auf den den Göttern geweihten See hinausfuhren, sich draußen entkleideten und alsdann von ihren Beamten mit Goldstaub überschüttet und in Goldstaub gewälzt wurden, bis daß sie, von Kopf zu Füßen in den schimmernden Überzug gehüllt, nun leibhaftig wandelnde goldene

Menschen geworden waren. Diese Frau dort, die solche Feste gab, über ein solches Haus gebot, sah sie in ihrem goldenen Kopfputz nicht wirklich auch wie ein goldener Mensch aus? Seine von den schweren Weinen heißgeschürte Phantasie entzündete sich an dem Bilde, das er sich selbst wachgerufen hatte: auf lautlosem, von unermeßlichen Wäldern umschwiegenem See ein lautlos gleitender Kahn und in dem Kahn, zum Kreise geschlossen, eine Schar von weißgekleideten Frauen. Feierliche, wie Beschwörungen gemurmelte Worte ertönen — plötzlich ein tiefes Verstummen, und aus der Mitte des Kreises steht eine auf, mächtig in Gliedern, über die Häupter der sitzenden Frauen emporragend wie eine Säule. Mit schweigenden Händen greift sie in ihr Gewand, in das Gewand von schwerer Pracht, das sie umhüllt; die Nesteln lockern, die Spangen lösen sich; langsam, wie eine Woge, die an marmorner Säule niederrauscht, sinken die raschelnden Gewänder; die Häupter der Frauen beugen sich wie in schauernder Ehrfurcht, nur das Auge des Sees blickt herauf, nur der Himmel blickt herab auf die sich enthüllende Herrlichkeit, das nackte Königsweib, sonst kein Auge — ja — eines doch — das dunkle, wie glühende Kohle sengende Auge des Mannes, der von dem Platze, wo er saß, mit den Blicken herumzutasten begann an Gestalt und Leib und Kleid des Königsweibes, an der Erscheinung von Frau Leontine Schellram.

Ob sie eigentlich schön war? — Ohne weiteres würde kaum einer „ja", viele vielleicht würden „nein" darauf geantwortet haben. Aber, ob schön oder nicht — begehrenswert. Denn was macht den Menschen begehrenswert für den anderen? Die Atmosphäre, die ihn umgibt, die ihn umwittert wie der Duft, der aus den geheimnisvollen Tiefen seiner Persönlichkeit hervordringt. Aus dem Lebensorganismus dieser Frau aber atmete das, was den Mann da drüben, den sinnlichen, gierigen, habgierigen, trunken und toll machte, wie ein betäubender Wein, der schwere, narkotische Duft des Reichtums. Und dann — wenn man sie so ansah, wie der Mann es tat, dessen Augen die Eigenschaft gewisser Männeraugen hatten, die das Weib, das vor ihnen steht, wie mit Händen anfassen und entkleiden — wenn man diese Schultern ansah, die aus dem ausgeschnittenen Kleide herauswuchsen, rund, voll und mächtig, als würde derjenige, dem dieses Weib seinen Schutz angedeihen ließ, sich darauf stützen können wie auf Pfeiler! Die Färbung dieser Haut, das dunkle,

beinah bräunliche, vom Blut durchheizte Inkarnat, das dem Beschauer den Eindruck erweckte, als wenn sich unter dem Staatskleide von strotzendem Brokat ein glühender Leib verbärge, als wenn man sich die Hand verbrennen würde, wenn man sie auf diese Haut legte — ah ja — einmal die Hand darauf legen zu dürfen!

Und endlich, merkwürdiger als alles, abweichend von der aufgereckten Haltung der stolzen Gestalt, beinah im Widerspruch zu ihr und darum grade bestrickend, wie etwas Liebliches im strengen Gebäude dieses Körpers, wie ein träumerischer Gedanke, der sich in die hartarbeitende Gedankenwelt dieser Frau eingeschlichen hatte, die Neigung und Beugung des Nackens, des sanft, beinah schmachtend vornübergebeugten Nackens! Wie ein Baumstamm, den der unablässig stoßende Wind immer von einer und der gleichen Seite getroffen und gebogen hat, wie eine Linie, ein Zug, den ein unablässig wühlender, immer gleicher leidenschaftlicher Gedanke in den menschlichen Körper gräbt, so sah diese Nackenlinie aus. Was für ein Wind es war, der diesen Baum gebogen, was für ein Gedanke, der diesen Zug gewühlt hatte? Nun, der Mann da drüben, der nur eine einzige instinktive Begabung besaß, diese aber zu regieren wußte, wie der Schatzgräber die Wünschelrute, die Gabe, Frauengedanken, Wünsche und Begierden abzulesen von stummverschämten Frauenleibern und -gesichtern, dieser Raubtiermann hätte nicht der sein müssen, der er war, wenn er nicht gefühlt hätte, aus was für einem glühenden Bezirk der Wind, der unablässig stoßende, dahergeweht kam, wenn er nicht gewußt hätte, daß es die Sehnsucht war, Sehnsucht nach Liebe und Liebesgenuß, was diese schmachtende Linie gezeichnet hatte. Daß sie in atemloser Lebensarbeit an allem vorübergegangen war, was Freude des Lebens heißt, das wußte er ja; daß sie mit einem Geschäftsteilhaber verheiratet gewesen, mit einem Mann, der wie ein Maultier, aber nicht wie ein Gatte von Fleisch und Blut neben ihr hergegangen war, das wußte er ja; daß sie nun erreicht hatte, was sie hatte erreichen wollen, und jetzt im Besitz, im üppigen, mastigen Besitze saß und über dem allen ein ausgereiftes Weib geworden war, das sah er ja; und daß nun die Zeit gekommen sein müsse, wo das reifgewordene Blut in ihr zu begehren anfangen würde, nicht wie das schüchtern verlangende, jungfräuliche, sondern wie das gebieterisch heischende Frauenblut, wie das Blut einer Semi-

ramis, das sagte er sich, das folgerte er aus sich selbst. Denn was für einen Zweck hatte denn Lebensarbeit und Leben selbst, wenn nicht am Ende der steinigen, staubigen, langweiligen Straße der Genuß seine schimmernden Tore aufriß und dem lechzenden Wanderer „herein" rief, „herein?" Und wenn sie denn also, nachdem sie bis heute nur die Wüstenei des Geschäftslebens durchackert und nur Männer kennen gelernt hatte, die eigentlich nichts anderes waren als mit Kontokorrenten ausgestopfte Gesellschaftsröcke, wenn sie jetzt aufatmend um sich blickte: „Gibt es denn kein anderes Leben als dieses, keine anderen Männer als diese, keinen, in dessen Armen man in wonniger Kraftlosigkeit zusammenbrechen und schwach werden und vergessen, all das dumme Zeug vergessen kann, mit dem man sich geplagt hat, den langweiligen Fleiß, die alberne Tatkraft, um nur Weib zu sein, empfangendes Geschlecht gegenüber dem anderen Geschlecht?" Wenn sie also nach einem solchen ausblickte und suchte — nun — vielleicht, daß solch einer da war, daß er — und indem er unter solchen Gedanken seine Augen auf sie richtete, kamen plötzlich ihre Augen zu ihm herüber, ihm entgegen — und die beiden Menschen sahen sich an.

Ihre Blicke hatten schon vorher auf ihm geruht, während er mit heißhungriger Gier eine Portion Trüffeln verschlang, und sie hatte mit heimlichem Lächeln festgestellt, daß ihm dergleichen offenbar nicht alle Tage geboten wurde. Dann hatte er den Kopf aufgerichtet; im nämlichen Augenblick hatte sie hinweggesehen — jetzt kamen ihre Augen zum zweiten Male zu ihm zurück; langsam, wie aus weiter Ferne, wie aus einer anderen Welt segelte ihr Blick herüber. Denn nicht nur die räumliche, durch die Tischordnung bedingte Entfernung, sondern wirklich eine Welt lag ja zwischen ihr und diesem Mann. Im Moment aber, als ihr Auge ihn zum zweiten Male traf, war das Lächeln von ihren Zügen verschwunden; wie wenn ein Windstoß plötzlich in ein Zimmer eindringt und Lampen und Lichter ausbläst, so war es verschwunden und erloschen. Der Mann hatte zu ihr herübergesehen, sah auch jetzt noch herüber, ließ sie nicht los mit den Augen — und solche Augen, solchen Blick hatte die Frau noch niemals erlebt. Denn wie ein Erlebnis, ein unvorhergesehenes, war das, was in ihr vorging, als sie den sengenden, wie aus glühenden Kohlen hervorschießenden Blick gewahrte und empfand, der sich auf sie heftete, in sie eindrang, sich in sie einbohrte, als

wollte er sich einwühlen, beinah wie ein selbständig gewordenes, körperliches Ding, wie ein Wurfgeschoß, ein Pfeil, und mehr als das, beinah wie ein organisches Geschöpf, ein Tier, ein unbekanntes, unheimliches Tier, das sich um ihre innersten Organe ringelte, sie umwickelte und umschlang, so daß ihr das Herz im Leibe zu zittern begann, während die Glieder ihres Leibes regungslos erstarrten. Was war das? Wer war das?

Sie hatte hinwegsehen wollen und doch wie gebannt nicht hinwegsehen können. Endlich hatte ihr Tischnachbar sie gerettet, indem er sich an sie wandte und sie zur Unterhaltung nötigte. Nur wie mechanisch aber hatte sie Rede und Antwort gestanden, rasch hatte sie das Gespräch wieder fallen lassen, und wieder, wie einem Zwange gehorchend, war ihr Blick zu dem da drüben zurückgekehrt, zu dem mit dem wachsbleichen, schwammigweißen Gesicht, aus dessen Antlitz die Augen wie Brandstifter hervorglühten, die danach suchten, wo sie Feuer anlegen könnten. Und als ihr Blick zu ihm zurückkehrte, war er schon wieder da, seine Augen hatten sie offenbar, während sie sich mit dem Tischnachbar unterhielt, nicht einen Augenblick verlassen, und jetzt, während seine Lippen festgeschlossen aufeinanderblieben, war es, als wenn die Augen zu sprechen anfingen, lautlos etwas sagten, etwas, das so ungefähr wie: „Da bist du wieder, und nun kommst du nicht wieder los," klang.

Und wenn sie etwas derartiges aus der stummen Sprache seiner Augen herauszuhören glaubte, so hatte sie recht gehört, denn das und nichts anderes war es, was Edgar Martisius zu sich sagte, als er wahrnahm, wie sie unter seinem Blick erstarrte und sich losreißen wollte und nicht losmachen konnte, und zurückkehren mußte zu seinem Blick, wie ein Schiff, das dem Magnetberge entfliehen möchte und widerstandslos darauf hingetrieben wird.

„Da bist du wieder, und nun kommst du nicht wieder los" — auch ihm schlug das Herz im Leibe, aber nicht aus Angst oder Schreck, sondern vor unterdrücktem Jubel. Wie es in ihm aufstand, das dunkle, geheimnisvolle Etwas, der Instinkt, die Kraft, die ihn mit der Sicherheit eines Nachtwandlers vorwärtsgehen und handeln und sprechen lehrte, wenn er auf die Jagd nach Weiberwild, zur Verführung ausging! Dieser schreckliche Instinkt, der ihm vorzeiten, als er noch ein halbreifer Bursche war, gesagt hatte, wie er zu Dienstmädchen, Fabrikarbeiterinnen

und Bauermädchen ſprechen, wie er ſie anfaſſen und behandeln mußte, wenn ſie ihm gehören ſollten, der ihm ſeinerzeit, als Leonore Steinbrecht zu ihm in den Buchladen getreten war, die Worte zugeflüſtert hatte, die er ihr zuzuraunen hatte, indem er ihr Lenaus Gedichte in die Hand gab, ihm gezeigt hatte, wie er die zarte Mädchenhand mit unmerklichem Fingerdruck leiſe, leiſe zu berühren hatte, und der ihm jetzt das mächtige, reiche, goldene Weib, dieſe Königin, Königin Semiramis — ah — wie ihm das Blut zum Herzen ſtieß! Wie ihm die Augen aufloderten in einem Feuer, das ihnen wirklich etwas Bezwingendes, Verſchlingendes, wahrhaft Dämoniſches, etwas verlieh, an dem man nicht vorbeiſehen konnte, auf das man hinblicken, hinſtarren mußte, wie gefeſſelt und gebannt von einer hypnotiſierenden Gewalt! Denn es war ſo — auch dieſe Frau, dieſe von den Spitzen der Geſellſchaft wie eine Gebieterin umhuldigte Frau, dieſe Beherrſcherin ihrer Rieſenzeitung, dieſe Millionärin war ein Weib wie andere Weiber, dem Zauber, der von ſeinen düſteren Augen ausging, ebenſo unterworfen wie die anderen. Er beſaß ja Frauen gegenüber den hellſeheriſchen Blick, der durch die Wände des Leibes ins Innere dringt; darum ſah er ja, wie ihr das Herz im Leibe erzitterte, wie es ſich aufbäumen wollte gegen den Unbekannten, den Eindringling, den Frechen, der mit ſolchen Blicken bei ihr anzupochen wagte, und wie ihr ſtolzes Herz niederſank und zuſammenbrach, ſo daß ſie, ſtatt zu zürnen, nur noch beben konnte, beben mußte, ſie, die Stolze, Selbſtherrliche, Reiche, Überreiche, vor ihm, dem armen Teufel, dem zeilenſchindenden Schriftſteller, der wie ein Lump in lumpiger Wohnung hauſte.

Was ſich da auftat — was für eine Zukunft ſich da auftat — ſo benommen war er von dieſen Gedanken, daß, als nun endlich das Gaſtmahl zu Ende ging und man von Tiſche aufſtand, es ihn beinah eine Anſtrengung koſtete, ſich daran zu erinnern, daß er verheiratet war. Großer Gott, ja — das herbe, ſcharfkantige Ding, das ſich da an ſeiner Seite von der Tafel erhob, das war ja ſeine Frau. Gradezu zum Lachen. Aber eigentlich noch mehr zum Ärgern. Im Schlaraffenlande der Phantaſie hatte er geweilt — jetzt kam dieſe da und mahnte ihn, daß es Zeit war, wieder Bettler zu werden. Sie, die ihn ſelbſt zum Bettler gemacht hatte! Anſprüche an ihn zu richten — Rechte geltend zu machen, das wagte ſie? Nicht Ärger nur, es überkam

ihn etwas wie Haß. Wenn sie geahnt hätte, wo er mit den Gedanken gewesen war — ob sie sich vielleicht angemaßt haben würde, ihm dazwischenzutreten? Unwillkürlich glitten seine Blicke über sie hin — ob sie den Gang beobachtet hatte, den seine Blicke während der Tafel genommen hatten? Aber sie sah ihn gar nicht an. In ihren Augen war eine so versteinerte Traumverlorenheit, daß es aussah, als wäre sie ganz, ganz wo anders als neben ihm. Er sah auf den Platz, an dem sie bei Tische gesessen hatte, — wie kahl alles — ein Glas Rotwein hatte sie sich einschenken lassen, und das war zur Hälfte noch voll, und neben ihrem Teller einige Brocken Weißbrot, als hätte die ganze Zeit hindurch jemand an dem Platze gesessen und die Hände in den Schoß gelegt, während alles andere aß und trank. Nicht einmal soviel Temperament also besaß sie, daß sie die gute Gelegenheit, die sich ihr so unverhofft, durch sein Verdienst, jawohl, durch seines, geboten hatte, wahrzunehmen verstand und sich einmal tüchtig satt aß und trank? Nun ja — dann erklärte es sich freilich, daß sie die scheußliche Notlage, in die sie ihn versetzt hatte, mit solcher stumpfen Gleichgültigkeit ertrug, daß sie tagelang in ihrer Kabache sitzen konnte, ohne einmal sich nach ihm umzusehen, ohne zu fragen, wie er das Leben ertrug, das sie ihm eingebrockt hatte. Aber dann sollte man auch gefälligst von ihm nicht verlangen, daß er fürderhin auf diese da Rücksicht nahm, diese Verkörperung von Nüchternheit und Empfindungslosigkeit, sollte anerkennen, daß er einfach eine Pflicht an seinem eigenen Selbst erfüllte, wenn er über sie zur Tagesordnung überging und sich zur Entfaltung seiner Dichterpersönlichkeit einen anderen Luftkreis suchte, als den er bei ihr zu atmen bekam.

Solchen Gedanken hing er nach, während er im Rauchzimmer unter den übrigen Herren saß und sich an den prächtigen Zigarren gütlich tat, die dort in unzähligen Kisten aufgestellt waren. Der Hausfrau sich jetzt aufdringlich nähern — kein Gedanke. Eindrücke wie die vorhin erlebten muß man nicht überstürzen; man muß ihnen Zeit lassen, nachzuwirken. Erst als der allgemeine Aufbruch sich ankündigte, trat er wieder unter die Damen hinaus, um nach der seinigen zu suchen. Ganz irgendwo, in einer Ecke fand er sie; diesmal aber war sie nicht mehr allein; eine von den Nebenredakteurinnen der Zeitung hatte sich zu ihr gesellt, offenbar weil das einsame Frauchen ihr leid tat, und unterhielt sich mit ihr. Worüber sie sprachen, konnte Edgar

Martisius nicht verstehen. Die Anwesenheit der anderen aber zwang ihn, ein freundlicheres Gesicht zu machen, als er es sonst gezeigt haben würde, und so, wie ein korrektes Ehepaar, traten sie vor Frau Schellram, ihr Lebewohl zu sagen. Leonore mit tief gesenktem Blick, mit eiskalter Hand, mit einem Knicks, als wenn sie vor einer Königin versänke; er gleichfalls mit ehrerbietiger Verbeugung, die Augen ebenfalls gesenkt, nur im letzten Augenblick, indem er sich wieder aufrichtete, den sengenden Blick noch einmal wie einen Partherpfeil entsendend und mit seiner schwammig-weichen Hand die beinah männlich feste Hand der Frau umfassend und mit langen, leisen, tastenden Fingern umfühlend und umspinnend.

Und endlich waren die letzten Gäste gegangen, die Redakteure und Redakteurinnen entlassen. Frau Leontine hatte in ihrem Schlafzimmer die Prachtgewandung mit einem bequemen Hauskleide vertauscht, und als sie jetzt ihr Kabinett betrat, wo im Ofenkamin ein behagliches Feuer strahlte, lagen bereits, wie sie es angeordnet hatte, die Nummern der Zeitung mit der Erzählung von Edgar Martisius auf dem Lesetisch. Über den Tisch bog sich die Glühlampe und schüttete ihr grün umsponnenes, weiches Licht auf die weißschimmernden Blätter. Nun war sie allein, nun konnte sie sich setzen, nun konnte sie lesen.

Aber sie setzte sich noch nicht, sie ging im Zimmer auf und ab, ein paarmal. In ihrem Rücken war ein fröstelndes Rieseln, in ihrem Gemüt eine Unruhe. Indem sie auf die Blätter hinblickte, die seine Erzählung enthielten, kam es ihr vor, als wäre er selbst da, und also war sie mit ihm allein. Bei dem Gedanken kam ihr das Zittern wieder, das vorhin in ihrem Innern gewesen war; die Frau, die sich durch das Leben hindurchgekämpft hatte wie ein Held, die, ohne mit der Wimper zu zucken, Entschließungen und Entscheidungen auf sich genommen hatte, von denen ihre ganze Lebensexistenz abhing, fühlte etwas wie Furcht. Denn hier kam etwas, was sie noch nie durchgemacht hatte, etwas Neues. In allem, was geschlechtliches Leben heißt, war sie völlig unerfahren, und Unerfahrenheit im Alter von vierzig Jahren ist eine gefährlichere Lücke in der Rüstung der Persönlichkeit als Unerfahrenheit im Alter von zwanzig.

Die Seele dieser Frau war bis ins tiefste Innere keusch; heute zum ersten Male war es ihr begegnet, daß eine unkeusche Natur, eine Natur, von deren Vorhandensein sie keine

Kenntnis, von deren Art sie gar keine Vorstellung besaß, auf sie eingewirkt hatte. Keusche Naturen, denen so etwas zum ersten Male geschieht, erleiden in solchen Augenblicken die Vorempfindung der Vernichtung, des Sterbens.

Und jetzt würde er sprechen. Denn aus einer lebendig geschriebenen Erzählung hört man doch den Erzähler selbst sprechen. Das Dunkle, Unbekannte, das hinter den rätselhaften Augen verborgen lag, würde hervorkommen, Stimme gewinnen, Persönlichkeit werden, denn die Stimme macht doch den Menschen zur Persönlichkeit. Was würde er sagen? Wie würde er sprechen? Würden Ton und Inhalt seines Sprechens auch so über sie herfallen, in sie eindringen wie vorhin sein stummer Blick? Jedenfalls. Wie konnte es anders sein? Und davor zitterte sie. Endlich aber mußte es sein. Sie hatte noch nie, solange sie lebte, eine Sache, die sie einmal angegriffen, nicht zu Ende geführt — also mußte es sein. Und mit einem Seufzer, wie wenn sie sich zu einer Operation in die Hände des Chirurgen ergäbe, ließ sie sich nieder und griff nach der Zeitung.

Es war tiefe, stille Nacht. In dem weitläufigen Hause, in dem vor kurzem noch das Leben gelärmt hatte, war ein einziges, ganz leises, kaum vernehmbares Geräusch. Das war in Frau Leontine Schellrams Kabinett das knisternde Rauschen des Papiers, wenn sie Seite nach Seite umdrehte und die zu Ende gelesene Nummer auf den Tisch legte. Nur ihre Hände bewegten sich, ihr Körper blieb regungslos, wie der Körper eines Menschen, den scharfe geistige Spannung an seinen Platz heftet.

Die Zeitungsnummern häuften sich, eine auf die andere, jetzt kam die letzte daran, jetzt war auch diese durchgelesen — mit einer lang-langsamen Bewegung legte sie das Blatt zu den übrigen. Dann reckte sie den Leib und atmete auf, als wenn sie die ganze Zeit über atemlos gesessen hätte, — sie war fertig.

Noch einmal sank sie in die Stuhllehne zurück; mit einem sonderbaren, leer erstaunten Ausdruck ging ihr Blick noch einmal über die Blätter und rund im Zimmer herum — sie war mit der Erzählung fertig und fertig auch mit ihm. Das, was sie da gelesen hatte, war etwas ganz Minderwertiges, eigentlich Wertloses, eine Arbeit, aus der auch nicht ein Funken sprang, ohne einen Tropfen dichterischen, überhaupt nur eigenen Blutes, mühsam zusammengestoppelt nach dem herkömmlichen Rezept, in der eine kraß-naturalistische, äußerliche Beobachtung alles ersetzen

sollte, was innerliche Anschauung heißt, was den Erzähler zum Dichter macht, ohne jedes eigene Erleben, ohne künstlerischen Abschluß, nur mit den üblichen Gedankenstrichen zu Ende geführt, die so aussehen sollten, als hätte der Verfasser noch eine Menge zu sagen gehabt, während er in Wahrheit überhaupt keinen organischen Leib zu bauen und darum keinen Kopf auf das Werk zu setzen vermocht hatte.

Ganz merkwürdig war ihr zumute. Wie auf ein Abenteuer war sie ausgegangen, beinah wie ein Held in der Fabel, der den Lindwurm aufzusuchen geht, und nun sie an die Höhle gelangt war, was —? Irgend etwas ganz Gewöhnliches, jedenfalls aber kein Fafner, der auf geheimnisvollen Schätzen brütete. Mit einem Ruck stand sie auf; mit energischer Hand griff sie die Zeitungsnummer auf, und beinah mit zorniger Bewegung warf sie sie vom Tische, irgendwohin, auf einen Stuhl; fast sah es aus, als hätte sie sie am liebsten in den Papierkorb geworfen. Eigentlich hätte sie sich ja freuen können, daß das Abenteuer so ungefährlich geendet hatte, — aber Enttäuschung ist Enttäuschung.

Dann aber kam ihr das Lächeln wieder; nun würde sie ja ruhig schlafen. Also zu Bett nun, zu Bett — was hatte sie hier noch zu suchen und zu tun?

Sie schlief auch wirklich bald ein, aber sie schlief nicht lange. Gegen Morgen wachte sie auf, jählings, wie man aufwacht, wenn man eine Seelenlast ins Bett mitgenommen hat, wenn man aus körperlicher Ermüdung darüber eingeschlafen ist und die Seele plötzlich den Leib anstößt: „Wach' auf!" Aber — eine Seelenlast? Sie hatte sich doch so ruhig, beinah gleichgültig niedergelegt? Und dennoch, als sie jetzt erwachte, fühlte sie sogleich, daß sie nicht wieder einschlafen würde; es lag auf ihr wie ein Druck, und als ihre Sinne aus der Schlafverworrenheit einigermaßen wieder zusammenkamen, sammelten sie sich zu einem einheitlichen, lastenden Gefühl, und es war ihr, als hätte sie einen Verlust erlitten. Was war ihr denn abhanden gekommen? Ein Traum, ein Phantasiebild, die Vorstellung von etwas Wunderbarem, das hinter den geheimnisvollen Augen verborgen sein mußte, in die sie heute abend geblickt hatte. Und indem sie an die Augen dachte, waren diese plötzlich wieder da; so deutlich, als stände er leibhaftig vor ihr, glaubte sie sie zu sehen. Da war ja etwas Unerklärliches, ein unlösbarer Widerspruch. Daß hinter solchen Augen nichts stecken sollte, das war ja nicht mög-

lich! Da mußte ein Zuſammenhang vorliegen, den ſie nur jetzt noch nicht überſah, der ſich aber ſicher einmal erklären würde.

Und darüber fing ſie an nachzudenken, leidenſchaftlich. Während ihre ſchlafloſen Glieder ſich auf dem Lager hin und her warfen, wälzten ſich ihr die Gedanken durch den Kopf. Morgen wollte ſie ſeine Erzählung noch einmal leſen; vielleicht würde ſie ihr einen anderen Eindruck machen. Sogleich aber ſtand ihr unbeſtechlicher Verſtand auf und ſagte ihr, daß der Eindruck kein anderer ſein könnte als der zuerſt empfangene. Wort für Wort hatte ſie ja in ſich hineingeleſen, ſo daß ſie die Geſchichte eigentlich auswendig wußte. Wenn es alſo morgen wieder ſein würde, wie es heute geweſen war, was dann? Und indem ſie ſo dachte, waren ſeine Augen wieder da. Aber — war denn eine Veränderung mit ihm vorgegangen oder hatte ſie heute abend nicht richtig geſehen? Die Augen bohrten, verlangten, befahlen ja nicht; ſie flehten, ja, ſie flehten um Hülfe! Wahrhaftig, der Menſch lag ihr ja zu Füßen, und ein Gefühl erwachte in ihr, ihr ganzes Innere mit ſanfter, beinah ſüßer Wärme erfüllend. Für tatkräftige Naturen iſt Helfen ein köſtliches Ding; Gebernaturen werden beſtochen, wenn ſie geben können. Und dieſe Frau war beides, eine tatkräftige und eine Gebernatur. Ihm helfen — aber dazu mußte man erſt wiſſen, wo es bei ihm fehlte. Und plötzlich war es wie eine Erleuchtung vor ihrer Seele, ſo daß ſie ſich mit einem unwillkürlichen Ausruf im Bette aufrechtſetzte: die Frau — ob es die Frau war, unter der er litt? Viel Aufmerkſamkeit hatte ſie ihr ja nicht geſchenkt, immerhin hatte ſie ſie geſehen; und indem ſie ſich jetzt ihre Erſcheinung wieder vergegenwärtigte, trat ſie ihr deutlich vor die Sinne. Die herbe, ſcharfkantige Perſönlichkeit mit den immerfort niedergeſchlagenen Augen, den zuſammengekniffenen Lippen, mit der kalten Hand, die ſich ſo eiſig angefühlt hatte, als ſie ſie in ihre Hand legte, als ſtrömte die ganze Perſönlichkeit Froſtluft aus. Ja — kein Zweifel — ſie war dem Rätſel auf der Spur: die Frau war das Bleigewicht, das an dem Manne hing und ihn am Fliegen hinderte. Wahrſcheinlich, wie es ja bei Schriftſtellern ſo häufig vorkommt, eine in früheſter,. törichter Jugend ohne einen Gedanken an die Zukunft geſchloſſene Verbindung, die ſich im Laufe der Zeiten zu einer Lebenslaſt auswächſt, unter der beide verkommen, der edlere von beiden aber ſtirbt.

* * *

Die Morgensonne blitzte durch die Vorhänge des Schlafzimmers. Frau Leontine stieg vom Lager — eine Frühaufsteherin war sie immer gewesen — und vom Bette aus ins Bad.

Jeder Tag im Dasein von Frau Leontine Schellram begann mit einem Bade, mit einem Untertauchen, Brausen und Plätschern in einer nur mäßig erwärmten Flut. Heut hätte sie das Wasser am liebsten ganz kalt gehabt, so heiß fühlte sie das Leben in ihren Adern. Sonst, wenn sie die Stufen in die tief in den Fußboden eingelassene marmorne Badewanne hinunterstieg, geschah es mit züchtig-vorsichtigen Schritten — heut hüpfte sie ins Wasser hinein wie ein junges Mädchen, beinah wie ein übermütiges Kind. Solch ein verhaltenes Jauchzen, solch ein Kraftgefühl erfüllte und durchströmte sie. Woher und warum? Weil sie Schöpferwonne in sich fühlte, weil sie sich sagte, daß sie einem gefesselten Geiste die Schwingen lösen, einen halbfertigen Mann zum ganzen und den ganzen Mann zum Dichter erschaffen würde. Und heut, als sie das Wasserbecken verließ, geschah etwas, was sonst nie geschah: in der Ecke des Badegemachs war ein hoher, die ganze Gestalt wiedergebender Spiegel angebracht. Ein Vorhang von weißem Flor hing davor, der eigentlich nie aufgehoben wurde — heute, als die von Wasserperlen rieselnde und glitzernde Frauengestalt an dem Spiegel vorbei zu der Bank schritt, auf der ihre Kleidungsstücke lagen, blieb sie plötzlich vor dem Spiegel stehen, der Schleier flog zur Seite und aufgerichtet zu voller Höhe leuchtete ihr die unverhüllte eigene Frauenherrlichkeit aus dem Spiegelglase entgegen. Wenn außer ihr jemand zugegen gewesen wäre und sie gefragt hätte: „Warum tust du so?" — ob sie selbst es gewußt hätte?

Nur einige Augenblicke aber dauerte diese schweigende Selbstschau, dann flog die Gardine, hastig, wie sie zur Seite geschoben worden war, wieder vor das Glas. Frau Leontine setzte sich auf die Bank, trocknete sich und kleidete sich an. Während sie das tat, versank sie in Nachdenken, in tiefes, verzehrendes. Ein Ziel war vor ihr aufgestanden, und wenn vor dieser Natur, deren gesamtes Seelenmaterial Energie war, ein Ziel aufstand, dann ging kein Gedanke mehr rechts oder links vom Weg, sondern alles, wie eine Heersäule, geradeaus. Ein Ziel — und welches? Nun, sehr einfach, diese beiden Menschen Martisius kennen lernen, gründlich, und dann vielleicht — an sich heranziehen. Beide? Ja gewiß, beide. Wenn sich, wie ja leider zu befürchten stand,

bei der Prüfung ergeben sollte, daß die Frau minderwertig war — nun — daß sie sich mit minderwertigen Persönlichkeiten umgab, das konnte man freilich nicht von ihr verlangen. Aber gab es etwas Unparteiischeres als dieses Verfahren, das sie sich vorgesetzt hatte? Merkwürdig nur, daß, als sie nun im Laufe des Tages an die Ausführung ihres Vorhabens schritt, es ihr so schwer fiel, den Weg dazu zu finden, daß ihr zumute war, als trüge sie etwas Verborgenes in sich, das nicht herauskommen durfte, so daß sie den Ton ihrer Stimme zu beobachten anfing, als ob sie fürchtete, daß er nicht genügend gleichgültig sein und sie verraten möchte. Was hatte sie denn für eine Veranlassung, Komödie zu spielen? Und doch war ihr, als spielte sie Komödie. Übrigens bot sich ihr die Gelegenheit, von Edgar Martisius anzufangen, wie von selbst, als der Redakteur erschien, um die Zeitungsnummern mit der Erzählung wieder abzuholen.

Er beklagte sich, daß jetzt so wenig gute Erzählungen angeboten würden. Weil die Arbeit von Martisius nicht besser und nicht schlechter gewesen wäre als alle übrigen, hätte er sie angenommen. Offenbar empfand er das Bedürfnis, sich seiner Prinzipalin gegenüber zu rechtfertigen, daß er ihre Zeitung einem mittelmäßigen Erzeugnis geöffnet hatte.

Frau Schellram hörte ihm in gereiztem Schweigen zu. Alles was der Mann sagte, war ja doch ihr eigenes Urteil gewesen; trotzdem ärgerte es sie, daß er es sagte. Sie hatte die sonderbare Empfindung, als dürfte sie selbst wohl die Erzählung schlecht finden, ein anderer aber nicht.

„Ich bin der Ansicht," erwiderte sie nach einiger Zeit, indem sie an dem Redakteur vorbeisah, „die Erzählung ist allerdings nicht vollkommen, aber es steckt Zukunft darin." Sie hatte mit beinah übertriebener Gleichgültigkeit gesprochen; trotzdem fühlte sie, wie sie errötete. Was sie da sagte, war ja auch eigentlich gradezu unwahr; als sie die Erzählung aus der Hand legte, hatte sie nicht das mindeste von Zukunft darin verspürt. Das alles verstimmte sie immer mehr.

„Ich bin der Ansicht," fuhr sie fort, „von einem jungen Mann kann man doch nicht gleich Meisterwerke verlangen. Man muß abwarten, daß er sich entwickelt. Dazu muß man ihm Gelegenheit geben."

Der Redakteur machte eine aufmerksame Verbeugung —

ob Frau Schellram befähle, daß er Herrn Martisius zu weiteren Einsendungen auffordern solle?

Jetzt spielte sie wirklich Komödie; denn allerdings wünschte sie das, aber sie tat, als überlegte sie. Erst nach längerem Schweigen meinte sie, daß sie ihren Redakteuren grundsätzlich Befehle solcher Art nicht erteile, daß es ja aber geschehen könne, und dann, als der Redakteur sich zurückziehen wollte, hielt sie ihn mit den Augen fest: „Wer ist denn eigentlich dieser — dieser Herr" — „Martisius!" beeilte sich der Redakteur einzuhelfen, weil er annahm, daß ihr der Name entfallen wäre. „Dieser Herr Martisius? Kennen Sie ihn? Wissen Sie etwas von ihm?" Der Redakteur kannte ihn nicht, wußte auch nichts von ihm; ein namenloser Schriftsteller, wie es deren ja viele in Berlin gibt. „Haben Sie ihn nicht kennen gelernt," forschte sie weiter, „als Sie sein Manuskript erwarben?" — Nein, es war durch einen Vermittler angeboten worden. Frau Schellrams Gesicht nahm einen Ausdruck an, der an Unzufriedenheit grenzte. Es wäre ihr immer wünschenswert erschienen, meinte sie, daß zwischen der Leitung eines Blattes und den Mitarbeitern ein persönlicher Zusammenhang bestände. Ein solches Behandeln der literarischen Beiträge lediglich vom Standpunkte des Warenangebotes, das — das — — den Rest ihres Satzes verschluckte sie, der andere aber hatte sie auch ohnedem verstanden. Er versicherte noch einmal, daß er dem Verfasser der Erzählung seine Aufmerksamkeit zuwenden und versuchen würde, ihm persönlich näherzukommen, dann zog er sich, weil Frau Schellram ihn zu längerem Verweilen nicht aufforderte, zurück. Indem er sich aber verneigte, bemerkte sie das Erstaunen in seinem Gesicht, das er trotz allen Bemühens nicht ganz zu unterdrücken vermochte. Das vermehrte ihren Mißmut, und so blieb sie, als er gegangen war, in einem ihrer Natur für gewöhnlich ganz fremden Zustand von unklarer Unzufriedenheit allein. Der literarische Teil der Zeitung war nicht deren hauptsächlicher; daher hatte sie dem Redakteur desselben ziemlich freie Hand gewährt. Jetzt fing sie an, sich darüber Vorwürfe zu machen. Bis heut war sie mit dem Redakteur durchaus zufrieden gewesen — heut zum ersten Male fand sie, daß sie zu leicht befriedigt gewesen war, daß der Mann zu wenig Eigenart und eigenes Urteil besaß, daß er nicht eifrig genug war. Sobald sie sich für irgendetwas oder irgendwen interessierte, war es seine Pflicht, Bescheid darüber zu wissen,

nicht aber ein erſtauntes Geſicht zu machen, daß ſie ſich intereſſierte. Wohl erhob ſich ihr Verſtand und flüſterte ihr zu, daß das Deſpotenlaune wäre — aber was weiter? Durch eigene Kraft, ohne Beihilfe derer, die jetzt als ihre Untergebenen an der Zeitung tätig waren, hatte ſie ihr Königtum gegründet; ſo hatte ſie das Recht, Selbſtherrſcherin zu ſein. Und dieſe Leute, dieſe Leutchen, die ſie ſelbſt erſt entdeckt, herangeholt, in ihre Stellungen geſetzt hatte, was wußten denn ſie von dem Blicke, der Menſchen entdeckt? Was verſtanden ſie von der großen Kunſt, die ein mächtiges Leben ſie gelehrt hatte, aus dem Nichts etwas zu ſchaffen?

In ſolcher von dumpfem Unmut durchzitterten Stimmung kam ſie, wie das alle Tage geſchah, am Nachmittag mit den Damen ihrer Redaktion zuſammen. Für gewöhnlich war dies eine ganz reizende Stunde, die Stunde, in der ſich die reiche Natur der bedeutenden Frau mit all ihren Herrſchergaben und ihrer angeborenen Güte in liebenswürdigſter Weiſe entfaltete. In einem geräumigen, nach dem Garten gelegenen Hinterzimmer fand man ſich ein. Mehrere große, viereckige Tiſche waren aufgeſtellt, ſo weit voneinander entfernt, daß die Damen ſich um jeden der Tiſche, auf deren einem Stickerei- und Modeentwürfe, auf deren anderem Illuſtrationsproben ausgebreitet lagen, in Bequemlichkeit zur Beſichtigung und Beratung verſammeln konnten. Denn hier wurde beraten, hier war eigentlich die geiſtige Küche, in der die Zeitung, die große Mahlzeit hergeſtellt wurde, nach der da draußen die Tauſende lechzten.

Da war nichts von bureaukratiſcher Abgemeſſenheit, von beamtlicher Vorgeordnetheit und Untergebenheit, das Ganze war wie eine kleine Republik mit einem leitenden Oberhaupt. Und dieſes Oberhaupt wurde ſo willig in ſeiner überhöhenden Würde anerkannt! So aus herzlicher Hingebung, aus ſachlicher Überzeugung! Die Verehrung, die beinah ſchwärmeriſche, deren ſich Frau Leontine bei ihrem Perſonal, insbeſondere aber bei ihren Damen erfreute, wurde eigentlich in dieſem Zimmer und zu dieſer Stunde täglich neugeboren.

Auch heut, als ſie den hübſchen, gemütlichen Raum betrat, in dem ſich ſchon eine leichte Dämmerung wie ein feiner, grauer Nebel verbreitete, waren die Damen bereits vollzählig verſammelt und die Stimmung nicht nur angeregt wie immer, ſondern eher noch lebendiger; das geſtrige große Abendfeſt bot Unterhaltungs-

stoff. Das erste beinah, was Frau Schellram, als sie eintrat, aus der durcheinander schwirrenden Unterhaltung entgegentönte, war der Name Martisius. Wie ein Zucken durchfuhr es sie; sie wandte den Kopf. Aus der Ecke drüben, wo auf einem Nebentische der große Teekessel summte, war der Name gekommen. An dem Teekessel machte sich Fräulein Charlotte Ussner zu schaffen, die junge, blonde Unterredakteurin, deren Amt als Jüngster es war, den Tee zu bereiten und die anderen damit zu versehen. „Eine gewisse Frau Martisius ist es gewesen," so hatte sie, offenbar auf eine Frage, die man an sie gerichtet, hinübergerufen.

Als jetzt Frau Leontine erschien, brach die Unterhaltung ab; alles drängte auf sie zu, sie zu begrüßen. Sie erwiderte freundlich, aber man sah ihr an, daß der gestrige Abend sie angegriffen hatte; sie zeigte nicht ganz die gleichmäßige Heiterkeit, die ihr sonst zu eigen war.

In dem breiten, tiefen Fenstererker, von dem aus sie den ganzen Raum überblickte, ließ sie sich in ihren gewohnten Armstuhl nieder. Dienstbereite Hände schoben ihr ein Fußkissen unter die Füße, andere rückten den kleinen Tisch heran, auf dem ihre Teetasse stehen sollte; jeder Handreichung und Bewegung sah und fühlte man an, wie alles sich beeiferte, der verehrten, heut offenbar etwas ermüdeten Frau hülfreich zu sein. Alsdann erschien Fräulein Charlotte Ussner, eine gefüllte Tasse in der einen, die Zuckerdose in der andern Hand, ihr beides mit einer anmutigen Verbeugung anzubieten.

Frau Schellram ließ den Blick auf dem jungen Mädchen ruhen. Charlotte Ussner war eigentlich ihr Liebling; sie mochte sie gern wegen ihrer jugendlich-lieblichen Erscheinung und schätzte sie wegen ihres Geschmacks.

„Sprachen Sie nicht eben von einer — Frau Martisius?" fragte sie, indem sie ihr die Tasse abnahm. Ein allgemeines Gelächter aber machte es der Gefragten unmöglich, sogleich zu antworten.

Ganz verwundert sah sich Frau Leontine um — was war denn an der Frage so komisch gewesen?

Fräulein Charlotte, so wurde erklärt, hatte gestern wieder einmal die barmherzige Samariterin gespielt und sich der Einsamen und Verlassenen angenommen.

„Der Einsamen und Verlassenen —? War das —?"

Jetzt aber kam Charlotte Ulfner zu Wort: Ja, ſie hätte, nachdem die Tafel aufgehoben war, in einer Ecke, wie ein Mauerblümchen, eine junge Frau bemerkt, die offenbar niemanden kannte und um die niemand ſich bekümmerte. Darum hätte ſie Mitleid mit ihr gefühlt und ſich an ſie gemacht, ſich ein wenig mit ihr zu unterhalten. Im Geſpräch hätte ſie dann erfahren, wer es geweſen ſei, nämlich eine Frau Martiſius, Leonore Martiſius, und da — die Berichterſtatterin unterbrach ſich kichernd, und das Kichern wurde von einigen der Umſtehenden aufgenommen — hätte ſie ihr erſt recht leid getan —

„Wieſo erſt recht?“ Frau Schellram war es, die ihr dazwiſchenfuhr, und der Ton, in dem ſie fragte, ſchnitt das Kichern ab.

Ein kurz aufflackerndes Erröten ging wie ein ſpitzes Flämmchen über Charlotte Ulfners kindliches Geſicht; ſie war durch Frau Schellram etwas verwöhnt worden, jedenfalls nicht gewöhnt, daß dieſe ihr ſo beinah barſch in die Rede fiel und ſo unzärtlich von ihrem Sitze zu ihr aufſchaute, wie ſie es in dieſem Augenblick tat.

Ja — weil — ſie war wirklich etwas verlegen geworden — weil ſie doch alſo erfahren hätte, daß es die Frau von dieſem Herrn Martiſius geweſen wäre, und da — hätte ſie ſo das Gefühl gehabt — von dieſem Herrn Martiſius, von dem doch neulich die — ſonderbare Erzählung in der Zeitung geweſen wäre.

Frau Schellram hatte den Kopf geſenkt und blickte vor ſich hin.

„Sonderbar — finden Sie die Erzählung?“

„Ja, aber wüſt,“ platzte Charlotte Ulfner mit ſchnellfertiger jugendlicher Entſchiedenheit heraus, „geradezu wüſt!“

Ein wortloſes Summen, das, wenn auch keine unbedingte Zuſtimmung, ſo doch noch viel weniger eine Ablehnung des eben vernommenen Urteils enthielt, ging durch den Kreis der Damen. Frau Schellram, deren Ohr ſich im Lauf der Zeit für jede Kundgebung öffentlicher Meinung bis zur äußerſten Feinhörigkeit geſchärft hatte, vernahm und verſtand die Stimmung wohl, und wieder erging es ihr, wie heute früh dem Redakteur gegenüber: ſie ärgerte ſich darüber. Wenn es doch nur möglich geweſen wäre, aus eigener Überzeugung dem allen entgegenzutreten und zu ſagen: die Erzählung iſt gut!

„Liebe Charlotte,“ hob ſie nach einiger Zeit an, „ich will

mich hier über die Erzählung nicht auslassen, aber" — der zuerst gleichgültige Ton ihrer Stimme nahm einen schärferen, beinah gereizten Klang an — „aber daß Sie literarische Sachen, die bei uns erscheinen, als wüst bezeichnen, das will mir denn doch nicht als richtig erscheinen. Und jedenfalls möchte ich Sie bitten, derartige Urteile nicht über unsere vier Wände hinausdringen zu lassen und — und etwas vorsichtig damit zu sein."

Ein allgemeines Schweigen folgte diesen Worten, und das Schweigen hatte etwas Peinliches. Daß Frau Schellram als Gebieterin ihrer Zeitung berechtigt war, für deren Inhalt einzutreten und abschätzige Kritiken abzulehnen, ließ sich ja gar nicht bestreiten — aber man war es von ihr nicht gewöhnt. Der wundervolle Freimut, mit dem sie allen Meinungsäußerungen ihren Lauf ließ, war ja eben das Seltene an dieser Frau; daß man in diesen Nachmittagszusammenkünften frei von der Leber weg alles aussprechen durfte, was einem an der Zeitung verbesserungsbedürftig erschien, das eben machte ja diese Zusammenkünfte zu einer Art geistigen Republik.

Die hastige Röte, die vorhin über Charlotte Ussners Gesicht geflackert war, hatte einer tieferen und bleibenden Platz gemacht; wie mit Blut übergossen stand sie da. Das war ja eine regelrechte Zurechtweisung, was sie da bekommen hatte. Es fehlte nicht viel, so traten ihr die Tränen in die Augen.

Frau Schellram trank langsam ihren Tee aus. Sie schien kein Mitleid mit ihrem sonst so verzogenen Liebling zu empfinden.

„Also — da haben Sie sich mit ihr unterhalten?" fing sie nach längerem Schweigen wieder an.

Da hatte sie sich mit Frau Martisius unterhalten.

„Und haben eine unbedeutende Person kennen gelernt!"

Charlotte Ussner riß beide Augen weit auf — was war denn das? Wie ein Pistolenschuß war das Wort herausgekommen, nicht nur so jäh, sondern auch so feindselig, beinah gehässig, wie ein angesammelter Groll, der zischend ausfährt. Aber — Groll? Gegen eine völlig Unbekannte?

„Nein, das" — sie stammelte beinah, indem sie antwortete — „das — kann ich wirklich nicht finden. Zu bedeutenden Gesprächen — nun — da war wohl grade nicht die Gelegenheit danach; aber ich muß sagen, sie hat mir einen — ganz verständigen, ich kann wohl sagen angenehmen Eindruck gemacht."

Frau Schellram sah die Sprecherin nicht an. Das junge Mädchen kam ihr heute selbst unbedeutend, beinah albern vor, mit ihrem Gekicher vorhin, jetzt mit ihren wohlwollenden Alltagsphrasen. Gutmütiges Inschutznehmen minderwertiger Leute — gibt es etwas Einfältigeres?

„Daß sie hübsch angezogen gewesen wäre," sagte sie dann mit einem Lächeln, „wird wohl unser Fräulein Mode la princesse selbst nicht behaupten."

„Fräulein Mode la princesse" war der zärtliche Spitz- und Kosename, den sie der blonden, kleinen Charlotte beigelegt hatte, an deren graziöser Gestalt sie mit Vorliebe neue Erfindungen probierte, und die, mit einem außergewöhnlichen Blick für Kleidung und Schmuck begabt, ihr zu mancher solchen Erfindung selbst den Anstoß gegeben hatte.

Heute aber kam der Spitzname mit einer Schärfe heraus, in der von Zärtlichkeit wenig zu spüren war, und auch das Lächeln, das ihn begleitete, war so, daß das unbehagliche Schweigen, das die umstehenden Damen gefangenhielt, immer drückender wurde. Hatte der gestrige Abend Frau Schellram so nervös gemacht? Man fand sich ja heut gar nicht zurecht mit ihr. Hatte sie etwas gegen diese Frau Martisius? Aber sie kannte sie ja gar nicht!

Charlotte Ussner aber, die sich durch die letzte Bemerkung ein bißchen da getroffen fühlte, wo bei ihr die Eitelkeit saß, an ihrem Urteil in Geschmacksachen, nahm nun, auch ihrerseits etwas gereizt, noch einmal das Wort.

„Ich weiß nicht, Frau Schellram," entgegnete sie, „ob Sie sie so genau angesehen haben, aber ich kann nur sagen, sie hatte ihrem billigen Kleidchen durch eine Stickerei, die sie darauf gesetzt hatte, einen ganz besonderen, ich kann wohl sagen reizenden Akzent gegeben." Sie beschrieb dem aufhorchenden Kreise das, was sie an Leonore Martisius wahrgenommen hatte, mit sachlicher Genauigkeit. „Und die Stickerei," fuhr sie dann fort, „hat sie, wie sie mir sagte, selbst erfunden und gemacht. — Selbst erfunden und gemacht," wiederholte sie mit verschärftem Nachdruck, als sie Frau Schellram ungläubig-spöttisch dazu lächeln sah. „Das hat sie mir gesagt; sie müßte also gradezu gelogen haben, und das kann ich nach ihrer ganzen Art durchaus nicht von ihr annehmen." Sie hatte sich ganz in Eifer, beinah in Feuer geredet; die junge Frau hatte ihr wirklich gefallen; Frau Schellram

erschien ihr so unbegreiflich ungerecht. „Daß das Kleid eben ein billiges war," fuhr sie mit glühenden Wangen fort, „das gebe ich natürlich zu; aber das kann man ihr doch nicht zum Vorwurf machen. Die Frau und ihr Mann, der Herr Martisius, sind ja ganz arm — das haben Sie mir doch gesagt, Fräulein Klara?"

Die so ins Gespräch gezogene Fräulein Klara Weinkens besorgte den Teil der Zeitung, der die persönlichen Nachrichten enthielt. Nicht das eigentliche Lokalreportertum — dieses war einem Jüngling anvertraut, der sich mit männlichen Ellbogen durch die Tages- und Straßenereignisse durchzudrängen verstand — die Nachrichten aus dem, was man die Gesellschaft nennt, waren ihr Gebiet. Und wie jede berufsmäßig ausgeübte Tätigkeit auf Charakter und äußere Erscheinung des Menschen abzufärben pflegt, so erging es auch Fräulein Weinkens; weil ihr Beruf ihr das Horchen, Wittern und eigentlich Spionieren zur Aufgabe machte, hatte ihr Gesicht etwas Lauerndes, Schnüffelndes angenommen. Frau Schellram, deren großer Natur alles derartige völlig fernlag, liebte daher Fräulein Klara nicht übermäßig; sie erschien ihr wie ein Anhängsel an ihrem Blatt, beinah wie ein notwendiges Übel, notwendig, weil nun einmal der weibliche Leserkreis der Zeitung nach derartigen Nachrichten verlangte. Heute, zum ersten Male vielleicht, nahm Frau Schellrams Gesicht einen wohlwollenderen Ausdruck an, als es sich fragend zu Klara Weinkens erhob. Die wußte also Bescheid über die beiden Leute, und darauf kam es ihr an. Mit einer gewissen Geflissentlichkeit, als wenn sie gewußt hätte, daß jetzt endlich einmal die Stunde gekommen sei, wo sie wichtig wurde, schob sich Fräulein Weinkens durch den Kreis der Damen hindurch zu Frau Leontine heran, und als sie deren Auskunft begehrendes Auge auf sich gerichtet sah, fing sie voll Eifer an zu berichten: Sie hätte es immer für ihre Pflicht gehalten, sich über die Persönlichkeit und die persönlichen Verhältnisse der Mitarbeiter an der Zeitung zu unterrichten, und so hätte sie denn über Herrn und Frau Martisius in Erfahrung gebracht — und nun kam eine ziemlich wahrheitsgetreue Schilderung vom früheren Leben der beiden in Berlin, ihrem anfänglichen Wohlstand, dem darauffolgenden Bankerott des Vaters der jungen Frau und ihrer gegenwärtigen Abgerissenheit.

Lautlos, mit keiner Miene ihren Anteil verratend, aber mit

gespanntester Aufmerksamkeit folgte Frau Schellram dem Bericht. Indem sie zuhörte, gestaltete sich vor ihrer inneren Anschauung das Leben der beiden Menschen, ihre Art und ihr Verhältnis zueinander, und alles, was sie da vernahm, stimmte ja Wort für Wort mit ihren Vermutungen: der Vater der Frau ein Spekulant, der ein Vermögen erschwindelt hatte und dann schmählich zusammengebrochen war; die Tochter eines solchen Vaters — nun — doch aller Wahrscheinlichkeit nach von ziemlich gleichem Kaliber, ein verwöhntes, in der verdorbenen Atmosphäre des unlauteren Überflusses aufgewachsenes Persönchen, das jeder Laune und jedem Gelüst nachgeben durfte und nachgab.

„Aus einem kleinen Orte, da oben im Osten, nicht wahr, da waren sie hergekommen?"

Da waren sie hergekommen — Fräulein Weinkens wußte den Namen des Ortes nicht, aber ganz, wie Frau Schellram gesagt hatte, so war es in der Tat.

Frau Schellram hatte so gefragt, weil sie sich innerlich zurechtlegte, wie denn wohl die beiden Menschen zueinander gekommen sein möchten. Und nun hatte sie es auch schon: jedenfalls war der schöne Mensch mit den dunklen, merkwürdigen Augen der interessanteste junge Mann des Örtchens gewesen. Noch dazu ein Dichter. Da hatte denn das reiche Mamsellchen, das die ganze Stadt wie seine Domäne betrachtete — man kennt ja so etwas in kleinen Nestern — die üppige Sultaninnenlaune gehabt, daß dieser interessante Edgar Martisius auch ihr gefallen sollte. Verzogene Kinder, denen etwas gefällt, wollen den Gegenstand bekanntlich auch gleich haben; also hatte sie den jungen, schönen Menschen nicht nur ansehen, sondern auch haben wollen, so wie sie bei anderen Gelegenheiten vielleicht ein Paar hübsche Ohrringe oder eine Brosche haben wollte. Bei den Unterhaltungen mit ihren Backfischfreundinnen drehte sich das Gespräch natürlich um ihn — der Stolz nun, wenn sie eines Tages den neidgelähmten Freundinnen erklären konnte: „Dieser unser gemeinsamer Held und Abgott gehört jetzt mir ganz allein, wird mein Mann!" Vater und Mutter, zwei Protzen, die keinen höheren Gedanken kannten, als ihrer Puppe schöne Kleider umzuhängen und Leckereien einzustopfen, natürlich sofort bereit, dem lieben Töchterchen, das nun einmal seinen Kopf darauf gesetzt hatte, einen Leibsklaven zu bebesitzen, diesen Sklaven anzuschaffen. Und er selbst —? Nun, mein Gott, solch ein junger, unpraktischer, unerfahrener Mann,

solch ein armer Poet, der vor lauter Phantasie die Wirklichkeit nicht sieht, dem ein steinreiches, damals vielleicht auch noch ganz hübsches Mädchen nachläuft, sich an den Hals wirft: „Heirate mich! Heirate mich!“ — was Wunder, wenn er schließlich sagt: „Na, so komm her!“ Und dann, nachdem er ihr den Gefallen getan und sie zu seiner Frau gemacht hat, bricht die erlogene Herrlichkeit wie ein Kartenhaus zusammen, und nun sitzt der arme Mensch mit einem verpfuschten Leben da! Wahrhaftig — er konnte einem leid tun, der arme, geblendete Singvogel, konnte einem leid tun! Wäre er ledig geblieben — wer weiß, wie sein Genius sich aus Einsamkeit und Armut emporgeschwungen hätte! Aber eine solche Täuschung, solch ein Sich-versehen in Menschen, man weiß ja, wie das in die Seele schlägt und darin liegen bleibt und die Flügel lähmt! Da entstehen dann solche Sachen, die lebensunerfahrene Gänschen, wie die einfältige, kleine Charlotte da, einfach „wüst“ nennen!

Aus ihren Gedanken auffahrend wandte sich Frau Schellram noch einmal an Klara Weinkens, ob sie wüßte, wie und auf welche Art die beiden sich zusammengefunden hätten?

Das hatte Fräulein Weinkens noch nicht in Erfahrung gebracht, aber sie beeilte sich, hinzuzusetzen, daß sie es erfahren würde. Und als wenn sie die Lücke in ihren Kenntnissen wieder wettmachen wollte, fing sie an, sich in Schilderungen über den unglaublichen Luxus zu ergehen, den sich das Ehepaar Martisius gestattet hatte, solange es noch bei Kasse gewesen war. Der lachsfarbene Teppich kam daran, der ganz besonders eingerichtete Schreibtisch, der Lederstuhl vor dem Schreibtisch und vor allem die Gobelins. Gradezu sinnlos wären die Einkäufe gewesen, die die junge Frau gemacht hätte; sinnlos; geradezu sinnlos.

„Die Einkäufe und die Einrichtung der Wohnung hat sie gemacht? Die Frau?“

Frau Schellram war es, die mit aufzuckendem Gesicht die Frage an die Erzählerin richtete.

Jawohl, die hatte die Frau gemacht. Fräulein Weinkens, der der schnüffelnde Instinkt verriet, in welcher Weise die Antwort gewünscht wurde, beeiferte sich, in diesem Sinne zu erwidern. Zwar — der Mann wäre ja wohl bei den Besichtigungen der verschiedenen Warenhäuser meistens mit dabei gewesen, aber die kleine, törichte Frau wäre diejenige gewesen, die besehen und ausgesucht und bestellt hätte. Sie wäre schon in den Magazinen zu einer

bekannten Gestalt geworden, und die Angestellten hätten sich heimlich angestoßen, wenn sie gekommen wäre, und sich lächelnd gefragt, wie lange die Herrlichkeit mit dem Gänschen aus der Provinz wohl noch dauern würde.

Frau Schellram ließ sich noch einmal die Tasse füllen, und während sie sie in langsamen Zügen austrank, versank sie in ein Nachdenken, das sie vollständig von ihrer Umgebung absonderte. Wie sie doch unter all diesen Leutchen die einzige war, die Menschen zu erkennen vermochte. Wie unbedeutend doch in Wahrheit diese ihre ganze Umgebung war! Merkwürdig, daß sie das eigentlich bis heute noch nie so recht empfunden hatte! Und wie all ihre Kombinationen zutrafen, — gradezu zum Staunen! Dieses traurige, so häufig wiederkehrende Schicksal phantasiebegabter junger Dichter und Künstler, die in einer unglücklichen Stunde die Unrechte zur Frau nehmen und dann mit dem Leben dafür büßen müssen! Und diese alberne Person, diese Tochter des reichen Spekulanten, die den Mann ruiniert hatte! Einen Dichter hatte sie sich geheiratet, und ein Spielzeug für ihre kindischen Gelüste, eine Puppe hatte sie sich daraus gemacht! Statt daß sie ihm, wie er es gebraucht und jedenfalls gewünscht hätte, ein trauliches, zu ruhigem Schaffen geeignetes Heim bereitete, sperrte sie ihren Leibsklaven, den sie sich auf den Leim gelockt hatte, in einen goldenen Käfig und legte ihn an eine vergoldete Kette! Bis daß dann der Rückschlag kam, der scheußliche Bankerott, und da hing sie sich nun an den armen Menschen wie eine Klette — ah, was Klette! — wie ein schwerer Stein, ein Bleigewicht, wie ein Ertrinkender, der sich an den Schwimmer klammert: „Nun schaffe und schreibe, damit ich zu leben habe! Schreibe um Geld! Um Geld!“

So tief war ihre Erregung, so zornig ihre Empörung über das untergeordnete, schädliche Weib, daß sie an sich halten mußte, um ihrer Empfindung nicht durch eine körperliche Bewegung Ausdruck zu verleihen. Aber ihre Nasenflügel blähten sich, und indem sie jetzt das gesenkte Haupt erhob und die Augen im Kreise ihrer Damen rund umhergehen ließ, war eine dumpfe Glut, ein heißes, wartendes Fragen in ihren Augen. Was sie da eben gehört hatte, das alles hatten ihre Damen doch auch mit angehört — würde jetzt nicht eine wenigstens kommen und „du hast recht“ sagen? „Es ist wirklich eine unbedeutende Person, diese Frau Martisius.“ Das war es, worauf ihre fragenden

Augen warteten — aber sie warteten vergebens; alles blieb stumm. Mit einem unwillkürlichen Kopfschütteln ließ sie den Blick wieder sinken. Das war ja geradezu wie eine Verschwörung — denn daß sie wirklich nicht begriffen haben sollten, wie die Dinge standen, das war doch absolut nicht denkbar — die bekannte erbärmliche Verschwörung der Mittelmäßigkeit gegen die Begabung. Traurig, daß ihr so etwas in ihrem Hause, unter ihren Leuten begegnen mußte! Wirklich traurig! Aber Hand in Hand mit diesem Bewußtsein kam ein anderes, und dieses wurde zum Beschluß: „Hier muß etwas geschehen!" So in Gemütsruhe zuzusehen, wie eine, vielleicht edle Kraft zugrunde ging — unmöglich! Und wenn ihre Damen und Herren zu indolent, zu geistesstumpf waren, um das mitzufühlen, um ihr zu helfen — nun, mein Gott — hatte sie diese Damen und Herren denn früher etwa nötig gehabt, wenn es galt, etwas ins Leben zu rufen, woran niemand geglaubt hatte, etwas möglich zu machen, was allen unmöglich erschienen war? Im Gegenteil — unter dem dumpfen Widerstand, der ihr entgegentrat, reckte sich ihre leidenschaftliche Energie doppelt straff empor; grade weil alle nichts von dem Manne wissen wollten, befestigte sich ihr die Überzeugung, daß an dem Manne etwas war, etwas Besonderes, und im voraus genoß sie ihren trotzigen Triumph, wenn sie vor diese alle da hintreten und: „Da habt ihr das Genie," sprechen würde: „Ich habe es Euch entdeckt."

„Adieu, meine Damen!" Mit einem plötzlichen Ruck stand sie aus ihrem Armstuhle auf, und ohne sich noch einmal umzusehen, ging sie hinaus, in ihr Kabinett. Die Damenrepublik blieb völlig ratlos, beinah bestürzt zurück — einen solchen Abschied, so kurz, so schroff, hatte man noch nie erlebt, wußte man sich nicht zu erklären.

Frau Leontine aber fragte nicht danach. Unter allen Menschen war in diesem Augenblick nur ein einziger für sie vorhanden; das war der, gegen den sich alles verschwor, der verfolgte Mann. Jawohl — ein Verfolgter! Vom Schicksal und von den Menschen verfolgt. Es war etwas wie ein Fieber in ihr; daher kam es, daß alle Verhältnisse in ihrer Vorstellung abenteuerliche Umrisse annahmen, und daß die Bilder ihrer Phantasie mit körperlich greifbarer Sinnfälligkeit vor sie hintraten. Immerfort sah sie den Mann vor sich, immerfort seine Augen auf sich gerichtet, und diese Augen wurden immer mächtiger, das

Feuer darin immer verzehrender, der Ausdruck flehender und immer flehender. Das Herz pochte ihr so stark, daß sie sich setzen mußte. Sie stützte den Arm auf den Tisch, das Haupt in die Hand und schloß die Augen. Sobald sie die Augen geschlossen hatte, war sein Bild mit zwiefach verstärkter Deutlichkeit vor ihr; als ob er ihr zu Füßen läge, so war ihr, und bei dieser Vorstellung ging ein rieselnder Schauer durch alle ihre Nerven, ein träumerisches Wohlgefühl, wie sie es noch nie im Leben empfunden hatte. Gewaltsam riß sie die Augen wieder auf — als wenn sie in eine Narkose versänke, so war ihr zumute, und dazu war doch jetzt keine Zeit, jetzt, wo sie ihm helfen mußte.

Sie stand vom Stuhle auf und ging im Zimmer auf und ab. Alle ihre Gedanken schossen zu dem einen zusammen: Was war in dieser Sache zu tun?

Los mußte er von dem Weibe — das stand für sie fest.

Aber wie?

Scheidung? Das war natürlich das einfachste.

Aber immerhin — trotz aller Aufregung mußte sie beinah lachen — sie konnte doch nicht die Scheidungsklage für ihn einreichen? Noch dazu, bevor sie ein Wort mit ihm von dem allen gesprochen hatte, bevor sie wußte, ob er an so etwas überhaupt dachte, darauf eingehen würde. Mit einer gerichtlichen Scheidung sind ja auch soviel fatale Äußerlichkeiten und Umstände verbunden; für einen Menschen von empfindlicher Seele, wie Dichter es doch zu sein pflegen, beinah tödliche.

Etwas anderes also: sie mußte ihn sprechen. Ihn sprechen, nicht damit sie ihn kennen lernte, denn sie kannte ihn ja; nach allem, was sie gehört, was sie sich im Geiste zurechtgelegt hatte, kannte sie ihn jetzt ganz genau, ihn und das Weib.

Aber wie war das zu machen? Ohne daß es Aufsehen erregte? Denn so stolz sie sich über ihre Umgebung hinwegsetzte, so eindringlich sie sich wiederholte, daß es sich um ein ideales Unternehmen, um die Befreiung eines Geistes aus lähmenden Verhältnissen handelte, in ihrem verschwiegensten Innern war bei dem allen etwas — wenn nur das nicht gewesen wäre! Wenn nur bei dem Gedanken, daß er zu ihr kommen, ganz allein mit ihr sein, sie aus nächster Nähe mit den lodernden Augen verzehren würde, nicht dieses heiße Aufwallen ihres Blutes, dieses hilflos-wonnige Erbeben ihrer innersten Organe, dieses durch alle

Nerven prickelnde körperliche Wohlgefühl gewesen wäre! Ja — körperlich. Sie wollte es nicht Wort haben, wollte es sich ableugnen, wehrte, bäumte sich dagegen, und dennoch war es nicht wegzuleugnen und fortzuschaffen, dieses verhaßte, erniedrigende, dieses körperlich wonnige Wohlgefühl.

Alle möglichen Entwürfe schwirrten ihr durch den Kopf: eine Herrengesellschaft wollte sie geben; dazu konnte sie ihn einladen ohne die Frau. Aber zu einer solchen mußten auch noch andere geladen werden — wer sagte ihr, daß sie Gelegenheit finden würde, mit ihm unter vier Augen sich zu unterhalten? Außerdem — ihn jetzt schon wieder einladen, den fremden Mann, das mußte Aufsehen erregen. Namentlich jetzt, wo Aufpasser lauerten. Denn das fühlte sie ja, daß Aufpasser lauerten — ein Gefühl, das sie früher nie gekannt hatte, Mißtrauen, kroch sie an.

Dann wieder kam ihr der Gedanke, ihn in die Redaktion der Zeitung zu berufen. Das konnte ihr niemand verwehren, natürlich, aber wundern konnte man sich, wundern würde man sich, das war gewiß. Also wieder Aufsehen, und Aufsehen sollte nicht sein.

Und nachdem sie so einen Plan nach dem andern gefaßt und wieder verworfen hatte, kam am nächsten Tage auf die allereinfachste, darum unerwartetste, ganz unauffällige Art die Lösung: Herr Edgar Martisius machte Besuch. Er war bei Frau Schellram zu Gast gewesen — als höflicher Mann kam er am zweiten Tage, seine Karte bei Frau Schellram abzugeben. Seine Frau hatte er natürlich zu Hause gelassen, hatte ihr überhaupt gar nichts von seinem Vorhaben gesagt. Wozu sollte er? Sie war ja doch bloß als Anhängsel von ihm, gar nicht um ihrer selbst willen eingeladen worden. Ursprünglich hatte er auch wirklich nur seine Karte abgeben wollen; erst im letzten Augenblick, als er sie dem Diener bereits eingehändigt hatte, war es ihm eingefallen, zu fragen, ob die gnädige Frau empfinge. Der Diener, der noch nicht lange im Hause war und nicht Bescheid wußte, hatte erwidert, daß er fragen würde.

Frau Leontine war in ihrem Kabinett, als die Karte gebracht wurde. Indem sie den Namen darauf las, stieg ihr das Blut wie eine Flutwelle zu Kopf; in ihren Ohren entstand ein solches Sausen, daß sie die Frage des Dieners, ob er den Herrn einlassen solle, zuerst gar nicht verstand. Erst nachdem er noch

einmal gefragt hatte, kam es ihr zum Bewußtſein, daß ſie unmittelbar vor die Entſcheidung geſtellt war, und die ſonſt ſo raſch entſchloſſene Frau war im erſten Augenblick wie gelähmt. Sie mußte das Geſicht abwenden, damit der Diener die Beſtürzung darin nicht ſah; ein lautloſer Kampf durchwühlte ſie. Allem zum Trotz, was ſie geſtern gedacht, erwogen und geplant hatte, erhob ſich ihr Inſtinkt zu einem kreiſchenden Schrei: „Nimm ihn nicht an! Laß ihn nicht herein!“ Dann kam wieder ihr Stolz empor und entrüſtete ſich über die feige Nervenſchwäche, der ſie unterlag; ihr Verſtand ſagte ihr, daß nicht das mindeſte geſchehen ſei, was ſie nicht ſelbſt gewollt und gewünſcht hatte. Nur das Unerwartete, daß er gekommen war, ſtatt daß ſie ihn hatte rufen laſſen, hatte ſie ſo überraſcht. Daher dieſer jähe Schreck, dieſer törichte Schreck. Warum denn ihn nicht empfangen? Da es ſich doch um eine ganz ideale Sache handelte. Jawohl. Beinah laut ſprach ſie das vor ſich hin: „Eine ideale Sache.“ Und dann, als wenn ſie dem unerträglichen Zuſtande kurz entſchloſſen ein Ende machen wollte, warf ſie das Haupt zu dem harrenden Diener herum: „Laſſe bitten!“ ſagte ſie.

Draußen hatte unterdeſſen Edgar Martiſius gewartet. Auch er, ſo ſehr er ſich den Anſchein zu geben bemühte, keineswegs ruhig, ſondern höchſt erregt. Er hatte den Diener in den inneren Gemächern verſchwinden ſehen. Er zählte die Sekunden. Es dauerte lange, bis daß er wiederkam. Je länger es dauerte, um ſo ſtärker wuchs ſeine Spannung. Jetzt mußte ſie ſeine Karte in Händen haben, und jetzt, das ſagte ihm der Inſtinkt, wütete da drinnen ein Sturm: „Soll ich ihn einlaſſen oder nicht?“ Endlich klappte die Tür; der Diener kam zurück. Edgar Martiſius war an das Flurfenſter getreten und beſchaute, anſcheinend mit größter Aufmerkſamkeit, die Glasmalerei des Fenſters; nur ſein ohnehin bleiches Geſicht war noch um eine Tönung bleicher geworden.

„Gnädige Frau laſſen bitten.“ Edgar Martiſius trat vom Fenſter zurück, nickte leicht mit dem Kopfe und ließ ſich von dem Diener beim Ablegen des Überziehers behilflich ſein.

Während das geſchah, ſchlug ihm das Herz an die Rippen. Eigentlich war ihm unheimlich zumute, eigentlich hatte er beinah Angſt, aber in all das beklemmende Gefühl miſchte ſich ein triumphierendes: „Alſo doch!“ Solange gerungen, ſolange aufbegehrt, aber die Witterung ſeiner Nähe war dennoch mächtiger

gewesen als Stolz und Trotz und alles. In seinen Ohren läutete es wie von Stimmen, und aus dem Geläut kam wie ein einzelnes, feines Glöckchen ein Vers, den er einmal vor Jahren, da in der Buchhandlung „am Markt", als er noch „alte Schmöker" las, irgendwo aufgeschnappt hatte: „Der Zauber reißt nicht, meine Geister folgen" — von Shakespeare, wenn ihm recht war, oder irgend sonst einem Alten — aber es stimmte.

Der Diener schritt voran. Er folgte ihm. Einen ziemlich langen Weg hatte er zu machen von Zimmer zu Zimmer. Er stellte bei sich fest, daß sie ihn nicht in irgendeinem beliebigen, daß sie ihn offenbar im innersten Raum, im Allerheiligsten empfangen wollte. Dazu die dicken, weichen Teppiche, über die er dahinging, die Bilder und Spiegel, die von den Wänden leuchteten, der warme, feine Duft, der sich rings verbreitete — wirklich, als wenn er in einen Zauberpalast einträte, und drinnen, ganz drinnen saß die Märchenkönigin. Das unheimliche Bangen, das ihn vorhin erfüllt hatte, wurde zu einer wollüstigen Beklemmung. Jetzt aber, als der Diener die letzte Tür öffnete, schlug ihm das Herz wieder, als wenn es zum Halse hinausfliegen wollte — er war an ihrem Kabinett angelangt — hoch aufgerichtet stand die Gebieterin all dieser Herrlichkeit, Frau Leontine Schellram, und aus ihrem in bleicher Erregung erstarrten Gesicht sahen ihn zwei Augen an, mit einem Blick, vor dem er in unwillkürlicher Scheu die Augen senkte, während er den Rücken in tiefer Verbeugung niederbog. Sobald die Gefahr aus Traum und Einbildung heraus und leibhaftig auf sie zutrat, stand der unerschrockene Geist der Frau wieder auf; sie war gefaßt, so völlig gefaßt, daß sie die Beklommenheit, die ihn gefangen hielt, mit aller Ruhe zu beobachten vermochte. Diese seine Verlegenheit gab sie sich selbst ganz zurück; sie war die Beherrschende, die Gebende — es war alles, wie es sein sollte. Diese Schüchternheit gefiel ihr an ihm; wo war denn der Eindringling, der dreiste, der freche, vor dem sie sich gefürchtet hatte? Einbildung alles; ein armer, hilfloser Mensch stand vor ihr, seiner Hilflosigkeit bewußt. Ein großes, schönes, warmes Gefühl quoll in ihr auf und gab ihrer Stimme einen wohltuenden Klang, als sie mit freundlicher Gebärde, auf einen Stuhl zeigend: „Bitte, nehmen Sie Platz und legen Sie ab," sagte.

An dem kleinen Tische, auf dem seine Erzählung gelegen hatte, saßen sie sich gegenüber. Edgar Martisius immer noch

mit gesenktem Blick, fast hörbar atmend. Wie ein Blitz zuckte alles noch einmal in ihm auf, all die wilden, wüsten Gedanken, mit denen er die Frau da betastet hatte, die so ernst, so bedeutend vor ihm saß. Das, was ihm Kraft verlieh, der sinnliche Rausch, war für den Augenblick verflogen, niedergedrückt durch eine höhere Macht; er fühlte sich klein, fürchterlich klein. Frau Schellram machte sich klar, daß sie ihm helfen, daß sie anfangen mußte, und das war ja auch nur in der Ordnung.

„In meiner Zeitung," sagte sie, „ist eine Erzählung von Ihnen erschienen" — sie machte eine Pause — sollte sie ihm sagen, daß sie die Erzählung gelesen hatte? „Sie wird verschieden beurteilt. Aber jedenfalls hat sie Interesse erweckt."

Edgar Martisius hatte, ohne die Augen zu erheben, ihren Worten gelauscht. Anfänglich hatte er geglaubt, daß sie seinen Besuch angenommen hätte, weil es sie nach dem verführerischen Mann verlangte; als er sie dann so ruhig, beinah mütterlich sich gegenübersah, war er daran irregeworden. Jetzt merkte er, daß sie ihn als Schriftsteller gerufen hatte — da traf sie freilich seine schwächste Seite. Er wurde immer kleinlauter.

„O," versetzte er, „ich mache mir gewiß keine Illusionen über das, was ich geschrieben habe. Aber," — er stammelte beinah — „wenn man in der traurigen Lage ist, daß man schreiben muß, weil — weil einem das Messer an der Kehle sitzt —"

Er brach ab. Er hatte das eigentlich nur gesagt, um überhaupt etwas zu sagen, wie eine Redensart. Daß er in der Zeit, als noch der lachsfarbene Teppich unter seinen Füßen lag, weder Gutes noch Schlechtes, sondern gar nichts geschrieben hatte, das wußte er ja wohl. Die Frau aber mit dem großen, naiven Herzen nahm jedes seiner Worte als vollwichtige Münze; jedes seiner Worte war ja eine Beglaubigung dafür, daß sie richtig in ihm gesehen hatte; wenn er nach einer recht feinen Schmeichelei gesucht hätte, um sie zu gewinnen, er hätte keine wirksamere finden können als diese Worte, mit denen er ihr das Zeugnis ausstellte, was für eine Seelenkennerin sie sei.

„Das habe ich mir ja gedacht," sagte sie, und der Ton, mit dem sie es sagte, war so von Teilnahme durchzittert, daß er das Haupt emporhob. Ihre Augen ruhten auf ihm, und er fühlte sofort, daß sie die ganze Zeit, während er zu Boden starrte, auf ihm geruht hatten; ein Schimmer war darin, eine beinah zärtliche Weichheit, die sich, um sich nicht zu verraten, hinter

einem Lächeln versteckte. Und plötzlich war ihm die Empfindung wie neulich Abend wieder wach, als er ihre Schultern angesehen und sich gesagt hatte, daß sie wie zwei Pfeiler wären, auf die man sich stützen könne. Und plötzlich kam es ihm zum Bewußtsein, daß diese Frau da, diese mächtige, reiche, ihn schützen, ihm helfen wollte, ihn nur hatte hereinkommen lassen, weil es sie danach verlangte, ihm zu helfen. Die Leidenschaft, die einzige, über die seine Natur gebot, sich in Schutz nehmen, sich füttern und beschenken zu lassen, stand mit einem Schlage in ihm auf; und diese Bettlergesinnung war seine Kraft. Sobald er wahrnahm, daß ein Mensch da war, der ihm zu geben willens und imstande war, wurde er warm, dann entstand ein Gefühl in ihm, das der Liebe beinah ähnlich sah, ähnlich wie ein Similibrillant einem echten, das ihn selbst betrog, so daß er sich für einen Augenblick einbilden konnte, er liebte wirklich. Dies alles empfand er jetzt Frau Leontine Schellram gegenüber, und von dem Instinkt geleitet, der ihm bei solchen Gelegenheiten wie ein immer hülfsbereiter Begleiter zur Seite war, streckte er plötzlich die Hand aus und ergriff ihre Hand, die auf dem Tische lag.

„Gnädige Frau," sagte er, „wie gütig Sie sind!"

Seine Stimme hatte einen weich verschleierten Klang als käme sie aus tiefster Brust, und als hätte sich in dieser Brust verhaltene Leidenschaft gesammelt und gehäuft. Indem er ihre Hand ergriff, fühlte er, wie diese zuckte; nicht die Hand nur, er fühlte, wie der Leib, zu dem die Hand gehörte, aufzuckte, wie das ganze Weib bei seiner Berührung erbebte. Der dunkle Ratgeber in seinem Innern, der ihm zuflüsterte, wann es Zeit war, „in das Weib einzubrechen", erhob seinen Ruf und sagte ihm, daß die hoheitsvolle Fassung und Besonnenheit, die ihm da gegenüber saß, eine Hülle war, hinter der es glühte und schwelte. Frau Leontine wollte ihm die Hand entziehen; er ließ sie nicht los; mit beiden Händen griff er danach, beugte sich und zog sie an die Lippen, indem er ihr die Lippen in die innere Handfläche drückte, und nicht die Lippen nur, sondern das ganze Gesicht. Zweimal, dreimal küßte er sie in die Hand, dann richtete er das Haupt auf; die Stirnlocke hatte sich ihm gelöst und hing wie eine dunkle Flocke in die weiße Stirn. In dem bleichen Gesicht brannten die düsteren Augen wie sengende Kohlen. Er erhob die Augen zu ihr, und als die Frau den Blick empfing, wogte ihr die Brust auf, sie entriß ihm die Hand, sprang vom

Stuhle und mit fliegendem Atem durchmaß sie das Zimmer, hin und her und noch einmal her und hin.

Auch er war aufgestanden. Gesenkten Hauptes, wie erschrocken stand er an seinem Platze, wie jemand, der nachträglich bereut, daß er sich von leidenschaftlicher Aufwallung hat hinreißen lassen. „Verzeihen Sie," murmelte er, „meine Dankbarkeit —" und noch etwas Unverständliches; dann machte er eine Bewegung, als wollte er nach dem Hut greifen.

Als Frau Leontine das gewahrte, wandte sie sich hastig um. „Bleiben Sie," sagte sie, „wir haben noch zu sprechen."

Beide setzten sich wieder einander gegenüber, ohne einander anzusehen.

„Sie haben" — die Worte kamen, von der Erregung zerstückt, nur stoßweise aus ihr hervor — „Sie haben früher in — anderen, in besseren Verhältnissen gelebt?"

Er neigte schweigend, mit schmerzlicher Bestätigung das Haupt.

„Der Vater Ihrer Frau — hat Bankerott gemacht?"

Er bestätigte, stumm wie vorher.

„Dadurch — sind Sie in solche — traurige Lage geraten?"

„Allerdings!" erwiderte er. Er brachte das Wort kurz, laut, mit dem Ausdruck moralischer Entrüstung heraus. Er hatte sich aufgereckt, er sah Frau Schellram mit einem Blick an, in dem sich Kummer und Zorn mischten, als wollte er sagen: „Fühlst du, was man an mir getan hat?"

Sie fühlte es.

„Das ist traurig," sagte sie mit bedecktem Ton, „das ist sehr traurig."

Dann trat eine Pause ein.

„Ich denke mir," hob sie mit etwas schwankender Stimme wieder an, „wenn Sie in weniger sorgenvoller Lage wären, würde das Ihrem Schaffen zustatten kommen; Sie würden — ruhiger, reifer anschauen und — und auch innerlich fester geschlossen schreiben."

Edgar Martisius hörte aus ihren Worten heraus, daß sie seine Erzählung gelesen und daß sie ihr nicht gefallen hatte. Aber er äußerte sich nicht, sondern begnügte sich mit einem verständnisvollen Seufzer.

„Ich habe gehört, Sie wohnen in einer häßlichen Gegend, in einer sehr schlechten Wohnung. Ich habe ein Gefühl, das

alles ist nichts für Sie, das drückt Ihre Stimmung nieder, lähmt Sie."

Er ließ noch einmal einen Seufzer, einen noch rauschenderen, hören und beugte das Gesicht auf den Tisch, daß er mit dem Kinn beinah auf die Tischplatte stieß. „O, entsetzlich, gnädige Frau, entsetzlich!"

Abermals entstand ein Stillschweigen; in dem Gesicht von Frau Leontine züngelte ein Erröten auf: „Es gibt ja hier draußen im Westen sehr hübsche Gartenwohnungen, sehr stimmungsvolle, wie die Herren Dichter sie brauchen" — das Lächeln, das diesen Satz begleitete, kam etwas gezwungen heraus — „nur — es sind selten Familienwohnungen, meistens Quartiere für alleinstehende Herren oder Damen —" sie brach ab. Es wurde ihr schwer, beinah unmöglich, weiterzusprechen. Der Gedanke, ihm eine solche Gartenwohnung gewissermaßen als Zufluchtsstätte anzubieten, war ihr ganz plötzlich, im Gespräch mit ihm gekommen. Jetzt, da sie dem Gedanken Worte geben wollte, blieben ihr die Worte im Halse stecken.

Edgar Martisius hatte, ohne mit einer Wimper zu zucken, in schweigender Demut gelauscht. Der ganze inwendige Mensch in ihm aber lag auf der Lauer wie ein Jagdhund, mit witternder Nase, mit gespitzten Ohren. Da kam ein Vorschlag, das erste handgreifliche Anerbieten. Und was für eines! Was für eines!

Er merkte der Frau die Verlegenheit an. Diese Verlegenheit machte ja alles, was sie sagte, doppelt wertvoll. Ein Geheimnis würde zwischen ihnen sein! Aber er fühlte, daß er auch seinerseits etwas tun, daß er ihr helfen mußte, damit die Regung nicht stecken blieb.

„Gnädige Frau meinen, eine solche Wohnung würde nicht genügend Raum bieten für mich und meine Frau" — er sprach ohne jede Erregung, wie in sachlicher Erwägung — „aber ich glaube" — ein resigniertes Lächeln glitt um seinen Mund — „meine Frau würde nicht übermäßig schwer daran tragen, wenn sie — eine Zeitlang — nun, sagen wir — ohne mich auskommen müßte."

Frau Schellram sah ihn an. Der Ton seiner Worte, der Ausdruck seines Gesichtes, alles wieder eine Bestätigung dessen, was sie sich im stillen zurechtgelegt hatte: das Weib konnte seiner

Puppe keine schönen Kleider mehr anziehen, nun war ihr die Puppe selbst langweilig geworden.

„Würde Ihre Frau vielleicht zu ihren Eltern nach Haus gehen?“ forschte sie.

Er zuckte die Achseln, als wollte er sagen: „Da ist ja nichts mehr zu holen.“

„O,“ sagte er dann, „meine Frau ist in der Beziehung ja viel glücklicher als ich; sie leidet unter der Misere, in der wir leben, viel weniger als ich. Ich glaube wirklich, sie fühlt sich in der Wohnung, in der wir wohnen, so schauderhaft sie ist, verhältnismäßig ganz wohl.“

Bei dem kalten Egoismus, mit dem er über Leonore hinweg nur auf sein eignes Schicksal sah, war es denkbar, daß er wirklich glaubte, was er da sagte. Jedenfalls brachte er es in einem so überzeugten Tone hervor, daß Frau Schellram vollständig von der Wahrheit seiner Worte durchdrungen war.

„Wenn ich Sie recht verstehe,“ sagte sie mit einem gewissen erstaunten Zögern, „so — so ist sich Ihre Frau in ihrer Empfindung nicht recht klar darüber, in welch einer für Ihr Schaffen ungünstigen Verfassung Sie sich befinden?“

Edgar Martisius ließ wieder ein Lächeln spielen, diesmal ein etwas bitteres: „Jedenfalls habe ich bisher selten, ich muß wohl eigentlich sagen — noch nie ein Wort von ihr darüber vernommen.“

„Und doch — ist sie es eigentlich, die Sie in die Lage versetzt hat.“

Frau Schellram hatte dieses nur halblaut, gleichsam sondierend gesagt; es war die erste Anklage, die sie ihm gegenüber gegen seine Frau erhob — wie würde er es aufnehmen?

Er nahm es stumm, ohne Erwiderung, nur mit einem abermaligen tiefen Seufzer auf, der soviel andeuten mochte wie: „Du hast ja natürlich recht, aber ich mag es nicht aussprechen.“

Ob es Berechnung bei ihm war, daß er, statt sich in Anklagen über Leonore zu ergehen, nur den tief verletzten, aber mit seinem Urteil zurückhaltenden Gatten spielte? Ob der Instinkt ihm sagte, daß es richtiger war, wenn er die Frau dort, von der er ja immer deutlicher merkte, daß sie darauf hinaus wollte, ihn von seiner Frau loszumachen, ganz mit ihren Gedanken und Vorschlägen herausrücken ließ, statt daß er einen entgegenkommenden Wunsch äußerte und dadurch vielleicht Verdacht er-

weckte — jedenfalls hatte er wieder das Rechte getroffen: Frau Leontine gewann aus seiner zurückhaltenden Art die Überzeugung, daß sie es mit einem Manne zu tun hatte, der sein Schicksal mit Ernst empfand, mit Würde trug — und der in Bescheidenheit darauf wartete, daß eine hülfreiche Hand sich ihm entgegenstrecken und ihn aus den Nöten reißen würde.

Worauf also wartete sie noch? Die Stunde war da.

Wer die Helferin war, die ihm die Hand reichen konnte, ihm helfen mußte, helfen wollte, wußte sie das nicht? Daß er von dem Weibe los mußte, wußte sie das nicht? Daß es keine Rettung für ihn gab, als wenn er von dem untergeordneten Geschöpf loskam, das ihn ins Verderben gerissen hatte, das ihn nicht verstand, hatte sie sich das nicht wieder und immer wieder klargemacht? Und jetzt zauderte, stockte und scheute sie. Warum? Nur, weil ihr zum Bewußtsein kam, daß sie in eine Ehe, ein von der bürgerlichen Anschauungsweise für heilig erklärtes Verhältnis eingreifen wollte? Das war ja Unsinn! War ja lächerlich! Von einem albernen Kinde leichtfertig geschürzt, ein solches Verhältnis heilig? Ein Zustand, unter dem ein schaffensfreudiger Geist die Freudigkeit verlor und verwelkte, der sollte unangreifbar sein? Nur darum, weil er einmal da war? Wenn sie solcher kleinbürgerlichen Philistermoral gefolgt wäre, dann wahrlich hätte sie sich das mächtige Leben nicht gebaut, das sie sich errichtet hatte, auf dem sie jetzt thronte. Feigheit, erbärmliche, und weiter nichts! Wenn sie auf ihrem Lebenswege feige gewesen wäre, wahrhaftig, sie wäre nicht dahin gekommen, wo sie jetzt stand, wie eine Sonne stand, an deren Strahlen das Leben erwachte und Fruchtbarkeit gedieh, Nahrung spendend für Unzählige, die ohne sie verhungert wären. Und jetzt schwachmütige Rücksicht? Nimmt die Sonne Rücksicht? Dann wäre sie eine Nachtlampe, aber keine Weltenleuchte! Nein, sie weiß von Rücksicht, Mitleid und dem, was man so Barmherzigkeit nennt, nichts; sie leuchtet immer und allen, und einigen zum Tode, denn manche Pflanzen verbrennen an ihr. Das ist dann deren Sache, das sind eben keine Sonnenkinder gewesen, haben in den Garten des Lebens überhaupt nicht gehört; und wenn sie verkohlt und verwelkt sind, reißt man sie aus der Erde und wirft sie dahin, wo man das Unkraut hinwirft, wo sie hingehören.

Mit einer jähen Bewegung erhob sie sich vom Stuhl. Edgar Martisius wollte ebenfalls aufstehen, aber er kam nicht dazu.

Sie war einen halben Schritt auf ihn zugetreten, sie sah auf ihn herab, und von dem Blick fühlte er sich wie an den Sitz gebannt. Es war ein so merkwürdiger Blick, aus weit aufgetanen, leuchtenden Augen, der sich wie eine Last auf ihn legte; und eine Last lag wirklich darin, ihre ganze, mächtige Seele, die sie wie einen großen Reichtum auf den Mann, auf diesen Mann herniedergehen ließ.

„Ich möchte Ihnen helfen," sagte sie, und das Wort hatte einen andern Klang als alles, was sie bisher gesprochen, einen hellen, sicheren, freudigen, der sich anhörte, als öffnete sich mit dem Wort eine andere Welt, ein neues Leben.

Edgar Martisius sah zu ihr empor. Indem sie da vor ihm stand, hoch aufgerichtet in ihrem kraftvoll geschlossenen Gliederbau, überströmend von Fülle in Blick und Wort und jedem Atemzuge, die ganze Persönlichkeit wie eine Verkörperung der Gebefreudigkeit, überkam ihn ein vielleicht noch nie gekanntes Gefühl, zum ersten Male wirkliche Ehrfurcht, nicht nur sinnlicher Drang, sondern innerlicher Respekt vor einem weiblichen Wesen. Solch einer Frau war er ja noch nie begegnet! Das war ja wirklich ein ganz besonderer Mensch von höherer Art! Es wurde ihm unmöglich, so vor ihr sitzen zu bleiben, wie er saß; aufzustehen und neben sie hinzutreten, die er so hoch über sich empfand, vermochte er auch nicht; darum, wie einer dunklen Gewalt gehorchend, ließ er sich vom Stuhle auf die Knie herabgleiten, und so, mit beiden Händen ihre Hände ergreifend, lag er zu ihren Füßen.

„Gnädige Frau," sagte er, und diesmal war das Stammeln seiner Stimme nicht zurechtgemacht, sondern echt, „ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll."

Er hatte das Haupt nicht erhoben, er wagte es nicht, die Frau in diesem Augenblick mit seinem dreisten Blicke anzutasten; sein Gewissen sagte ihm, daß, wenn er es täte, er sein eigenes Bild, das sich so unverdientermaßen schön in der Seele dieser Frau widerspiegelte, verunreinigen würde. Das alles verlieh seiner in scheuer Demut niedergebeugten, beinah gebrochenen Gestalt eine eigenartige Anmut, etwas Gewinnendes, Rührendes. Und so empfand es die Frau. Wie ihr das Traumbild es vorgeführt hatte, daß er zu ihren Füßen liegen würde, so in Wirklichkeit, Hülfe erflehend, lag er da. Der dämonische Mensch so bescheiden, die gefährlichen Augen so machtlos gesenkt, das dunkle

Haupt, auf dem sich die Locken verwirrt und gelockert hatten, so beinah kindlich an sie gedrückt, daß sie die Berührung seines Gesichts an ihrem Knie verspürte. Ja, sie spürte es — und plötzlich überkam sie ein rasendes, schier unwiderstehliches Verlangen, die Hände um sein Gesicht zu tun, sein Haupt emporzuziehen, ihre Lippen zu senken, auf sein Haupt, in seine Locken, und — und zitternd am ganzen Leibe riß sie ihre Hände von ihm los.

„Stehen Sie auf," sagte sie, „stehen Sie auf!"

Diesmal dauerte es ziemlich lange, bis daß Frau Leontine wieder in ruhigeres Gespräch einzulenken vermochte, in ruhigeres, nicht in gleichgültiges. Das Schleusentor war aufgezogen, hinter dem der Strom der Zukunft sich gestaut hatte, nun kamen die Wellen in Gang.

„Wenn ich Ihnen vorschlüge," hob sie an, „daß Sie sich eine solche Wohnung, wie wir es besprochen haben, solch eine Gartenwohnung, suchten, und — wenn ich Ihnen anböte, daß ich Ihnen — die Mittel — um eine solche Wohnung zu mieten und vielleicht einzurichten, wie Sie sie für — Ihre Stimmung und Ihr Schaffen brauchten — also — kurz und gut — würden Sie mir das erlauben?"

Edgar Martisius machte vom Platze aus, wo er saß, eine tiefe Verbeugung.

„Wenn ich Ihnen etwas vormachen wollte," erwiderte er ruhigen Tones, „würde ich mir jetzt den Anschein geben, als wüßte ich nicht, was ich auf Ihren Vorschlag antworten soll. Aber Sie haben vorhin schon von mir erfahren, gnädige Frau, wie dankbar ich Ihr gütiges Anerbieten empfinde, wie es meinen tiefsten Bedürfnissen geradezu wunderbar entgegenkommt. Und also erlaube ich mir, Ihnen zu erwidern: ich nehme an."

Sie atmete laut auf. Wie vernünftig er gesprochen hatte! Wie es ihr wohltat, daß er ihr durch seine einfachen Worte bewies, daß sie wirklich auf dem Wege zu einer guten Sache war, so sonderbar der Weg vielleicht auch aussah! Ihre Augen hüllten sich wieder in den sanften, beinah zärtlichen Schimmer, der sie vorhin so schön gemacht hatte.

„Wie ich mich freuen würde," sagte sie mit weicher Stimme, „wie aufrichtig ich mich freuen würde, wenn Ihnen da etwas so recht Gutes, Bedeutendes gelänge!"

Er schwieg. Jedesmal, wenn sie von seiner Schriftstellerei anfing, wenn er merkte, was für Erwartungen sie daraufsetzte,

wurde ihm unheimlich zumut. In der Stimmung aber, die ihn jetzt berauschte, bei dem Anblick auf das neue, wundervolle Dasein, das sich vor ihm auftat, voller Reichtum, Freiheit und Behagen, überkam ihn der Taumel, der ihn wirklich an eine schaffende Gewalt in seinem Innern glauben machte.

„Ich will es versuchen," rief er laut, „gnädige Frau, ich will es versuchen!"

Er hatte ihr wieder die Hand über den Tisch hin zugestreckt. Jetzt war sie es, die ihre Hand in seine legte. Mit heißem Druck hielt er sie umspannt; dabei sah er ihr in die Augen, nicht mit dem wüsten, verzehrenden Ausdruck von neulich Abend, aber mit einem festen, feurig strahlenden Blick. Ihre Augen gingen in die seinigen, und indem beide sich also ansahen, war es, als tauschten sie schweigend ein Versprechen. Hinter dem, was sie versprach, stand als Bürge ein ganzes Leben mit seinem Ertrag und eine ausgereifte Natur — hinter seiner Verheißung ein enthusiastischer Augenblick, der ihn über sich selbst erhob. Ob sie sich des Unterschiedes bewußt war? Schwerlich. Wenn reife Frauen für junge Männer erwarmen, heizen sie mit ihrem Verstand.

Aber nun, nach Taumel und Rausch, hieß es nüchtern werden und zu praktischen Maßregeln kommen.

„Möchten Sie sich aufmachen," fragte Frau Leontine, „sich eine Wohnung zu suchen, die Ihnen zusagt? Da wir einmal erkannt haben, daß es notwendig ist, sehe ich nicht ein, warum wir warten sollten."

Er nickte zustimmend. Er war ganz ihrer Ansicht. Heute noch würde er sich auf die Suche begeben.

„Und werden mir schreiben, wenn Sie etwas Passendes gefunden haben?"

Er würde ihr umgehend brieflich Nachricht geben.

„Und — und —" eine schüchterne Verlegenheit erschien in ihrem Gesicht und verlieh den großen Zügen den Ausdruck beinah mädchenhafter Scheu, der ihr Antlitz, wenn er darin auftauchte, so lieblich erscheinen ließ — „und Sie werden, wenn Sie die Wohnung aussuchen und an die Einrichtung gehen, keine — falsche Bescheidenheit sprechen lassen? Denn Sie wissen, daß es falsch sein würde, daß es gern — wirklich sehr gern geschieht."

Edgar Martisius war es, als müßte er sich auf die Lippen beißen, als vernähme er in seinem Innern ein Lachen, das nicht

heraus durfte. Er ließ einen streifenden Blick über sie hingehen, und als er bemerkte, daß jetzt sie das Gesicht gesenkt hatte, blieben seine Augen auf ihr ruhen. Wie sie dasaß in ihrer Befangenheit, mit niedergeschlagenen Augen, sie, die ihm alles entgegenbrachte, als müßte sie es von ihm als Gnade erbitten, daß er nur annähme! O Weiber — gutmütiges Geschlecht! Wie er es ihr ansah, anfühlte, das glühende Begehren, ihm geben, ihn überschütten zu dürfen! Das war ja Fortunats Glücksbeutel, was sich da vor ihm auftat, in den man nur hineinzugreifen brauchte, um jedesmal eine Handvoll Gold herauszuziehen. Die gierige Natur sprang in ihm auf und zuckte wie ein Blitz aus seinen Augen. In dem Augenblick aber richtete sie das Haupt auf; alles was soeben in seinem Gesicht gewesen war, verschwand daraus; nur ein ergebenes Lächeln blieb zurück.

„Gnädige Frau," sagte er, „meine Frau hat einmal von mir behauptet, ich hätte die Bedürfnisse eines Krösus. Das war natürlich übertrieben, aber — es gibt ein Gedicht — ich weiß nicht, ob Sie es kennen — ‚Arion war der Töne Meister', so fängt es an — ich habe nämlich in früheren Jahren sehr viel in alten Büchern gelesen — in dem Gedicht sagt Arion, als er ins Meer geworfen werden soll und noch einmal ein Lied singen will und sich dazu in seinen Sängerschmuck kleidet: ‚Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin' — und bis auf einen gewissen Grad muß ich das auch wohl von mir sagen."

Sein Lächeln war, indem er sprach, in ein behagliches Lachen übergegangen. Frau Leontine stimmte darin ein. Sie kannte das Schlegelsche Gedicht, von dem er sprach, sie erinnerte sich sogar, daß sie es einmal in der Schule deklamiert hatte. „Der Jüngling hüllt die schönen Glieder in Gold und Purpur wunderbar" — das war ihr im Gedächtnis geblieben. Unwillkürlich sah sie ihn darauf an, wie er sich wohl als Arion ausnehmen würde, im niederwallenden Talar, die Locken vom grünen Lorbeer durchflochten.

„Nun," sagte sie heiteren, beinah ausgelassenen Tones, „was Sie an Schmuck und Umgebung für nötig erachten, damit Apoll Sie hinreiße, das ist Ihre Sache. Ihnen das alles so zu besorgen, daß der Gott keinen Anstand nimmt, bei Ihnen einzutreten, das ist meine Sache. Und daß er Sie wirklich hinreißt, das ist seine Sache und die Hauptsache. So, denk' ich, sind die Rollen verteilt?"

„Allerdings," erwiderte er, „und ich habe nur noch zu fragen," er ließ den heiteren Ton, in dem er gesprochen hatte, ernst werden und die Stimme sinken — „ob Sie mir, gnädige Frau, später einmal die Huld gewähren und sich das Zauberreich, das ich mir schaffen soll, zu dem Sie mir so überfreigebig die Hand bieten, selbst einmal werden ansehen wollen?"

Frau Leontine wandte das Haupt ab. Sie war so heiß errötet, daß ihr Gesicht ganz in Glut getaucht erschien.

„Das — sind Fragen für später," murmelte sie, „das wollen wir jetzt nicht erörtern." Dann kehrte sie sich ihm wieder zu. „Aber wie haben Sie sich das gedacht?" fragte sie; „werden Sie die Wohnung nur benutzen, um tagsüber darin zu arbeiten, und dann — am Abend —?"

„Zu meiner Frau heimgehen?" unterbrach er sie. „Nein. Sondern ich werde überhaupt ganz und gar für mich in der Wohnung bleiben."

Er sagte dies mit einer Entschiedenheit, daß man ihm anhörte, wie völlig er sich schon mit dem Plane vertraut gemacht und sein ganzes künftiges Leben danach eingerichtet hatte.

„Also — ganz von ihr getrennt —"

Sie stockte etwas, indem sie das sagte; um so rascher aber erfolgte seine Entgegnung: „Vorläufig wenigstens allerdings. Ja." Dann richtete er den Blick auf sie: „Wenn ich gnädige Frau richtig verstanden habe, hatten Sie es doch auch nicht anders gedacht?"

Nein gewiß, anders hatte sie es auch nicht gedacht; ihn losmachen von seiner Frau, das hatte sie ja gewollt. Und doch — als es nun kam — war es wieder die Philistermoral, die sich da regte? Oder war es das unwillkürliche Erstaunen darüber, wie schnell er ihre unausgesprochenen Gedanken erfaßt hatte und zu den seinigen machte?

„Nur — da Sie doch noch verbunden sind," fuhr sie zögernd fort — „ob sie nicht fragen wird — wenn Sie nicht mehr zu ihr kommen?"

Er überlegte. Sicherlich würde sie sich wundern; wahrscheinlich würde sie fragen, wo er blieb. Dann warf er den Kopf empor: „Ich werde ihr sagen, ich verreise. Als Korrespondent irgendeiner Zeitung." Er sah Frau Schellram mit einem sieghaft gewinnenden Lächeln an: „Zum Beispiel — Ihrer eigenen Zeitung, gnädige Frau."

Sie wollte etwas erwidern, aber er ließ sie nicht zu Worte kommen. „Ich weiß, was Sie sagen wollen. Auswärtige Korrespondenten, wie die politischen Zeitungen, hat Ihr Blatt ja eigentlich gar nicht. Aber es ist ja nur, damit wir ihr einen Grund angeben; von solchen Dingen versteht sie ja nichts."

Frau Schellram verharrte schweigend. Sie war wieder rot geworden. Er wollte also seiner Frau etwas vorlügen, und indem er ihre Zeitung hineinzog, sollte sie gewissermaßen mittun und mitlügen. Das war ihrer ehrlichen Natur zuwider, greulich, unmöglich. Und doch — da er doch nun einmal von ihr los mußte — und sie doch im Augenblick keinen anderen Weg sah —

„Das mit der auswärtigen Korrespondenz," meinte sie, „können wir ja noch überlegen. Aber — wenn Sie ihr sagten — Sie wären in die Redaktion der Zeitung eingetreten und dadurch genötigt, eine nähergelegene Wohnung zu beziehen — und wenn ich Ihnen anböte, daß Sie wirklich in die Redaktion einträten, — dann — wäre das ja nur die Wahrheit?"

Wie elektrisiert fuhr Edgar Martisius vom Stuhle auf: „Gnädige Frau, Sie sind unerschöpflich, wie an Güte so an Kombinationen! Das ist ein prachtvoller Gedanke!"

Aufgeregt durchmaß er das Zimmer: „Natürlich! Nehm' ich an, nehm' ich mit tausend Freuden an! Und nicht nur pro forma; nein, ich werde für Sie arbeiten. Ich habe eine grandiose Idee: Ihrer Zeitung, gnädige Frau, so famos sie ist, sie — ist ja wirklich ganz prachtvoll — Ihrer Zeitung, Sie werden mir das nicht übelnehmen, fehlt etwas: eine stehende Theaterrubrik. Sie bringt ja Notizen, aber keine ausführlichen Besprechungen, Kritiken. Gnädige Frau, ich mache Ihnen einen Vorschlag: erweitern Sie Ihr Blatt! Theater, heutzutage, ist ja von kolossalem Interesse für das Publikum, namentlich das weibliche. Gnädige Frau, erweitern Sie Ihr Blatt; vielleicht ein Beiblatt, alle vierzehn Tage vielleicht, eine dramatische Übersicht. Und mich machen Sie zum Redakteur! Das versteh' ich, Sie werden sehen, das versteh' ich. Werde mich wahrscheinlich selbst dramatisch betätigen, aber später. Jetzt natürlich, in dem Übergang, fehlt einem die Ruhe, die innere Sammlung. Sie begreifen das. Bis dahin wirke ich kritisch. Aber später, wie gesagt, wenn man in die neuen Verhältnisse eingelebt und eingewöhnt ist, dann ist das was anderes; da kann man produktiv werden, selbstschöpferisch. Und dann vielleicht reißt Apoll mich hin."

Er war auf sie zugetreten, stand ihr dicht gegenüber. All die Befangenheit, die ihm bisher immer noch eine gewisse Zurückhaltung auferlegt hatte, war von ihm gewichen; in seinem ganzen Wesen war etwas Fliegendes, das beinah wie Begeisterung aussah. Aus nächster Nähe sah er ihr in die Augen, mit einem triumphierenden Lachen im Blick. Schier atemlos stand Frau Leontine vor ihm und konnte die Augen nicht von ihm wenden. Er sah jetzt wirklich aus wie ein überschäumender Mensch, war in diesem Augenblick wirklich schön.

„Wollen wir es abmachen?" rief er, und ohne weiter zu fragen, ohne sich zu bedenken und zu besinnen, faßte er ihre herabhängenden Hände und zog sie an sich, daß die Frau das Gefühl bekam, als würde er sie in der nächsten Sekunde in seine Arme und an seine Brust reißen.

Sie war völlig benommen. Es geschah ihr etwas, was ihr noch nie geschehen war, solange sie lebte: es bemächtigte sich ihrer ein fremder Wille. Der Vorschlag, die Zeitung für ausführliche Theaterbesprechungen zu öffnen, war ihr schon früher einmal von dem Redakteur gemacht worden. Damals hatte sie ihn ohne weiteres abgelehnt, weil sie deutlich gefühlt hatte, daß eine solche Erweiterung des Blattes aus dessen bisherigem Charakter herausfallen und diesem, das ja kein eigentlich literarisches war, Schaden tun würde. Jetzt kam ihr der nämliche Vorschlag wieder, und jetzt konnte sie nicht „nein" sagen. Konnte nicht, weil er von diesem Mann dort kam. All die Gründe, die sie damals bestimmt hatten, ihre Zustimmung zu versagen, waren ihr vollkommen gegenwärtig, waren alle noch unwiderlegt — und dennoch, weil dieser Mann es wünschte, konnte sie nicht mehr sagen: „Ich will nicht." Ihr Geist war völlig klar, ihr Verstand lehnte sich mit aller Entschiedenheit auf, es war ein verzweifeltes Ringen in ihr — trotzdem, indem sie fühlte, wie seine heißen, weichen Hände ihre Hände hielten und umspannten, drang etwas wie eine dunkle, warme Flut strömend in sie ein, betäubte ihr Denken und schmolz ihre Willenskraft. Ja — als wenn in ihr etwas weich zu werden anfinge, was bis dahin hart und fest und stark gewesen war, als wenn in ihrem Organismus plötzlich ein Muskel versagte, der bis dahin wie eine nie versagende Maschine gearbeitet hatte, so war ihr zumute. Und während sie sich alles dessen mit Bangen, beinah mit einer Art von Grausen bewußt wurde, verursachte ihr dieses Zusammenbrechen ihres Willens

und ihrer Kraft gleichzeitig ein nie gekanntes Wonnegefühl von selbstzerstörerischer Wollust.

„Wir wollen es so abmachen," hauchte sie; „wie Sie wünschen, soll's geschehn."

Kaum vernehmbar hatte sie gesprochen, aber weil sein Gesicht dicht an ihrem Gesicht war, hatte er doch verstanden, was sie sagte. Seine Augen und sein ganzes Antlitz leuchteten wie in Feuer auf, und er zog ihre Hände, die immer noch in den seinigen ruhten, noch einmal, noch dichter an sich, so daß die Frau beinah an seine Brust taumelte.

„Von Apollo haben wir gesprochen," sagte er, „aber wer von uns modernen Menschen glaubt noch an Götter? Aber daß es Göttinnen gibt, die leibhaftig in Fleisch und Blut unter uns wandeln, glaub' ich jetzt, weiß ich jetzt, und solch eine —"

Dicht an ihr Ohr hatte er den Mund gebeugt, seine Worte gingen mit heißem, leidenschaftlich erregtem Flüstern unmittelbar in ihr Ohr; sie spürte seinen Hauch an ihrem Ohr, auf ihrer Wange; sie fühlte sich in seiner Gewalt; im nächsten Augenblick würde sie seinen Kuß auf ihrer Wange, auf ihren Lippen empfinden — mit einem dumpfgebrochenen Laut entrang sie ihm die Hände, stemmte, wie im instinktiven Triebe der Selbsterhaltung, beide Hände gegen seine Brust und drängte ihn zurück. Dann wie betäubt, wie ihrer Sinne kaum mehr mächtig, fiel sie auf den Stuhl. Edgar Martisius stand neben ihr, jetzt über ihr. Indem er auf das zusammengesunkene Weib herabsah, flackerte ein Lächeln über seine Züge. In seiner Vorstellung drängten sich ganze Reihen von Zukunftsbildern: er selbst wie ein Pascha auf seidenen Pfühlen, in Glanz und Wohlleben; demütige Schriftsteller mit tiefer Rückenverrenkung vor ihm, die ihre Bücher vor ihm niederlegten; anmutiger als diese, Schriftstellerinnen, Bühnenanstreberinnen, und, das reizendste von allem, Schauspielerinnen, Sängerinnen, vielleicht gar Tänzerinnen, die zitternd um die Gunst des Gewaltigen buhlten.

Daß er nicht laut aufschrie vor übermütigem Jubel — er mußte gradezu gewaltsam an sich halten. Es würde nicht schön geklungen haben — wahrscheinlich; und sicherlich würde es sie erschreckt haben. Vorsicht, bis man Grund und Boden unter den Füßen und die Zukunft wirklich in der Tasche hatte! Trotzdem fühlte er sich dermaßen als Herrn der Lage, daß er es für nötig

befand, für die hülflos gewordene Frau „etwas zu tun", ihr ein bißchen zu helfen. Er beugte sich zu ihr.

„Gnädige Frau sind erregt," sagte er mit dem tiefen Brustton, den er immer mit soviel Erfolg anwandte, wenn es galt, Frauen, die unter seiner Führung bergab zu steigen begannen, Ruhe zuzusprechen, „aber es liegt wirklich kein Anlaß dazu vor. Ich bin glücklich, daß ich Sie zu einem verheißungsvollen Gedanken habe anregen dürfen und daß es mir möglich werden wird, indem ich für Sie arbeite, einen Teil der Verpflichtungen, die mich ja sonst gradezu erdrücken würden, in tätige Dankbarkeit umzusetzen."

Indem er so wie ein Buch zu ihr sprach, beglückwünschte er sich innerlich zu seinem Redefluß und wiegte sich in der Vorstellung, daß seine Worte gewissermaßen den Eingangssatz zu den Feuilletons darstellten, die er in Frau Schellrams Zeitung schreiben würde. Frau Schellram erwiderte nichts, aber man sah ihr an, daß seine Stimme und seine Worte ihr wohltaten und daß sie unter ihrer Einwirkung zur Ruhe kam.

„Vielleicht erleichtert es die Sache," fuhr er fort, „wenn ich gleich selbst nachher mit Ihrem Chefredakteur spreche? Ich denke es mir für Sie am bequemsten so."

Er wollte das Eisen nicht kalt werden lassen, darum hatte er diesen Vorschlag gemacht. Hier aber stieß er auf Widerstand. In einer Angelegenheit, die das tiefste Wohl und Wehe ihrer Zeitung, ihres Lebenswerks betraf, sollte ein andrer über ihren Kopf weg ihren Angestellten Anweisungen erteilen? Aus den Trümmern, in denen ihre Selbstherrlichkeit um sie herumlag, schlug es wie eine letzte Flamme auf.

„Das, bitte, unterlassen Sie," erwiderte sie; „ich werde selbst mit ihm sprechen."

Sie hatte das kurz hervorgestoßen. Jetzt stand sie auf.

Edgar Martisius fuhr innerlich zurück. Hatte sie ihm den Vorschlag übelgenommen? Hatte er sich vergaloppiert? Rasch lenkte er ein: „Es war nur — weil ich solch ein Bedürfnis fühle, recht bald für Sie tätig zu werden."

„Das wird geschehen," versetzte sie, ohne ihn anzusehen; „ich werde — vielleicht heute noch — jedenfalls sehr bald mit meinem Redakteur sprechen und ihm Weisung erteilen." Das letzte sagte sie mit verstärktem Ton, als sollte er hören, daß sie es war, die Weisungen erteilte. Dann machte sie eine Bewegung

— die Erregungen, die sie durchgemacht, hatten sie erschöpft, sie war mit ihren Kräften zu Ende.

Edgar Martisius bemerkte es. Er griff jetzt wirklich nach dem Hut. Noch einmal, mit tiefer Verbeugung, trat er auf sie zu. Er war jetzt wieder ganz Demut, ganz Ergebung.

„Und — wegen der Wohnung erlauben gnädige Frau, daß ich Ihnen schreibe?"

Seine Stimme hatte wieder den tiefen, zitternden Klang des bescheidenen, hülfeflehenden Menschen.

Frau Schellrams Nerven waren so durchwühlt, daß ihr beinah die Tränen in die Augen traten. Sie kehrte ihm das Gesicht zu; seine Augen kamen von unten zu ihr herauf und sogen sich förmlich mit einem langen, schmachtenden, dunkelheißen Blick an ihren Augen an.

„Schreiben Sie mir," stammelte sie, indem sie ihm die Hand zum Abschied bot; „schreiben Sie mir bald."

Und als er nun ihre Hand ergriff und sie, ohne sie zu drücken, mit langen, weichen, warmen Fingern umtastete und umspannte, war es, als überschlüge sich plötzlich etwas in ihr, so daß sie alles vergaß, was sie eben gesagt hatte, und: „Wenn Sie mit meinem Redakteur sprechen wollen," flüsterte sie, „meinetwegen, es mag sein, es mag sein."

Edgar Martisius gab keinen Laut von sich. Mit langsamer, beinah feierlicher Gemessenheit richtete er sich auf, in seinem Gesicht zuckte keine Miene, es war ganz starr, als er sie noch einmal mit einem stummen, festen Blick so bohrend ansah, als wollte er sie durch und durch schauen; dann machte er noch einmal eine Verbeugung und ging hinaus. Solange er in ihrem Zimmer war, auch sogar noch im daranstoßenden nächsten Zimmer trug er diesen feierlichen Gesichtsausdruck wie eine Maske vor sich her; erst als die zweite Tür zwischen ihr und ihm war, warf er den Zwang ab, sein Gesicht verwandelte sich, der Mund ging ihm auf, als müßte er nach Luft schnappen. Ihm war zumute, als würde in seinem Innern Fanfare geblasen, und als würde ihm die Brust platzen, wenn er den Mund nicht aufrisse, um die Luft hinauszulassen. Ein Lächeln, halb blöde, halb selbstgefällig, verzerrte seine Züge. Jetzt ging er als Sieger vom Kampfplatz — wahrhaftig.

Hätte er durch die geschlossenen Türen hindurchsehen und die Frau beobachten können, die dort hinter ihm zurückblieb, er

würde die Bestätigung dafür gefunden haben, daß er der Sieger und sie die Besiegte war. Die Tränen, die vorher schon herausgewollt hatten und mit letzter Willensanstrengung zurückgedämmt worden waren, ließen sich jetzt, da sie allein war, nicht mehr zurückhalten; mit elementarer Gewalt brachen sie hervor. Die starke Frau, die, ohne zu klagen, ohne zu weinen, durch bittere Prüfungen, schwerste Lebensnöte und Sorge dahingeschritten war, hatte sich auf den Stuhl fallen lassen, die Arme über den Tisch gebreitet, und indem sie Haupt und Gesicht in die Hände drückte, weinte sie fassungslos wie eine Verzweifelte.

Was war das, was mit ihr geschah? Wer erklärte es ihr? Was war das?

Immer wieder kehrten ihre Gedanken zu dem letzten Augenblick zurück. Wie war es nur möglich, daß ihr so etwas hatte begegnen können? Eben noch ganz klar und bewußt, daß er etwas beanspruchte, was sie nie zugeben durfte, weil sie sich selbst aufgab, wenn sie es zugestand, eben noch ganz fest entschlossen, ihm zu verweigern, was er verlangte — und im Augenblick darauf? — Ja, was war das nur gewesen, was da in ihr vorgegangen war? Wie ein plötzlicher Wahnsinnsanfall — wahrhaftig, nicht anders! Wie wenn sie auf ein Rad geschnallt gewesen wäre, und das Rad hätte sich mit ihr umgeschwungen, so daß alles sich in ihr umdrehte, daß ihr die Worte verkehrt aus dem Munde kamen und sie statt „nein" „ja" hatte sagen müssen! Wirklich — so war es gewesen; ihm nachgeben müssen, das hatte sie! Jetzt, da er nicht mehr vor ihr stand, da sie seine körperliche Nähe nicht mehr empfand, ihre Hand nicht mehr in der seinigen und den heißen, betäubenden Strom nicht mehr fühlte, der aus seiner Hand in sie hinüberfloß, ward ihr das alles unbegreiflich, und sie kam zu sich selbst zurück. Sie trocknete ihre Tränen, sie stand auf und ging im Zimmer auf und ab. Das elende Weinen — wozu sollte denn das? Frei werden, wieder freiwerden! Ihre alte, rasche Entschlußkraft richtete sich wieder auf. Sie klingelte und befahl dem eintretenden Diener, den Redakteur zu rufen. Ihre Ehre stand auf dem Spiel; sie wollte dem Menschen zuvorkommen und dennoch diejenige sein, die dem Redakteur zuerst von der Sache sprach und ihm Verhaltungsmaßregeln gab. So würde sie ihr Selbstbewußtsein retten, würde die Sache wieder gutmachen, soweit sie sich noch gutmachen ließ.

Ihre Geduld aber wurde auf die Probe gestellt: der Redakteur, der sonst, wenn sie ihn rufen ließ, geflogen kam, ließ länger auf sich warten als gewöhnlich. Ging ihr denn das Heft aus der Hand? War sie nicht mehr Herrin und Gebieterin? Ihre Nerven gerieten in einen wahren Tumult und eben wollte sie zum zweiten Male klingeln, um ihren Befehl zu wiederholen, als im letzten Augenblick der Erwartete erschien.

Er bat um Entschuldigung, wenn er hätte warten lassen, aber — Herr Martisius wäre soeben bei ihm gewesen — im Auftrag von Frau Schellram — er machte eine Pause, und in seinem Gesicht las sie deutlich die Frage: „Ist es denn wirklich wahr?" Das Blut trat ihr zum Herzen zurück, so daß sie ganz blaß wurde. Vor Schreck geschah das. So also nahm er die Sache in die Hand! So nahm er ihr die Führung über den Kopf weg! Und jetzt der fragende Blick dieses Menschen — was sollte sie ihm sagen? Daß sie Herrn Martisius nicht zu ihm geschickt hätte? Aber freilich hatte sie ihn geschickt — nur daß sie nicht gedacht hatte, er würde gleich von ihr aus zu ihm hingehen.

Lautlos vor Erregung trat sie an das Fenster; sie mußte dem Redakteur den Rücken zuwenden, um Fassung zu gewinnen. Dann räusperte sie sich — die Kehle war ihr trocken geworden, wie verbrannt — und ohne sich zunächst umzudrehen, vom Fenster aus, mit erzwungener Gleichgültigkeit fing sie an zu sprechen: „Es wird Sie gewundert haben, daß ich den Plan, den Sie mir seinerzeit vorgeschlagen haben und den ich damals verwarf, nun doch angenommen habe. Ja" — sie verließ jetzt das Fenster und durchwandelte die Stube, als wollte sie ihm zeigen, wie ganz unbefangen sie sei —, „Herr Martisius hat mir seinen Besuch gemacht; dabei sind wir auf das Projekt zu sprechen gekommen, und — ich kann nicht verhehlen — seine Gründe haben Eindruck auf mich gemacht." Sie sah an dem Redakteur vorbei, sie errötete bis in die Schläfen, sie wußte, daß sie log, zum ersten Male in ihrem Leben. Weil sie das fühlte, ärgerte es sie, daß der Mann sie so stumm von der Seite ansah; weil sie sich darüber ärgerte, wiederholte sie mit Nachdruck: „Wie gesagt, seine Gründe haben mich überzeugt, und ich wünsche, daß eine solche Theaterrubrik fortan bei uns geführt wird."

Wie ein Befehl kam das heraus, der jede weitere Erörterung abschnitt. Jedenfalls nahm der Redakteur es so auf; er schwieg.

Beinah aber war es nun wieder, als wenn Frau Schellram eigentlich gewünſcht hätte, daß er nicht ſchwiege, daß er etwas ſagte, dem ſie widerſprechen könnte. Schweigen — es gibt nichts Unerträglicheres für Nerven, die ſich austoben wollen. Rede und Gegenrede — da kann man widerlegen, überzeugen, den Gegner überzeugen — und vor allem ſich ſelbſt. Und überzeugen mußte ſie ſich, davon, daß ſie noch ſie ſelbſt und nicht verrückt geworden war! Ruhelos ging ſie hin und her, den ſtummen Mann mit flüchtigen, beinah herausfordernden Blicken ſtreifend. Würde er nichts ſagen? Aber er ſagte nichts, er machte ein ganz verdutztes Geſicht. Vielleicht erwartete er, daß ſie ihm die Gründe nennen würde, durch die Herr Martiſius ſie bekehrt hatte.

Schließlich hielt ſie es nicht mehr aus: „Seine kritiſche Tätigkeit," brach ſie wieder los, „wird übrigens nur zeitweilig ſein."

Jetzt richtete der Redakteur das Geſicht auf: „Wenn ich ihn aber recht verſtanden habe, ſoll er die Redaktion der Theaterkritik ganz allein und dauernd übernehmen? Und wird die Beſprechungen ſelber ſchreiben?"

„Nun ja; das iſt ja ganz richtig; nun ja. Wenn ich geſagt habe ‚zeitweilig', ſo wollte ich eigentlich ſagen: ‚nur nebenbei'; Theaterkritiken und weiter nichts — das iſt doch keine Tätigkeit für einen ſchaffenden Mann. Iſt doch nicht genug. Und er iſt doch ein — ein ſelbſtſchöpferiſcher Mann!"

Selbſtſchöpferiſch — ob ſie ſich bewußt war, daß ſie die Redensart, die er vorhin gebraucht hatte, ohne weiteres zu ihrer eigenen machte? Jedenfalls kam es ihr wie eine Erlöſung, daß ihr mit dem Ausdruck wieder einfiel, warum ſie eigentlich das alles für ihn tat; daß ſie es tat, weil ſie einen ringenden Geiſt entfeſſeln wollte, um eines idealen Zweckes willen, und nicht etwa nur, weil ſie — weil ſie in ihn verliebt war!

Sie in ihn verliebt — bildete ſich der Menſch da ſo etwas vielleicht ein? Wieder flirrte ihr mißtrauiſcher Blick zu ihm hinüber. Was für ein Geſicht er machte! Ein gradezu verkniffenes! Als wenn alles das, was er ihr neulich über die Erzählung geſagt hatte, darauf geſchrieben geweſen wäre, all das abſchätzige Zeug, wie eine ſpaltenlange böſe Rezenſion. Denn was er ihr damals geſagt hatte, was er von dem Martiſius hielt, daß er ihn für einen Stümper hielt, o ja, das alles hatte ſie wohl behalten. Darum, wenn ſie ihn jetzt ſelbſtſchöpferiſch nannte, kam das dem Herrn da vielleicht komiſch vor, und es

war das Lachen, das er sich verkniff, was sein Gesicht so — so albern erscheinen ließ?

„Denn ich bin nicht Ihrer Ansicht," sprudelte sie von neuem auf; „ich halte ihn nicht für einen Stümper. Ich weiß, daß seine Erzählung Mängel hat — aber — aber —"

Der Redakteur blickte ganz erschrocken auf. Die klare, entschiedene Frau, die er verehrt, eigentlich bewundert hatte, und diese da, die in einer Aufregung vor ihm auf und ab ging, die er gar nicht begriff, der die Worte vom Munde liefen, so daß eines dem andern auf die Füße trat, war das ein und dieselbe?

„Gnädige Frau haben neulich schon erklärt," wagte er sich schüchtern hervor, „daß Sie in der Erzählung Zukunft erblicken."

„Und der Ansicht bin ich auch jetzt noch." Sie sprach das laut, unnötig laut, beinah, wie Menschen es tun, die sich ihrer Überzeugung nicht recht sicher fühlen und den Zweifel in sich niedersprechen, sich durch die eigene laute Stimme Glauben einreden möchten. „Sobald er sich in die neuen Verhältnisse eingelebt hat, wird er zu schaffen anfangen. Sogar dramatisch wird er sich betätigen. Und ich bin überzeugt, daß wir Bedeutendes von ihm zu erwarten haben."

Sie klammerte sich an ihre Worte, die doch nichts weiter waren als ein Nachsprechen dessen, was er ihr vorgesprochen hatte. Sie fühlte, daß sie das brauchte, mehr um ihrer selbst willen, als um den Mann da zu bekehren. Denn daß sie den nicht bekehren würde, das erkannte sie ja wohl, als sie ihn jetzt sah, wie er sich wortlos, mit einer Bewegung der Schultern verneigte, die einem durch Respekt zurückgehaltenen und doch kaum unterdrückbaren Achselzucken zum Verzweifeln ähnlich sah. Und indem sie das sah, erschien ihr ein Bild, das sie mit diesem verglich: an der Stelle, wo der Redakteur stand, der angejahrte, eckige, gliederdürre Mann, mit dem spärlichen Haar, dem grauen, am Kinn ausrasierten Bart, stand ein andrer, ein blühender, aus jugendlichen Hüften schlank aufschießender, dunkellockiger Mensch, schön wie Arion, der von Gott Apollo geküßte Poet, im niederwallenden Talar, die Stirn vom Lorbeer umflochten. Wie eine Rakete schlug ihr die Vorstellung ins Blut; alle ihre Sinne flammten auf. Die brodelnde Stimme ihres Blutes wurde zu einem berauschenden Gesange, in dem all die Stimmen, die eben noch in ihr geschrieen, die sich gegen ihn erhoben, ihn angeklagt hatten, wie in einem betäubenden Lustgefühl ertranken. Sie sah

ihn wieder zu ihren Füßen, das Geſicht an ihre Knie gedrückt, fühlte den Druck ſeines Geſichts an ihrem Knie, und wenn er in dieſem Augenblick vor ihr gelegen hätte, dann, das fühlte ſie, würde ſie ſich nicht zurückgehalten, würde die Arme um ſeinen Hals geworfen und ſein Haupt an ſich gedrückt haben: „Sie verfolgen dich, beneiden dich und feinden dich an, weil du jung, weil du ſchön, weil du genial biſt, — aber komm du zu mir; ich will dich bewahren, erretten, will dich frei, dich reich und glücklich und groß machen.“

Ein tiefer Atemzug hob ihre Bruſt. Gott ſei Dank — ſie wußte wieder, daß ſie auf dem rechten Wege und daß es nur die Scheelſucht der ſtupiden Mittelmäßigkeit war, die ſie einen Augenblick irregemacht hatte. Der Ausdruck ihres eben noch ſo zerwühlten Geſichts verwandelte ſich in ruhige, beinah ſtrahlende Heiterkeit, und ſie wurde ſo ruhig, daß ſie mit aller Gelaſſenheit den geſchäftlichen Teil der Angelegenheit mit dem Redakteur beſprechen konnte. Dann entließ ſie dieſen, und als er ſich in der Verfaſſung eines Menſchen, der nun wirklich nicht mehr aus noch ein wußte, zurückzog, ſah ſie ihm mit einem beinah mitleidigen Lächeln nach: „Arme Papiermotte — wer weiß, was für Überraſchungen dir noch bevorſtehen!“

Am nächſten Tage kam ein Brief, in einer Handſchrift, die ſie nicht kannte. Sie riß den Umſchlag auf — er war von ihm. Der Briefbogen ſank ihr mit der Hand auf den Tiſch — ſie konnte nicht gleich leſen — das Herz ſchlug ihr zu heftig. Vorläufig, ohne den Inhalt zu ergründen, ließ ſie den Blick über die Handſchrift hingehen. Und wieder, wie geſtern, ſtieg das zwieſpältige Gefühl in ihr auf: im erſten Augenblick Auflehnung, beinah Widerwillen — das alsdann in eine Art von Dumpfheit und ſchließlich in eine betäubende Luſt überging. Welch eine wüſte Schrift! Unausgeſchrieben, unreif, beinah ſchülerhaft! Wie ſchief die Zeilen über das Papier liefen! Die einzelnen Buchſtaben alle rieſengroß, aber wie Körper ohne Halt und Verhältnis; als ob ſie nicht aufrecht hätten ſtehen können, wackelten und umfielen. Wie beſchmutzt von der Schrift ſah der Briefbogen aus, als wenn ſich eine heiße Hand darüber hingewälzt hätte. Und indem ſie das dachte — die Hand —, war plötzlich der glühende Strom wieder da, der ihre Sinne durchdrang, ſobald ſeine Hand ſie berührte. Ihm Vorwürfe machen, daß er keine Kanzleihand ſchrieb — wie ſchulmeiſterlich! Sollen Künſtler,

Dichter, geniale Leute wie Bureaumenschen schreiben? Wehte es sie aus dem Briefe nicht an, wie ein heißer Atemzug? Wie der feurige Hauch, der ihr gestern zum Ohre und über die Wange geweht war, so daß ihre Wangen entlodert waren? Brannten ihr die Wangen nicht jetzt auch?

Also nahm sie endlich den Bogen wieder auf, um zu lesen, was er ihr zu sagen kam.

Der Inhalt war dürftig; er enthielt eigentlich nur die Mitteilung, daß er eine Wohnung gefunden hatte. An der äußersten Peripherie des Westens; die Straße war genannt. Sehr viel näher als früher wohnte er der Schellramschen Zeitung, in deren Nähe er doch hatte ziehen sollen, auch jetzt nicht, von seiner früheren Wohnung aber und von Leonore allerdings so weit entfernt, als lebten sie gar nicht mehr in ein und derselben Stadt. Die kurze Mitteilung war in einen Schwall von Enthusiasmus gehüllt: eine Gartenwohnung, durch drei geräumige Höfe, durch die man hindurch mußte, von der Banalität der Straße getrennt, im Hochparterre. In der Mauer des Gartens, der zu seiner Verfügung stand, eine besondere Tür, durch die man unmittelbar in das noch unbebaute Umland draußen hinaustrat, — man brauchte also gar nicht von der Straße aus, man konnte, wenn man den Umweg durch die Felder nicht scheute, ganz unbemerkt durch die Gartentür zu ihm gelangen. Den Schlüssel zu der Tür besaß er. Wie eine Wiege, mitten in die Arme der Natur gestellt, so wäre die Wohnung. Und gleich von heute an wollte er in der Wiege ruhen. Die Wohnung wäre noch völlig unmöbliert; gleich heute noch, das sollte das erste sein, würde er sich das Schlafzimmer einrichten. Eine Bettstelle und alles dazu Gehörige hätte er schon gekauft; heute noch würde sie aufgestellt. Dann würde er an die Einrichtung der übrigen Räume gehen; viele wären es nicht, aber sie böten die Möglichkeit zu stimmungsvoller Ausgestaltung. Und stimmungsvoll würde er sie einrichten, das würde Frau Schellram schon sehen — er rechnete also, so schien es, schon ganz bestimmt damit, daß sie ihn in seiner Wohnung besuchen würde. Abermals legte sie den Briefbogen nieder — das Herz fing ihr wieder an zu klopfen. Diese eigentümliche, in allen Einzelheiten eindringende Schilderung der Gartentür, durch die man zu ihm gelangen konnte, ohne von der Straße aus gesehen zu werden, ganz unbemerkt, ganz verstohlen, — wie eigentlich sonderbar das klang! Und wenn

ein Dichter sich eine Wohnung einrichtet, so liegt es doch eigentlich in der Natur der Dinge, daß er zuerst den Platz sich aussucht, wo er seinen Schreibtisch aufstellen, das Fenster, durch das er beim Arbeiten hinausblicken wird —, von Schreibtisch aber und Arbeit war in dem Briefe nichts gesagt, sondern nur davon, daß er in der Wohnung schlafen würde, vom Schlafzimmer und von seinem Bett. Das waren die Dinge, an die er in erster Linie dachte, von denen er zu ihr sprach. Ja — warum er nur von solchen Dingen sprach, noch dazu mit solcher Genauigkeit? — Wieder stieg das Gefühl in ihr auf, das damals, als seine Karte ihr gezeigt wurde, instinktiv: „Laß ihn nicht ein!" geschrien hatte. Und wieder, indem sie seine Worte noch einmal las, verbreitete sich in ihr, wie es immer zu geschehen pflegte, etwas wie eine schwere, heiße, patschuliduftende Atmosphäre, die ihr fast den Atem nahm, und in der sie doch wie in einem betäubenden Rausch erstickte. Jetzt gab es ja auch gar kein Zurück mehr; die Dinge waren im Gang, und sie selbst hatte ihnen den Gang gewiesen. Also jetzt nur Ruhe! Jetzt nur Energie und hindurch! Wie so manchmal, in kritischen Lebenslagen, hatte sie sich das gesagt, und immer war sie dahin durchgedrungen, wo es hell wurde. Dies alles war ja nur ein Durchgang, darüber mußte sie sich klar werden, Durchgang zu dem wirklichen, großen, schaffenden Leben, das ihnen beiden danach aufgehen würde.

Ihnen — beiden? Ja, es war seltsam, beinahe unheimlich: sie konnte sich in Gedanken absolut nicht mehr von ihm trennen. Wenn sie daran dachte, wie er sich entwickeln würde, dann war es ihr, als wäre es ihr eigenes Schicksal, das sich damit entschiede. Wenn etwas aus ihm würde! Rechtfertigung, Erlösung bei dem Gedanken! Und wenn umgekehrt —? Sie sprang vom Stuhl auf und stürmte durch das Zimmer. Wie durfte ihr solch eine Möglichkeit erscheinen! Warum erschien sie ihr, indem sie seinen Brief las? Als wenn sie die Arme ausbreiten und ein schreiendes Gebet hinaufschicken müßte, so war ihr zumute; sie wußte nicht, zu wem sie flehen sollte und um was. Wußte nicht, um was? O ja — daß von dem, was in ihr war, von dem Feuer, der Kraft, dem zwingenden „ich will" nur etwas in ihm sein möchte, ein Teil, der Bruchteil eines Teiles! Daß sie doch nicht in die Börse nur, daß sie doch in ihr Inneres, ihre Seele hätte greifen und ihm geben können, mit vollen Händen: Da hast

du, da nimm, werde stark, werde groß, rette dich für mich und rette mich selbst!

Vorläufig aber hieß es, ihre Unruhe mit guter Miene weiterschleppen. Gute Miene, das heißt ein Gesicht, das von allem, was in ihr vorging, nichts merken ließ; ein sicheres Gesicht mußte sie ihren Leuten von der Redaktion zeigen, männlichen und weiblichen.

Denn daß sich ein dumpfes, wenn auch lautloses Staunen in ihrem Personal verbreitete, das merkte sie natürlich. Merkte es nicht nur, sie spürte es gradezu körperlich. Wie eine Wand, wie ein Wall wuchs etwas zwischen ihr und ihren Leuten auf, das sie von diesen trennte. Bildete sie sich das nur ein, oder war es wirklich so, daß es in ihrem Hause viel stiller geworden war als früher? Ihre Nerven waren ja jetzt so überreizt, und vielleicht war es wirklich nur eine Nerventäuschung — aber wenn sie jetzt so einsam mit sich in ihrem Kabinett saß, dann war es ihr, als ginge ein leises, verhaltenes Wispern und Flüstern durch das ganze Haus, als huschte es von verstohlenen Schritten auf den Fluren, als guckte es mit Augen durch die Schlüssellöcher. So stark wurde das manchmal, daß sie aufstand und hastig die Tür aufriß — und dann war niemand da, weit und breit niemand. Öde und leer gähnten Zimmer und Gänge sie an. Ja — öde und leer. Und das kam eben davon, daß sie jetzt soviel allein saß. Sie ging seit Tagen schon nicht mehr in die Nachmittagsversammlung ihrer Damenrepublik. Sie brachte es nicht über sich, konnte nicht. All das anheimelnde, herzerquickende Angebetetwerden, Verwöhntwerden, das fehlte ihr, und erst jetzt merkte sie, wie sehr sie es brauchte. All die netten Frauenstimmen, die ihr so vertraut geworden waren, vor allem Charlotte Ussners niedliches Trompetenorgan, das sie so lieb hatte, all das fehlte ihr, fehlte ihr.

Daneben täglich jetzt und beinah immer zu der nämlichen Stunde die Briefe mit der großen, klierigen Handschrift, die ihr ja nun schon bekannt geworden war. Jedesmal, so oft sie den Umschlag aufriß, sprang eine Erwartung in ihr auf: „Jetzt wird er mit seiner Einrichtung fertig oder wenigstens so weit fertig sein, daß er sich in Stimmung fühlt; jetzt wird die Eingebung über ihn gekommen sein, und er wird dir von einem Werke erzählen, zu dem sich der Plan in ihm regt“ — und jedesmal war er mit seiner Einrichtung noch lange nicht fertig; jeder Brief enthielt einen ausführlichen Bericht über einen besonders „mol-

ligen" Teppich, einen hervorragend „stilvollen" Stuhl, ein außergewöhnlich „koſeſames" Ruhebett, das er erſtanden hatte, und weiter nichts. Man hörte es der Schreiberei ordentlich an, was für ein Vergnügen es ihm bereitete, den ganzen Tag damit zu verbringen, daß er von Geſchäft zu Geſchäft ging und Stück für Stück ausſuchte, und wie er ganz überzeugt davon war, daß ſie, indem ſie es las, das gleiche Vergnügen empfinden würde. Und während er ſo in Behagen plätſcherte, ſaß die Frau wie über einem glühenden Roſt und verkohlte bei lebendigem Leibe. Einmal freilich geſchah es, daß ihr die Hände zuckten und die Augen aufleuchteten: er ſchrieb, daß er nun auch ſchon angefangen hätte, für ſie zu arbeiten. Als ſie aber die Seite umſchlug, erfuhr ſie, worin dieſes Arbeiten beſtand, nämlich, daß er jetzt alle Abende ins Theater ginge und dann zu Hauſe Kritiken ſchriebe, ſo daß, wenn mit dem nahe bevorſtehenden Quartalswechſel die dramatiſche Rundſchau in ihrem Blatte eröffnet würde, er gleich mit einem ganzen Haufen „ausgereifter" Beſprechungen würde auftreten können. Frau Leontine geriet ſchier außer ſich: dieſe Theaterkritiken, die ſie ihm doch eigentlich nur als Notbehelf bis zum Beginn ſeiner eigentlichen, ſelbſtſchöpferiſchen Tätigkeit hingeworfen hatte, und die er nun ſo zur Hauptſache machte! Unwillkürlich zerknitterte ſie das Papier in der Hand, ſo daß ſie den Schlußſatz kaum mehr las, in dem er ſich für die Freigebigkeit bedankte, mit der ſie ihn zum Theaterbeſuch und zur Beſtreitung der erſten Ausgaben in den Stand geſetzt hatte. Gleich am Tage nach ihrem neulichen Geſpräch hatte ſie ihm einige tauſend Mark geſchickt und zur freien Verfügung geſtellt; gleichzeitig hatte ſie ihn aufgefordert, alle Rechnungen für das Mieten und Einrichten der Wohnung ihr perſönlich zugehen zu laſſen. Kein dritter, und am wenigſten die Kaſſe ihrer Zeitung brauchte von dieſen Ausgaben etwas zu wiſſen.

In dieſen Tagen nun — es war kurz vor dem Ende des Vierteljahres — gelangte neben den gewöhnlichen Poſteingängen ein Brief an Frau Leontine, der ihr nicht wie die übrigen einfach auf den Tiſch gelegt, ſondern durch einen Sekretär der Redaktion überbracht wurde. Der Brief war nicht an ſie, er lautete „an Herrn Edgar Martiſius, Schriftſteller"; eine Wohnungsangabe fehlte; als Adreſſe war die Redaktion der Schellramſchen Zeitung genannt. Da man in der Redaktion die Wohnung des Herrn Martiſius nicht kannte, hatte man den

Brief Frau Leontine vorgelegt, damit sie bestimme, was damit geschehen solle.

„Es ist gut," sagte sie, indem sie das Schreiben an sich nahm und es gleichgültig auf den Tisch legte. Dann, sobald der Sekretär hinaus war, warf sie alles andere beiseite und griff den Brief wieder auf. Wo kam er her? Auf der Rückseite stand es zu lesen: „Absenderin Frau Leonore Martisius" und die Bezeichnung ihrer Wohnung. Ganz steif saß Frau Leontine, steif und still. Seine Frau schrieb an ihn. Seit dem Abend, als sie die schmale, behandschuhte Hand der jungen Frau in ihrer Hand und durch den Handschuh hindurch die Kälte ihrer Hand gefühlt hatte, war sie nicht wieder mit ihr in Berührung gekommen. In Gedanken freilich oft genug — und in was für welchen! — aber persönlich nicht. Nun hielt sie das da in Händen, eine Kundgebung ihrer selbst; denn wenn eine Frau an ihren Mann schreibt, darf man doch annehmen, daß sie sich selbst erschließt. Was mochte sie ihm schreiben? Wie mochte sie sich ausdrücken? Das Seelengesicht, das in dem Briefumschlag verborgen lag, wie mochte es aussehen?

Eine brennende, fressende, eine unbezwingliche Neugier bemächtigte sich ihrer, zu erfahren, was da geschrieben stand, den Brief zu öffnen und zu lesen.

Durfte sie das? Allem Herkommen nach natürlich nicht. Aber was Herkommen — dann würde sie nie im Leben erfahren, was jene ihm geschrieben hatte. Denn er — das fühlte sie ganz sicher —, wenn er den Brief erhielt, würde ihn einstecken und nie im Leben mit ihr darüber sprechen. Sprach er doch schon jetzt, so oft er an sie schrieb, nie mit einer Silbe von seiner Frau.

Durfte das nun wieder sein? Es durfte nicht. War sie nicht in allem, was sein Verhältnis zu seiner Frau betraf, zu seiner Vertrauten geworden? War es nicht daher ihre Pflicht, ihre höhere, ihre wahre Pflicht, zu wissen, was die Frau von ihm wollte? Damit sie sich nachher mit ihm darüber beraten konnte? Statt dessen den Brief ungelesen an ihn abschicken? Sich wieder beugen vor der herkömmlichen Philistermoral? Nein! Nein! Und indem sie noch so kämpfte, hatte sie schon den Papierschneider ergriffen und den Umschlag aufgetrennt.

Da war der Brief — und nun, als sie ihn erblickte, die staunende Überraschung: sie hatte sich auf ein langes Schreiben

gefaßt gemacht —, ſtatt deſſen nur ein paar Zeilen, kaum die erſte Seite des Briefbogens füllend, und dieſe Zeilen, über denen jede Anrede fehlte, lauteten ſo: „Das Quartal ſteht vor der Tür. Die Miete muß bezahlt werden. Ich habe kein Geld. Wo biſt Du? Was ſoll ich machen? Leonore.“

Hatte ſie wirklich ſchon zu Ende geleſen? Ja. Nichts weiter auf der nächſten Seite? Nichts.

Mit ſtarren Augen, beinah mit offenem Munde ſaß Frau Leontine vor dem Brief.

Als wenn ſie einen Schlag über den Kopf bekommen hätte, ſolchen Eindruck hatte ihr das gemacht, was ſie da geleſen.

War das überhaupt ein Brief? Ein Schrei, ein verzweifelter Schrei der Not, das war es.

Alles, was ſie von der Frau gedacht hatte, von dem „minderwertigen, kindiſchen Geſchöpf, das den Mann nicht verſtand, das ihn ins Verderben gezogen hatte“, ging unter, verſank und verſchwand in dem jähen Mitleid, das wie eine brauſende Woge in ihr emporſchwoll. Nur das hülfloſe, verhungernde Weib war in dieſem Augenblick vor ihrer Seele, nur die hülfsbereite, großmütige Frau in ihr lebendig. Helfen — ſofort helfen — ohne ſich zu beſinnen, riß ſie eine Poſtanweiſung hervor und in fliegender Haſt ſchrieb ſie einen Auftrag über mehrere hundert Mark hinein. Dann aber kam ein Beſinnen — auf Poſtanweiſungen muß der Abſender vermerkt ſein. Wer ſollte ihr das Geld ſchicken? Sie ſelbſt? Frau Leontine Schellram? Wahnſinn! Alſo Edgar Martiſius, ihr Mann? Das war ja das Naturgemäße — aber als ſie ſeinen Namen ſchreiben wollte, ſetzte ſie wieder ab. Das wäre ja gradezu eine Fälſchung geweſen. Nicht nur, weil ſie ihn als Abſender nannte, der gar nicht daran gedacht hatte, ſondern eine Lüge in die Seele der Empfängerin hinein. Alſo auch unmöglich. Alſo blieb nur die Redaktion; daß die Redaktion ihr das Geld ſchickte, konnte ſie füglich annehmen, da ihr Mann ja bei ihr angeſtellt war. Alſo — gut. Und nachdem ſie die Redaktion als Abſenderin vermerkt hatte, riß ſie die Poſtanweiſung entzwei und warf ſie in den Papierkorb. Die Gedanken wirbelten ihr. Wozu die Umſtände? Ein eingeſchriebener Brief ohne Wertangabe tat es ſchließlich auch. Da brauchte man keinen Abſender darauf zu ſchreiben, brauchte überhaupt nicht ſoviel Handſchrift zu zeigen; ein paar Hundertmarkſcheine in einen weißen Bogen Papier gefaltet, ohne Zu-

schrift, ohne ein Wort darauf, in ein Kuvert gesteckt, Adresse drauf und fort! Mochte sie sich den Kopf darüber zerbrechen, wer es war, der ihr das Geld schickte — jedenfalls konnte sie ihre Miete bezahlen und hatte vorläufig zu leben. Und darauf kam es an. Und also — gesagt, getan. Sollte sie den Diener mit dem Brief auf die Post schicken? Nein. Niemand brauchte zu wissen, daß sie eingeschriebene Briefe an Frau Martisius schrieb. Sie selbst machte sich auf den Weg.

Der Weg war nicht weit; das Postamt lag nahe bei ihrem Hause. Nachdem sie ihr Geschäft besorgt und den Brief aufgegeben hatte, machte sie noch einen Umweg durch einige Straßen. Der Frühlingsmorgen war so schön, die frische, würzige Luft tat so wohl; da konnte man zur Ruhe kommen, und sie kam zur Ruhe. Heute nachmittag würde die kleine, törichte Person ihr Geld in Händen haben, und dann war ja alles gut. Aus einem anderen Grunde als weil sie Geld haben wollte, hatte sie ja auch gar nicht geschrieben, andere Schmerzen schien sie gar nicht zu empfinden, und also hatte sie, Frau Leontine Schellram, sich eigentlich überflüssigerweise aufgeregt.

Jetzt aber mußte sie wieder nach Haus, wo noch mehrere uneröffnete Briefe lagen, unter anderen natürlich auch wieder einer mit der bekannten kleckſigen Schrift. Als sie diesen erbrach und las, mußte sie unwillkürlich lächeln; während sie hier mit dem Sturmwind gerungen hatte, der ihm galt und ihn abgefangen hatte, so daß er ihn nicht traf, dachte er in glücklich-unbekümmerter Rücksichtslosigkeit an nichts anderes als an die Vervollständigung seiner stimmungsvollen Einrichtung. In Jubeltönen, wie ein Ereignis, kündigte er ihr an, daß er gestern, gewissermaßen als Abschluß des Ganzen, einige ganz prächtige Gobelins aufgetrieben hätte, mit denen er die Ecke in seinem Schlafzimmer, in der sein Bett stand, auszuschmücken gedächte. „Wahrhaft poetische Träume würden ihn umgaukeln."

Gobelins — Frau Leontine kam ein Erinnern — wer hatte ihr doch einmal von Gobelins in Verbindung mit dem Ehepaar Martisius gesprochen? Richtig — Fräulein Klara Weinkens. Damals, als sie von den Umständen erzählte, in denen die Martisius früher gelebt hatten, von ihrer glänzend ausgestatteten Wohnung. Die kostbaren Gobelins, mit denen die Sofaecke im Wohnzimmer des jungen Ehemannes ausgeschlagen gewesen war, das hatte ihr als besonderer Beweis für die kindische Ver-

ſchwendungsſucht der jungen Frau gegolten. Denn die junge Frau war es ja geweſen, die all die törichten Einkäufe gemacht hatte. „Um den Käfig zu vergolden, in dem ſie ſich ihren Leibſklaven hielt“ — jawohl, jawohl — ſie erinnerte ſich. Und jetzt kaufte er ſelbſt ſich Gobelins und tapezierte damit ſein Zimmer? Er ſchien alſo von ſeiner Frau gelernt zu haben, von ihrer Üppigkeit angeſteckt worden zu ſein — oder — —?

In Gedanken verſunken hatte Frau Leontine das Schreibtiſchfach geöffnet, in dem ſie ſeine Briefe verwahrte. Da war auch das Schreiben von Leonore. Beide Briefe lagen vor ihr, nebeneinander auf dem Tiſch. Was ſie vorhin in der Aufregung gar nicht bemerkt hatte, fiel ihr jetzt auf, der Unterſchied in der äußeren Erſcheinung: Dort die dicke, charakterloſe Schmiererei — hier eine zuſammengeraffte, fein geſchwungene Schrift. Wirklich merkwürdig, daß ein ſolches doch wohl nur halbgebildetes, unreifes Frauenzimmerchen ſolch eine reife, fertige Hand ſchrieb. Nicht reif nur und fertig, ſondern gradezu ſchön — trotz des verzweiflungsvollen Inhalts, geſchloſſen wie ein Raſſengeſicht und zierlich wie ein Bukett von Schriftzügen, die den kunſtgeübten Augen von Frau Leontine wohltaten.

Verzweiflungsvoller Inhalt — ja — denn indem ſie die Schriftzüge verglich, hatte Frau Leontine, beinah ohne zu wollen, Leonores Brief noch einmal geleſen, und nun war es um die Ruhe geſchehen, in die ſie ſich vorhin eingewiegt, als ſie ſich eingeredet hatte, es wäre ja nur ein Bettelbrief, wie ſie deren im Laufe des Jahres viele hundert vor Augen bekam.

Das — ein gewöhnlicher Bettelbrief?

Die fünf Sätze, aus denen er beſtand, wie ſie nebeneinander geſetzt waren, ohne Übergang, ohne äußere Verbindung, nur zuſammengeſchweißt durch die Verzweiflung, die ſie alle gemeinſam durchtönte! Wie ein Antlitz, in dem der Hunger, wie ein Auge, in dem die Troſtloſigkeit wohnt, ſo war ja der ganze Brief.

Und vor allem dies „Wo biſt du?“ — wie war es möglich geweſen, daß ſie vorhin ſo darüber hingeleſen hatte über das furchtbare Wort, das ihr jetzt, indem ſie es noch einmal las, eiskalt ins Rückenmark ging. „Wo biſt du?“ — jeder der fünf Sätze war wie ein Aufſchluchzen, dieſes Wort aber wie ein Schrei, wie der heulende Schrei eines in der Wüſte Verlorenen und Verlaſſenen, der den Gefährten ruft, der ihn treulos im Stich gelaſſen hat.

Und das Weib, von dem der Schrei ausging, saß es nicht in der Wüste? Ja allerdings, in der schrecklichsten, die man sich denken kann, in der Steinwüste der riesigen Stadt, in die sie fremd aus ihrem Heimatstädtchen da im fernen Osten gekommen war. Mochte es Torheit, mochte es schlimmer als Torheit gewesen sein, daß sie ihn veranlaßt hatte, mit ihr nach Berlin überzusiedeln, — er war doch nun einmal unter all den Millionen der einzige Mensch, den sie kannte, an den sie sich halten konnte, halten mußte — und nun — „wo bist du?" Wo war er? Fort, ohne ihr zu sagen, wohin, ohne ihr zu sagen, wo sie ihn wiederfinden konnte, ohne ihr auch nur Brot im Hause zu lassen, in ihrer elenden Behausung, während er sich eine Gartenwohnung mit Teppichen, Prunkmöbeln und Gobelins einrichtete. Und nun ging die arme, suchende Stimme durch die Stadt. Und in dem ungeheuren Getöse der ungeheuren Stadt ging sie verloren, verhallte wie ein Kinderweinen, und kein Mensch, der sie hörte. Kein Mensch? Einer doch. Unter all den Millionen ein einziger, zu dessen Ohren die zitternde Stimme geweht war, der den Inhalt der Frage nun kannte und auch Antwort darauf wußte, zu sagen vermocht hätte: „Ich weiß, wo dein Mann ist. Geh in die und die Straße, in das und das Haus; da ist er, da findest du ihn" — das war die Frau, die dort in Frau Leontine Schellrams Kabinett saß, Frau Leontine Schellram selbst, die jetzt wie gefoltert vom Tische aufstand und mit stoßender Brust, wie von einem Brustkrampf geschüttelt, im Zimmer auf und ab ging, weil sie nicht wußte, was sie tun und lassen, ob sie der Frau schreiben sollte, wo ihr Mann war, oder ob sie es nicht sollte.

Beinah verwünschte sie es, daß sie den Brief aufgemacht und gelesen hatte. Aber nun war es einmal geschehen. Mußte sie der Frau jetzt nicht schreiben? War es denkbar, daß sie es nicht tat? Einer Frau, die nach ihrem Manne fragt, nach ihm sucht, wissentlich verschweigen, wo er ist? All ihr sittliches Empfinden sträubte sich empor. Die beiden Leute waren doch noch nicht geschieden. Solange Eheleute nicht geschieden sind, ist es doch eine wüste Geschichte, wenn der eine vom anderen fortläuft und ihn sitzen läßt. Aber — aber — das war ja wieder die Philistermoral, die sich da regte! Doch was half es, daß sie sich das sagte, — sie empfand diese Moral nun einmal als die ihre. Wenn die Frau persönlich vor ihr gestanden und gefragt

hätte: „Wissen Sie, wo mein Mann ist?“ hätte sie sagen können: „Nein,“ hätte sie es gesagt? Ihre wahrhaftige Natur stand auf und schrie: „Nein, nein, nein!“ Und also setzte sie sich an den Schreibtisch, nahm einen Briefbogen, und ohne Anrede und ohne Unterschrift schrieb sie darauf: „Herr Edgar Martisius wohnt —“ und dann Straße und Hausnummer.

Als sie aber soweit gekommen war und die Zeilen verschließen wollte, kam sie nicht weiter. Sie hatte schon die Adresse von Leonore Martisius auf den Briefumschlag gesetzt; mit einem plötzlichen Zucken ergriff sie den Umschlag, zerriß ihn und warf ihn in den Papierkorb. Im nächsten Augenblick flog der Briefbogen, in Fetzen gerissen, eben dorthin. Nein! Sie konnte nicht, konnte nicht, wollte und — brauchte auch nicht. Plötzlich schlug alles wieder in ihr um, plötzlich war es ihr klar: sie brauchte nicht. Mehr als das, sie durfte nicht!

Wieder stand sie vom Tische auf, und wieder durchmaß sie das Kabinett, das ihre ruhelosen Wanderungen in letzter Zeit so oft mit angesehen hatte, mit Schritten, die sich wie der stampfende Puls ihres aus Halt und Fassung geratenen Wesens anhörten.

Die Frau hatte nicht an sie geschrieben — sie brauchte ihr nicht zu antworten — hatte sie nicht gefragt — sie brauchte ihr keine Auskunft zu geben. Brauchte nicht. Und wenn sie jetzt eben das Gefühl gehabt hatte, daß sie dennoch müsse, so war es ein übertriebenes Feingefühl, eine Sentimentalität gewesen und weiter nichts. Ihren Mann hatte die Frau gefragt: „Wo steckst du?“ Gut — dem Mann würde sie, Frau Leontine, bestellen: „Deine Frau fragt nach dir“ — würde sie es ihm bestellen? — ja nun — wahrscheinlich — jawohl — dann mochte der Mann tun und lassen, was ihm gut schien. Zwar — daß *er* seiner Frau Bescheid geben würde, war eigentlich kaum anzunehmen nach allem, wie er sich bisher verhalten, nachdem er sogar von dem Haufen Geld, den Frau Schellram ihm geschickt, auch nicht einen Pfennig an seine Frau abzugeben für nötig befunden hatte, — und das hätte er wirklich tun sollen, ja, hätte er! Unwillkürlich, indem sie auf und nieder ging, ballte sie die niederhängenden Hände. Daß er sich aus der Frau nichts mehr machte, daß er von ihr fort wollte, begreiflich, begreiflich — aber daß er sie so in der Not sitzen ließ, während er helfen konnte, das war doch — war doch eigentlich —. Wie vom Schrecken gelähmt blieb sie jählings stehen — doch nur solchen Gedanken

nicht! Auf ihren stummen Lippen hatte der Gedanke geschwebt, daß es gemein gewesen wäre, und von dem Manne anzunehmen, daß er einer Gemeinheit fähig gewesen, — an solche Möglichkeit durfte auch kein Gedanke nur rühren! Schon um ihrer selbst willen, ja, grade und ganz besonders um ihrer selbst willen, die von diesem Augenblick an, seitdem sie beschlossen hatte, der Frau zu verschweigen, wo ihr Mann sei, sich mit diesem noch enger als früher, wie durch ein geheimnisvolles Band, beinah wie durch ein gemeinsames Schuldbewußtsein verknüpft fühlte. Aber keine gemeine Schuld! Nein, nein, nein! Das wäre ja unerträglich gewesen. Aber es war ja auch nicht so. Ihre Phantasie war jetzt überreizt. Ein leichtsinniger, etwas sonderbarer Gesell — nun ja, nun ja — wie nun diese Leutchen von der Poeterei einmal sind. Den Kopf von tausend Dingen voll, von seiner Wohnungseinrichtung, seinen Theaterkritiken, vielleicht sogar von dichterischen Arbeiten, hatte er einfach nicht daran gedacht, daß die Frau ohne Geld zu Hause sitzen geblieben war. Er hätte ja vernünftig sein und daran denken sollen, gewiß — aber eine Unvernunft ist doch noch kein Verbrechen. Sie machte sich Vorwürfe über ihre Heftigkeit, sie bat ihm im Geiste ab, sehnte sich danach, ihn wiederzusehen, damit sein Gesicht ihr bestätigte, daß sie es mit einem Menschen zu tun hatte, über den man meinetwegen den Kopf schüttelt, aber wie über ein Kind, nicht wie über einen schlechten Kerl. Und indem sie solches dachte, fühlte sie nun auch, daß sie wirklich recht gehandelt hatte, daß es richtig gewesen war, wenn sie es verhinderte, daß die Frau wieder an ihn herankam. Es war ja doch ein wohldurchdachter Plan gewesen, wenn sie die beiden Leute fern voneinander brachte. Und jetzt, in einer sentimentalen Anwandlung war sie drauf und dran gewesen, ihren eigenen Plan zu vernichten? Torheit! Überwundene Torheit!

Die Frau würde ja nun freilich in ihrer Einsamkeit sitzen bleiben, wie sie bisher gesessen hatte. Und wenn denn — was weiter? Verhungern sollte sie ja nicht; dafür würde sie, Frau Leontine Schellram, schon sorgen. Also was verlangte sie noch weiter? Was durfte sie noch weiter verlangen? Daß sie des Mannes wieder habhaft wurde? Nein! Damit sie ihn noch einmal verderben könnte, wie sie ihm schon einmal zum Unheil geworden war? Nein! Wie der Rückschlag gegen das Mitleid, das sie eben bewegt hatte, stand eine Art von Haß

gegen Leonore Martisius in ihrer Seele auf, der alte Widerwille, aber jetzt bis zum Hasse verschärft. Wie eine persönliche Feindin empfand sie die Frau, die sich etwas anmaßte, was ihr nicht zukam, die ihr, Frau Leontine Schellram, etwas nehmen wollte, was dieser und nicht ihr gehörte. Was war das? Wer war das? Der Mann? Edgar Martisius? Also Nebenbuhlerschaft? Eifersucht? Lächerlich! Lächerlich! Wie oft hatte sie es sich gesagt, wie oft sollte sie es sich wiederholen, daß es sich um ein rein geistiges Interesse, daß es sich darum handelte, einen Mann von minderwertiger Lebensgemeinschaft zu befreien? Und wenn sie in diesem Augenblick das Verlangen, ja, gradezu das Bedürfnis fühlte, den Mann von Angesicht zu Angesicht wiederzusehen, seine leibliche Nähe wiederzuhaben, ihn wiederzufühlen in ihrer Atmosphäre, dann — nun, dann war das eben etwas ganz Natürliches. Über Vorgänge wie die eben erlebten müssen ernsthafte Menschen sich doch ernsthaft aussprechen. Denn freilich, daß sie ihn zu sich begehrte, daß sie ein Gefühl hatte, als müßte sie die Arme um ihn legen — nur um ihn zu schützen, natürlich —, als müßte sie ihn in Beschlag nehmen, das allerdings konnte sie sich nicht ableugnen. Konnte es so wenig, wie man bei vierzig Grad Hitze im Blut das Fieber ableugnen kann, indem man einfach sagt: „Ich habe kein Fieber."

Lange dauerte es denn auch nicht mehr, und er erschien.

Am ersten Tage, gewissermaßen mit dem ersten Glockenschlage des neuen Vierteljahres, kam er an. Er hatte sich das wahrscheinlich absichtlich so eingerichtet. Vielleicht um sein Auftreten dadurch um so wirkungsvoller zu machen, daß er Frau Schellram die ersten Früchte seiner Tätigkeit persönlich zu Füßen legte. Denn indem er bei ihr eintrat, schwenkte er die soeben erschienene erste Nummer der dramatischen Rundschau in der erhobenen Rechten.

Frau Leontine lächelte, als sie die Zeitung in seiner Hand erblickte. Die Theaterkritiken! Er selbst war ihr wichtiger, und wie gut ihm die sieghafte Gebärde stand, das sah sie. Denn er sah *gut* aus — das Leben, in dem er jetzt schwelgte, tat ihm offenbar wohl. Zwar, die bleiche Gesichtsfarbe von früher hatte er sich bewahrt — er wäre ja auch trostlos gewesen, wenn er dieses Wahrzeichen des „interessanten Mannes" eingebüßt hätte. — Auch die Augen waren noch dunkel, wie sie es gewesen waren. Nur der Ausdruck hatte sich etwas geändert: es war nicht mehr

das hungrige Lechzen darin, in dem sie früher, als es ihm noch schlecht ging, so hülfesuchend umhergerollt waren. Nein, von einem Schutzflehenden hatte er heute nichts mehr an sich, weder im Blick noch in der Haltung. So vorsichtig zögernd wie das erstemal trat er heute durchaus nicht über die Schwelle, sondern im Gegenteil mit höchst selbstbewußtem Schritt; so befangen wie damals schlug er heute die Augen keineswegs zur Erde, sondern mit einem beinah herausfordernden Lächeln richtete er sie auf Frau Leontine.

Wäre er neulich so gekommen, wie er heute kam, Frau Leontine würde es vielleicht dreist gefunden haben. Heute ging es ihr anders: daß er so aus seiner Gedrücktheit herausgewachsen, das war ja doch ihr Werk; der ganze schöne, kecke Mensch war ja doch eigentlich ihr Geschöpf. Der Gedanke schmeichelte ihr. Darum, als sie gewahrte, wie sein Blick auf ihr liegen blieb, sie gleichsam durchwühlend, als wenn er fragen wollte: „Wie sieht's denn in dir aus?" empfand sie das mit einem heimlich zitternden Behagen.

Edgar Martisius ließ ihr Zeit, ihn zu betrachten. Indem er ihr ins Gesicht sah, dessen Züge so von leidenschaftlichen Kämpfen zermartert waren, in dem die Augen so fieberhaft glänzten, war es ihm, als besähe er sich im Spiegel. Wo gibt es für den Mann einen schmeichlerischeren Spiegel als das Gesicht des liebenden Weibes, das an ihm hängt? Neulich hatte er vor ihr gekniet — jetzt, das fühlte er, waren die Rollen vertauscht: ihm zu Füßen lag ihre Seele. Mit einem beinah prüfenden Blick musterte er ihre Gestalt — nun würde es ja nicht mehr lange dauern, dann würde der Leib der Seele folgen, und diese Gestalt dort würde zu seinen Füßen liegen, demütig wartend, daß er sie aufhöbe und in die Arme schlösse. Wie es in Naturen seiner Art zuzugehen pflegt: sobald die Frauen, an deren Blut er wie ein Vampir gesogen hatte, warm und weich geworden waren, ihm gegeben und ihn beschenkt hatten, wurde der Bettler zum Despoten mit den Instinkten eines Sklavenhalters.

Die Frauen, vor denen er gekniet hatte, empfand er von nun an als sein Eigentum, mit dem er schalten und walten durfte.

Sie hatte ihm viel gegeben, diese da, aber noch nicht alles, noch nicht ihr letztes. Sie würde ihm auch noch mehr geben,

o gewiß — würde sie ihm auch ihr Letztes geben? Seine Augen bohrten sich in sie ein, als wollte er es ergründen. Wie sie da vor ihm saß, eine voll erblühte, aus dem erschlossenen Kelch duftende Blume, wortlos, als wenn seine Nähe sie des Atems beraubt hätte, mit wogender Brust, das Antlitz von der Blässe des Leidens überhaucht, die ihrer machtvollen Persönlichkeit einen solch holdseligen zarten Reiz verlieh, — ja freilich, sie würde; er verstand sich auf die Zeichen; der dunkle, heiße Strom, in dem die Frauenseelen dahintreiben, an dem er so manchmal lauernd gestanden, war in ihr, hatte sie ergriffen; sie würde ihm geben, mußte ihm geben das, wodurch sie zu seiner Sklavin und er zum unumschränkten Herrn über sie wurde. Das Blut in ihm wurde wieder wild und in seinen Augen, wie es dann immer zu geschehen pflegte, erschien wieder die sengende, fressende Glut. Es galt noch etwas zu erringen; denn in dieser Frau, das fühlte er trotz aller Siegesgewißheit, war ein Etwas, das sie doch noch zu einer anderen machte, als die anderen waren, ein Etwas — wie hätte er es beschreiben sollen — als wäre in ihrem verborgensten Innern ein Berg gewesen, auf den man hinauf mußte, wenn man ihr in die innersten Organe, ins Herz sehen wollte. Aber das war wohl eigentlich nur eine Einbildung, vielleicht nur eine letzte Erinnerung an den ungeheuren Respekt, mit dem er einstmals vor ihr gestanden hatte. Über so etwas kommt man hinweg, wenn man Courage hat, — also nur Courage! Und darum, ohne viel zu fragen, rückte er einen Stuhl dicht neben ihren, setzte sich, so daß er dicht an ihrer Seite saß; dann ergriff er ihre Hand und zog sie an die Lippen.

„Gnädige Frau," sagte er, indem er ihr mit einem kecken, aber hübschen Lächeln aus nächster Nähe in die Augen sah, „ich komme, Ihnen mit schuldiger Ehrerbietung zu vermelden, daß die Gartenwohnung eingerichtet und fertig ist."

Frau Leontine zuckte unwillkürlich auf. In der Art, wie er sich neben sie gesetzt hatte, in seiner Stimme, seinem ganzen Benehmen war so etwas noch nie Dagewesenes, daß es ihr vorkam, als säße da ein ganz neuer Mensch an ihrer Seite. Aber hinter seinen lächelnden Augen erkannte sie die unheimlich-unwiderstehlichen Augen wieder, unter denen ihre Kraft bisher noch jedesmal geschmolzen war und sich auch jetzt wieder in Zittern auflöste. Darum gab sie sich nicht erst, wie neulich, vergebliche Mühe, ihm ihre Hand zu entziehen; sie fühlte, daß er sie doch

nicht freigeben würde. Und sie hatte recht. Nicht nur, daß er ihre Hand in der seinigen behielt, er blickte darauf herab mit einer Aufmerksamkeit, als wenn er ein Bildhauer gewesen wäre, der die schöne Hand — denn Frau Leontine Schellram besaß kräftige, aber außergewöhnlich edel geformte Hände — hätte nachbilden wollen.

„Was für eine wundervolle Hand," sagte er mit unterdrücktem Laut, indem er heißen Blicks zu ihr aufschaute, „aber wie könnte auch eine so großmütige Hand anders als schön sein."

Er strich mit den Lippen über die einzelnen Finger hin, er behandelte die Hand der Frau wie ein Liebender, der mit der Hand der Geliebten spielt und sie liebkost. Das alles mit einer Vertraulichkeit, als wäre das Verhältnis zwischen ihnen beiden von jetzt an ein ganz anderes als früher, und indem er die Augen zu ihr aufhob, war in seinem Blick ein Ausdruck, der das Antlitz der Frau jählings in Glut aufflammen machte, — sie hatte plötzlich eine Empfindung gehabt, als säße sie entkleidet vor dem Mann.

Stöhnend bog sie sich zurück, soweit sie konnte; wie eine Wahnvorstellung war es in ihr, daß sie sich in unmittelbarer Nähe, beinah in den Klauen eines Raubtieres befände, eines schönen, aber gefährlichen, dessen heiße Zunge sie beleckte, und dem sie zugleich in den roten Schlund sah. Endlich, mit einer gradezu gewaltsamen Anstrengung, raffte sie sich zusammen und reckte sich auf. Ein Lächeln, zu dem sie sich zwingen wollte, ging wie ein irrer Schein über ihre Züge, und als sie zu sprechen versuchte, mußte sie sich erst zwei-, dreimal räuspern, weil ihr die Stimme in der Kehle festklebte. „Sind Sie denn wirklich nur gekommen," brachte sie schließlich heraus, „um mir Komplimente über meine Hände zu machen? Ich hatte gedacht, Sie würden mir von Ihrem neuen Leben erzählen."

„Aber das habe ich ja getan," versetzte er; „ich habe Ihnen doch gesagt, daß die Gartenwohnung eingerichtet und fertig ist."

Trotz allem, was sie eben durchgemacht hatte, kam ihr beinah das Lachen: „Eine Wohnung, das sind doch schließlich nur vier Wände — da soll das Leben und die Arbeit doch erst drin anfangen?"

„Hat es ja längst," rief er, indem er sich umdrehte und die Zeitung aufnahm, die er vorhin, als er eintrat, auf den Tisch

geworfen hatte. „Gnädige Frau haben meine Arbeit nur keines Blickes zu würdigen geruht."

Er hielt ihr den bedruckten Bogen hin. „Hier, mein erstes Flügelschlagen in Ihren Diensten: meine Theaterbesprechungen."

Mit einer so lässigen Bewegung, daß es beinah wie Widerstreben aussah, nahm Frau Schellram das Blatt entgegen. „Sein erstes Flügelschlagen", darunter hatte sie sich wohl etwas anderes gedacht.

Edgar Martisius hatte ihr Zögern bemerkt und ärgerte sich darüber.

„Vielleicht erweisen gnädige Frau mir die Ehre, meine Besprechungen zu lesen," sagte er, „und dann darf ich hoffen, daß Sie finden werden, daß Sie in dem Verfasser eine immerhin annehmbare Kraft erworben haben."

Er sprach das beinah schmollend, im Tone eines Menschen, der sich nicht nach Gebühr gewürdigt fühlt. Wie einem verzogenen Kinde beeilte sich Frau Leontine Schellram ihm gut zuzureden.

„Gewiß werde ich Ihre Aufsätze lesen, und ich zweifle keinen Augenblick, daß sie mir gefallen werden. Nur — damit Sie mich richtig verstehen — ich dachte an das, was Sie neulich selbst gesagt haben —" sie stockte, denn sie sah, wie er die Stirn krauszog, — „was Sie selbst gesagt haben, als Sie meinten, daß Sie später zu eigener Tätigkeit übergehen, daß Sie selbstschöpferisch werden würden."

Mit beinah ungezogener Heftigkeit stand Edgar Martisius vom Stuhle auf. Immer war es ihm langweilig gewesen, wenn die Frau von den Erwartungen anfing, die sie auf seine Schriftstellerei setzte, jetzt erschien ihm das ganz unberechtigt.

„Ich habe Ihnen doch gesagt," polterte er los, „daß ich daran erst denken kann, wenn ich ganz in die neuen Verhältnisse eingelebt, wenn ich zur Ruhe gekommen bin. Jetzt, wo ich eben erst angefangen habe —" er schüttelte den Kopf, als hätte sie ihm eine unerhörte Zumutung gestellt. „Glauben Sie denn, da steckt keine Arbeit drin? Jeden Abend, den Gott werden läßt, in die Theater müssen, buchführen müssen über die dramatische Produktion, Gutes und Schlechtes, und letzteres natürlich viel öfter. Wenn man so etwas ernst nimmt — und wenn ich etwas angreife, pflege ich es ernst zu nehmen; das tue ich, das ist einmal meine Art —, dann ist das eine Tätigkeit, die einen

vollständig in Anspruch nimmt, ganz und voll ausfüllt, das können Sie mir glauben, ganz und voll!"

Er hatte sich, wie das in seiner Art lag, in einen Redestrom hinein schwadroniert, über dessen Geklapper er keinen Laut aus seinem Innern mehr vernahm. Dazu kam, daß, wenn er, wie er eben getan hatte, gewisse herkömmlich gangbare Ausdrücke, wie „buchführen über die dramatische Produktion" oder eine „voll und ganz ausfüllende Tätigkeit", gebrauchte, diese ihn gradezu hypnotisierten. Er bekam dann ein Gefühl, als hätte er allgemein gültige Wahrheiten ausgesprochen, und bildete sich, solange er sprach, wirklich ein, alles, was er sprach, wäre wahr. Daß diese „Arbeit", die er jetzt vollbrachte, dieser Zwang, „jeden Abend ins Theater zu müssen", in Wirklichkeit ein wahres Schlaraffenleben für ihn bedeutete, hatte er momentan völlig vergessen. Jeden Abend ins Theater, dann, die Taschen voll Geld, in ein gutes Restaurant, die halbe Nacht dann im Café, wo er jetzt als Kritiker an einem angesehenen Blatte eine Respektsperson geworden war, am darauf folgenden Vormittag, nachdem er spät aus den Federn gekommen war, ein Stündchen am Schreibtisch, um seine Kritik auf das Papier zu bringen, — wenn er sich jemals eine ideale Vorstellung vom Leben in Berlin gemacht hatte, so war diese jetzt erfüllt. Statt dessen sich hinsetzen sollen, stundenlang, über einer Erzählung drucksen oder gar einem Drama? Selbstschöpferisch werden — das Schlagwort hatte er ihr ja wohl neulich dummerweise selbst in den Mund gelegt? Damit er von anderen verrissen würde, während er jetzt selbst ein gefürchteter Verreißer zu werden versprach? So etwas tut man eben, wenn man absolut muß, wenn man kein Geld hat und welches braucht. Aber er hatte ja Geld — freilich kam es von der Frau da — na ja, na ja — aber das gab ihr doch noch kein Recht, ihn zum Arbeitsbüffel zu machen und seiner Freiheit zu berauben.

Unwillkürlich, indem er unwirsch das Zimmer durchmaß, drängten sich diese Gedanken in abgebrochenen Ausrufen über seine Lippen: „Literarisches Strebertum — nicht meine Art! Langsam ausreifen lassen! Hetzpeitsche des Verlegers!" und ähnliches.

Dann aber, als wenn er sich verschluckt hätte, wurde er plötzlich still; war ihm doch nicht anders, als hätte jemand ihm ihns Ohr geflüstert: „Nimm dich in acht!"

Er blieb stehen und sah sich um. Niemand war gekommen;

außer der Frau und ihm war niemand da. Aber die Frau — mit was für einem sonderbaren Blick sie ihn ansah! Sie saß aufrecht, beide Hände vor sich auf den Tisch gelegt, und so richtete sie die Augen auf ihn, zwei große, weit aufgerissene Augen, in denen ein ganz merkwürdiger, ganz anderer Ausdruck war als eben noch vorhin. War das nur Staunen und Verwunderung oder —? Jedenfalls überkam ihn wieder das Gefühl, das er schon manchmal gehabt hatte, als ob in der Frau ein Geheimnis sei, etwas wie ein Berg mit steilen Wänden, von denen man abstürzen konnte, wenn man nicht vorsichtig war, und den Hals brechen. Ein kalter Schreck lief ihm am Rücken herunter — hatte er die Wirkung seiner Persönlichkeit überschätzt? Hatte er etwas gesagt, was er besser nicht hätte sagen sollen? Der Blick, mit dem sie zu ihm herübersah, war ja wirklich genau so wie damals, als sie ihn zum ersten Male empfing — so gebieterisch, daß er damals in tödlicher Verlegenheit die Augen hatte niederschlagen müssen. Und so erging es ihm auch jetzt. Wie vor den Mund geschlagen stand er da, und als er etwas sagen wollte, brachte er nur ein mühsames Stottern hervor: „Gnädige Frau — werden das — nicht falsch verstehen —?“

Frau Schellram aber gab kein Zeichen, ob und wie sie ihn verstanden hätte. Lautlos saß sie, wie erdrückt von einer Last. Ein lähmendes Angstgefühl kroch in ihr herauf; der Gedanke, der sie neulich überfallen hatte: „Nur keine Gemeinheit! Keine Gemeinheit!“ schlug ihr wieder ans Herz. Wie er da eben vor ihr hin- und hergegangen war, beinah trampelnd, was er da gesagt hatte, diese unerhörten Worte, das war doch wirklich — mit einem Ruck schob sie den Stuhl, auf dem sie saß, vom Tische zurück.

„Was haben Sie da gesprochen?“ stieß sie mit einem Tone hervor, als wenn ihr die Zunge schwer geworden wäre.

Sie machte eine Bewegung, als wenn sie sich erheben wollte, aber sie kam nicht dazu. Eine körperliche Gewalt hielt sie fest und verhinderte sie am Aufstehen. Das war Edgar Martisius, der sich ihr zu Füßen geworfen hatte, das Gesicht auf ihre Knie drückte und sie mit beiden Armen an den Sitz fesselte.

„Nein,“ sagte er, und der eben noch so dreiste Ton seiner Stimme war zu einem klagenden Stöhnen geworden, „gehen Sie nicht fort! Seien Sie mir nicht böse! Nicht böse!“

Frau Leontine erwiderte keinen Laut. Sie hätte sagen mögen: „Lassen Sie mich los," aber sie brachte nichts heraus; Kehle, Brust und alle inneren Organe waren ihr wie zugeschnürt. Darum konnte sie nichts tun, als daß sie seine umklammernden Arme mit den Händen ergriff und von sich zu schieben versuchte. Und so entstand zwischen dem Weibe und dem Manne ein lautloser, beinah verzweifelter Kampf. Denn er ließ nicht los. Es war ihm plötzlich zum Bewußtsein gekommen, daß er zu weit gegangen war, daß auf dem Wege zwischen ihm und dem Gipfel, den er schon für erstiegen gehalten hatte, noch Gletscherspalten waren, und daß er an einer solchen stand. Unmittelbar. Darum, mit der gleichen Geschwindigkeit, mit der ihm dieses alles klar geworden, war auch sein Instinkt wieder wach, der ihm das einzige und letzte Rettungsmittel zeigte, das es für ihn noch gab: die körperliche Einwirkung seiner Persönlichkeit. Ohne sich zu besinnen, war er ihr deshalb zu Füßen gefallen und hatte ihre Knie umschlungen: „Nein, nein, nicht böse sein!"

Wie ein unartiger, bereuender Knabe, beinah wie ein Kind sagte er das. Dazu schüttelte er sein dunkellockiges Haupt. Und es war nicht etwa eine Komödie nur, die er ihr vorspielte; es war ihm aufrichtiger Ernst. Seine Natur wurde frech, sobald sie gut behandelt, und liebenswürdig, sobald sie unter die Faust genommen wurde. Und jetzt war er unter der Faust, das merkte er; in seinem Nacken, beinah wie ein Richtbeil, fühlte er den dräuenden Zorn der Frau. Darum wurde er liebenswürdig, darum wurde er weich; den Menschen, der er eben gewesen war, den aufbegehrenden, fußtrampelnden, schimpfenden, hatte er abgestreift, als wäre er es nie gewesen, und statt seiner war ein sich beugender, sich biegender, demütiger und — gefährlicher Mensch zurückgeblieben. Denn nun wieder wurde er gefährlich für die Frau, deren stolze Natur, der seinen so in allem und jedem entgegengesetzt, nur zärtlich werden konnte, wenn sie sich herabbeugen, nur lieben konnte, wenn sie geben, helfen, aufheben konnte. Nun, indem sie sich in lautlosem Ringen seiner zu erwehren versuchte, seine Arme mit den Händen faßte, seine Locken spürte, die ihr Wangen, Kinn und Lippen umspielten, indem sein Haupt sich emporhob und sie sich ringend niederbog, fühlte sie die leibliche Nähe dieses Menschen, dieses unbegreiflichen, unerhörten, dieses schönen Menschen — ja — sie mußte es sich gestehen — dieses in diesem Augenblick bestrickend schönen Men-

ſchen, ſo deutlich, ſo greifbar, ſo in all ſeiner Wärme und Glut, daß ſie — daß ſie —

Und alſo war das Ende des verzweifelten Kampfes, daß ſie mit einem Seufzer, der wie ein Ächzen aus ihrer Bruſt ſtieg, das Haupt vornüberſinken ließ, die Augen ſchloß und ihre Wange — nicht die Lippen, nein, davon hielt ein letztes ſie zurück — auf ſeinen dunkellockigen Scheitel bettete. So blieb ſie ſitzen. Ohne ſich zu regen, kniete er vor ihr und trug auf ſeinem Scheitel die Laſt des ſchönen, von ſo edlen Gedanken erfüllten Frauenhauptes, und wenn ſeine Seele deſſen fähig war, mochte eine Ahnung hindurchzucken, daß hier die urewige Menſchheitstragödie durchgekämpft wurde, daß eine große Seele all ihre geiſtigen Elemente dahinſinken fühlte unter dem düſteren Anſturm der im Menſchen vorhandenen anderen Gewalt, unter dem glühenden Atem der Sinne.

Lange verharrten ſie ſo. Beide ſchwiegen. In dem Zimmer regte ſich kein Laut. Es war eine Stille, wie ſie einzutreten pflegt, wenn zwiſchen zwei Menſchen ſich Schickſal entſcheidet. War die Stunde eine ſolche Entſcheidungsſtunde? Beinah mochte man es glauben, wenn man das Geſicht von Frau Leontine Schellram ſah, als ſie ſich jetzt aufrichtete und noch einmal auf den zu ihren Füßen geworfenen Mann herabſah.

Er hielt ſein Haupt noch immer gebeugt; darum ſah er dieſen Blick nicht, dieſen ſchweren, der langſam aus ihren Augen zu ihm hinunter- und in ihn hineinging, wie ein Bergmann, der in den Schacht ſteigt, mit angſtvoller Frage: „Iſt Gold darin?“ Denn wenn es anders war? Wenn man zwecklos das Tageslicht verlaſſen hatte und ſich nun da drunten verlief in taubem Geſtein — —?

„Stehen Sie auf!“ ſagte ſie endlich, und ſie ſagte es ſo leiſe, als dürfte nach dieſen Dingen nicht mehr laut zwiſchen ihnen geſprochen werden. „Und gehen Sie jetzt — ich werde Ihre Beſprechungen leſen.“

Edgar Martiſius erhob ſich, trat einen Schritt zurück und blieb in ehrerbietiger Entfernung ſtehen. Würde ſie ihn nicht noch einmal anſehen? Aber ſie hielt das Geſicht abgewendet und blickte vor ſich hin; dann griff ſie raſch ins Kleid und holte ihr Taſchentuch hervor; eine ſchwere Träne floß an ihrer Wange herab; ſie drückte das Tuch an die Augen.

„Gnädige Frau —“ ſagte Edgar Martiſius, als er dies

wahrnahm, und im Ton seiner Stimme mußte wohl etwas wie ehrliche Erschütterung durchgeklungen sein; wenigstens war der Eindruck auf Frau Leontine unverkennbar. Mit einer unerwarteten Wendung trat sie auf ihn zu, so daß er beinah erschrak; dann legte sie beide Hände auf seine Schultern, so wuchtig, daß es war, als wenn ihre Hände ihn an den Boden nagelten. Offenbar wollte sie etwas sagen, aber ihre Lippen bewegten sich, ohne einen Laut hervorzubringen.

Und indem sie so vor ihm stand, mit den zuckenden Lippen im bleichen Gesicht, mit den leidenschaftlichen Augen, die von einer in ihrem Innern lodernden Feuersbrunst zu erzittern schienen, sah sie aus wie ein von einem einzigen Wort, einer einzigen Frage, einem einzigen Verlangen erfülltes prachtvolles Menschheitsgefäß, wie eine Verkörperung des Weibes, das immer, wenn es echtes Weib ist, erwartend vor dem Manne steht: „Ich brauche noch etwas, das ich in mir nicht finde, weil es größer ist als ich, — werde ich es bei dir finden? Wirst du es mir geben?" Ob sie auf dem Grunde seiner Augen, in die sie hineinblickte, als wollte sie darin untertauchen, das gewahrte, was sie suchte? Oder ob sie ahnte, daß von hundert Frauen, die mit solcher Frage vor den Mann hintreten, wie sie es in diesem Augenblick tat, neunundneunzig nichts anderes zur Antwort erhalten, als ein lächelndes: „Ich weiß ganz genau, was du brauchst, — da hast du meinen Kuß," — und ob sie in diesem Augenblick fühlte, daß sie das Schicksal dieser neunundneunzig teilen würde? Beinah schien es so; ihre sprachlosen Lippen gewannen Worte, ein einziges, das wie ein Schrei herausbrach: „Das ist mir nicht genug!" Wie es einem ergeht, wenn man eine Gedankenreihe stumm in sich zu Ende gedacht hat, daß man zu dem Glauben kommt, der andere müsse erraten haben, was wir gedacht haben, und darum das Schlußwort unserer Gedanken verstehen, so erging es ihr. „Ich will mehr von dir haben als den Mann mit den dunklen Augen, der verführenden Stimme, der schlanken Gestalt; eine Seele will ich haben, in der ich mich ergehen, einen Geist, zu dem ich aufblicken, einen Charakter, auf den ich mich stützen kann," — das alles hatte sie gedacht, das alles war hervorgebrochen in dem abgerissenen einen Wort, das sie dem Manne zuschrie, — und das der Mann nicht verstand.

Völlig verblüfft stand Edgar Martisius ihr gegenüber; er wußte gar nicht, was er aus dem allen machen sollte. Als sie

dieſen Ausdruck in ſeinen Zügen bemerkte, ließ ſie die Hände von ſeinen Schultern, aber ſo, als wenn ſie ſich von ihm abſtieße, ſo daß er unwillkürlich einen halben Schritt rückwärts wich. Dann wandte ſie ſich ab, und es entſtand noch einmal zwiſchen beiden ein längeres, beklommenes Schweigen.

„Gnädige Frau ſind ſo erregt," ſagte er endlich mit trübſeligem Tone, „und es tut mir ſo leid, zu denken, daß ich vielleicht ſchuld daran bin."

Daß er doch immer, auch in den größten Momenten, nur die trivialſten Ausdrücke fand! Manchmal aber tun Trivialitäten gut, um überreizte Empfindungen zu beſchwichtigen. Frau Leontine mußte wirklich zu ſeinen Worten lächeln, und es war ein gutmütiges Lächeln.

„Gehen Sie nur jetzt," erwiderte ſie; „wir haben uns für diesmal ausgeſprochen."

Er ſtand noch und wiſchte mit dem Ärmel des Rockes über den neuerſtandenen glänzenden Zylinderhut, den er er beim Eintreten vorhin niedergeſetzt und jetzt wieder aufgenommen hatte. Er ſchien noch etwas auf dem Herzen zu haben.

„Gnädige Frau" — ein verlegenes Lächeln gab ſeinem von Natur hübſch geformten Munde etwas Zutulich-Niedliches — „haben mir doch zur Aufgabe gemacht, meine Wohnung ſo einzurichten, daß Apollo keinen Anſtand nehme, bei mir einzutreten? Ich bin doch nun fertig damit. Wollen gnädige Frau ſich denn nicht einmal perſönlich überzeugen, ob ich Ihre Meinung getroffen habe?"

Frau Leontine hatte ihm zugehört, ohne ihn anzuſehen. Jetzt drehte ſie ſich langſam zu ihm herum — wie er daſtand — wirklich wie ein Kind, über das man doch nur den Kopf ſchütteln kann. Und lächelnd ſchüttelte ſie den Kopf.

„Wenn Apollo Sie beſucht haben wird," ſagte ſie dann mit erhobenem Ton. „Verſtehen Sie, was ich meine?"

„Ach Gott, ja," verſetzte er in beinah drolliger Hülfloſigkeit.

Frau Leontine hatte, indem ſie ſprach, den Arm wie drohend erhoben; dabei war der Ärmel ihres Kleides etwas hinuntergeſunken, und das Handgelenk hatte ſich entblößt. Plötzlich, indem er den Hut blitzſchnell zur Seite ſetzte, mit einem Sprunge war Edgar Martiſius heran; mit beiden Händen, als wenn er einen flatternden Schmetterling erhaſchen wollte, griff er nach

ihrer erhobenen Hand, riß sie an sich und drückte die Lippen mit glühendem Kuß auf ihr Handgelenk.

„Verzeihen Sie," stammelte er, „ich bin toll; aber das macht mich toll; das — ist ja zu wunderbar schön! Gradezu klassisch! Antik!"

Er hatte recht; die schöne Hand der Frau war an ein klassisch schönes Handgelenk angesetzt.

„Was tun Sie?" flüsterte Frau Leontine, deren Gesicht wieder in Purpur getaucht war, „was tun Sie?"

Aber sie bekam den Arm nicht frei. Noch einmal, indem er ihr Handgelenk mit beiden Händen umklammert hielt, drückte er die Lippen darauf; dann sah er ihr mit einem gradezu rasenden, halb wahnsinnigen Blick in die Augen.

„Werden Sie kommen?" fragte er, „werden Sie kommen?" Seine Stimme war ein unterdrücktes, kaum hörbares, aber bis in die tiefsten Nervenfasern der Frau vernehmbares Hauchen.

„Lassen Sie mich los!" erwiderte sie, zitternd in allen Gliedern.

„Werden Sie kommen?" wiederholte er, ohne sie loszulassen.

„Ja — ja — ja —" im Augenblick hatte er ihr Handgelenk frei gegeben.

„Ich verlange nicht, daß Sie mir einen bestimmten Tag angeben," sagte er, indem er leise, hastig, eindringlich auf sie einsprach; „ich verlange auch nicht, daß Sie mir vorher schreiben — das alles würde es Ihnen schwer machen, das weiß ich, das begreife ich — Sie sollen ganz frei sein, Sie sollen kommen, wann es Ihnen gefällt, wie es Ihnen gefällt. Ich weiß, wie Sie das machen können. Ich werde es Ihnen sagen. Sehen Sie, hier" — er griff in seine Tasche — „habe ich den Schlüssel zur Gartentür. Den laß ich Ihnen hier. Können Sie herein, ohne daß man Sie von der Straße sieht. Habe ich Ihnen geschrieben." Er hatte einen Schlüsselring mit zwei daran befestigten Schlüsseln hervorgezogen. „Ach so," unterbrach er sich, „da ist auch der Drücker zur Wohnung daran." Er nestelte an dem Ring, um den einen Schlüssel davon loszumachen, aber die Hände flogen ihm, er wurde mit der Arbeit nicht fertig. „Das dauert jetzt zu lange," sagte er, indem er beide Schlüssel mit dem Ringe auf den Tisch legte, „also meinetwegen — lass' Ihnen beide hier. Werde mir einen anderen Drücker besorgen. Jetzt gehe ich. Ich weiß, Sie wollen, daß ich gehen soll. Ja, ja, ich gehe." Er

griff wieder zum Hut, dann aber trat er noch einmal an sie heran, ganz nahe: „Aber Sie werden kommen? Sie versprechen es?“ Er beugte sein Gesicht zu ihr, so daß seine Augenbrauen beinah die ihrigen berührten. Mit einem gebieterischen, beinah drohenden, gewalttätigen Blick sah er ihr in die Augen. „Sie kommen? Sie kommen? Sie kommen?“ Dreimal wiederholte er die Frage, und eigentlich klang es kaum wie eine Frage, sondern wie ein Befehl. Und unter diesen Worten, diesem Blick war es der Frau, als wenn sie zerbräche, als wenn es keinen Willen, keine Macht zum Widerstand und keine Auflehnung mehr in ihr gäbe; und als wenn ein Fremder es ihr versprochen hätte und sie es mechanisch, mit einer Stimme, die gar nicht mehr ihre eigene war, nachsprechen müßte, sagte sie dreimal, ohne Ausdruck, mit blechernem Ton, aber laut und vernehmlich: „Ich komme — ich komme — ich komme.“

Nun verließ er sie. In der Tür blieb er noch einmal stehen, drehte sich um, und mit dem Blick, mit dem er sie eben bezwungen hatte, sah er noch einmal zurück. „Ich warte,“ sagte er. Dann verschwand er.

* * *

Erst am folgenden Tage wurde es Frau Leontine Schellram möglich, ihrer Zusage nachzukommen und seine Theaterbesprechungen zu lesen. Beinah den ganzen Rest des Tages, nachdem Edgar Martisius sie verlassen, hatte sie, auf dem Sofa liegend, den Kopf in die Kissen vergraben zugebracht. Sie hatte nicht gegessen und nicht getrunken. Sie fühlte sich zu geordneter Geistestätigkeit völlig außerstande, wie zerstört, ihres Bewußtseins nur halb noch Herr. Am nächsten Tage also, als alles in ihr zwar noch nicht eigentlich besser, aber dumpfer wenigstens und stumpfer geworden war, ging sie an das Werk und nahm die dramatische Rundschau vor. Es war eine Reihe von kritischen Abhandlungen, die sich auf sämtliche Theater Berlins, vom ersten bis zum letzten, bezogen; die Stücke selbst wurden besprochen und ebenso die Darstellung. Dem Ganzen war eine kurze Einleitung vorausgeschickt, in welcher der Verfasser Zweck und Ziel der neuen Rundschau und zugleich seine eigenen Grundsätze erläuterte.

Indem sie mit dem Anfang anfing, las Frau Leontine diese Einleitung zuerst, und das, was ihr daran sofort auffiel, war

das gradezu verblüffende Selbstbewußtsein, das daraus sprach. Es war nicht nur eine Besprechung der dramatischen Produktion, sondern zugleich eine Kritik der gesamten bisherigen Kritik selbst, die „viel zu zimperlich, zu sanft, zu flau" gewesen wäre. Jetzt erst — das klang aus jedem Worte heraus — stand der eigentliche kritische Herkules auf, der den ganzen dramatischen Schweinestall mit eisernem Besen reinkehren würde. Nachdem sie dieses gelesen, legte Frau Leontine das Blatt vorläufig nieder; seine Erzählung kam ihr in die Erinnerung, und sie fühlte mit einer Art von Staunen den Unterschied zwischen jener und dieser seiner jetzigen Auslassung.

Bei der Erzählung hatte sie die Empfindung von einem Menschen bekommen, der sich mühsam auf Krücken fortbewegt; diese kritische Einleitung war wie der stampfende Sturmschritt eisenbeschlagener Stiefel, unter deren Tritten das Pflaster erdröhnte und der Kot umherspritzte.

Nach längerer Pause erst vermochte sie weiterzulesen, und nun merkte sie, daß die Einleitung wirklich nur ein Vorspiel gewesen war. Der Ton der einzelnen Besprechungen war — wie sollte sie es ausdrücken? — einfach „klobig", als wären sie nicht mit der Feder, sondern mit dem Dreschflegel geschrieben gewesen. Nichts blieb ganz — die Fetzen flogen nur so nach rechts und links — nichts blieb lebendig; je weiter sie las, um so mehr bekam sie das Gefühl, als ginge sie über einen Schlächterhof, wo die abgestochenen Schlachtstücke umherlagen. Denn wirklich, nicht wie Streiter, die im Kampfe auf dem Felde der Ehre gefallen waren, sondern wie Rind- und sonstiges Schlachtvieh, das unter der Hand des Fleischers verendet, erschienen ihr die Verfasser, nachdem sie gelesen hatte, was hier über sie gesagt wurde. Ein ganzer Strom von Gehässigkeit durchflutete die Zeilen.

Immer wieder mußte Frau Schellram absetzen und gleichsam Atem holen, bevor sie weiter las; immer wieder kam ihr seine Erzählung in die Erinnerung zurück; was für eine Armseligkeit dort, welche unbeirrbare Sicherheit, welch eine gradezu teuflische Phantasie im Ausfindigmachen ganz neuer, immer bis in Blut und Mark verwundender Ausdrücke hier! Dort ein ausgesprochener Stümper und hier — ja, was denn? Ein Meister? Nein, denn der ganze donnernde Redestrom bewegte sich, wenn man genauer zusah, in ausgefahrenem Bett, all die Gedanken, die daraus sprühten, waren keine neuen, nicht einmal wirkliche

Gedanken, ſondern nur Bosheiten, alte Bosheiten in neuer Form. Aber immerhin — in der ganzen Geſchichte war Wurf und Zug, das ließ ſich nicht beſtreiten, in dem Stil, in dem es geſchrieben, war Temperament, wenn auch abſtoßendes, in den Funken, die daraus hervorblitzten, war wirklich etwas wie hölliſches Feuer. Bis ins Tiefſte erregt, legte Frau Leontine, nachdem ſie endlich zu Ende geleſen hatte, das Blatt aus der Hand. Ihre erſte Anwandlung war geweſen, es in tauſend Fetzen zu reißen — aber ſie hatte es gelaſſen. Zu was hätte es geholfen? In ſo viel Exemplaren, als die Auflage der Schellramſchen Zeitung betrug, ging das jetzt in die Welt. Indem ſie dieſes dachte, ſeufzte ſie auf.

Ein Leben lang in ununterbrochenem Aufbauen tätig, hatte ſie vor allem, was Schaffen heißt, eine ehrliche Hochachtung gewonnen. Daß es in der ſchaffenden Kraft Unterſchiede gibt, daß die Werte, die daraus entſtehen, nicht gleich ſind, war ihr, deren ganzer Beruf ja eigentlich im Ausgleichen minderer Werte mit höheren beſtand, natürlich klar. Aber ſie war keine kritiſch zerſetzende, ſie war eine im Grunde einfache Natur, der der Inſtinkt ſagte, daß das geiſtige Kapital einer Zeit ſich nicht nur aus Gold- und Silberbarren, aus großen Wertſcheinen, ſondern daß es ſich aus ſolchen und zugleich aus kleiner Münze zuſammenſetzt; daß es neben den hohen Bäumen auch Strauchwerk und Unterholz in der Natur gibt. Leben, Erfahrung und Beruf hatten ſie angewieſen, immer und überall danach auszuſchauen, wo ſich Kräfte regten, dieſe aufzuſuchen und aus ihnen hervorzuholen, was ſich hervorholen ließ — und nun hörte ſie da einen ſprechen, der vom Vorhandenſein von Kräften überhaupt nichts wußte und wiſſen wollte, überall nur taube Nüſſe und leeres Stroh ſah und da, wo ſich ihm Perſönlichkeiten entgegenſtellten, mit denen er, willig oder nicht, rechnen mußte, ſich wie ein böſer Affe auf dieſe ſtürzte. Denn viele der Verfaſſer, die hier in ſo brutaler Weiſe behandelt wurden, kannte Frau Leontine aus ihren Werken und ſchätzte ſie.

Ihr ganzes Weſen erhob ſich wie in einer dumpfen Empörung. Das, was ſie da geleſen hatte, die Natur, die aus dieſen Worten ſprach, war der ihrigen ſo fremd, daß ſie wie vor einem wüſten Rätſel davorſtand.

Und wie es einem ergeht, daß man über dem Eindruck einer Schrift im erſten Augenblick die Perſönlichkeit deſſen, der

sie geschrieben, beinah vergißt, so mußte sie sich, als sie aus der ersten Betäubung zu sich selbst kam, gradezu darauf besinnen, wer der Verfasser von dem allen war; daß es dieser Mann war, dem sie die Schwingen zum Dichterfluge hatte lösen wollen, dieser Edgar Martisius, mit dem sie gestern hier — die Wange auf seinem Haupte —

Beide Hände an die Schläfen gepreßt, wie in halbem Wahnsinn, ging sie im Zimmer auf und ab.

War denn dies nun wirklich sein wahres Gesicht? War es denkbar, daß es vielleicht nur eine freche, prahlerische Maske war, die er sich vorgebunden hatte, um gewissermaßen den „wilden Mann" auf dem literarischen Markte zu spielen und dadurch Reklame für sich zu machen? So etwas ließ sich ja denken, so etwas war schon vorgekommen. Aber eine innere Stimme sagte ihr, daß es so nicht war, daß er wirklich so aussah. Die Erzählung! Er hatte ja doch einmal versucht, selbst etwas zu schaffen, und bei dem Versuch war er so jammervoll erbärmlich niedergebrochen! Und also waren alle Erwartungen, die sie auf sein Emporsteigen gesetzt hatte, Hirngespinste gewesen? Und also stand sie nun vor den Leuten ihrer Zeitung, die nicht an ihn hatten glauben wollen, vor ihrem Personal bis auf die Knochen blamiert da? Und gestern, in der rasenden Stunde, was hatte sie ihm gesagt? Was hatte sie ihm versprochen? Daß sie —? Da lagen ja die Schlüssel noch! Und mit einem Griff hatte sie die Schlüssel vom Tisch aufgenommen, um sie in die äußerste Ecke zu schleudern. Aber im selben Augenblicke wieder — nein — sie ließ sie auf die Tischplatte zurückfallen. Nein, sie wollte es tun, wollte halten, was sie versprochen hatte, was sie, von einer unbegreiflichen, verruchten Gewalt gezwungen, hatte versprechen müssen, wollte zu ihm gehen, noch heute, gleich jetzt, vor ihn hintreten, Auge in Auge, ihn fragen: „Bist du derselbe, der wie ein gescholtener Junge bescheiden vor mir gestanden und abgebeten hat und jetzt hier Worte schreibt wie ein Straßenjunge, der die Vorübergehenden mit Schmutz bewirft? Welcher von beiden bist du? Ist dieses hier dein wahres Gesicht? Dann hast du mich belogen und betrogen. Denn ich habe dir die Hand hingehalten, weil ich glaubte, daß ich einen zum Dichter geborenen Menschen zum Dichter machen würde. Aber wenn dies hier deines Herzens wirklicher Inhalt ist, dann bist du keiner, kannst du keiner sein. Denn ein Mund, der mit so gemeinen

Schimpfworten um ſich wirft, von dem können keine Worte kommen, die das Menſchenherz erlöſen, keine Dichterworte. Eine Seele, in der ſolche Ströme von Gift und Wut und Gehäſſigkeit brodeln, in der kann kein Werk entſtehen, bei deſſen Anblick die Menſchen ſelig werden, kein Dichterwerk. Und alſo haſt du mir damit gelohnt, daß du meine vornehme Zeitung zu einem Skandalblatt und mein ganzes, nicht auf Straßenlärm, ſondern auf ehrliche, ſtille Arbeit gegründetes Lebenswerk befleckt haſt! Und alſo bin ich nichts weiter geweſen als eine gutgläubige Närrin, die du in deinen Dienſt gezwungen haſt, weil du — weil du ein ſchöner Mann biſt und ſie ſich in dich —." Und als ſie mit den Gedanken bis dahin gelangt war, brach ihr Entſchluß wieder zuſammen. Wie ſollte ſie zu ihm gehen? Wie konnte ſie? Nein. Nein. Nein. Ihm gegenüberſtehen, in ſeiner Wohnung? In ſeine Gewalt gegeben, viel hülfloſer noch als hier, wo ſie ſchon hülflos geweſen war in ihren eigenen vier Wänden?

Auf das Sofa, auf dem ſie geſtern in Qualen gelegen hatte, fiel ſie wie in Verzweiflung zurück und die ſtolze Frau, die früher den Weibertroſt, das Weinen, ſo kalt verachtet hatte, fand keine Hülfe und keine Rettung mehr als bitteres, alle Gedanken ertränkendes Weinen.

Von allen Gedanken aber war es jetzt eigentlich einer, der ſich ihr wie ein Nagel in den Kopf bohrte: daß ſie ihrer Zeitung, dem großen Erzeugnis ihres Lebens, einen unwiederbringlichen Schaden getan hatte. Darum, wie eine Gefangene, hielt ſie ſich den ganzen Tag und auch den nächſtfolgenden in ihrem Zimmer auf. Sie wagte nicht, aus der Stube zu gehen, geſchweige denn aus dem Hauſe und auf die Straße. Überall, glaubte ſie, würde ſie vorwurfsvollen Geſichtern begegnen; mit Fingern würde man auf ſie zeigen.

In ihrem Kabinett ſaß ſie, in einer dumpfen Erwartung, jeden Augenblick würde der Redakteur erſcheinen: „Gnädige Frau, was haben Sie angerichtet! Ein Unglück! Ein Unglück!" Vorläufig aber kam nicht er, wohl aber jemand anders, eine, die ſich lange nicht hatte ſehen laſſen, weil ſie es nicht gewagt hatte, und die darum jetzt, als ſie am übernächſten Tage bei ihr angeklopft hatte, ganz verſchüchtert hereintrat, Charlotte Uſſner.

„Ach, ſeh' ich Sie endlich einmal wieder?" ſagte Frau Leontine, indem ſie ihr vom Sofa aus die Hand entgegenſtreckte. Der Ton ihrer Begrüßung war ſo matt und ſanft, ſo ganz

anders als Charlotte Ussner befürchtet hatte, daß diese schnell wieder Zutrauen gewann und sich, wenn auch noch etwas ängstlich, eine Fußbank heranschob, um, ihrer alten Gewohnheit getreu, sich zu Füßen von Frau Leontine niederzulassen. Frau Leontinens Hand spielte träumerisch in dem blonden Haar des jungen Mädchens. Wie gut ihr die Nähe des lieben, hübschen Geschöpfes tat, wie wohl und gut.

Sie wartete, daß Charlotte sprechen sollte. Sie wagte nicht zu fragen: „Was bringen Sie?" Wenn sie fragte, würde jene von den Besprechungen anfangen, von den fürchterlichen des Herrn Martisius.

Aber sie hatte unnötig gesorgt; Charlotte Ussner kam in einer anderen Angelegenheit: ein Brief war heute früh angelangt, an Fräulein Ussner, unter der Adresse der Schellramschen Zeitung, ein sonderbarer, ohne Unterschrift — Frau Leontine wurde aufmerksam. „Unter der Adresse der Schellramschen Zeitung?" Ob Frau Schellram erlaubte, daß sie ihr den Brief vorläse?

Frau Schellram nickte: „Ja."

Charlotte Ussner entfaltete den Bogen, aus dem eine Anlage herausfiel, die sie vorläufig an sich behielt; dann las sie: „Sehr geehrtes Fräulein — ich habe einmal das Glück gehabt, Ihnen persönlich näherzukommen, und von daher die Erinnerung an eine freundliche, wohlwollende Persönlichkeit. Nur das gibt mir den Mut, bei Ihnen anzufragen, ob sich für die Art von Arbeiten, die ich so für mich verfertige und von denen ich eine kleine Probe beilege, vielleicht bei Ihrer Zeitung Verwendung finden ließe. Es würde mir sehr helfen. Und verzeihen Sie, wenn ich meinen Namen nicht unter diese Zeilen setze, und erlassen Sie es mir, Ihnen zu erklären, warum es geschieht. Wenn Sie Zeit fänden, meine kleine Zusendung zu prüfen, und dann unter ‚L. M.' ein kurzes ‚Ja' oder ‚Nein' in ihre Zeitung einrücken wollten, so würde ich es finden und Ihnen dankbar sein."

Frau Leontine hatte schweigend zugehört. Als die Vorleserin schwieg, sagte sie, wie aus Gedanken heraus: „Damals, nicht wahr, nach dem großen Abendessen, als Sie mit der Frau gesprochen haben, hat sie erfahren, wie Sie heißen?"

Charlotte Ussner blickte auf: „Wissen gnädige Frau denn, wer es ist?"

Frau Leontine langte nach dem Brief. War es nötig, daß sie an den Schreibtisch ging und den damaligen mit diesem ver-

glich? Auch ohne das „L. M." hätte sie erkannt, von wem er kam, an der Handschrift, dieser merkwürdig fein geschwungenen, charaktervoll geschlossenen Schrift, die ihr heute, da die Schreiberin des Briefes vielleicht ruhiger gewesen war als damals, noch zierlicher erschien als das erstemal. Sinnend betrachtete sie das Blatt. Dann fragte sie: „Haben Sie die Probe bei sich, von der sie spricht?"

Es war die Anlage, die vorhin aus dem Briefbogen gefallen war. Ohne ein Wort, aber in sichtlicher Spannung reichte Charlotte Ussner sie ihr hin.

„Mein Gott," sagte Frau Leontine, „was ist das?"

„Ja, nicht wahr?" meinte Charlotte Ussner leise und mit einer sanften Zärtlichkeit im Ton: „Mir hat es auch so sehr gefallen."

Das, was Frau Schellram in den Händen hielt, war eine Stickerei, richtiger gesagt der Anfang zu einer solchen. Der Gegenstand der einfachste: eine blühende Bohnenranke, die sich an einer Schnur entlang schlängelte. Aber die Anordnung in der Zeichnung! Die Ausführung in der Farbe! Es war keine gewöhnliche Bohne; die Stickerin hatte eine besondere Spielart, eine sogenannte arabische gewählt, die sich von jener dadurch unterscheidet, daß von den fünf Blütenblättern, die bei der gewöhnlichen Art alle rot sind, zwei, und zwar die beiden größten Blätter weiß erscheinen. Durch diese Unterbrechung des einförmigen Rot erhält die Blüte einen viel lebendigeren Charakter, einen ganz außerordentlichen, anmutigen Farbenreiz.

Frau Leontine Schellram sagte kein Wort; sie konnte nicht; ebensowenig aber vermochte sie die Augen von dem kleinen Kunstwerk zu verwenden.

Denn daß sie ein solches vor sich hatte, das sah sie, das war ihr beim ersten Blick klar geworden. Von Natur aus zur Beurteilung derartiger Dinge veranlagt, hatte sie in jahre- und jahrzehntelanger Übung einen unfehlbar treffenden Blick dafür erworben. Daher wußte sie, daß sich in dieser kleinen, bescheidenen Arbeit künstlerischer Geist, ein ganz eigenartiger, verriet, und weil sie sich dessen bewußt wurde, verstummte sie. Dort der Beitrag des Mannes, ein Schaden an ihrem Blatte, ein Fleck auf ihrem Lebenswerk, und im nämlichen Augenblick, da ihr das begegnete, von der Frau, von seiner Frau ein Angebot, so aus dem Charakter ihrer Zeitung heraus geboren, als hätte die Frau

seit Jahren dafür gearbeitet. Eigentlich zum Lachen — aber ihr war nicht zum Lachen zumute. Völlig erdrückt von ihren Gedanken, ging sie in lautloser Erregung auf und ab. Charlotte Ulfner, die noch immer auf ihrer Fußbank kauerte, sah ihr in stummem Staunen zu. Daß Frau Schellram die Stickerei gefallen würde, hatte sie ja gehofft und gedacht, aber daß der Eindruck ein solcher sein würde — sie verstand es nicht. Und wie hätte sie auch verstehen sollen! Das Weib, das törichte, minderwertige Geschöpf — aus dessen Händen dieses hier! Und der Mann, den sie von dem untergeordneten Weibe befreit hatte, weil er neben ihm zugrunde ging und, frei von ihm, ein Genius werden würde — aus seiner Feder das da! Und sie selbst. Frau Leontine Schellram, die Erfahrene, die Menschenkennerin, die Seelenkundige? — Ihr Selbstbewußtsein, ihr Stolz, ihre Eitelkeit, alles und alles bäumte sich noch einmal auf; der Haß gegen die Frau, den sie beinah geflissentlich in sich genährt und großgezogen hatte, zuckte ihr in der Hand, als sollte sie das Ding da, die Stickerei, von sich schleudern: „Ich will nicht, daß du mir gefällst! Will von dir nichts wissen!" Aber im Augenblick, als sie die bebende Hand zur Faust schließen und das arme, kleine Werk darin zerdrücken und zerknüllen wollte, regte sich die Künstlerin in ihr — nein — das wäre eine Gemeinheit gewesen. Jede wahre Kraft ist etwas Heiliges. Nur ein dummer Mensch kann eine wahrhaft vorhandene Kraft übersehen, nur ein ganz gemeiner kann sie wissentlich zertreten.

Ohne ein Wort der Erklärung, was sie vorhatte, ging Frau Leontine an die Klingel und drückte auf den Knopf.

„Der Wagen soll angespannt werden — sofort," gebot sie dem Diener, der auf ihren Ruf erschien.

„Charlotte," sagte sie alsdann, indem sie das junge Mädchen von seiner Fußbank emporzog und, den Arm um ihre Hüfte geschlungen, mit ihr zusammen den Gang durch das Gemach wieder aufnahm, „Charlotte" — sie drückte die Lippen auf den blonden Scheitel, und an ihrer Stimme, am schweren Atmen ihrer Brust hörte und spürte das Mädchen die tiefe Erregung der Frau — „die, von der der Brief und die Stickerei herkommt — wenn Sie es wirklich noch nicht wissen — ist die Frau von jenem — Herrn Martisius. L. M. Leonore Martisius. Und nun muß ich Ihnen einen Auftrag erteilen. Und das, was ich Ihnen sage, muß unter uns bleiben. Nicht wahr?

Ganz unter uns. Sie müssen zu der Frau hin, Charlotte. Dazu habe ich für Sie den Wagen bestellt. Gleich müssen Sie hinfahren. Aber wenn Ihnen jemand begegnet und jemand Sie fragt, Sie dürfen niemandem sagen, wohin Sie gehen. Wollen Sie das für mich tun, Charlotte? Wollen Sie?"

„Ja, gern, gnädige Frau, ja gern."

„Hier ist die Adresse, wo sie wohnt" — Frau Leontine trat an den Schreibtisch, nahm den ersten Brief Leonores hervor und las aus ihm Charlotte Ussner die Wohnungsangabe vor.

„Und nun also müssen Sie zu ihr und zu ihr hinaufgehen und sich die Frau ansehen und ihre Sachen — und alles — verstehen Sie? Ich kann Ihnen das nicht so beschreiben und sagen, so im einzelnen. Das müssen Sie selbst finden. Verstehen Sie? Das werden Sie ja auch. Nicht wahr? Sie sind ja mein Charlottchen, mein liebes Herz, der ich von allen am allermeisten vertraue." Mit beiden Armen hatte sie Charlotte Ussner an sich gezogen, und indem diese an ihrer Brust lag, fühlte sie, wie es in dieser Brust stürmend auf und nieder ging.

„Ja, gnädige Frau," wiederholte das junge Mädchen, das in ihrer Umarmung kaum zu Atem kam, „ich denke, ich werde alles so machen, wie Sie es meinen." Dann richtete sie sich auf, weil der Diener zurückkam, um zu melden, daß der Wagen angespannt sei.

„Und dann bringe ich Ihnen Bescheid?" fügte sie laut hinzu.

„Bringen mir Bescheid. Fahren Sie gleich?"

„Sofort, gnädige Frau!" Und Charlotte Ussner war hinaus.

Brief und Stickerei hatte sie liegen lassen, und vor dem Briefe saß jetzt, nachdem Charlotte gegangen war, Frau Leontine von neuem und blickte wie gebannt darauf hin. Merkwürdig, wie diese Schriftzüge es ihr angetan hatten. Freilich, wenn sie an die Hand dachte, die jenes dort gestickt hatte, begriff sie das. Aber es waren nicht die Schriftzüge allein; der ganze Ton des Briefes — welche Gehaltenheit in diesem Ton! Geld, um die Miete zu bezahlen, hatte sie ja freilich erhalten, aber viel besser ging es ihr darum doch auch jetzt wahrscheinlich nicht. Trotzdem — kein Gewinsel, keine Bettelei. „Es würde mir sehr helfen" — das war alles. Wie ein Gesicht mit festgeschlossenen Zügen, so sah der Brief in seiner feingeschwungenen Schrift aus; ein Rassengesicht trug die Seele, die aus diesem Briefe sprach.

Da ließ sich nichts verhehlen, da ließ sich nichts mehr

dagegen machen. Alle Qualen, die der Menſch empfindet, wenn eine neue Überzeugung, eine Überzeugung, gegen die man ſich mit Händen und Füßen geſträubt hat, ihre Wurzeln in unſere Seele ſenkt und unaufhaltſam von uns Beſitz nimmt, durchwühlten die Frau. Wenn dieſem allem ſo war, dann war ſie ja im Irrtum geweſen und Irrtum alles, was ſie getan hatte.

Vom Stuhle ſprang ſie auf und trat ans Fenſter. Sie hielt es vor Ungeduld kaum mehr aus. Ob Charlotte Uſſner noch nicht kam? Wagen ohne Zahl rollten auf der Straße — der ihrige war nicht darunter. Wie ſollte ſie denn auch ſchon — es war ja ganz töricht. Bei dem endloſen Wege, den ſie zu machen hatte! Kaum daß ſie bei der Frau angekommen ſein mochte. Jetzt war ſie wahrſcheinlich bei ihr. Wie ſie ihr vorgeſchrieben hatte, ſah ſie ſich alles ganz genau an. So etwas fordert doch Zeit, fordert doch Zeit. Alſo nur Geduld! Kommen würde ſie ja ſchon, Beſcheid bringen würde ſie ja ſchon. Aber wenn ſie doch nur käme! Nur bald käme! Sie ballte die Hände und drückte ſich die Fingernägel ins Fleiſch. Aber Ungeduld und Toben und Raſen halfen zu nichts. Charlotte Uſſner kam noch nicht, noch lange nicht, ließ auf ſich warten, viel länger als Frau Leontine auch nur im entfernteſten vermutet hatte, ſtunden- und ſtundenlang. Erſt als es ſchon zu dämmern anfing und das Licht der Straßenlaternen in das dunkle Zimmer hinaufleuchtete, in dem Frau Leontine, die kein Licht angezündet hatte, weil ſie nicht wußte, wozu ſie es hätte brauchen ſollen, zuſammengekauert in der Sofaecke ſaß, ertönte der leichte, haſtige Schritt des jungen Mädchens vor ihrer Tür, und im nächſten Augenblick ſtand Charlotte vor ihr.

Frau Schellram ſtand vom Sofa auf: „Charlotte — wie Sie mich haben warten laſſen!!“

„Ja — entſchuldigen Sie doch nur“ — der Atem flog in der jungen Bruſt — „ich habe ja nicht fortgekonnt. Sie hat mich ja gehalten, faſt mit Gewalt, ſich an mich gehängt“ — plötzlich ſtürzte ſie Frau Leontine in die Arme und drückte den Kopf an ihre Bruſt: „Frau Schellram, das iſt ja fürchterlich! So etwas von Verlaſſenſein! Das iſt ja viel ſchrecklicher, als ich gedacht hatte!“

„Mein Gott, wie Sie zittern,“ ſagte Frau Leontine halblaut. Sie machte ſich ſoweit frei, daß ſie an die elektriſche Kurbel gelangte. Erſt indem das Licht im Kronleuchter aufglühte, ſah ſie, wie ſich das junge Mädchen, das vorhin ſo friſch ausgeſehen,

verändert hatte: Charlotte Ussner war leichenblaß, in ihren Augen, die vom Weinen gerötet waren, lag ein Ausdruck des Entsetzens.

„Setzen Sie sich," gebot Frau Leontine, „und erzählen Sie!" Sie drückte Charlotte auf einen Stuhl nieder und setzte sich ihr gegenüber, die Augen auf sie gerichtet, als wollte sie ihr die Worte vom Munde saugen.

Charlotte Ussner hielt die Hände ineinander gepreßt; fast sah es aus, als ränge sie die Hände. Sie machte den Eindruck der Ratlosigkeit, als wenn sie soviel zu sagen gehabt hätte, daß sie nicht wüßte, womit anfangen.

„Ihr Mann ist ja von ihr gegangen! Dieser Herr Martisius!" brach sie endlich, beinah schreiend, los.

Frau Leontine biß die Zähne aufeinander. Fast hätte sie: „Das weiß ich," gesagt. Nun blieb sie stumm und ließ das: „Dieser Herr Martisius" in sich nachtönen; welch eine Fülle von Abscheu und Empörung war in dem Tone gewesen.

„In solchem Zustand hat der Mensch sie verlassen," fuhr Charlotte fort, „Frau Schellram, stellen Sie sich vor! Ohne ihr zu sagen, wo er hingegangen ist, wo er steckt. Ohne einen Menschen in ihrer Nähe, der ihr hilft. In einer Wohnung — Gott, o Gott — Wohnung kann man das ja kaum nennen — ohne Geld" — ihre Stimme ging immerfort zwischen Schluchzen und Schreien, als würde sie sich jeden Augenblick überschlagen. Die Worte sprudelten ihr vom Munde, als wollte eins dem andern den Weg ablaufen und den Atem abfangen. Frau Leontine vermochte kaum zu folgen. Nur das letzte hatte sie verstanden.

„Ohne — Geld?" fragte sie zögernd.

„Werden Sie es glauben, Frau Schellram, nicht einen Groschen Geld hat er ihr zurückgelassen, ihr auch nichts geschickt nachher. Neulich — hat sie mir erzählt — hat sie mit einemmal ein paar hundert Mark geschickt bekommen. Sie weiß gar nicht von wem. Anonym, von ihm jedenfalls nicht; es ist eine ganz andere Hand auf der Adresse gewesen. Anonym, ohne ein Wort dazu. Sie sagt, das hat sie so schrecklich berührt. Als wenn sie eine ganz gemeine Bettlerin wäre. Natürlich hat sie's behalten müssen; sie hatte ja die Miete zu bezahlen und eine Masse Rechnungen. Hätte ja auch gar nicht gewußt, an wen sie's hätte zurückschicken sollen. Aber wie gesagt, als wenn sie eine Bettlerin wäre. Das hat ihr solchen schrecklichen Eindruck

gemacht. Denn es ist ja eine so feine Frau, o Gott, Frau Schellram — wie man ihr's ansieht, daß sie einmal in ganz anderen Verhältnissen gelebt hat! Die Sachen, die sie arbeitet — Frau Schellram — eine Künstlerin! Ich sage Ihnen, eine Künstlerin! Ganz wundervoll! Und dabei eine solche Masse! Und das alles hat sie so gemacht, ganz für sich, weil sie sonst das Leben nicht ausgehalten hätte, hat sie gesagt, und niemand, an den sie sich wenden kann, der's ihr abnimmt! Niemand! Kein Mensch! Eine solche Verlassenheit ist noch gar nicht dagewesen! Und das alles in dem Zustand!"

Schon einmal glaubte Frau Leontine den Ausdruck vernommen zu haben. „Was denn für ein Zustand?" fragte sie.

Charlotte Ussner blickte verwirrt auf.

„Hab' ich's Ihnen denn nicht gesagt?" Ihr junges Gesicht färbte sich mit schämigem Rot; sie beugte sich zum Ohre von Frau Leontine: „Sie ist ja in anderen Umständen!" flüsterte sie.

Frau Leontine saß wie versteinert.

„Darum eben hat sie ja jetzt an mich geschrieben, aus reiner Verzweiflung. Weil sie absolut nicht mehr wußte, wo aus noch ein. Gott — ich habe ja gradezu ein Gefühl, als könnte da jeden Augenblick ein Unglück —" plötzlich brach sie ab —„ Frau Schellram," schrie sie ganz angstvoll — „um Gottes willen — ist Ihnen etwas —?"

Der Anblick der Frau hatte sie erschreckt: kreideweiß, mit weit aufgerissenen Augen, mit halb offenem Munde saß Frau Leontine. Charlotte faßte sie unwillkürlich an den Schultern: „Frau Schellram — ist Ihnen etwas?"

Ja — ihr war etwas: eine schwarze Gestalt stand jählings, wie aus dem Boden gewachsen, vor ihr, eine finstere, gräßliche, wie sie sie noch nie gesehen, ein Gespenst, und dennoch leibhaftig, mit einem Leichengesicht, und mit diesem Gesicht sah sie zu ihr her, zu Frau Leontine — Leontine Schellram, der Stolzen, der Klugen, der Beherrschenden: „Kennst du mich? Ja, nicht wahr, wir kennen uns?" Jeden Augenblick konnte ein Unglück geschehen — was für ein Unglück sollte das sein? Daß die Frau starb — in Kindesnöten starb, die in ihrer Not verlassene Frau, das konnte, das würde jeden Augenblick geschehen! Und daß Frau Leontine Schellram dann eine — eine Mörderin —

Die Stirn mit kaltem Schweiß benetzt, starr wie eine stählerne Stange erhob sie sich vom Stuhl. Im nächsten Augen-

blick war sie wieder an der Klingel, und: „Der Wagen soll wieder anspannen! Aber schnell, aber schnell!“ herrschte sie den Diener an.

„Charlotte,“ sagte sie alsdann, und in ihrer Stimme war eine tonlose, beinah röchelnde Heiserkeit. „Sie sind natürlich müde, armes Kind?“

„Nein, Frau Schellram, nein.“

„Sonst würde ich sagen —“ plötzlich schwankte sie und stützte sich mit beiden Händen auf Charlottens Schultern, daß das junge Mädchen unter der Last der mächtigen Gestalt beinah zusammenknickte: „Verlassen Sie mich nicht, Charlotte! Ich muß hin zu der Frau. Kommen Sie mit!“

Ein Freudenschein leuchtete in Charlottens Zügen auf.

„Frau Schellram, Sie wollen selber zu ihr hin? Ach, ob ich mit Ihnen gehen will! Ach, wenn Sie wüßten, Frau Schellram, wie gut das ist!“

Frau Leontine blickte sie mit verständnislosen Augen an; Charlotte Ussner aber ließ ihr keine Zeit zu langem Überlegen.

„Das alles erkläre ich Ihnen, wenn wir im Wagen sitzen; jetzt müssen wir fort, damit wir noch bei ihr ankommen, ehe sie die Haustür zuschließen. Warten Sie, ich selber hole Ihnen Hut und Mantel — ach, Frau Schellram,“ noch einmal, bevor sie ging, stürzte sie sich auf Frau Leontine, und ihre blühenden Lippen wühlten sich förmlich mit zärtlichen Küssen in deren Gesicht. Dann war sie hinaus; wenige Minuten darauf kam sie zurück — „ich habe Ihnen Ihren warmen Mantel mitgebracht,“ erklärte sie; „es ist draußen ziemlich kalt.“ Sie hängte Frau Leontine den Pelz um, setzte ihr den Hut auf, die sonst so tatfertige Frau stand ganz unbehilflich — dann kam der Diener, um zu melden, daß vorgefahren sei. Einen Augenblick später saßen beide Frauen im Wagen, und nun, im Dunkel des Wagens, während dieser sich in Bewegung setzte, um den endlosen Weg bis zu Leonore Martisius' Wohnung mit ihnen dahinzurollen, schmiegte sich Charlotte Ussner an die Frau, die laut- und regungslos in die Ecke gedrückt saß.

„Frau Schellram, was ich Ihnen erklären wollte, wissen Sie, was die Frau zu mir gesprochen hat, als ich bei ihr war? Einen einzigen Trost in dieser ganzen fürchterlichen Zeit hat sie gehabt; das hat sie mir gesagt, das ist Ihre Zeitung gewesen, die sie alle vier Wochen einmal zu lesen bekommen hat. Wenn

sie dann die Muster und Proben zu Stickereien in der Zeitung gesehen hat, dann immer wieder für einen Augenblick hat sie all den Jammer vergessen, in dem sie steckte, und für die paar Groschen, die sie noch übrig gehabt, hat sie sich Seide und Wolle gekauft und selbst solche Sachen gemacht, wie ich Ihnen heute eine gezeigt habe. Und solange sie daran gearbeitet, hat sie Hunger und Durst und alles vergessen, hat sie mir versichert; wissen Sie, Frau Schellram, wie ich das gehört, habe ich mir gesagt, daß doch wirklich eine Künstlerin, eine ganz echte, in der Frau stecken muß — sind Sie nicht der Ansicht?" Frau Leontine äußerte keine Ansicht, überhaupt keinen Laut; stumm in das Wagendunkel gedrückt, beinah wie eine Tote saß sie da.

„Ja und wissen Sie," fuhr Charlotte Ussner fort, „was sie mir weiter gesagt hat, daß sie daneben immer an die Frau hat denken müssen, die die Zeitung geschaffen hat und herausgibt, und von der all der ganze, große Reichtum herkommt, Frau Schellram, an Sie ... Und wenn sie an Sie gedacht hat, dann, hat sie mir das beschrieben, ist ihr immer gewesen, wie wenn eine Gefangene durch die Gitterstäbe von ihrem Zellenfenster nach der Sonne schaut. Und sie hätte oft bei sich denken müssen, hat sie gemeint, wie sonderbar das wäre, daß dieselbe Welt, die ihr gegenüberstände wie ein Ungeheuer, das sie jeden Moment zu zerreißen und zu verschlingen drohte, sich vor Ihnen niederbeugte, als wenn Sie sie gezähmt hätten. Darum hätte sie solch ungeheuren Respekt vor Ihnen, und immer hätte sie das Gefühl gehabt, wenn sie nur ein einziges Mal zu Ihnen hätte sprechen können, dann wäre ihr geholfen gewesen. Denn wenn sie Ihnen alles hätte anvertrauen können, was sie quält, dann meint sie, Sie hätten gewiß Rat gewußt, und dann hätte sie sich das so wundervoll vorgestellt, wenn sie vor Ihnen niedergekniet wäre und den Kopf auf Ihren Schoß gelegt und bei sich gedacht hätte: Jetzt ist alles gut, jetzt bist du bei der klugen, großen, guten Frau, und —"

Charlotte Ussner konnte nicht weitersprechen — ein würgender, erstickter Laut kam aus der Ecke, in der Frau Schellram saß. Es war zu dunkel, um etwas zu erkennen; nur fühlen konnte sie, da sie an sie geschmiegt saß, wie der Leib der Frau krampfhaft aufzuckte.

„Seien Sie still, Charlotte," sagte Frau Leontine mit gurgelnder Stimme, „sprechen Sie nicht weiter — ich — ich —"

Charlotte fuhr zur Seite und rückte ab, „ach, um Gottes willen," rief sie in tiefster Bestürzung, „Frau Schellram, habe ich Sie so erschreckt?"

Frau Schellram erwiderte nichts. Soweit die andere zu erkennen vermochte, hatte sie das Gesicht an die Wand des Wagens gedrückt. Natürlich wurde auch Charlotte still. In lautlosem Schweigen fuhren beide ihren Weg dahin.

Endlich kam man ans Ziel. In einer Stadtgegend, die so dürftig und öde war, daß der elegante Schellramsche Wagen mit seinen blitzenden Laternen sich darin wie ein Meteor ausnahm, das von einem andern Weltkörper geflogen kommt, hielt die Fahrt an. Der Diener sprang vom Bock und riß den Schlag auf. Man stand vor einem vierstöckigen, finsteren, entsetzlichen Hause. Noch aber war die Haustür offen — darauf kam es an.

„Der Wagen soll warten," gebot Frau Leontine; dann, ohne eine Sekunde des Besinnens, trat sie mit Charlotte in den düstern Hausflur ein.

„Sie wissen Bescheid," sagte sie zu Charlotte; „gehen Sie voran." Und also, Charlotte Uffner voran, Frau Leontine hinterdrein, beide ohne ein Wort, ohne einen Laut, klommen sie vier endlose, armselig beleuchtete Treppen hinan.

Auf dem obersten Treppenflur, auf dem ein muffiger Geruch und eine solche Dunkelheit lag, daß man die Namen an den Türschildern nicht mehr entziffern konnte, machten sie halt. An der zur Linken gelegenen Tür setzte Charlotte Uffner die Klingel in Bewegung. Es dauerte eine geraume, eine lange Zeit, bis sich drinnen eine Lebensregung äußerte. Endlich näherte sich ein, wie in Hausschuhen schlürfender, langsamer Schritt, ein Schlüssel wurde umgedreht, und die Tür öffnete sich zu einem engen Spalt. Sogleich trat Charlotte hinzu, während Frau Leontine unwillkürlich zurückwich, soweit sie konnte, bis an die gegenüberliegende Tür. Von dort aus vernahm sie das leise Hin und Her der beiden Stimmen. Zu sehen vermochte sie fast nichts, nur ein unbestimmtes, weißlich schimmerndes Etwas in der halb offenen Pforte. Dann aber hörte sie, wie die Stimme drüben plötzlich erschreckt emporging; offenbar hatte Charlotte ihr gesagt, wer gekommen war, sie zu besuchen. Abgebrochene Worte klangen halb vernehmbar herüber; sie verstand so etwas wie „schon zu Bett gelegen — nur ein wenig anziehen" — und nun trat sie mit zwei Schritten näher. Als die große Gestalt

beinahe wie ein mächtiges Schattenbild aus dem Halbdunkel herankam, gewissermaßen heraufwuchs, kam in das Weißliche, Schimmernde, das da im Innern der Tür stand, ein taumelndes Wanken, zugleich hörte man einen Laut, der wie ein dumpfer, in die Brust zurückgeschlagener Schrei erklang.

„Sie fällt!" sagte Frau Leontine mit hallender Stimme. Im nämlichen Augenblick, Charlotte zur Seite schiebend, war sie über die Schwelle und hatte den Arm um Leonore Martisius geschlungen. Ihr unmittelbar gegenüber öffnete sich die Tür ins Wohnzimmer. Die junge Frau fest an sich gepreßt, ging Frau Leontine, während Charlotte hinter ihnen die Flurtür wieder schloß, Schritt für Schritt in diesen Raum hinein, der von einer auf den Tisch gestellten, erbärmlichen Petroleumlampe billigster Art beleuchtet war. In der Mitte des Zimmers blieb sie stehen; es war Wohn- und Schlafraum zugleich: an der Wand stand ein Armeleutebett, mit dürftigstem Bettzeug bedeckt, von dem die Decke halb zurückgeschlagen war, weil offenbar soeben jemand darin gelegen hatte und hastig aufgestanden war. Außer dem Bett nur ein paar grobe, hölzerne Stühle und ein roher, viereckiger Tisch; die Stubenwände weiß getüncht, mit schwarzen Schmutzstreifen, ohne Tapeten, völlig kahl. Nachdem ihr Blick in dieser Umgebung umhergewandert war, richtete Frau Leontine die Augen auf das, was sie noch immer, beinah unbewußt, an sich gedrückt hielt, die hagere, magere Frauengestalt. Im Hemd, über das sie in aller Eile, aus dem Bett aufspringend, einen alten wollenen Schal geworfen hatte, in ausgefaserten Morgenschuhen, in die sie hastig, ohne erst Strümpfe anzuziehen, mit nackten Füßen hineingefahren war, so stand sie da. Als die junge Frau fühlte, wie die Augen dieser reichen, eleganten, pelzverbrämten Dame, nachdem sie gewissermaßen das Inventar ihres Jammers aufgenommen hatten, jetzt mit einem dumpfen, staunenden Entsetzen auf ihr selbst, dem nackteſten Stück des nackten Inventars, liegen blieben, fing sie plötzlich an zu weinen. Ganz laut, in höchsten Tönen, beinah wie ein kleines Kind, das sich nicht mehr zu helfen und zu lassen weiß, erbärmlich, kläglich fing sie an zu weinen.

Der Ton war so sonderbar, so beinah schauerlich sonderbar, so in die Nerven schneidend und herzzerreißend, daß Charlotte Ussner an allen Gliedern zu beben begann. Auch Frau Leontine merkte man den unheimlichen Eindruck an. Wie einem klagen-

den Kinde versuchte sie der jungen Frau zuzusprechen, drückte sie an sich, streichelte sie, und als alles vergeblich blieb, als das Weinen unabläſſig und in immer gleicher Eintönigkeit fortfuhr, geſchah etwas gänzlich Unerwartetes: wie eine große dunkle Maſſe glitt die Frau plötzlich an der hageren Geſtalt herab, zu Boden, ſo daß die Dielen unter ihrer Laſt erdröhnten, indem ſie darauf niederfiel; mit beiden Armen umſchlang ſie die Hüften, die Lenden, das ganze arme, eckige, dürftige Menſchending, das da vor ihr ſtand, und: „Hören Sie auf zu weinen!“ ſchrie ſie ſie an. „Ich kann das nicht mehr hören. Ich halte es nicht aus!“

Wirklich hörte Leonore zu weinen auf. Das Überraſchende des Vorgangs hatte ſie offenbar ſo erſchreckt, daß ihr die Stimme im Halſe ſtecken blieb. Mit ihrem blutleeren Geſicht ſah ſie wie hülflos umher, wie ein Menſch, der einen Überfall erleidet und nicht zu ſich zu kommen, ſich nicht zu retten weiß. Einen Augenblick noch, und ſie würde ohnmächtig niederſtürzen, — das ſah man ihr an. Indem ſie das gewahrte, war Frau Leontine wieder vom Boden auf und auf den Füßen.

„Charlotte!“ — mit einem Augenwink war Charlotte Uſſner herangerufen, richtiger geſagt: herangeſchwenkt; dann faßten beide Frauen Leonore Martiſius unter den Armen und führten ſie an das Bett. Charlotte nahm ihr die Schuhe von den Füßen, Frau Leontine ſtreckte ſie auf das Lager, zog die Bettdecke über ſie, und als ſie fühlte, was für ein erbärmliches, dünnes Stück Zeug das war, knüpfte ſie den ſchweren Pelzmantel von ihren Schultern, breitete ihn über die Bettdecke und wickelte den ganzen, ſchmalen Leib hinein, daß nur das Geſicht hervorſah.

Leonore machte eine Bewegung, als wollte ſie es nicht annehmen, als wollte ſie ſich ſträuben; mit beiden Händen aber hielt Frau Leontine ihr die Arme unter der Decke feſt, beugte ſich über ſie, ſo daß ihr Geſicht ganz dicht über ihrem Geſichte war, und: „Seien Sie ruhig,“ ſagte ſie mit tiefer, leiſer Stimme, „ſeien Sie ruhig, Sie armes, armes Kind.“

In dem Ton, mit dem ſie das ſprach, war etwas ſo überquellend Gutes, Gütiges, eine ſo wahrhaft mütterliche Zärtlichkeit, daß Leonore, indem ſie darauf hinhorchte wie auf einen Klang aus einer anderen Welt, das bleiche Haupt ins Kopfkiſſen ſinken ließ und mit Augen, in denen ein tiefes, großes Staunen aufging, zu ihr emporblickte. Wie ein Kind, das ſich in den

Arm der Mutter schmiegt, so lag sie da; wie aus weiter Ferne kam ein Lächeln in die zerquälten Züge, langsam, beinah zagend, als getraute es sich nicht hinein. Dann aber, mit einem „Ach!", das wie ein Seufzer der Erlösung von ihren Lippen floß, schob sie den Mund so, daß er nah an Frau Leontinens Munde war, und als diese, der stummen, bescheidenen Aufforderung folgend, sie küßte, hörte sie, wie das junge Weib leise murmelnd: „Die kluge, große, gute Frau!" sagte.

Als Frau Leontine das vernahm, wandte sie sich ab; sie schüttelte den Kopf, drückte das Gesicht in den Mantel, der jetzt als Bettdecke diente, und so, über das Bett hingeworfen, in dem Leonore Martisius lag, brach sie in leidenschaftliches Schluchzen aus. Charlotte Ussner sah dem Vorgange schweigend zu. Sie verstand ja nicht ganz, was diesen verzweifelten Schmerzensausbruch veranlaßte, aber sie fühlte, daß sie nicht berufen war, ihn zu unterbrechen.

Nach geraumer Zeit richtete Frau Schellram sich wieder auf. „Sie müssen jetzt schlafen, mein Kind," flüsterte sie Leonoren zu, indem sie die Hand auf deren Stirn legte, als wollte sie sie tiefer ins Kopfkissen und damit in Ruhe und Schlaf versenken. Dann gab sie Charlotte ein Zeichen, und beide traten, um unbelauscht sich unterhalten zu können, aus der Stube auf den Flur. „Charlotte," sagte Frau Leontine, „fahren Sie jetzt nach Haus — ich bleibe die Nacht hier."

Charlotte Ussner wollte eine erschrockene Einwendung machen; Frau Schellrams Ton aber war jetzt wieder der ruhig bewußte früherer Zeit, gegen den es keine Widerrede gab.

„Hier können Sie mir nichts helfen," fuhr sie fort, „zu Hause aber sehr viel."

Sie kündigte ihr ihre Absicht an, Leonore Martisius von hier fort und in ihr eigenes Haus zu nehmen, und zwar schon am nächsten Morgen. Zu dem Zweck sollte Charlotte heute noch mit der weiblichen Dienerschaft Zimmer zu ihrer Aufnahme instandsetzen. Sie bezeichnete ihr die Zimmer, sie übersah keine kleinste Einzelheit, sie beschrieb jedes Möbelstück, das hineingestellt werden sollte. Morgen ganz früh sollte Charlotte alsdann einen Wagen vom „Roten Kreuz" besorgen — sie nannte ihr die Adresse, wo sie einen solchen finden würde, sie gab ihr Anweisungen für alles und jedes, was bei solchem Transport zu beobachten war, — staunend hörte Charlotte ihr zu; die Ruhe,

die Überlegung, die Überlegenheit, die ganze Frau Schellram der früheren Zeit ſtand wieder vor ihr.

„Ich packe Ihnen ein bißchen viel auf, mein armes Kind, nicht wahr?“ ſagte Frau Leontine, als ſie Charlotte zum Abſchied die Hand reichte.

„O, Frau Schellram,“ erwiderte dieſe, indem ſie mit ehrlicher Bewunderung zu ihr aufſah, „was iſt das im Vergleich dazu, daß Sie die ganze Nacht an dieſem ſchaurigen Orte bleiben wollen!“

Als Frau Leontine dieſe Worte hörte, ging ein Zucken über ihr Geſicht. Sie griff noch einmal nach der Hand des jungen Mädchens und zog dieſes dicht an ſich heran. „Charlotte,“ fragte ſie, kaum vernehmbar, „beten Sie des Abends, wenn Sie zu Bett gehen?“ Die Gefragte erwiderte nichts und blickte überraſcht auf. „Wenn Sie's noch können“ — fuhr Frau Leontine fort — „und warum ſollte ein reines, junges Kind wie Sie nicht mehr zu ſeinem Gott ſprechen können — dann tun Sie's heute zur Nacht. Wollen Sie? Beten Sie für mich, daß dieſe Frau am Leben bleibt und nicht in Kindesnöten ſtirbt.“

Charlottens junges Herz erſchauerte. Sie verſtand den dunklen Urſprung der geheimnisvollen Worte nicht, aber ihr weiblicher Inſtinkt brachte ſie unwillkürlich in Zuſammenhang mit der Stunde, als die Frau dort ſo ſonderbar heftig, beinah leidenſchaftlich für die Erzählung des Herrn Martiſius eingetreten war. Scheu blickte ſie zu Frau Schellram auf, und als ſie in deren Geſicht den Ausdruck der Angſt wiederkehren ſah, der ſie heute ſchon einmal ſo erſchreckt hatte, überkam ſie ein heißes Mitgefühl. Sie ſchmiegte ſich dicht an Frau Leontinens Ohr: „Ich will beten, Frau Schellram,“ flüſterte ſie ihr zu; „ich werde beten.“ Dann drückte ſie ihr noch einmal beide Hände, und indem ſie ſich mit einem Taſchenfeuerzeug, das ſie vorſichtshalber eingeſteckt hatte, die inzwiſchen rabendunkel gewordene Treppe hinunterleuchtete, ging ſie davon. Den Hausſchlüſſel hatte ſie in Leonorens Zimmer an einem Nagel an der Wand hängen ſehen und an ſich genommen.

Und während ſie ſo den Ausgang und den Wagen wiedergewann, an dem die Pferde, mit den Hufen ſtampfend und die Köpfe werfend, ſtanden, als wollten ſie ihren Unmut bekunden, daß man ſie in einer ſolchen Gegend ſo lange warten ließ, kehrte Frau Leontine, vorſichtig auf den Zehen ſchleichend, in das Zimmer zurück, wo Leonore ſchlafend in ihrem Bette lag.

Schlief sie wirklich? Frau Leontine blieb stehen und spähte hinüber. Es schien so. Sie hatte die Augen geschlossen, regte kein Glied; ihr Atem ging in langen Zügen. Der abgehärmte Körper, der behaglichen Bettwärme ungewohnt, hatte der Erschöpfung nachgegeben — sie war eingeschlafen.

Ein abgehärmter Körper. Ja, wirklich. Das hatte sie gefühlt, als sie sie vorhin auf das Lager bettete, als sie ihr die Arme unter der Decke festhielt. Diese abgemagerten, gradezu verhungerten Gliedmaßen! Und dabei, als Charlotte ihr die Schuhe von den Füßen gestreift hatte, diese schlank geformten, diese edlen Füße! In allen Linien des ausgemergelten Körpers diese Rasse! Immer wieder fielen ihr die Schriftzüge ein, die ihren Augen so wohlgetan hatten, das Rassengesicht, das aus der äußeren Form, aus dem Ton ihres letzten Briefes gesprochen hatte. Und nun, dieses Gesicht, wie es dalag auf seinem elenden Kissen, ganz erdrückt von Müdigkeit des Leibes und der Seele. Die langen Wimpern über die geschlossenen Augen gesenkt, wie der leibhaftige Ausdruck des Grames! Einstmals war dieses Weib das auf Händen getragene, in lauter zärtlichen Gedanken gewiegte Kind liebevoller Eltern gewesen. Und jetzt! Vor ihren jungen Augen hatte die Zukunft wie ein Land voller Verheißungen gegaukelt. Und jetzt, diese Lage! Diese armselige, fürchterliche Umgebung das Ende all der goldenen Jugendträume! Wenn sie Schuld trug — wahrhaftig, sie hatte gebüßt. Und trug sie denn Schuld? War sie wirklich der minderwertige Teil des Ehepaares Martisius? Aber wozu sollte es, jetzt an Herrn und Frau Martisius zu denken? War hier nicht noch eine, die mit eigenmächtiger Hand in das Schicksal dieses Weibes eingegriffen hatte? Woher kam es, daß alles, was dieser dritten, dieser Frau Leontine Schellram früher so innerlich berechtigt erschienen war, ihr jetzt beim Anblick des Elends, das sich über das Weib dort ergossen hatte, wie eine frevelhafte, verbrecherische Eigenmächtigkeit erschien?

In einer Ecke des unwirtlichen Raumes bemerkte sie mehrere übereinandergestellte Pappschachteln. Sollte das —? So geräuschlos als möglich ging sie dorthin und hob die oberste Schachtel auf. Dann, mit dem Rücken gegen Leonore und so, daß sie zwischen dieser und der Lampe saß und sie vor dem Licht der Lampe deckte, setzte sie sich an den Tisch und öffnete die Schachtel. Ihre Augen wurden starr vor Staunen: die Schachtel war mit Stickereien gefüllt von oben bis unten, mit großen und kleinen,

fertigen und in der Ausführung begriffenen. Das Erzeugnis einer unabläſſigen Arbeit lag vor ihr. Unwillkürlich blickte ſie hinüber, wo die anderen Schachteln ſtanden, — waren die alle in gleicher Weiſe gefüllt? Dann mußte dieſe Frau ja raſtlos, ununterbrochen gearbeitet haben?

Das erſte, was ihr in die Augen fiel, war eine Reihenfolge von zuſammengehörigen Blättern, deren Gegenſtand ihr ſo merkwürdig bekannt erſchien, — und richtig — es war eine Nachbildung der Gobelins in ihrem eigenen Speiſeſaal. Aus dem Gedächtnis gefertigt, in verkleinertem Maßſtab natürlich, aber deutlich erkennbar die Gobelins der Rundniſche, in der an jenem Abend ihre Tafel geſtanden hatte. Da waren die beiden Figurenbilder, die in allegoriſchen Gruppen das Werden und Wirken ihrer Zeitung darſtellten, und da war auch die Frauengeſtalt, die, zwiſchen beiden aufgerichtet, mit ausgebreiteten Händen die Arbeit zu ſegnen und das Leben zu erwecken ſchien. Und wenn noch ein Zweifel geblieben wäre, wen dieſe Geſtalt für die Künſtlerin bedeutete, ſo ſchwand dieſer Zweifel, wenn man die im Rundbogen darunter geſetzte, in farbigen Fäden ausgeführte Unterſchrift las: „Die kluge, große, gute Frau."

Lautlos, regungslos, beinah atemlos ſaß Frau Leontine Schellram vor dem wunderſamen Blatt.

War es die Kunſtfertigkeit allein, die wirklich große, von einer ganz ſeltenen angeborenen Begabung zeugende, die aus der Arbeit ſprach, was ſie ſo feſſelte? Es war noch etwas anderes. Hier hatte Liebe geſchaffen. Tiefe, in beſcheidenſter Ferne, in vergrabener Einſamkeit ſchaffende, verehrende Liebe.

Was hatte Charlotte Uffner ihr geſagt? Ihre Zeitung, die alle vier Wochen einmal zu ihr kam, wäre der einzige Troſt für dieſe im Elend verkommende Frau geweſen. Charlotte Uffner hatte nicht genug geſagt — ſie ſelbſt, Frau Leontine Schellram, war es geweſen, nach der ſich die Gedanken dieſer verzweifelten Frau wie inbrünſtige Arme ausgeſtreckt hatten: „Laß mich an dich denken, ſonſt gehe ich zugrunde!" Beinah, wie ein Menſch zu dem ewig unſichtbaren Gott ſchreit: „Laß mich an dich glauben können, ſonſt verſinke ich!" Und welches waren die Gedanken der Frau geweſen, an die ſich dieſes ſtumme Flehen richtete? Wie hatte dieſe Frau, Frau Leontine Schellram, dieſes nie wankende, gläubige Vertrauen vergolten? Es war etwas wie ein wildes Lachen in ihr. Denn wahrhaftig — wenn etwas lächer-

lich ist, so ist es doch dies, für einen Gott angesehen zu werden und in Wahrheit nichts weiter zu sein als ein — verliebtes — sie drückte die Stirn auf die Tischplatte, als wollte sie den scheußlichen Gedanken in ihrem Kopfe erdrücken. Aber er war einmal heraufgekommen; nun ging er nicht wieder fort. Wie ein böser Straßenjunge stand er vor ihr und grinste sie an. Ja, wie ein Straßenjunge — denn der Gedanke bekam einen Körper und ein Gesicht. Und dieses Gesicht kannte sie. Und daß sie jetzt die Augen zudrückte und nicht sehen wollte, half ihr nichts; sie sah es doch. Und in dem Gesicht erschien ein Zug, der Zug, vor dem sie sich gefürchtet, weil sie geahnt hatte, daß es der wirkliche Seelenausdruck dieses Menschen, dieses Mannes sei, den sie nicht hatte sehen wollen, wie ein Narr, der die Gefahr nicht sehen will, und den sie jetzt in greulicher Deutlichkeit erkannte: der gemeine Zug der Gemeinheit.

Sie hob den Kopf empor, sie riß die Augen auf — war ihr das Blut zu Kopf gestiegen? Es wurde ja so dunkel. Aber sie erkannte die Ursache: die Lampe war am Erlöschen. Gradezu entsetzt blickte sie um sich — war noch irgendwo ein Vorrat von Petroleum vorhanden, daß sie hätte nachgießen können? Nichts. Irgendwo ein Licht oder etwas, womit sie sich hätte leuchten können? Nichts. Und also würde sie die ganze, lange Nacht hier im Dunkeln sitzen müssen. Hier, in dem fürchterlichen Raum, mit ihren schweren, schrecklichen, erdrückenden Gedanken.

Aber es half nichts. Sie mußte die Lampe aufnehmen — sie fing schon an zu qualmen —, auf den Flur damit hinausgehen und sie ausblasen. Tappend kehrte sie zurück. Ein schwacher Schimmer, der durch die Fenster hereindrang, war die einzige Leuchte, bei der sie sich zurechtfinden mußte. Sie setzte die ausgelöschte Lampe auf den Tisch zurück; dann ließ sie sich wieder auf den Stuhl sinken, auf dem sie gesessen hatte.

Unwillkürlich wanderten ihre Gedanken nach Haus, wo jetzt, wenn sie dort gewesen wäre, in ihrem traulichen Kabinett die Lampe auf dem Tische gestanden, das Feuer im Kamin geflackert hätte, wo sie mit einer oder der anderen ihrer Damen beim abendlichen Tee zusammengesessen, sich behaglich, gemächlich unterhalten hätte.

Statt dessen saß sie nun hier, wie abgeschnitten und verbannt von ihrem Heim, in der Finsternis, in einer fremden schrecklichen Stube, in einem fremden, schrecklichen Hause, das ihr

vorhin, als ſie Charlotte Uſſner mit ihrem Taſchenfeuerzeug die Treppe hinuntergehen und in der Tiefe hatte verſchwinden ſehen, wie ein ungeheures, dunkel gähnendes Grab vorgekommen war. Ein Gefühl wandelte ſie an, als wenn ſie lebendig begraben wäre, eine Empfindung, die ſie noch nie gekannt hatte: körperliches Grauſen.

Dort in ihrem Bett die Frau, die ſie in der Dunkelheit gar nicht mehr zu erkennen vermochte, die ſo regungslos lag, ſo leiſe atmete, daß man es kaum vernahm, daß man wirklich hätte denken können — und jetzt — vom Bette, aus dem Dunkel kam ein Laut, noch unheimlicher als die Totenſtille vorher: ein Wimmern, beinah wie ein Winſeln, dann haſtige, flüſternde, plappernde Worte. Offenbar — die Frau ſprach im Schlafe. Frau Leontine bog das Haupt zu ihr hin, ob ſie verſtände, was ſie ſagte — aber ſie fuhr voller Entſetzen zurück — ein kreiſchender Schrei brach plötzlich durch die Stille: „Darfſt du nicht! Darfſt du nicht ſagen! Darfſt du nicht ſagen! Es iſt mein Vater! Mein Vater! Mein Vater!“ Und dann ein furchtbares, in die Bruſt ſich hineinfreſſendes Schluchzen, wie der Laut aus einem Menſcheninneren, dem von brutaler Hand ein tödlicher Hieb in den innerſten Kern des Lebens verſetzt worden iſt. Die Erinnerung an etwas Schreckliches, das ſie erfahren, an ein entſetzliches Wort, das ſie einmal vernommen, mußte es ſein, was die unglückliche Frau in Schlaf und Traum verfolgte; und ſo erſchütternd war der Ton geweſen, mit dem ſie aufgeſchrien hatte, ſo ſchaurig das Ächzen, mit dem ſie ſich jetzt im Bette wälzte und wand, daß Frau Leontine, alles andere vergeſſend, ſich über ſie ſtürzte, ſie an den Schultern faßte: „Wachen Sie auf! Was iſt Ihnen? Wachen Sie auf!“

Mit einem Geſicht, das leichenblaß durch das Dunkel ſchimmerte, richtete Leonore den Oberleib auf. „Mein Gott,“ ſagte ſie im Tone lähmenden Schrecks, „wer iſt hier?“

Sie hatte geſchlafen, als Frau Leontine zu ihr ins Zimmer zurückkam, ſie konnte in der Finſternis ihre Züge nicht erkennen; das einzige, deſſen ſie ſich in dieſem Augenblick bewußt wurde, war, daß ein fremder, unbekannter Menſch zu ihr eingedrungen war und ſie anpackte.

„Ich bin es ja, Frau Schellram; kennen Sie mich nicht?“ rief Frau Leontine. Und nun wurde der junge Körper, der im Schrecken ganz ſteif und ſtarr geworden war, wieder weich; mit beiden Armen ſchlang ſie ſich um Frau Leontinens Hals. „Ach

Sie," schluchzte sie, „Sie gute, gute Frau!" Und ein Tränenstrom brach aus ihren Augen.

Frau Leontine setzte sich auf den Bettrand; wie ein Kind lag Leonore an ihrer Brust. „Quält Sie etwas?" fragte sie; „Sie haben im Schlaf so furchtbar geschrien."

„Was hab' ich gesagt?" fragte Leonore ängstlich; „haben Sie es gehört?"

Frau Schellram wiederholte ihr die Worte, die sie im Schlafe gesprochen hatte. Als Leonore das vernahm, drängte sie den Kopf an Frau Leontinens Brust, als wollte sie sich in sie hineinflüchten. „Ich werde es ja nie wieder los," ächzte sie, „was er von meinem Vater gesagt hat! Es geht mir nach. Es geht mir immer, immer nach!"

„Ist das Ihr Mann, von dem Sie sprechen?" erkundigte sich Frau Leontine, indem sie sich zu ihrem Ohre beugte. „Hat er etwas über Ihren Vater gesagt?"

Leonore gab keine Antwort. Sie wollte den Kopf schütteln, aber es wurde ein Schütteln des ganzen Leibes daraus. Auch jetzt noch war er ihr Mann, auch jetzt noch wollte diese adlige Seele nicht verraten, wes Geistes Kind dieser Mann war.

„Sagen Sie mir alles," drängte Frau Leontine. „Sie wissen, daß ich es gut mit Ihnen meine, daß ich Ihnen helfen will, nicht wahr? Sie begreifen, daß ich das nur kann, wenn ich alles weiß, nicht wahr?"

Es war eine fieberhafte Unruhe in ihr. Nicht das Verlangen nur, der anderen zu helfen, sondern eigenes Bedürfnis. Diese Frau da besaß das Wort, das ihr den Menschen erklärte, der wie ein Räuber in ihr Leben eingestiegen war. Hinter den Lippen dieser Frau, wie eine gestaute Flut, stand das Geheimnis, das jetzt ihr eigenes Leben verdunkelte! Wenn es jemals wieder hell werden sollte in ihrem Leben, mußten sich die Lippen dort öffnen, mußte die Frau sprechen.

„Alles, was Sie mir sagen," fuhr Frau Leontine fort, „bleibt unter uns. Ganz unter uns. Das versichere, das schwöre ich Ihnen."

Die Versicherung war ehrlich gemeint; das mochte Leonore dem Tone wohl anhören, mit dem sie gegeben wurde. Wo wäre auch der Mensch gewesen, dem Frau Leontine Schellram sich gedrungen gefühlt hätte zu verraten, was zwischen Edgar Mar-

tiſius und den beiden Frauen geweſen war, an deren Leben er ſich gehängt hatte?

Ein letztes Schlucken, ein trockenes Schluchzen erſchütterte Leonorens Bruſt; dann ſchlang ſie ſich um Frau Leontinens Leib, noch enger als zuvor, mit beinah erſtickender Umklammerung.

„Ich will Ihnen alles ſagen — alles.“

Alles wollte ſie ſagen — Frau Leontine legte auch ihrerſeits die Arme um die zitternde Geſtalt. Als wenn ſie ein Gefäß in den Händen hielte, ſo war ihr zumute, ein zerbrechliches, hinter deſſen Wänden eine Flüſſigkeit brodelte, eine kochende, die jeden Augenblick die zarten Wände des Behälters zertrümmern und zerſtören könnte. Dicht an ihr Ohr gepreßt lag Leonorens Mund, ſo daß ſie deren Lippen fühlte, und nun in der finſteren, totenſtillen Nacht erzählte ihr Leonore ihr Leben, das, was ihr Leben hieß, den ſchrecklichen Irrgang nach einem Ziele, das ſchließlich kein Ziel, ſondern eine Falle geweſen war, eine Falle, zu der ſie der ſchöne Köder gelockt hatte, Edgar Martiſius, bis daß die Klappe zugefallen war und nun die Lockſpeiſe ſich verwandelte in einen giftigen Biſſen.

Vom Anfang fing ſie an, vom Hauſe ihrer Eltern, wo ſie ein glückliches, liebreizendes Kind geweſen war. Dann, wie ſie ihn zum erſten Male geſehen hatte. Wie er das Gedichtbuch in ihre Hände gelegt, ſie mit den dunklen Lügneraugen angeblickt und ihre Hand berührt hatte. Von dem heißen, geheimnisvollen Strome, der ſich durch ihre Nerven ergoſſen hatte, als ſie die Berührung ſeiner Hand gefühlt, der ſie, ſchier wider Willen, gezwungen hatte, wieder und immer wieder zu ihm zurückzukehren. Von dem Stelldichein berichtete ſie, draußen am Weiher, im Erlenwald, von der erſten Umarmung, dem erſten Kuß. Wie ſie gejauchzt hatte, als ſie hörte, er wäre ein Dichter, als ſie ſich mit dem Troſte hatte beſchwichtigen können, daß die dunkle Gewalt, die ſie zu ihm riß, nichts anderes ſei, als die Stimme des Inſtinkts, die ihre ſchönheitsdurſtige Seele zu dem Künſtler, dem Dichter zog. Als ſie hiervon erzählte, fühlte Leonore, wie Frau Leontinens Leib zuſammenzuckte.

„O, nicht wahr,“ unterbrach ſie ſich, „Sie friert gewiß? Es iſt hier ſo kalt. Nehmen Sie Ihren Pelz wieder um. Ja?“

Frau Leontine aber ſchüttelte den Kopf. „Nein, nein, nein,“ erwiderte ſie mit heiſerer Stimme. „Nur weiter. Nur weiter!“

Alſo erzählte Leonore weiter, wie ſie nun mit ihren Eltern

zu kämpfen gehabt, wie sie all deren Warnungen lachend zurückgewiesen hatte. Wie sie dann wirklich Mann und Frau geworden, nach Berlin übergesiedelt waren, und wie sie nun, fast ertrinkend in Glück und Glücksgefühl, ihm ohne Rückhalt, ohne Überlegung, ohne einen Gedanken an die Zukunft alles, aber auch alles hingegeben, hingeworfen hatte. Bis daß alsdann — und hier quoll das schluchzende Weinen abermals in ihrer Kehle empor — bis daß alsdann der fürchterliche Tag, die Katastrophe gekommen und der bis dahin so liebenswürdige Mensch wie mit einem Zauberschlage ein anderer, ein eisigkalter, liebloser, schrecklicher geworden war, der ihr zerbrochenes Herz noch einmal, nicht mit einem Faustschlage, sondern mit einem Fußtritt, mit dem gräßlichen Wort über ihren unseligen Vater zermalmte.

Sie wollte ihr das Wort nicht sagen, das er gesprochen; sie konnte, konnte nicht! Kein Mensch auf Gottes weiter Welt sollte jemals erfahren, daß so ein Mann zu seiner Frau, so ein Mensch zu einer Tochter von ihrem Vater hatte sprechen können.

Nur von dem Leben erzählte sie noch, das dann gekommen war, dem trostlosen, wo sie wie zwei Bettler die Wohnung aufgesucht hatten, in der sie sich jetzt befand, wo dieses Zimmer hier noch das beste gewesen war, das er für sich genommen hatte, während sie dort nebenan in einem Raume gekauert hatte, der kein Zimmer mehr genannt werden konnte. Da in dem Raume war dann das Dasein über sie hinweggegangen wie ein grauer Himmel, an dem es keine Sonne mehr gibt; da war ihr junges Leben ausgelaufen wie Wein, der in den Sand läuft, ihr junger Leib mager und welk, ihr junges Herz hoffnungslos geworden. Kein Mensch in ihrer Nähe, der ihr einen Rat, einen Trost, auch nur einen freundlichen Blick gespendet hätte; immer allein und ganz mit ihren Erinnerungen allein.

Und in dem ewigen Einerlei des Jammers dann eine Stunde Märchen, eine einzige nur, aber wirklich Märchen, als sie plötzlich mit ihrem Manne zu Frau Schellram, der berühmten Frau Schellram eingeladen worden war.

Als Leonore in ihrer Erzählung bis hierher gelangt war, richtete sie den zusammengesunkenen Oberleib auf und erhob das Gesicht, als müßte sie die Frau, die da neben ihr auf dem Bette saß, die ihren Mantel abgenommen hatte, um sie damit zuzudecken, noch einmal ansehen, als müßte sie sich überzeugen, daß dieses wirklich — dieselbe —

„Ach, Frau Schellram, der Abend — wenn Sie wüßten, mit was für einem Gefühle ich an dem Abend zu Ihnen aufgeblickt habe! Wenn Sie wüßten, Frau Schellram, wie ich, wie ich Sie verehrt habe!"

Frau Leontine hatte seit dem Aufzucken vorhin und dem „nur weiter, nur weiter" völlig unbeweglich und ohne Laut gesessen; sie blieb auch jetzt unbeweglich und stumm. Ihr war, als müßte sie jedes, auch das allergeringste Geräusch vermeiden, das ihr den Ton dieser Worte: „Wie ich, wie ich Sie verehrt habe" stören und zerstören könnte. Solange sie lebte, hatte sie solchen wahrhaft süßen Klang in menschlicher Stimme nicht gehört; wie wenn die Seele der Sprecherin sich ganz in Liebe auflöste und zu ihr hinüberflutete, so drangen diese Worte in sie ein.

Über Leonorens Erzählen waren die Stunden vergangen, das Morgengrau blickte durch die Fenster, Menschen und Gegenstände ließen sich jetzt deutlich erkennen. Wie ermüdet vom langen Sprechen hatte Leonore die Augen geschlossen, ihre Arme waren schlaff herabgesunken, ihr Haupt lehnte an Frau Leontinens Brust. Stumm blickte Frau Leontine auf sie nieder: das Hemd hatte sich ein wenig geöffnet — durch den Spalt blickte die zarte, schneeweiße Brust. Das reiche, dunkelblonde Haar hatte sich gelöst und hing ihr in den Nacken; einzelne Strähnen flossen über ihren Leib. In das Gesicht hatte der Kummer so tiefe Furchen gegraben, daß es aussah, als wenn keine Zeit imstande sein würde, sie ganz wieder zu glätten. An die Stelle der Verzweiflung aber war eine gewisse Beruhigung getreten, und mit der Ruhe, die in die verstörte Seele zurückkehrte, kam es wie eine Ahnung, wie ein ferner, ferner Widerschein der einstigen Holdseligkeit in die Züge des vergrämten Gesichts zurück. Welch ein hinreißendes Geschöpf mußte das gewesen sein, als es noch glücklich war!

Leise, langsam, vorsichtig ließ Frau Leontine den Körper des jungen Weibes wieder in die Kissen niedersinken, damit sie noch ein wenig schliefe. Dann, nachdem Leonore wieder eingeschlummert war, saß sie, mit dem Stuhle an das Bett gerückt, und indem sie kein Auge von der Schlafenden verwandte, sann sie den wunderbaren Empfindungen nach, die sich in ihr regten: gestern abend, vor wenig Stunden mit der Frau bekannt geworden, und jetzt — als wären sie durch die Dauer und die Erfahrungen

eines Lebens miteinander verknüpft gewesen. Als läge in dem Bette nicht eine Fremde vor ihr, sondern eine Verwandte, eine jüngere Schwester, so war ihr zumute. Eine jüngere Schwester, die sich für sie, die ältere, geopfert hatte, indem sie für sie die schweren Erfahrungen durchlebte, die das Leben ihnen beiden bestimmt hatte, und die sie im letzten Augenblick vor dem Äußersten rettete, indem sie ihr „sieh mich an!" sagte, „und sei gewarnt!"

Tränen, wie sie sie so sanft und still in letzter Zeit niemals und vielleicht im ganzen Leben nicht geweint hatte, flossen ihr über die Wangen; ein Gefühl tiefer, liebevoller Zärtlichkeit umfaßte und umarmte ihre ganze Seele.

Von der Straße drang das Geräusch des erwachenden Tages herauf. Übermäßig lebhaft war es in dieser entlegenen Gegend nicht; Wagen und Droschken namentlich fehlten fast ganz. Um so vernehmlicher machte sich das scharfe Rollen von Wagenrädern bemerkbar, die jetzt in schneller Gangart die Straße herunterkamen und nun, so hörte es sich an, vor dem Hause anhielten.

Frau Leontine trat ans Fenster — Charlotte war pünktlich und treu gewesen, wie immer; drunten stand der Wagen, der Leonore abholen sollte.

Diese schlief noch. Es half nun nichts, sie mußte geweckt werden. Indem Frau Leontine sich daran machte, empfand sie ein aus Freude und Bangen gemischtes Zagen: hier würde nun jemand die Augen aufschlagen wie ein Kind, das man mit verbundenen Augen an den Geburtstagstisch heranführt, und dem man die Binde vom Gesicht nimmt: „Sieh her und freue dich." Wird das Kind zufrieden sein?

Sie kniete am Bette nieder, beugte sich darüber und senkte ihre Lippen im Kuß auf die halbgeöffneten Lippen der jungen Frau, die sich im Schlummerodem leise bewegten. Leonore schlug die Augen auf. Sie wollte emporfahren, aber sie tat es nicht; regungslos blieb sie liegen, wie vom Staunen festgehalten, wie gebannt vom Anblick des Antlitzes, das sich über sie beugte. Denn ein solches, von innerlicher Freudigkeit durchleuchtetes Gesicht, Augen mit solchem hingebenden Ausdruck hatte sie noch nie gesehen. Alles, was warm und groß und gut, gebefreudig und hülfsbereit in der Seele dieser Frau, dieser Frau Leontine Schellram war, schwoll empor wie die mächtige Welle eines heiligen Stromes und überströmte die halb verwelkte

Menſchenblume, die da vor ihr lag, um ſie dahinzutragen zu neuem Erblühen.

„Leonore," ſagte Frau Leontine, und in ihrer Stimme war ein verhaltenes Kichern, wie es die Stimme eines Erwachſenen annimmt, der einem lauſchenden Kinde Märchen erzählt, „die Nacht iſt zu Ende, jetzt iſt es Tag, und nun bin ich bei Ihnen, um Ihnen zu ſagen, daß all das ſchwere, dunkle, ſchreckliche Leben, das Sie ertragen haben, auch zu Ende iſt, und daß es nun Tag für Sie werden ſoll und neues, beſſeres, gutes Leben. Und das will ich Ihnen bereiten, Leonore, denn von hier, aus dieſer häßlichen Wohnung nehme ich Sie jetzt mit mir fort, in das Haus, wo es Ihnen an dem Abend ſo gut gefallen hat. Da ſollen Sie nun bleiben und wohnen, bei der Frau Schellram, Leonore, verſtehen Sie? An die Sie ſoviel, mit ſo ſchönen Gedanken gedacht haben, und die Sie liebt, die Sie lieb hat, die Sie liebt!"

Ihre Stimme war in Tränen erſtickt; mit beiden Armen hatte Leonore ihren Hals umſchlungen und ihr Geſicht zu ſich herabgezogen. Wie zwei Schweſtern, Haupt neben Haupt auf dem nämlichen Kiſſen, lagen die beiden Frauen. Dann richtete Frau Leontine ſich wieder auf. Sie hörte die Schritte der Männer auf der Treppe draußen, die, von Charlotte Uſſner geführt, heraufkamen, um Leonore zum Wagen hinunterzutragen.

„Und nur das eine wollt' ich Ihnen noch ſagen," fuhr Frau Leontine fort, indem ſie ſich auf die Füße ſtellte, „das hier" — und ſie nahm die Pappſchachtel auf, die ſie geſtern abend auf den Tiſch geſetzt hatte — „und das da" — ſie deutete auf die anderen Schachteln in der Ecke des Zimmers — „das alles nehmen wir mit. Verſtehen Sie? Das nehmen wir mit zu der Frau Schellram und bringen es zu deren Zeitung und in die Zeitung hinein. Und dann wird das ein Arbeiten, nicht mehr in Jammer und Einſamkeit, ſondern in Freude und Gemeinſchaft ſein, und aus der kleinen, kunſtfertigen Leonore wird eine Künſtlerin, eine große Künſtlerin werden."

Was Leonore tat, was Leonore erwiderte, als ſie dieſes alles hörte —? Fräulein Charlotte Uſſner, wenn ſie ſpäter im Kreiſe der Damenrepublick von den Vorgängen an jenem Morgen erzählte — ſie tat es aber nur im engſten, vertraulichen Kreiſe und niemals, wenn Klara Weinkens und gewiſſe andere zugegen waren —, wenn ſie alſo davon erzählte, wie ſie an dem Morgen zu

Leonore zurückgekommen war, dann wurde sie nie müde, mit immer neuem Staunen zu schildern, wie fabelhaft, fabelhaft das gewesen war. Den Abend vorher diese hülflos weinende kleine Frau, die so ausgesehen hatte, als müßte sie ihnen jeden Augenblick in den Händen zerbrechen, und dann am Morgen, als sie wieder in die Stube trat, dieses jauchzende Stammeln da aus dem Bett, und die beiden Arme, die sich ihr aus dem Bett entgegengestreckt hatten, und in dem Kopfkissen statt des totenblassen Gesichtes von gestern ein so rosig überglühtes, wie neugeborenes, reizendes Gesicht! Jedesmal, so oft Charlotte ihre Erzählung zum besten gab, schloß sich daran ein Nachspiel, und das bestand darin, daß die Erzählerin sich von ihrem Platze erhob und durch die Stube dahin ging, wo das neue, das jüngste Mitglied der Republik, Leonore Martisius, in der tiefen Fensternische dicht bei der Herrin und Gebieterin, neben Frau Leontine Schellram saß.

„Darf ich Ihnen noch eine Tasse Kakao geben?" fragte Charlotte Ussner alsdann — denn Leonore mußte ja statt des Tees Kakao trinken, um wieder zu Kräften zu kommen nach dem schweren Kindbett, das sie vor wenigen Wochen durchgemacht hatte. Zwischen Leben und Sterben war sie dahingegangen, und im ganzen Hause war es eine flüsternd verbreitete Kunde — denn laut durfte davon nicht gesprochen werden —, daß sie nicht mit dem Leben davongekommen sein würde, wenn nicht Frau Schellram gewesen wäre mit ihrer aufopfernden Pflege bei Tag und bei Nacht.

Ja — diese Frau Schellram!

Was sie da wieder geleistet, wie sie die klagende junge Mutter zu beschwichtigen gewußt hatte, als das Kind wenige Tage nach der Geburt gestorben war! Charlotte hatte alles mit angehört, — denn, was niemand anders durfte, Charlotte Ussner durfte immer dabei sein, wenn Frau Schellram sich mit der jungen Frau unterhielt — „klagen Sie nicht zu sehr," hatte Frau Schellram zu ihr gesagt, „das Kind, das Ihnen gehört hat, wäre eine Erinnerung gewesen. Wer gesund und freudig leben soll, muß ohne schlimme Erinnerungen sein — wäre es eine gute Erinnerung gewesen?" Und wie das dann gewesen war — Charlotte mußte sich noch jetzt, so oft sie daran dachte, die Augen trocknen —, als die junge, schwache, blasse Frau sich an Frau Schellram geschmiegt hatte, wortlos, aber mit einem Blick in den Augen, als wenn sie hätte sagen wollen: „Nun

will ich wieder Kind und nur noch Kind und du ſollſt meine Mutter ſein."

Freilich — wenn man ſie nun ſo ſitzen ſah, in ihrer Fenſterniſche, dieſe Frau Schellram, zur Seite ihres Schützlings, der kleinen Leonore, dann ſah man ihr wohl an, daß dieſe Tage ſchwere Tage auch für ſie geweſen und nicht ſpurlos an ihr vorübergegangen waren: das dunkle Haar auf ihrem Haupt war viel, viel grauer geworden als zuvor und ihr Geſicht ſo ernſt, daß das Lächeln darin nicht mehr, wie es früher geweſen, dem Sonnenſchein um Mittag, ſondern nur noch dem Abendlichte ähnlich ſah.

Ja — ſie hatte durchgemacht. Darüber war ſich Charlotte Uſſner mit den anderen Damen einig. Aber was ſie durchgemacht hatte — wer wußte das? Eine einzige, Frau Leontine Schellram, und die ſagte es keinem anderen. Und dies Bewußtſein, daß man, ſolange man lebt, nun etwas in ſich tragen wird, das niemand anders je erfahren wird, das macht aus jungen Leuten alte und heitere Menſchen ernſt.

Zwei blutige Tage waren es geweſen, und eine ſchwächere als dieſe wie aus Stahl gefugte Natur wäre ihnen vielleicht erlegen, dieſe beiden Tage, an denen ſie ſich mit dem Ehepaar Martiſius auseinanderſetzte.

Denn nach dem Abend und der Nacht, als ſie hinausgegangen war, um Leonore Martiſius zu ſuchen, kam nun der Tag, an dem es galt, ſich ſelbſt wiederzufinden, mit dem Spuk aufzuräumen, der ihre Seele umnebelt hatte und dem Gatten Martiſius zu ſagen: „Mach', daß du hinauskommſt aus meinem Leben!"

Am Nachmittag des Tages, als ſie in Gemeinſchaft mit Charlotte Uſſner Leonore, in Betten verpackt, in ihr Haus geſchafft und dort in dem vorher beſtimmten, mit allen Erforderniſſen ausgeſtatteten Zimmer untergebracht hatte, damit ſie hier, unter Obhut, Sorgfalt und Pflege, ihrer Stunde entgegenſehen könnte, wurde ihr wieder ein Brief mit den bekannten, ſchmierig hingehauenen Schriftzügen überbracht, und bevor ſie ſich noch hatte entſchließen können, den Umſchlag zu öffnen — denn nach den Erlebniſſen der vergangenen Nacht empfand ſie gradezu ein Grauen vor dem Brief —, klopfte es an ihre Tür, und der Redakteur ließ ſich melden. Mochte der Brief warten. Hiobsbotſchaften hören tatkräftige Menſchen immer zuerſt an, und der

Redakteur, das wußte sie, brachte eine solche, die Botschaft vom schweren Schaden, den ihre Zeitung erlitten hatte.

Also sollte er hereinkommen. Frau Leontine wappnete sich mit dem Anschein kühler Gelassenheit, um ihn ohne Schwäche anzuhören. Alles aber kam anders, als sie erwartet hatte: mit der üblichen Verbeugung, die den scharfkantigen Mann immer wie ein halbgeöffnetes Taschenmesser mit wagerecht hervorstehender Klinge aussehen ließ, trat er bei ihr ein. Als er sich dann aber aufrichtete und Frau Leontine in seinem Gesicht den Ausdruck vorwurfsvollen Kummers suchte, fand sie statt dessen vergnügtes Staunen und Bewunderung darin.

„Gnädige Frau — ich gestehe — ich hätte es nicht geglaubt, nicht für möglich gehalten — die Aufsätze dieses — Herrn Martisius — ich muß mich wirklich wieder vor der journalistischen Feinfühligkeit der gnädigen Frau beugen — ich hatte die größte Sorge gehabt, wie sie wirken würden — ich habe mich geirrt — es scheint ein ausgesprochener Erfolg zu sein."

Auf eine Hiobspost hatte Frau Leontine sich vorbereitet — diese Nachricht brachte sie beinah aus der Fassung.

„Das — hat gefallen?" fragte sie mit unterdrücktem Laut.

„Wie es scheint, außerordentlich," erklärte der Redakteur, und der Erfolg strahlte förmlich von seinem Gesichte. „Der Redaktion sind eine ganze Menge zustimmender, zum Teil gradezu begeisterter Zuschriften zugegangen; neue Abonnements sind erfolgt."

Sprachlos durchmaß Frau Leontine das Zimmer. Begeisterte Zuschriften auf so etwas?

„Von wem kommen die Briefe?" erkundigte sie sich. „Ich meine, aus welchen Gesellschaftskreisen hauptsächlich?"

„Hauptsächlich aus den Kreisen jüngerer Schriftsteller."

Sie wurde nachdenklich.

„Und die neuen Abonnements?" fragte sie weiter.

„Hauptsächlich aus Cafes und Restaurationen, in denen die Schellramsche Zeitung bisher nicht gehalten worden war."

Frau Leontine wendete sich ab. Sie konnte den Mann nicht ansehen; sie wollte ihm nicht wehtun und sie würde ihm wehgetan haben, wenn sie ihn angesehen und er in ihrem Gesicht die Verachtung gelesen hätte, die sie in diesem Augenblick erfüllte.

Wie unangenehm ihm damals die Erzählung jenes Menschen

gewesen war — deutlich hatte sie es noch in den Ohren: wie wenig ihm seine jetzigen kritischen Aufsätze gefielen — deutlich hörte sie es aus seinen Worten. Aber der Erfolg — und sein eignes Empfinden kroch in sich zurück, sein persönliches Urteil beugte das Rückgrat. Was für ein gemeiner Gesell, dieser Erfolg, der Menschen so um ihr Eigenstes betrügt!

Den Redakteur hatte das Schweigen Frau Schellrams nicht gestört; er schob es darauf, daß sie sich an ihrem Triumph heimlich weidete. Mit einem bescheiden-verlegenen Lächeln nahm er schließlich wieder das Wort: „Nach dieser ersten Leistung des Herrn Martisius, die ich, ehrlich gestanden, als eine Probeleistung angesehen hatte, und nach dem überraschenden Erfolg derselben glaube ich annehmen zu sollen —" er kam nicht zu Ende.

„Dieser ersten Leistung des Herrn Martisius wird keine zweite folgen!" Frau Schellram war es, die ihn also unterbrach und ihm diese Worte mit bebender Stimme gradezu ins Gesicht schleuderte.

„Ich habe seine Rezensionen gelesen," fuhr sie fort, indem sie vor den verblüfften Augen des Redakteurs zornig hin und her ging; „ich finde sie unwürdig, abscheulich, schlecht. Ich beklage es, daß ich meine Zeitung zu derartigen Kundgebungen hergegeben habe. Ich sage das, ohne Ihnen einen Vorwurf damit zu machen. Ich weiß, daß Sie von vornherein gegen seine Mitarbeiterschaft gewesen und nur meiner ausdrücklichen Weisung gefolgt sind. Die Schuld trifft mich allein und ich nehme die Folgen auf mich, die ich in diesem sogenannten Erfolg, diesem — diesem Skandalerfolg erkenne. Für ernsthafte Leute und Familien, nicht für Kaffeehauszigeuner ist meine Zeitung. Ein Skandalerfolg ist das schlimmste, was einer anständigen Zeitung passieren kann. Doch, wie gesagt, ich nehme die Schuld auf mich. Aber auch die Konsequenzen. Und die Konsequenz ist die, daß Herr Martisius zum ersten- und letztenmal an meinem Blatt gearbeitet hat."

Völlig betroffen hatte der Redakteur diesen leidenschaftlichen Erguß über sich dahingehen lassen. Er kannte die Frau, er wußte, daß, wenn sie in solchem Tone sprach, keine Macht der Welt ihren Willen zum Umfallen gebracht haben würde. Irgendwelchen inneren Drang, für den Verfasser der Aufsätze einzutreten, fühlte er keineswegs; er hatte geglaubt, im Sinne der Prinzipalin zu sprechen, wenn er so sprach, wie er getan.

„Wünschen gnädige Frau, daß in diesem Sinne an Herrn Martisius geschrieben wird?“ fragte er nach längerer Pause.

Frau Leontine stand am Tisch. Ihre Augen ruhten auf dem Briefe, der noch ungeöffnet auf dem Tische lag.

„Ich werde die Sache selbst in Ordnung bringen,“ erwiderte sie. Es sah aus, als wenn sie überlegte, wie sie es machen würde. Vielleicht wäre es ja am bequemsten gewesen, wenn ihm einfach durch die Redaktion gekündigt würde? — Aber nein! Ihre stolze Seele richtete sich in zürnender Empörung auf. Kein anderer, hinter dem sie sich verkroch! Sie selbst — ob brieflich, ob mündlich, das überlegte sie noch. Mit der hoheitsvollen Freundlichkeit, die sie ihren Angestellten gegenüber stets bewahrte, wandte sie sich um und reichte dem Redakteur ihre Hand.

„Jedenfalls danke ich Ihnen und bitte Sie, die Episode als erledigt anzusehen.“ Sie lächelte, indem sie das sagte, und das Lächeln blieb auf ihrem Gesichte, solange der Mann im Zimmer war. Sobald er es verlassen hatte, verwandelten sich ihre Züge und strafften sich zusammen, daß ihr Antlitz wie eisern aussah; dann nahm sie das Schreiben und riß den Umschlag auf. Das Innere des Briefes sah beinah noch wüster aus als gewöhnlich; es bestand nur aus zwei eigentlich einsilbigen Sätzen, und diese liefen, als wären die Buchstaben betrunken gewesen, von der oberen linken Ecke der Seite quer nach der Ecke unten rechts. Er schrieb: „Kolossaler Erfolg! Ich warte! Edgar Martisius.“

Wie es Frau Leontine in Augenblicken höchster Erregung zu geschehen pflegte, so erging es ihr auch jetzt, ihr ganzer Körper reckte sich kerzengrade, als wäre er an eine stählerne Stange gepfählt gewesen. Sie hielt den Briefbogen in der Hand; das einzige Zeichen körperlichen Lebens, das in ihr pulsierte, war das kaum bemerkbare Zittern des Papiers in ihrer Hand. In dieser regungslosen Stille aber bereitete sich etwas in ihr, als stände ein Mensch in ihrem Innern auf, der in Ketten dort drinnen gelegen hatte und jetzt mit einem Krachen und Reißen die Ketten von den Gliedern brach. Es war kein neuer, kein anderer Mensch, sie war es selbst, die Frau, die sie einst gewesen, die sie ihr Leben lang gewesen war, die Walküre, die sich von einer verbuhlten Flöte ins dunstige Tal hatte locken lassen, und die jetzt, von ihrem flammenden Zorne wie auf feurigen Flügeln getragen, zu den Höhen wieder aufstieg, auf denen ihre Heimat war.

Daß es einer letzten Aussprache zwischen ihr und diesem

Manne bedurfte — natürlich. Welcher Art dieſe Ausſprache ſein ſollte, ob brieflich, ob mündlich, darüber war ſie ſich noch nicht ſchlüſſig geweſen. Jetzt mit einem Schlage war der Entſchluß da, und er lautete: Auge in Auge, Menſch gegen Menſch, perſönlich zu ihm hin! Jetzt, wo ſie das da geleſen hatte, dieſen Brief, dieſe Fratze eines Briefes, dieſe Kundgebung eines geiſtigen Habenichts, der am Schanderfolge genippt und ſich gleich zum Trunkenbolde daran berauſcht hatte.

„So — du warteſt?“ So wagte er an ſie zu ſchreiben —.

Wenn auch nur ein Funke von der einſtigen Beſcheidenheit, der beinah kriechenden Demut früherer Tage in den Zeilen geweſen wäre — wer weiß — wer weiß, ob nicht trotz allem, was dieſe vergangene Nacht an Enthüllungen gebracht hatte, die dunkle Gewalt, an die ſich ihr Blut auch jetzt noch wie an einen überſtandenen, aber vielleicht immer noch nicht gänzlich überwundenen Fiebertraum erinnerte, Schwankungen in ihr bewirkt hätte, die — — aber ſo — „ich warte“ — wie ein Herr, der zur Magd, wie ein Sklavenhalter, der zur Sklavin ſpricht! Ah gut — er hatte den Ton getroffen, der die Löwin in ihr weckte, und mit einem Gefühl, als müßte ſie wie eine Löwin, wie die königliche Vertreterin des ganzen Weibgeſchlechtes ſich über dieſen Mann, dieſen Verführer, Verderber und Zertreter der Frauen herſtürzen, ordnete ſie an, daß der Wagen angeſpannt würde, der ſie zu ihm führen ſollte.

Da lagen noch immer die Schlüſſel, die er ihr hier gelaſſen hatte.

Mit einem grimmig verhaltenen Lachen raffte ſie die Schlüſſel auf und ſteckte ſie ein. Nicht um ſie zu gebrauchen, ſondern um ſie ihm zurückzugeben.

„Damit ich durch deine Gartentür zu dir ſchlüpfte? Nicht wahr? Wie eine — eine — wie deine Buhlerin und Mätreſſe?“ Nein, ſondern am hellichten Tage, vor der Pforte ſeines Hauſes, auf offener Straße wollte ſie vorfahren; alle Menſchen ſollten es ſehen dürfen, denn warum ſollten die Menſchen nicht wiſſen, daß ſie zu geſchäftlicher Auseinanderſetzung mit Herrn Martiſius fuhr? Und eine geſchäftliche Sache war es, weiter nichts.

Alſo gab ſie dem Kutſcher Straße und Hausnummer an und alſo, heute von niemandem begleitet, fuhr ſie dahin.

Nicht ſo weit wie geſtern zu Leonore, aber immerhin weit genug war auch heute der Weg. Sie hatte die ganze Nacht

nicht geschlafen, sie hatte im Laufe des heutigen Tages kaum etwas genossen — Aufregung über Aufregung seit vierundzwanzig Stunden. Indem sie, einsam in ihrem Wagen, die langen Straßen entlangrollte, war es ihr, als ginge das Schütteln der Räder in ihren Körper über, als nähmen ihre Nerven es auf und fingen an, in ihr zu zittern; die Angegriffenheit kroch wie ein kalter Körper in ihren Organen herauf. Zugleich kam das immer näher, wohin sie fuhr, das Ziel, und nun war es ihr, als wüchse etwas Unbekanntes wie ein finsterer Schatten vor ihr empor. War es nicht eigentlich doch ein abenteuerliches, ein tollkühnes Unternehmen, zu dem sie ausging? War nicht einmal ein Moment in ihrer Seele gewesen, da der Gedanke, ihn in seiner Behausung aufzusuchen, allein mit ihm in seiner Wohnung zu sein, trotz allen Schauers wie eine kochende Welle in ihrem Blute gewühlt hatte? War sie ihrer wirklich so sicher, wie sie vorhin, im Auflodern des Zornes, gedacht hatte? Wäre es nicht vielleicht besser gewesen, noch jetzt, im letzten Augenblicke, dem Kutscher Halt zu rufen und von dem Gange abzustehen? Aber indem sie dies noch dachte, hielt der Wagen an, und es gab kein Zurück mehr.

Sie stieg aus und überschritt einen geräumigen Hof, nach diesem einen zweiten und als sie an dessen Ausgang gelangt war, befand sie sich in einem Garten, über dessen Hinterwand der Blick ins Freie ging. Zu ihrer Rechten sah sie die Eingangspforte zu einer im Erdgeschoß gelegenen Wohnung, zu der einige Stufen hinaufführten, — hier also. Sie ging auf die Stufen zu; noch bevor sie diese aber erreicht hatte, erschien aus dem Quergebäude, das zwischen dem zweiten Hof und dem Garten lag, eine Frau, die so ungefähr wie eine Pförtnerin aussah.

„Gnädige Frau suchen Herrn Martisius?"

Frau Leontine wandte sich um; sie sah in ein Gesicht, in dem ein lauernder Zug ihr unangenehm entgegentrat.

„Ich warte bei Herrn Martisius auf," erklärte die andere eifrig und, da sie den erstaunten Ausdruck von Frau Schellram bemerkt hatte, fügte sie in unterwürfiger Beflissenheit hinzu: „Herr Martisius ist ausgegangen, kommt aber gleich wieder; wenn gnädige Frau etwas Geschäftliches zu besprechen haben — Herr Martisius hat mir gesagt, er erwartet eine Dame in einer geschäftlichen Angelegenheit —, telephoniere ich ihm gleich."

Bei normaler Gemütsverfassung würde Frau Leontine sich nach diesem Bescheide auf dem Absatze umgedreht haben und davongegangen sein. Aber ihr Gemüt war in einen Zustand geraten, der ihr die gewohnten Formen als etwas erscheinen ließ, das gar nicht mehr in ihr Dasein gehörte. Zur Entscheidung war sie ausgegangen, weil Entscheidung sein mußte, — sollte sie jetzt vor den lauernden Gedanken die Flucht ergreifen, mit denen die untergeordnete Person dort sich ihren Schritt vielleicht zurechtlegte?

„Eine geschäftliche Angelegenheit habe ich allerdings mit Herrn Martisius zu ordnen." Sie sprach so kalt und von oben herunter wie möglich; sie würdigte die Aufpasserin keines Blickes. Sobald sie gesprochen hatte, eilte diese die Stufen hinauf und riß die Pforte vor ihr auf; dann ging sie ihr voran, um auch die innere, zu den Wohngemächern führende Tür aufzuschließen.

„Wenn ich bitten darf, gnädige Frau."

Die Tür schlug hinter ihr zu; Frau Leontine war in seiner Behausung. Das erste, was sie empfand, war ein Gefühl, als müßte sie ersticken. Woher das kam? Vielleicht davon, daß das ganze Zimmer so mit Möbeln, Bildern, Teppichen und Decken vollgestopft war, daß ihr wirklich war, als könnte sie keinen Atem holen. Es war ein großer, länglicher, dreifenstriger Raum — die Übermasse der Ausstattung aber ließ ihn so eng erscheinen, daß jemand, der hineintrat, kaum wußte, wie er sich darin bewegen, wo er die Glieder lassen sollte.

Die Arme an den Leib gedrückt, ohne sich zu rühren, stand Frau Leontine mitten in der Stube und ließ die Augen langsam umhergehen. Gestern das Zimmer, in dem sie die Frau gefunden hatte, mit den kahlen, schmutzigen, getünchten Wänden, den rohen Dielen, elenden Möbeln, mit dem ganzen Schauder der Armseligkeit erfüllt — und jetzt das hier — ein Raum wie ein Nest, ein dickes, gepolstertes, in der brütenden Hitze der Lüsternheit schmorendes Nest, wie der Harem eines Sultans, der seinen morgenländischen Phantasien frönt. An den Wänden die Bilder, lauter gierige, nackte oder pervers halbnackte Sinnlichkeit; am Fußboden der riesige, lachsfarbene Teppich, der das ganze Parkett bedeckte, in dem der Fuß wie in quappendem Moos versank. Dort drüben das Ruhebett, eine Lagerstatt wie für Sardanapal, mit seidenen Kissen überdeckt und überschüttet. Und endlich unter dem Fenster der angebliche Schreibtisch —

der angebliche — denn in Wahrheit war es ein Schaustück, ein Schmuckstück unter all dem übrigen Luxus, an dem man sich einen ernsthaften Mann bei ernsthafter Arbeit absolut nicht vorstellen konnte. Ein unaussprechlicher, unüberwindlicher Widerwille stand in der Frau auf. Das Zimmer ist nicht nur das Futteral des Menschen, es ist der Mensch selbst. Dies also war der Mensch? So waren die Bedürfnisse, die er brauchte, die Neigungen, die ihm wohltaten, das war die Behausung, von der er ihr in seinen Briefen voller Stolz erzählt, in die er sie eingeladen hatte, weil er überzeugt war, daß sie ihr gefallen würde. So hatte er sie beurteilt, die Frau Leontine Schellram, die stolze, die geistige Frau! Während das feingliedrige, feinfühlige Geschöpf, das er sich als Gattin hatte gefallen lassen, solange es Geld hatte, da draußen verhungerte und erfror. So sah die Seele dieses Menschen aus? So war seine Art?

Und zu all diesem seelischen Unbehagen kam noch etwas, etwas Besonderes, das sie sich anfänglich gar nicht zu erklären vermochte, das ihr aber eine bis zur Übelkeit sich steigernde körperliche Widrigkeit bereitete — und jetzt merkte sie, was es war: die ganze Wohnung war parfümiert. Ein schwerer, moschusartiger Duft lag wie ein Dunst über dem Zimmer und strömte aus Kissen, Decken und Teppichen.

Wie es einem ergeht, wenn man etwas nicht riechen will, daß man den fatalen Geruch erst recht in die Nase zieht, so erging es ihr. Und nun, indem sie diese mit dem lüstern-narkotischen Duft geschwängerte Luft widerwillig und doch widerstandslos einatmete, fühlte sie, wie sich in ihrem Innern etwas Merkwürdiges bereitete, etwas ganz Neues, wie ein tiefes, plötzliches Erstaunen, ein Zu-sich-selbst-kommen, ein Erwachen. Bisher war sie mit diesem Manne nur in persönliche Berührung gekommen, indem er zu ihr, in ihre Wohnung, ihre Luft kam — heute kam sie zum erstenmal in seine Atmosphäre zu ihm, und seine Atmosphäre war ihr ein Greuel. All die leidenschaftlichen Empfindungen, die sie noch kurz zuvor, während sie im Wagen herfuhr, bewegt hatten, schwiegen plötzlich still; es war, als hätte sich Eis darüber gelegt und als wären sie darunter erfroren. Was sie vorhin, eigentlich wie eine Ausflucht, zu der Frau gesagt hatte, daß sie in geschäftlichen Angelegenheiten käme, wurde plötzlich tatsächliche Wahrheit; sie fühlte, daß sie wirklich ganz geschäftsmäßig mit dem Manne verhandeln würde. Als wenn etwas in

ihr gewesen wäre, worauf sie sich gar nicht mehr zu besinnen vermochte, — sonderbar, sonderbar war ihr zumute.

Indem sie diesem allen noch nachsann, ertönte draußen ein hastiger Schritt, im nächsten Augenblick war die Tür aufgerissen, Edgar Martisius stürmte herein.

„Endlich!“ rief er, und er machte eine Bewegung, als wollte er auf sie zugehen und sie in die Arme reißen.

Aber er brachte seine Bewegung nicht ans Ende. Diese Frau da, diese Frau Schellram, wie sie dort mitten im Zimmer stand, beide Hände in der Muffe, ohne Miene zu machen, auch nur eine Hand herauszuziehen und ihm hinzureichen, — etwas so Eigentümliches war in ihr, so Neues, so Fremdes, Andres als früher, daß er unwillkürlich stehenbleiben mußte. In ihren Wangen keine Spur von dem Erröten mehr, das jedesmal, so oft er in ihre Nähe gekommen, darüber geflammt war, in ihrem Gesicht diese — diese Starrheit? Ja, wenn es wenigstens noch Starrheit gewesen wäre, dahinter versteckt sich Leidenschaft — aber diese Gleichgültigkeit! „Hier entrinnt dir eine!“ Sein Instinkt war es, der in seinem Innern den Schrei erhob. Und sein Instinkt war es auch, der ihn jetzt die Augen mit allen dämonischen Lichtern, die in diesen Augen ruhten, Bitte, Flehen, Zorn und Drohung, auf sie richten ließ. Und indem er dies tat, geschah etwas, das ihn beinah gänzlich aus der Fassung brachte: in dem bisher regungslosen Antlitz von Frau Leontine Schellram entstand eine Bewegung, keine zuckende, eine ganz langsame, ein Lächeln, nur ein kaum merkbares, aber doch so weit angedeutetes, daß man erkannte, welch ein verächtliches Lächeln es war. Sie hatte keinen Blick von ihm verwandt, hatte das Auffunkeln, das Drängen, Eindringenwollen und Bohren seiner Augen gesehen, und merkwürdig — es hatte sie ganz gleichgültig gelassen. Ja, sie staunte im stillen selbst — alles, was einst so glühend auf sie gewirkt hatte, blieb ohne alle Wirkung. Sie erkannte sein verzweifeltes Bemühen, Eindruck zu erwecken; beinah tat der Mann ihr leid. Wie jemand, der ein Feuerwerk abbrennen will, und dem es nicht recht gelingt, so ungefähr kam er ihr vor, und das hatte sie zum Lächeln gebracht. Freilich — sie wußte ja jetzt, wie erbärmlich das Material war, das hinter all diesen Feuerwerkskörpern steckte! Darum verschwand das Lächeln, und ein strenger, harter Ausdruck zog ihre Züge beinah drohend zusammen.

„Zunächst dies hier," sagte sie, indem sie die Schlüssel aus der Tasche zog und auf den Schreibtisch warf, „das Sie neulich bei mir vergessen haben."

Er wollte auffahren, wollte etwas erwidern, etwas Wütendes, denn die offenkundige Geringschätzung in ihrer Bewegung hatte ihn gereizt, aber es regte sich wieder die elende Natur in ihm, die sich duckte, sobald sie die Faust fühlte, und das Gesicht dieser Frau war wie eine Faust über ihm, und diese Frau war es, von der seine Existenz abhing. Darum begnügte er sich mit einem halb unterdrückten höhnischen Lachen.

Frau Leontine hörte darüber hinweg.

„Ich komme, Ihnen eine geschäftliche Mitteilung zu machen," fuhr sie fort, und ihre Stimme kam ohne Zorn und Erregung, darum doppelt wirksam in ihrer unbarmherzigen Sachlichkeit hervor: „Sie werden an meiner Zeitung nicht mehr arbeiten."

„Aber Sie haben mich doch engagiert," schrie Edgar Martisius unwillkürlich auf.

„Auf ein Jahr," erwiderte sie mit unerschütterlicher Bestimmtheit. „Das Salär eines Jahres wird Ihnen ausgezahlt werden. Schreiben aber werden Sie für meine Zeitung nichts mehr."

Er wand sich förmlich unter diesem Willen, der alles vorausgesehen, alles voraus angeordnet hatte und jetzt Schlag auf Schlag auf ihn niederfiel.

„Meine Aufsätze haben aber doch kolossal gefallen?"

„Aber nicht mir!" entgegnete Frau Leontine, und in ihrem Blick war ein Aufflammen, in ihrer Stimme ein Emporschwellen, daß ihm die Erwiderung im Halse stecken blieb.

Ihre Aufwallung dauerte indessen nur einen Augenblick.

„Ich komme auch noch in einer persönlichen Angelegenheit" — ihre Stimme hatte wieder den kalten, sachlichen Ton angenommen, der so zermalmend auf ihn wirkte. „Ihre Frau ist in meinem Hause."

Edgar Martisius riß die Augen auf. Frau Leontine, die ihn bisher unverwandt angesehen hatte, senkte den Blick. Von jetzt an sprach nicht mehr die Anklägerin allein, sondern gewissermaßen die Schuldige zum Mitschuldigen.

„Ich habe Ihre Frau in ihrer Wohnung aufgesucht," fuhr sie fort. „Man hatte mir gesagt, daß es ihr schlecht ginge. Ich hatte nicht gewußt, daß es ihr so schlecht ging."

Sie machte eine kurze Pauſe. Von dem Manne ihr gegenüber kam kein Laut.

„Ihre Frau befindet ſich in anderen Umſtänden“ — ihre Stimme kam jetzt ſchwer aus der Bruſt —, „es wäre gut geweſen, wenn Sie mir das geſagt hätten, damals, als wir — das beſprachen — von der Gartenwohnung.“

Edgar Martiſius ſchwieg. Frau Leontine richtete die Augen wieder auf ihn. „Hatten Sie es gewußt?“

Er hatte den Blick geſenkt. Er gab keine Antwort.

Auch ohne daß er ſprach, wußte ſie, woran ſie war. Wie er da vor ihr ſtand, kläglich, jämmerlich, erbärmlich! Wenn er geſprochen hätte, was hätte er zu ſagen gehabt? „Ich habe mich nicht darum gekümmert, habe nicht danach gefragt.“

Und ſie — Mitſchuldige geworden mit einem ſolchen!

„Ihre Frau wird ihre Entbindung in meinem Hauſe abwarten,“ ſagte Frau Leontine weiter. „Wenn ſie in dem Zuſtand in ihrer Wohnung geblieben wäre, ſo, wie ſie war, ohne Hülfe, ohne Beiſtand, wäre ſie wahrſcheinlich geſtorben.“

Sie trat einen Schritt auf Edgar Martiſius zu.

„Das wäre ſchrecklich geweſen!“ Im Gegenſatz zu ihrer bisherigen ruhigen Sprechweiſe brach dieſes Wort heiß, dumpf unterdrückt, wie hervorgepreßt aus einer Fülle überwältigender Gefühle aus ihr hervor.

Edgar Martiſius blickte auf. Als er ihre Augen auf ſich gerichtet ſah, ließ er den Blick wieder ſinken. Er ertrug ihre Augen nicht. Die Knie ſchlotterten ihm. Er ſetzte ſich ſchwer auf das Ruhebett nieder, an dem er ſtand.

Es trat ein laſtendes Stillſchweigen ein.

„Ich habe mit Ihrer Frau geſprochen,“ nahm Leontine das Geſpräch wieder auf, „ich habe ſie kennen gelernt.“ Dann beugte ſie ſich nieder, als wollte ſie ihm das, was ſie zu ſagen hatte, ins Ohr ſagen: Ich weiß jetzt Beſcheid.“

Edgar Martiſius richtete das Haupt nicht auf, er fuhr ſich mit der Hand über die feuchte Stirn, er beugte den Oberleib, ſo daß es ausſah, als klappte er zuſammen.

Frau Leontine Schellram blieb ſtark.

„Ehegatten, zwiſchen denen ſolche Dinge geſchehen ſind, ſolche Worte geſprochen worden ſind, — halten Sie es für möglich, daß ſie wieder zueinanderkommen?“

Edgar Martiſius ſchwieg.

„Ich halte es für ausgeschlossen und unmöglich," fuhr Frau Leontine fort. Der Nachdruck, mit dem sie es sprach, ließ ihre Worte wie eine Entscheidung erklingen, eine Entscheidung fürs Leben.

Sie sah auf ihn herab, wie er da zusammengeknickt vor ihr saß. Würde er gar nichts sagen? Er sagte gar nichts.

„Wie denken Sie über Ihre künftige Existenz?"

Als Edgar Martisius diese Frage vernahm, stützte er die Ellbogen auf die Knie und und drückte das Gesicht in die Hände. Was hätte er zu erwidern vermocht? Gegenwart und Zukunft, sein ganzes Dasein schwamm wie ein dunkles Chaos in seinem Kopfe. Nur das eine hörte er aus der Frage heraus, daß die Hand, die ihm die Existenz hingereicht und gegeben und geschenkt hatte, die freigebige Hand sich zurückzog, daß er auf eigenen Füßen stehen sollte. Auf eigenen Füßen, er!

Frau Leontine, als sie diese verzweifelte Gebärde sah, mochte fühlen, was in dem Manne dort vor sich ging. Durfte sie bloß Richterin sein? Wenn sie in diesem Menschen, den sie jetzt sah, wie er wirklich war, einmal etwas so ganz anderes zu sehen geglaubt hatte, war das nur seine Schuld gewesen? Wer war's, der ihn auf den Weg geschoben, der ihn in dieses moschusduftige Nest geführt hatte?

„Ich glaube" — ihre bisher so strenge Stimme nahm einen sanfteren Klang an —, „die Schriftstellerei ist nicht der Beruf, auf den Sie ein Leben gründen können. Zu eigenem Schaffen reicht Ihre Kraft nicht. Bloß vom Rezensententum leben wollen, das heißt darauf lauern, ob vom Tische des schaffenden Lebens soviel abfällt, daß man von heute auf morgen seinen Hunger damit stillen kann. Sie sind noch jung — ich gebe Ihnen einen Rat: ergreifen Sie eine praktische Tätigkeit. Am besten, Sie gehen aus Berlin. Hier, das glaube ich, gehen Sie zugrunde. Noch besser und am allerbesten vielleicht, Sie gehen ganz aus Deutschland hinweg. Amerika — Ostasien — die Welt ist groß, und auch die deutsche Welt ist ja größer geworden, als sie es war. Vielleicht finden Sie da draußen ein neues Feld."

Edgar Martisius hob das Gesicht aus den Händen. Sie sah, wie er aufmerksam wurde, wie er zu lauschen begann. Ein lauernder Blick blinzelte von ihm zu ihr herauf.

„Sie meinen," fuhr sie fort, „ich will Sie unter allen Umständen von hier fort haben, — nicht wahr?"

Er murmelte etwas Unverſtändliches und ſtierte wieder auf den Fußboden.

„Immer ſprechen Sie es aus," ſagte ſie. „Sie haben ganz recht, ich will es auch."

Unwillkürlich zuckte er mit dem Kopfe auf. Frau Leontinens Blick aber kam wie blauer Stahl auf ihn herunter.

„Ich will Ihnen etwas ſagen: Ihre Frau — die habe ich jetzt in meinen Schutz genommen. Denn Ihre Frau iſt nicht nur eine adlige Natur — in Ihrer Frau ſteckt auch eine Künſtlerin. So etwas, verſtehen Sie, das ſchütze ich. Ihre Frau muß wieder geſund werden; ſie iſt krank geweſen, ſehr krank. Damit ſie wieder geſund wird, dazu gehört, daß alles von ihr fern geht, was ſie krank gemacht hat. Wollen Sie es darauf ankommen laſſen — gut — ſo bleiben Sie. Dann wollen wir kämpfen. Denn ich werde kämpfen, darauf können Sie ſich verlaſſen."

Dieſer Verſicherung hätte es nicht bedurft. Wie eine Säule ſtand ſie vor ihm; ſchmetternd, als wenn ſie aus einem Inſtrument käme, rollte ihre Stimme über ihn hin. Sein Atem ging mit einem dumpfen Schnauben. Er fühlte ſich machtlos, hülflos, beinah vernichtet. Kämpfen — er — mit dieſer Frau! Aus deren Worten er heraushörte, wie eiſig klar, wie meſſerſcharf ſie ihre Entſchlüſſe gefaßt und den Weg zu ihrem Ziele gewählt hatte. Von der er wußte, wie mächtig ihre Hand war, mächtig, wenn ſie helfen, und ebenſo ohne Zweifel, wenn ſie vernichten wollte. Kämpfen — um was denn? Um eine Frau, die er ſchon ſeit langem gar nicht mehr wie ſeine Frau empfand, die ihm gleichgültig geworden war? Er ſchüttelte das Haupt. Er wußte nicht mehr aus noch ein. Geſtern abend, als ſeine Kaffeehauskumpane ſich an ſeinen Aufſätzen erbaut hatten, war er ſich wie ein großer Mann erſchienen — jetzt, hier, dieſer Frau gegenüber, in der das wahre, wirkliche Leben vor ihm ſtand, fühlte er ſich klein, elend, wie ein Wicht.

Um ſo wunderbarer berührte es ihn daher, als plötzlich eben dieſe Frau in mildem, beinah freundlichem Tone fortfuhr: „Wir wollen in Frieden auseinandergehen! Es iſt beſſer — nicht wahr? Sehen Sie, mit dem Jahresgehalt, das ich Ihnen zahlen laſſe, könnten Sie ja, wenn Sie wollten, in Berlin bleiben und, ſolange das Geld reicht, leben. Vielleicht finden Sie an einem oder dem anderen untergeordneten Blatte für Rezenſionen, wie dieſe es waren, ein Unterkommen; bei guten und gediegenen

Zeitungen nicht — trauen Sie meiner journalistischen Erfahrung, bei denen nicht. Davon können Sie dann wieder nicht leben, und in zwei, höchstens drei Jahren sind Sie ab und aus und tot. Statt dessen mache ich Ihnen einen Vorschlag: Sie gehen aus Deutschland, zum wenigsten aus Berlin. Sie leiten Ihrerseits und wir leiten unsrerseits alles ein, damit Sie endgültig von Ihrer Frau geschieden werden. Sie suchen sich draußen ein neues, ernstes, tüchtiges Leben. Wenn Sie dazu bereit sind, wenn Sie darauf eingehen, erkläre ich hiermit, daß ich Ihnen in das neue Leben hineinhelfen, daß ich Ihnen für drei Jahre die Mittel gewähren will, daß Sie anständig davon leben können. Soll es so sein?"

Edgar Martisius hob langsam, als wenn er mit dem eben Vernommenen nicht fertig werden könnte, das Haupt. Für drei Jahre lang das Leben garantiert. Nachdem er soeben noch ein Gefühl gehabt hatte, als wenn er auf die Straße gesetzt worden wäre. Er sah zu der Frau auf. Ihre Augen ruhten auf ihm, nach wie vor, aber nicht mehr mit dem stählern vernichtenden Feuer von vorhin, sondern mit dem tiefen wundervollen Ausdruck, der so lebenerweckend aus dieser königlichen Gebenatur hervorzublicken vermochte. Und plötzlich kam ihm die Erinnerung an eine Stunde, wo er schon einmal dieser Frau gegenübergesessen hatte und sich klein und elend und erbärmlich vorgekommen war, weil er einen Augenblick über seine Natur hinausgewachsen und sich bewußt geworden war, wie unermeßlich ins Gute und Große gemalt sein Bild sich in dieser großen Natur widerspiegelte. Und wie von einer ihm fremden, unerklärlichen Gewalt getrieben, glitt er vom Ruhebett, worauf er saß, auf die Knie und griff nach ihren Händen.

Frau Leontine aber wich zurück. „Davon nichts mehr," sagte sie, und ihre Stimme war wieder laut und streng.

Es hätte keine Gefahr mehr gehabt, wenn er ihre Hand berührt hätte; das, was einst von ihm ausgegangen war, der heiße, berauschende, betörende Strom, ging nicht mehr von ihm aus; das alles war abgebrochen, wie wenn ein elektrischer Draht, der zwischen ihnen gewesen, durchgeschnitten worden wäre. Aber sie wollte nicht — es sollte keine Berührung mehr sein zwischen diesem Menschen und ihr. Sie hatte ihm ihr Anerbieten gemacht, weil sie fühlte, daß sie es mußte; sie hatte in das Leben der beiden Menschen eingegriffen, und dieser Mann dort war schwindlig davon geworden. Ihre Pflicht war jetzt, ihn wieder auf die

Füße zu ſtellen. Aber indem ſie ihr Anerbieten machte, hatte ſie in ſeinem Geſichte geleſen und den gierigen Gedanken: „Du bekommſt etwas geſchenkt,“ darin aufleuchten, hatte geſehen, wie er zugriff mit beiden Händen. In dieſem Augenblick wußte ſie, daß ſie es mit einer Natur zu tun hatte, an der jeder verloren geht, der ſich daran verſchwendet, einer Bettlernatur. Sie hatte ſich verſchwendet, beinah war ſie verloren gegangen — mit dem Zorn über ihre eigene Verblendung miſchte ſich das Gefühl, das, wenn es zwiſchen Menſchen tritt, kein Händeſchütteln mehr zuläßt, kein warmes Gefühl, nicht einmal das Mitleid, und das jetzt zwiſchen ihr und jenem dort ſtand: der Ekel.

„Soll es ſo abgemacht ſein zwiſchen uns? Nehmen Sie an?“ fragte ſie langſam, jede Silbe betonend, als wenn ſie ſie unterſtriche. Edgar Marriſius hatte ſich vom Boden erhoben. Er murmelte etwas nur halb Verſtändliches, das ungefähr wie „jawohl, jawohl“ klang.

Frau Leontine wendete ſich ab und trat an die Tür.

„Sie werden morgen ſchriftlich erfahren, wann, wo und in welcher Weiſe Sie zum Beginn eines jeden Jahres das Geld erheben können“ — mit dieſen Worten ging ſie, und indem ſie die Tür hinter ſich ſchloß und auf den Hof wieder hinaustrat, war es ihr, als verſänke hinter ihr ein wüſter, ſchwüler, bedrückender Traum. — — —

Und nun alſo im Kreiſe der Damen ihrer Damenrepublik, in ihrer alten, behaglichen Fenſterniſche ſaß Frau Leontine, Leontine Schellram. Ihr zur Seite, in einem Polſterſtuhle, der eigens für ſie hergerichtet war, weil das Wochenbett, das ſchwere, ſie ſo angegriffen hatte, das jüngſte Mitglied der kleinen Republik, Leonore. Vor dieſer, auf einer Fußbank, kniete Charlotte Uſſner, eine Taſſe in der Hand, aus der ſie ihr, wie einem Kinde, den Kakao löffelweiſe in den Mund flößte.

„Sie bekommt ſchon wieder rote Lippen,“ ſagte Charlotte Uſſner, indem ſie vor Vergnügen ihr blondes Köpfchen ſchüttelte. Dann erhob ſie ſich und küßte einen letzten braunen Tropfen, der an Leonorens Lippen hängen geblieben war, mit den blühenden Lippen auf. Frau Leontine aber legte den Arm um die Lehne des Stuhles, auf dem ihre blaſſe Schutzbefohlene ſaß.

„Nicht ihre Lippen nur, auch ihre Augen,“ ſagte ſie, „und ihre Hände ſind ſchon wieder wach. Sehen Sie, meine Damen,

was sie uns in diesen Tagen, kaum aus dem Bett aufgestanden, beschert hat."

Indem sie so sprach, rückte sie den Tisch, auf dem ihre Teetasse stand, näher an sich heran, nahm die Tasse fort, wischte sorgfältig noch einmal über die Platte des Tisches und legte alsdann eine Stickerei, Leonorens neueste Arbeit, einen blühenden Eukalyptenzweig darstellend, darauf. Alle Damen traten heran; man hörte kein lautes Wort, nur ein tiefes Atmen und leises Flüstern. Dann richteten sich die Augen auf die blasse junge Frau, und alle, die auf die Stickerei geblickt hatten, wußten, daß eine Künstlerin in ihrer Mitte saß.

Das schwarze Holz

Roman

Ruinen — —

Wenn Maler Bilder malen von zeitverroſtetem Gemäuer und Gebälk, von Burgen mit geborſtenen Türmen und zertrümmertem Wall, von dem was wir Ruinen nennen, dann laſſen ſie die Raben nicht fehlen, die Raubvögel und Krähen, die in finſterem Schwarm die verfallene Stätte umkreiſen. Und wenn es Maler ſind, die ſo mächtig zu ſchildern vermögen, wie beiſpielshalber ein Böcklin es vermochte, dann meinen wir, indem wir vor dem Bilde ſtehen, wir hörten das Sauſen der ſchwarzen Flügel und vernähmen das krächzende Geſchrei.

Warum geſchieht das? Zunächſt jedenfalls, weil die Wirklichkeit die Maler belehrt hat, daß in ſolchem von den Menſchen verlaſſenen Bau an Stelle des Menſchen nur noch die Vögel des Himmels hauſen, die ihre Schlupflöcher darin finden, die emporfahren, wenn der Hunger ſie ruft, und dahin zurückkehren, wenn ſie draußen in Wald und Feld den Hunger geſtillt oder Beute gefunden haben, die ſie in ihre Höhle ſchleppen können. Vielleicht auch aus künſtleriſcher Abſicht, um das Gefühl des Grauens, das ſolch ein totes Haus in dem Beſchauer erweckt, raſcher und nachdrücklicher in uns eindringen zu laſſen.

Endlich aber gibt es noch einen dritten und letzten Grund, über den ſich die Maler vielleicht ſelbſt nicht klar ſind, obſchon es der eigentliche und wahre iſt: die ſchwarzen Vögel ſind die Seele der Ruine, die ruheloſe Seele, die aus dem ſteinernen Grabe immer wieder aufſteigt und immer wieder dahinein zurückſinkt, die ihre Behauſung umkreiſt, als müßte ſie ſie immer noch einmal ergründen, obſchon ſie jedes Loch und jeden Winkel ſchon hundertmal ergründet hat, als müßte ſie ſchreiend und krächzend der Welt verkünden, daß da drinnen und da drunten nicht alles tot iſt, ſondern daß da etwas lebt, von dem niemand weiß, etwas Geheimnisvolles, Dunkles.

Denn Ruinen ſind unbeerdigte Leichname. Leichname von Häuſern, in denen Menſchen gewohnt, Menſchen gedacht, gefühlt, geliebt und gehaßt haben, Reihenfolgen von Menſchen, Geſchlechter. Häuſer, in denen gelebt wird, ſind nicht nur Behälter des Lebens, ſie werden ſelbſt zu Perſönlichkeiten. Das Denken, Fühlen, Haſſen und Lieben, das einſtmals, vielleicht jahrhundertelang darinnen war, iſt nun erloſchen, verſtummt und tot; darum ſind auch die Häuſer geſtorben, aber man hat ſie nicht begraben, ihre Leichname ſtehen über der Erde. Das aber

wußten schon die Menschen des Altertums, und wir Heutigen wissen es noch heut, daß man Tote begraben, oder im Feuer bestatten, daß man sie hinwegbringen muß von der Oberfläche der Erde. Denn alles Tote ist müde; alles Müde will schlafen; und wenn man dem Müden keine Stätte zum Schlafen gewährt, dann findet es keine Ruhe, und seine Seele geht um — geht um.

Nun gibt es in vielen Gegenden Deutschlands viele solcher verstummten Stätten, solcher von der Zeit zerfressenen, von den Ereignissen erschlagenen Burgen und Türme, in keiner Gegend aber mehr, als da wo die Saale, der blaue Strom, sich hindurchwindet durch das grüne Thüringer Land. In all jenen Burgen ist gedacht und gefühlt, geliebt und gehaßt worden, alle waren sie Behälter der Leidenschaft, in keinen aber ist der heiße Strom des Lebens wilder geflossen, als in den Burgen an der Saale. Denn die Menschen, die auf diesen Höhen Wurzel gefaßt hatten und sich ummauerten mit fußdicken Mauern, taten das nicht zum Vergnügen, sondern aus Not, weil sie jahrhundertelang, und während dieser Jahrhunderte jeden Tag und jede Stunde Auge im Auge mit dem Tod lebten, mit dem Tod, der drüben lauerte, auf dem anderen, dem rechten Ufer der Saale, wo ein Feind ihnen gegenüberstand, den man töten mußte, wenn man von ihm nicht getötet werden wollte, der sich der Ungar nannte, und der slawische Sorbe. Leben aber wird doppelt gelebt, wenn man es im Angesicht des Todes lebt. Darum können wir in den Armen des Friedens weich gewordenen Menschen uns kaum mehr vorstellen, wie eisern glühend es in den Seelen von Menschen ausgesehen haben muß, die unablässig vom Wallgang ihres Burgwarts hinausspähten. „Kommen die Ungarn? Setzen die Sorben über den Fluß?“ Die mit dem Schwert in der Hand schliefen, auf deren Hof immer gesattelte Pferde standen, um Botschaft senden zu können an König Heinrich, die Unstrut hinauf: „Sie kommen! Sie kommen!“ Kaum mehr vorstellen können wir uns, wir, in deren Brust das Leben zu einem tiefen, gleichmäßigen Atemzuge geworden ist, wie dieses Leben in den Menschen jener Zeit keuchend auf und nieder gegangen sein muß, wechselnd zwischen Todesangst und Verzweiflung und zwischen brüllendem Jubel, wie er an dem Tage erscholl, als König Heinrich der Vogelsteller, der Städteerbauer, der Ludolfinger, mit seinen eisernen Geschwadern aus den Harzbergen hinunter gestürmt kam in die

Goldene Aue, die Ungarn niederritt und sie in die Unstrut warf, daß Unstrut und Saale purpurn wurden von ihrem Blut, und statt des blauen Stromes ein roter sich in die Elbe ergoß.

Und nun denke man sich die Möglichkeit, daß von jenen längst dahingegangenen Geschlechtern, von jenen so merkwürdig gearteten Menschen heute noch Überbleibsel vorhanden sein könnten, abgesprengte Stücke, Nachkommen, die mit dem dumpfen, unbewußten Erbe im Blut hereinragen in unsere Tage, noch leben mit uns, den Kindern der heutigen Zeit — wie sollen wir uns vorstellen, daß es in solchen Menschen aussieht?

Müssen sie nicht wie wandelnde, zu Fleisch und Blut gewordene Burgtrümmer unter uns umhergehen? mit Gefühlen gefüllt, die uns fremd sind, von Seelen beseelt, die sich ungefähr so ausnehmen, wie die düsteren Vogelschwärme, die um die Ruinen ihrer alten Stammesburgen kreisen?

Und solche Möglichkeit ist wirklich vorhanden. Tatsache ist es, daß es in Thüringen solche Überbleibselmenschen noch gibt. Wenn man ins Innere des Landes kommt, zu stillen, entlegenen Herrensitzen, wenn man mit dem Besitzer des Gutes durch Feld und Garten spaziert, dann kann es einem geschehen, daß man heimlich angestoßen wird: „Sehen Sie den Arbeiter sich an, der sich dort einsam am Wege zu schaffen macht! Das ist der letzte des Geschlechts, das hier vor Jahrhunderten auf der Burg gesessen hat."

So geht man dann an dem „letzten" Manne vorüber; unserem stumm beobachtenden Blick begegnet ein dumpf verständnisloser Gegenblick, und hinter den plump und stumpf gewordenen Zügen gewahren wir etwas, das so aussieht wie ein anderes, älteres, hinter dem jetzigen verborgenes Gesicht, ein Antlitz von kühnerem Schnitt, von feinerem Ausdruck, als das jetzt verbauerte Antlitz. Das ist das alte Geschlechtsgesicht, das da herüberdämmert aus verlorener Ferne von dessen Vorhandensein der Inhaber, der zum Knecht verkommene „letzte" selbst nichts mehr weiß, das auch seine bäuerliche Umgebung nicht mehr gewahrt, das höchstens noch dieser und jener erkennt, der mit eindringlicherem Auge in Gesichtern zu lesen versteht, als es die Menschen für gewöhnlich tun.

Und so wie letzte Männer, gibt es in Thüringen auch noch letzte Frauen von solchen auf die Neige gegangenen Geschlechtern, und eine solche war die Adelgunde Schwarzholz, die im vorigen,

dem neunzehnten Jahrhundert, in dessen zweiter Hälfte, in einem Dorfe, unweit der Saale, als Köchin, Wirtschafterin, Beschließerin und Mädchen für alles im Hause des alten kinderlosen Pastorenehepaares wohnte, arbeitete und ihr einsames Leben lebte.

Am Ausgange des Dorfes, auf einem Hügel, stand ein uralter, mächtiger, viereckiger Turm. Die Ortssage erzählte, daß früher eine Burg zu dem Turm gehört hätte, eine prächtige, kaum minder schön, als die Rudelsburg bei Kösen. Die war nun dahin, und nur der Turm war geblieben, der hatte der Zeit widerstanden. Mit der Burg hatte die Zeit aufgeräumt, die ordnungsliebende, neue Zeit. Und das war auch nur gut; denn natürlich war es, wie alle Welt sich erzählte, eine Raubritterburg gewesen, eine ganz schändliche. Darum war es auch nur recht und billig, ja eigentlich noch über Verdienst, wenn die letzte von der Raubrittersippe — das eben war die Adelgunde Schwarzholz — jetzt wie der niedrigsten eine, sich als Magd ihr Brot erwerben mußte. Denn der Turm und die Burg, so erzählte die Sage und flüsterte der Klatsch, hatten vorzeiten den Vorfahren der Adelgunde gehört, stolzen, über die Maßen stolzen Rittersleuten, die nicht einfach Schwarzholz, sondern von Schwarzholz, Grafen von Schwarzholz, ja, wie der Dorfschullehrer festgestellt, ursprünglich Swartholt geheißen hatten. Aus den Grafen von Schwarzholz waren dann im Laufe der Zeiten einfach die von Schwarzholz geworden und so war das heruntergestiegen, heruntergekommen, bis daß aus dem „von" Schwarzholz lediglich Schwarzholz wurde, und jetzt, am Ende aller Dinge, saß die letzte von ihnen, die Adelgunde Schwarzholz, „das schwarze Holz" wie sie mit gehässigem Zischeln genannt wurde, einsam in ihrer Kammer und kochte für die alten Pastorsleute, fegte ihnen Stuben und Haus, und wenn sie damit fertig war, saß sie wieder in ihrer Kammer und nähte, strickte, strickte und nähte. „Ohne von jemandem etwas zu verlangen," so ging das Zischeln und Flüstern weiter, wenn über sie gesprochen wurde, „aber auch ohne jemandem ein Stück Brot zu geben oder zu gönnen, das alte schwarze Holz." Ob sie selbst von all dem etwas wußte? Schwerlich.

Ihr Vater war Dorfschneider gewesen, ihre Mutter Näherin, die dem Vater geholfen hatte. Großvater und Großmutter arme Häusler. Über die Großeltern ging die Kenntnis ihres Stammbaumes bei ihr überhaupt nicht hinaus. Alles was sie wußte,

war alſo, daß ſie ganz kleiner Leute Kind, von dürftiger Herkunft war. Was die Leute flüſterten und redeten, von den Grafen von Schwarzholz, von denen ſie herkommen, von der Burg, in der ihr Vorfahrengeſchlecht gehauſt haben ſollte — nun natürlich, ſie hörte und wußte davon, aber ſie kümmerte ſich nicht darum. Wie es denn überhaupt in der ſonderbaren Art dieſer ſonderbaren Perſon lag, daß ſie ſich eigentlich um nichts kümmerte, um gar nichts in der Welt. Ganz wie die Leute über ſie klatſchten, ſo war es wirklich; ſie verlangte von niemandem etwas und bot auch niemandem etwas an. Nie hatte ein Mann nach ihr begehrt, und wie hätte es auch einem vernünftigen Manne einfallen ſollen, ſich nach einem Frauenzimmer umzuſehen, das nach dem übereinſtimmenden Urteil aller Dorfbewohner ſo „mordsgarſtig“ war, ſo ganz anders ausſah, als alle anderen, daß man ſich ohne weiteres darüber klar werden mußte, daß ſie „von ganz woanders“ herkam, als die anderen. Denn während dieſe der Mehrzahl nach klein und rundlich, höchſtens mittelgroß und blond waren, reckte ſich die Geſtalt der Adelgunde Schwarzholz lang und ſchlank, ſchier eckig und knochig empor. Dazu trug ſie nicht blondes, ſondern ſchwarzes, dunkel, beinah glänzend ſchwarzes, ſcharfgeſcheiteltes, am Hinterkopf in einem mächtigen Knoten gerafftes Haar. Auch ihre Augen waren dunkel, beinah ſchwarz. Die Farbe genau feſtzuſtellen, war ſchwer, denn ſie waren, ebenfalls abweichend von denen der anderen Frauen des Dorfes, etwas ſchräg in das Geſicht eingelaſſen, ſo daß ein Genealoge auf den Gedanken hätte kommen können, dem germaniſchen Blute derer von Schwarzholz hätte ſich vorzeiten einmal ein Einſchuß von ſlawiſchem, vielleicht ſogar mongoliſchem Blute beigemiſcht. Durch die ſchräge Stellung der Augen bekam der Blick, der aus ihnen hervorkam, etwas Seitliches, wie die Frauen des Dorfes behaupteten „Schiefes, Lauerndes und Falſches“. Menſchen mit ſolchem Blick darf man bekanntlich nicht trauen, darum traute man ihr auch nicht. Menſchen, denen man nicht trauen kann, liebt man bekanntlich nicht, darum war ſie auch nicht nur nicht beliebt, ſondern einfach und ganz gründlich unbeliebt. Und das alles wirkte zuſammen, daß man ihrem Namen, der ja ſowieſo ſchon gut genug zu der unheimlichen, ſchwarzen, meiſtens auch noch dunkel gekleideten Frauensperſon paßte, liebevoll nachhalf und ſie nicht anders als „das ſchwarze Holz“ nannte.

Sie selbst aber, der das alles galt, kümmerte sich, wie gesagt, so wenig darum, als ginge es sie gar nichts an. Wie kein Mann jemals nach ihr begehrt, so hatte auch sie niemals einem Manne nachgefragt. Darüber war sie mittlerweile älter, stark in den Zwanzigern alt geworden. Und so, als altes, stilles, beinah lautloses Mädchen lebte, diente und hantierte sie nun schon seit mindestens zehn Jahren bei dem alten kinderlosen Pastorenehepaar und hielt ihm das Haus in Ordnung. Von beiden Seiten war man miteinander zufrieden. Einen besseren, angenehmeren, all ihren Wünschen und Bedürfnissen entsprechenderen Dienstboten, als die „Gunde", wie sie in Abkürzung des gar zu langen Adelgunde gerufen wurde, hätten sich die alten Leute gar nicht denken können. Mit niemandem draußen hielt sie Schwatz und Klatsch, kaum überhaupt mit irgend jemandem Verkehr. Das Haus, in dem sie mit ihren alten Leuten wohnte, war ihre Welt, kaum daß sie aus dem Hause herauskam. Für ihre Bewegung genügte der geräumige Garten, der zum Pfarrhofe gehörte, in dem besorgte sie alle grobe Arbeit, Hacken, Harken, Graben und Unkrautjäten; Gemüsebeete und Obstbäume waren ihrer Obhut anvertraut, während die Pflege der Blumen die alte Frau Pastorin sich selbst vorbehalten hatte. Beete und Bäume gediehen unter ihren Händen, im Hause flatterte kein Stäubchen, alles was Messingbeschlag hieß, an Türen, Schwellen und Fenstern, blitzte und funkelte wie Gold, dazu brauchte man kaum mit ihr zu sprechen; ein „guten Morgen" am Morgen, ein „gute Nacht" am Abend, wenn sie die Lampen auf die verschiedenen Tische gesetzt hatte und wie ein Schatten in ihre Kammer verschwand, das war beinah die ganze Unterhaltung. Aus seiner Bücherei hatte der Pfarrer ihr in der ersten Zeit wohl hier und da mal ein Buch angeboten, später hatte er es unterlassen, denn er hatte erfahren, daß sie die Bücher doch nicht las. Sie las überhaupt niemals und nichts. Wohl hatte sie in der Dorfschule Lesen und Schreiben gelernt, aber sie las nichts. Wäre sie gebildet gewesen, hätte man sie eine gänzlich „unliterarische" Persönlichkeit nennen müssen. Und vom Schreiben machte sie auch nicht viel ausgiebigeren Gebrauch. Briefe gab es für sie nicht; an wen auch? Ihre Eltern waren lange tot, Verwandte hatte sie keine, Freundinnen noch weniger. Völlig einsam stand sie in der Welt. Das einzige, was sie schrieb, war, daß sie die Waren, die sie beim Fleischer und Kaufmann für

den Hausgebrauch einkaufte, mit großen ungelenken Schriftzügen in das Wirtſchafts- und Ausgabenbuch der Frau Paſtorin eintrug. Mit ebenſogroßen, ſchweren Zügen ſetzte ſie die Ziffern der Preiſe daneben, die ſie für die Dinge bezahlt hatte, und dies mit größter Genauigkeit, denn in allem, was das Geld betraf, war ſie von großer, beinah merkwürdig großer Genauigkeit.

Und alſo, ohne zu ſprechen, verſah ſie ihren täglichen Dienſt, und ohne zu leſen oder zu ſchreiben ſaß ſie, wenn der Dienſt getan war, in ihrer Kammer, immer nur mit Nähen, Sticken und Stricken oder ſonſtiger Handarbeit beſchäftigt, und immer nur beſchäftigt mit ſich ſelbſt. Beſchäftigt mit ſich ſelbſt, indem ſie über ſich nachdachte? Nein. Denn wie ſie weder las noch ſchrieb, ſo dachte ſie auch eigentlich nie. Dennoch aber war ſie immer und ausſchließlich bei ſich ſelbſt und mit ſich ſelbſt. Nicht mit den Gedanken, ſondern mit dem Gefühl. Es war nämlich, als wenn ſie dieſes ganze ſonderbare welteinſame Leben, das ſie führte, dieſes Leben ohne Wunſch und ohne Gewährung, ohne Leid und ohne Freude, fortdauernd körperlich empfände. Beinah wie etwas Fremdes, an dem ſie herumtaſtete und herumfühlte, wie an einem Körper, der außerhalb ihrer ſelbſt war, gar nicht zu ihr gehörte, ſie nichts anging. Dann war es ihr, als läge ſie eigentlich in einem tiefen, unergründlich tiefen Schlaf, und alles was ſie tat, was ſich begab und was ſie erlebte, wären nur Träume, die ihr im Schlafe kamen. Manchmal auch kamen ihr Bilder, Vorſtellungen von Bildern ſo ſeltſamer Art, daß ſie ſich fragte, ob ſie ſich das nur einbildete, oder ob ſie zu irgendeiner Zeit ihres Lebens, vielleicht noch als ganz kleines Kind, einmal Dinge geſehen hätte, von denen dies alles nachwirkende Rückſpiegelungen waren. Als wenn ſie irgendwo in weiter Ferne ein ungeheures Feuer ſähe, ſo war ihr dann, und in dem Feuer, ſo ſchien es, wurde Eiſen geſchmolzen; denn in langen, glühenden Schlangenwindungen kam brodelndes Metall daraus herausgefloſſen. Das kroch dann von rechts und von links zuſammen, bis daß ein feuriger See entſtand, und in dem feurigen See türmte es ſich auf, bis daß ein Klumpen entſtand, ein Klumpen von glühendem Eiſen; dann wurde der Klumpen allmählich kalt, und indem er erkaltete, hörte er auf, rot zu ſein und wurde grau, dann ſchwarz — und plötzlich wußte ſie nun, daß eigentlich ſie ſelbſt der ſchwarze Klumpen war. Ganz deutlich ſah ſie dann wieder im Geiſte ſich ſelbſt, wie ſie mit den Händen an dem

Klumpen herumtastete, ihn befühlte, ob er sehr hart sei, ob er noch heiß oder wenigstens noch warm sei, bis daß sie sich überzeugte, daß er ganz kalt, ganz kalt und zackig rauh und hart war. Und immer, wenn dies Bild sie besuchte, geschah ihr noch etwas anderes, etwas Merkwürdiges: Verse eines alten, sonderbaren Liedes, das sie einstmals vorzeiten, sie wußte nicht mehr wo und von wem, hatte singen hören, Verse, die sie längst vergessen, waren plötzlich wieder in ihren Ohren, mitsamt der Weise, die dazu gehörte, so daß sie sie gleich hätte nachsingen können und manchmal auch wirklich vor sich hin sang:

„Brennesselbusch, Brennesselstrauch,
Wenn du mich brennst, brenn' ich dich auch.
Wenn du mich stichst, viel tiefer noch
Stech' ich dich wieder, stech' ein Loch.
Drum bin ich hier und du sei da,
Brennesselbusch, komm mir nicht nah.
Trommeln, sie kommen, sie kommen."

Aber das alles, was sie sich so in ihrer Einsamkeit zusammenträumte und reimte und phantasierte, ging ihr doch nicht tiefer, nicht in die Seele, sondern ihre Seele lag in ihr, wie der Klumpen, von dem sie träumte, kalt, als wenn er niemals warm, hart, als wenn er niemals weich werden könnte, und in Gleichmut und Gleichgültigkeit nähte, spann und strickte sie in ihrer Kammer Jahr für Jahr herunter — bis daß etwas geschah, und alles anders wurde: bei dem Dorfe nämlich, am Fuße des Hügels, auf dem der alte viereckige Turm stand, befand sich ein herrschaftlicher Gutshof, und mit der Familie des Gutes, die dort ihren Wohnsitz hatte, standen die alten Pastorsleute in nachbarlichem Verkehr. Einigemal im Jahre erhielten sie Einladungen nach dem Schlosse, und die überbrachte dann jedesmal der alte Kruschanski, der Haushofmeister von drüben. Manchmal auch gingen Briefe und Botschaften aus dem Pfarrhause nach drüben, und die Überbringerin war die Adelgunde Schwarzholz.

Einmal nun, im Sommer, wurde wieder die Klingel am Pfarrhause gezogen, und als die Adelgunde die Tür öffnete, stand nicht der alte Kruschanski davor, sondern ein anderer, den sie noch nie gesehen hatte und nicht kannte, ein junger Mann, der dem Alten aber ähnlich sah. Das war auch erklärlich, denn es war dessen Sohn, der Franz Kruschanski, der bei den Sol-

daten war, als Unteroffizier bei einem Garderegiment in Berlin, und der ſich augenblicklich auf Urlaub, zum Beſuch bei ſeinen Eltern befand.

Soldaten hatte die Adelgunde in ihrem ſtillen Winkel ſo gut wie noch nie, vielleicht wirklich noch nie geſehen. Als nun der junge Mann, der eine ſchlank aufgeſchoſſene Geſtalt, zwei muntere Augen im Kopf und ein keckes Schnurrbärtchen über der Oberlippe hatte, ſo unvermutet in ſeiner blitzblanken Uniform, zu der er weiße Beinkleider trug, vor ihr ſtand, da war es der Adelgunde Schwarzholz, als begäbe ſich etwas. Sie hätte nicht ſagen können, was es war, aber ſie vermochte nicht zu ſprechen, ſo daß ſie ihm, ohne zu fragen, was er wollte und was er brächte, ſtumm gegenüberſtand, ohne die Augen von ihm zu verwenden.

Dem Franz Kruſchanski, der es ſich anſcheinend gar nicht ungern hatte gefallen laſſen, daß er ſo angeſtarrt wurde, ging endlich ein Lächeln übers Geſicht, das, wenn es ein Wort geweſen wäre, ungefähr gelautet hätte: „Na ja, das ſind wir ja gewöhnt.“ Dann legte er die Hand an die Mütze, machte eine leichte Verbeugung, nannte ſeinen Namen und brachte ſeinen Auftrag hervor, der dahin ging, daß Herr Paſtor und Frau Paſtorin zu morgen mittag zum Eſſen auf das herrſchaftliche Schloß eingeladen würden.

Nun kam die Adelgunde wieder zu ſich, und als ſie ſich ins Haus wendete, die Einladung zu beſtellen, hatte ſie ein Gefühl, als wären ihr die Glieder ganz kalt geworden. Gleich darauf kam ſie zurück: der Herr Paſtor wäre gerade bei einem Krankenbeſuch im Dorf; Frau Paſtor ließe vorläufig vielmals danken und ſie würde heute nachmittag Antwort ſchicken, ob ſie kommen könnten oder nicht. Der Herr Unteroffizier legte abermals die Hand an die Mütze, machte eine leichte Verbeugung wie vorhin, dann wandte er ſich um und indem er, ſich in den Hüften wiegend, die Dorfſtraße zum Schloſſe zurückging, ſah man ſeiner Haltung an, daß er ganz genau wußte, wie die Adelgunde Schwarzholz noch immer in der Tür des Pfarrhauſes ſtand und ihm nachblickte, ſolange ſie ihn, bevor er um die Ecke verſchwand, noch ſehen konnte.

Am Nachmittag ging ſodann der Brief aufs Schloß, worin die Pfarrersleute ihr Kommen für morgen zuſagten. Die Adelgunde trug ihn. Indem ſie den Weg dahinſchritt, kam es wie

eine Sinnesverwirrung über sie, als wenn sie nicht im Auftrage ihrer Herrschaft, sondern in eigener Angelegenheit, um für sich selbst etwas auszurichten, ginge. Weil sie aber, wie schon gesagt, keine schnelle und scharfe Denkerin war, wurde sie sich nicht klar darüber, was da in ihr vorging. Im Augenblick jedoch, als sie den Gutshof betrat, wußte sie, was es war, denn auf dem Gutshofe schlenderte wieder der schöne Herr Unteroffizier, der Franz Kruschanski, umher, und im Augenblick, als sie ihn erblickte, wußte sie, daß sie ja eigentlich nur gegangen war, um ihn wiederzusehen. Er hatte jetzt die Uniform und das Seitengewehr abgelegt und trug einen Drillichrock mit messingenen Knöpfen, wie ihn die Unteroffiziere in den Freistunden tragen. Der saubere, weißgraue Rock schloß eng um seine schlanke Figur, so daß er beinah noch schöner aussah, als heute früh. Als sie ihn nun erblickte, erging es ihr wie das erstemal: sie stand wie an den Boden gewurzelt, konnte nicht sprechen und streckte mit einer hülflosen Bewegung die Hand aus, in der sie den Brief trug. Während er dann, wieder die Hand an der Mütze, mit der leichten Verbeugung, die ihm so niedlich stand, auf sie zutrat, ihr den Brief abzunehmen, stieg ihr die Glut in die Wangen, und nicht in die Wangen nur, sondern darüber hinaus in die Stirn, bis unter die Haupthaare, so daß sie wie ein lodernder Baum vor dem Manne stand, der mit einem Lächeln auf ihre Verwirrung blickte, ungefähr wie jemand, der ein Haus in Brand gesteckt hat und sich an der Feuersbrunst die Hände wärmt.

„Ist Antwort?" fragte er.

Sie wußte es nicht.

„Also bitte warten Sie einen Augenblick," sagte er, „ich bringe Ihnen gleich Bescheid."

So sicher, wie sein ganzes Benehmen, war auch die Art, in der er zu ihr sprach, verbindlich, aber doch beinah etwas von oben herunter, ungefähr wie wenn ein Großstädter zu einem Bauern spricht.

Während er ins Haus ging, blieb sie auf dem Hofe stehen. Kurze Zeit darauf kam aus der Tür, in der er verschwunden war, ein hübsches, städtisch gekleidetes Mädchen heraus, das langsam am Hause entlang in die zu ebener Erde gelegene Küche hineinging und während des Gehens die Augen auf der Adelgunde ruhen ließ. Adelgunde kannte das Mädchen; es war die Anna Klebschmann, die Jungfer der gnädigen Frau. Indem sie dahin-

ſchlenderte, ſah man ihr an, daß ſie keinen Geſchäftsgang verrichtete, ſondern eben nur über den Hof ging, um ſich die da, die Adelgunde Schwarzholz anzuſehen. Ihre ganze Erſcheinung war ſo ziemlich das Gegenteil von der Erſcheinung der andern: kaum mittelgroß, von rundlicher aber zierlicher Geſtalt; ſie hatte blondes, ſtädtiſch elegant zurechtgelegtes Haar, ein rundes, weißes, molliges Geſicht mit einem Stumpfnäschen und zwei hellen, grade geſtellten, etwas dreiſt blickenden Augen darin. Obſchon das Pflaſter auf dem Hofe ganz trocken und rein war, hob ſie während des Gehens das Kleid ſorgfältig mit beiden Händen auf, ſo daß die niedlichen Füße ſichtbar wurden, die mit ſchwarzen Strümpfen und braunen Lederſchuhen bekleidet waren. Und ſo, indem ſie trippelnd, die Augen fortwährend auf der Adelgunde, ihren Weg machte, mit einem nicht deutlichen, aber doch wahrnehmbaren ſpöttiſch-höhniſchen Lächeln, ſah ſich das alles an, als wenn ſie bei der anderen nicht vorüberginge, ſondern ihre niedliche Erſcheinung vor deren Augen vorübertrüge: Haſt du das alles auch? ſolch goldblondes Haar, ſolch helle Augen, ſolch weiße Haut, du — ſchwarzes Holz? Kannſt du auch ſo fein und elegant, auf ſolchen zierlichen, auswärts geſetzten Füßen von Stein zu Stein balancieren, du, mit deinen großen, laatſchigen Füßen, du — altes, langes, ſtokiges ſchwarzes Holz?"

Wie ein Aufbieten von Perſönlichkeit gegen Perſönlichkeit, beinah wie eine Herausforderung von Weib zu Weib, eine ſtumme, nicht ausgeſprochene, dennoch aber fühlbare und vernehmbare Herausforderung, ſo wirkte das alles. Und merkwürdig — die andere, die noch immer, ohne ein Glied zu rühren, wie angepfählt an ihrer Stelle ſtand, die Adelgunde Schwarzholz, fühlte das ſofort. Kaum jemals hatte ſie mit dem Mädchen da drüben geſprochen, geſchweige denn mit ihr gezankt; ihrer beider Daſein hatte ſich nirgends und nie in irgendeinem Punkte berührt; auch jetzt war ja noch gar nichts vorgefallen, was ſie hätte aneinander treiben können — und dennoch ſprang im Augenblick der Fraueninſtinkt in ihr auf, der ihr ſagte, daß dort eine Feindin ſei; wie ein Blitzlicht war es in ihrer Seele, das ihr eine noch ganz unbekannte Gegend erhellte, die vor ihr lag, von der ſie wußte, daß ſie hinein mußte, und durch ihre Glieder zuckte es, wie eine körperliche Ahnung, daß ſie ſich einmal auf das Geſchöpf da drüben, das niedliche, rundliche, mit dem weißen Geſicht und dem elegant friſierten blonden Kopf würde werfen,

würde stürzen müssen, um mit ihr zu ringen — um was? um wen? Um einen Gegenstand, der ja eigentlich noch gar nicht da war, der aber doch wohl da sein mußte, weil sie ganz deutlich fühlte, daß er nur einer von ihnen beiden gehören konnte, gehören durfte.

Alles dieses war das Aufzucken eines Augenblicks, und als er verzuckt war, kam der Franz Kruschanski aus dem Schloß zurück, glatt, manierlich, verbindlich, wie immer, und teilte der Adelgunde Schwarzholz mit, daß die Herrschaften den Herrn Pfarrer und die Frau Pfarrerin schön grüßen ließen und sich freuten, daß sie kommen würden. Weiter war nichts zu sagen, und also konnte die Botin wieder gehen. Und also sagte sie auch nichts und ging. Als sie sich aber umwendete, war es ihr, obschon sie kaum zehn Minuten gestanden hatte, als wäre sie zwei Stunden lang angenagelt gewesen. Und als sie an die Pforte des Hofes gelangt war, blieb sie noch einmal stehen und drehte den Kopf zurück — ein helles Auflachen war hinter ihr ertönt. Indem sie sich umsah, gewahrte sie die Anna Klebschmann, die, mit beiden Ellbogen auf den Fenstersims aufgestützt, ihr aus dem Küchenfenster mit hellen, grellen, spottfunkelnden Augen nachschaute, während gleichzeitig der Franz Kruschanski, der offenbar neben der Anna gestanden und sich mit ihr unterhalten hatte, jetzt, als er die Adelgunde zurückblicken sah, etwas verlegen zur Seite trat. Dabei hob er das Gesicht in die Höhe, als flöge da oben in der Luft irgendein komischer Vogel, und als wäre es der, über den das Mädchen gelacht hatte. Adelgunde Schwarzholz wurde wieder blutrot bis unter die Haupthaare, wendete sich und setzte ihren Weg fort. Und indem sie langsam, mit starren Augen, ohne rechts und links zu sehen unter ihrem großen, breitrandigen schwarzen Strohhut, die Dorfstraße entlang zum Pfarrhause schritt, sagte sie sich, daß der Franz Kruschanski und die Anna Klebschmann jedenfalls sehr vertraut miteinander, vielleicht sogar schon verlobt wären, und indem ihr der Gedanke kam, war ihr, als griffe man ihr mit einer Zange in die Brust, so daß sie einen fürchterlichen Schmerz empfand. Das überkam sie mit solcher Gewalt, daß sie sogar stehen blieb und erwog, ob sie nicht noch einmal umkehren und zum Schloß zurückkehren sollte. Denn sie fühlte ein gradezu glühendes, schier verrücktes Verlangen, den Franz Kruschanski noch einmal und immer wieder und immerfort zu sehen, zugleich aber einen ebenso

raſenden Drang, der Anna Klebſchmann mit beiden Händen ins Haar zu greifen, ihren Kopf herabzuziehen und ihr mit beiden Fäuſten ins Geſicht zu ſchlagen. Dann aber kam ihr die Erwägung, was für ein verdutztes Geſicht der feine, zierliche Herr Kruſchanski zu dem allen machen würde, wie lächerlich und greulich ſie in ſeinen Augen erſcheinen würde — mit einem Seufzer, der beinah wie ein Röcheln aus ihrer Bruſt emporſtieg, ließ ſie daher den verrückten Vorſatz fallen und wanderte weiter, bis daß ſie zu Hauſe wieder ankam und in ihrer Kammer, wie zerſchlagen an allen Gliedern, dumpf, ſtumpf und ſchwer auf einen Schemel niederſank.

Und von der Stunde an wurde alles anders in der Adelgunde, dem ſchwarzen Holz, als es bisher geweſen war.

Der harte, kalte, verſchlackte Klumpen, der als ihre Seele in ihr gelegen hatte, wurde weich und wurde warm.

Und zwar nicht langſam und allmählich, ſondern ganz plötzlich wurde er heiß; wie wenn das uralte, entlegene Feuer, von dem ſie manchmal wachend geträumt hatte, wieder zu fließen begonnen hätte, ſo ging ihre Seele jählings aus ſtarrer Schwärze in rote, brodelnde Glut über. Darum war ihr jetzt zumute, als ob ihre Bruſt mit feurigen Dämpfen gefüllt ſei, die ihr den Atem raubten und ihr die Bruſt zu ſprengen drohten. Das alles aber war nichts anderes, als daß in ihr, dem alten Mädchen von mehreren zwanzig Jahren und darüber, die Liebe aufgeſtanden war, die Liebe zu dem offenbar um einige Jahre jüngeren, ſauberen, hübſchen Mann, dem Franz Kruſchanski. Und ſo allgewaltig brach dieſe Liebe in ihr aus, mit ſo raſender Geſchwindigkeit bemächtigte ſie ſich ihres Kopfes, ihres Herzens, ihres ganzens Denkens, Fühlens und Seins, daß es wie ein Schwindel in ihr war, wie ein Lechzen, Jappen und Schnappen in allen ihren Sinnen, daß ſie gar nicht daran dachte, zu fragen, von welcher Art, wes Geiſtes Kind dieſer Menſch denn wohl ſein mochte, ſondern daß nur ein Gedanke, ein einziges brennendes, verbrennendes, verzehrendes Verlangen in ihr lebendig blieb: den Mann erlangen, den Menſchen beſitzen, ihn haben, unter allen Bedingungen, unter allen Umſtänden haben, haben, haben!

Wenn ſie jetzt im Garten bei den Gemüſebeeten beſchäftigt war, gingen ihre Augen über ihrer Hände Arbeit hinweg zu dem Plankenzaun des Gartens hinüber. Der Zaun des Gartens ſtieß an die Dorfſtraße; die Dorfſtraße führte zum Schloß.

Vielleicht, daß jemand vom Schlosse herkam, vielleicht daß es der Franz Kruschanski war.

Des öftern glückte es ihr auch, mit den Augen seiner habhaft zu werden. Sobald sie dann von fern etwas blinken sah, das einer Uniform ähnlich sah, überkam es sie, wie eine körperliche Gewalt. Sie wollte die Augen in die Erde bohren — es half nichts; etwas war da, wie eine Hand, die ihr den Kopf emporriß, so daß sie zu ihm hinsehen mußte. Sie wollte Widerstand leisten, wollte nicht vom Fleck gehen — es half nichts; etwas war da, das sie zu ihm hinriß; sie mußte in seine Nähe gelangen, mußte. So stand sie dann im Innern des Zauns, die große, mächtige Gestalt so aufgereckt, daß sie äußerlich beinah Scheu und Respekt gebietend aussah, und innerlich so hülflos, so unfähig sich zu helfen, so ungeschickt in allem, was Verkehr zwischen Mann und Weib heißt, daß sie nicht viel anders, als ein großes Kind, ja als ein armes Kind war, das seinem Gefühl keine Worte geben kann. Und also, ihn mit den heißen, trocknen, dunklen Augen verschlingend, blieb sie laut- und regungslos an ihrem Platze, während er vorüberging. Wenn er sie, wie er das nie unterließ, höflich begrüßte, erwiderte sie seinen Gruß nicht, denn sie war ja gelähmt, und ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben, ließ sie ihn vorübergehen. War er dann vorüber, dann griff sie mit beiden Händen in den Zaun, weil sie sich halten mußte, weil sie umgefallen wäre, wenn sie sich nicht festgehalten hätte. Und während sie mit Kopf und Brust an den Zaun gelehnt stand, stöhnte sie, stöhnte.

Der Franz Kruschanski hatte den abenteuerlichen Vorgang nun schon ein paarmal erlebt. Ein anderer, wenn er wie der Kruschanski die Adelgunde nicht wiederliebte, hätte vielleicht einen Umweg gemacht, wäre am Garten des Pfarrhauses nicht mehr vorbeigegangen, denn eine Notwendigkeit, daran entlang zu gehen, lag für ihn nicht vor; er konnte auch einen anderen Weg gehen. Einem anderen wäre die offenkundige Seelennot des armen Weibes, der er nicht abhelfen konnte, vielleicht unangenehm und unheimlich gewesen. Herr Kruschanski dachte darüber anders; ihm machte die Geschichte Spaß. Zunächst schmeichelte sie seiner Eitelkeit. Eroberung ist Eroberung. Auch wenn man keinen Gebrauch davon zu machen gedenkt, beweist sie uns unsere Unwiderstehlichkeit. Daß er „der schöne Mann" des Ortes war, daß ihm Mädchen und Frauen nachsahen, wo er sich blicken

ließ, das wußte er ja, fand er auch ganz natürlich. Daß ihm aber ein weibliches Weſen ſo auf den erſten Blick, ſo faſſungslos zu Füßen ſank, wie es hier geſchah, das war ihm denn doch noch nicht vorgekommen. So oft er vom Schloſſe her in die Nähe des Pfarrgartes kam, ſpähte er mit blinzelnden Augen voraus, ob ſie wieder hinter dem Zaun ſtehen würde. Wenn er ſie dann erblickte und den glühenden Blick wahrnahm, der aus ihren Augen wie mit Händen nach ihm langte, war ihm zu Sinn, als ginge er durch ein elektriſches Lichtbad hindurch. Er mußte an ſich halten, damit er Gleichgültigkeit, Ruhe und Nichtverſtehen erheucheln konnte und kein ſelbſtgefälliges Lächeln zeigte. Aber er wußte an ſich zu halten. O ja. Er hatte ſich in der Gewalt, der Herr Kruſchanski. Denn dieſer Herr Kruſchanski war durchaus kein leichtlebiger Springinsfeld, der den heutigen Tag austrank, ohne zu fragen, ob auch für morgen noch etwas übrig ſein würde. Keineswegs, ſondern er war eine Rechner-, man könnte ſagen eine Strebernatur. Jetzt war er Unteroffizier, und zwar ein höchſt flotter und „ſchneidiger", der ſeinen Dienſt pünktlich und gut verſah und, worauf es ihm vor allem ankam, bei ſeinen Vorgeſetzten ausgezeichnet angeſchrieben ſtand. Aber — Unteroffizier ſein Leben lang bleiben? Fiel ihm nicht ein. Nach dem Unteroffiziersdaſein kam die Zivilverſorgung. Da ſollte ſein eigentliches Leben erſt beginnen. Alles was er gegenwärtig tat und leiſtete, geſchah nur im Hinblick darauf, daß er ſich einmal ein gutes, ein recht gutes Plätzchen in der Zivilverſorgung erarbeiten wollte. Denn da gab es Stellungen! Namentlich in Berlin. Und in Berlin wußte er ja Beſcheid. Da konnte man Kanzleidiener werden in einem der vielen großen Miniſterien, die in Berlin ſind. Und vom Kanzleidiener konnte man emporſteigen, zum Kaſtellan, zum Hausinſpektor, und das war dann eine famoſe Stellung. Da kam man zu Geld, zu Macht und Einfluß und konnte noch ganz anders kommandieren als jetzt, als lumpiger Unteroffizier. Mit einer ſolchen Zukunft liebäugelten ſeine Gedanken. Und weil er ſich ſagte, daß man zu ſolcher Zukunft nur mit Hülfe von „Empfehlungen" gelangt, ſo tat er alles, um ſich zu einem „empfehlenswerten" Mann zu machen, ſorgte für ſeine äußere Erſcheinung und für ſeine innere Bildung, indem er Zeitungen und Bücher las, auch täglich Schreibübungen vornahm, um ſich eine recht ſchöne Handſchrift anzueignen.

Und ſolche Erwägungen waren es dann, die ihn auch bei

einer so gänzlich „verrückten“ Geschichte, wie es die Liebesbezeigung der Adelgunde Schwarzholz war, wie einen geborenen Kaufmann überlegen ließen, daß man nichts wegwerfen soll, was einem, ohne Kosten zu verursachen, angeboten wird. Nichts, und wenn es auch so wertlos war, wie die Zuneigung dieser alten, schwarzen Jungfer.

Aber — ob es wirklich so ganz wertlos war? Zwar für sein sinnliches Bedürfnis, allerdings. Denn was die körperliche Erscheinung der Adelgunde anbetrifft, so war die allgemeine Ansicht auch die seine, daß sie mordsgarstig sei. Wenn er daneben an die Anna Klebschmann dachte! Die beiden nebeneinander auch nur zu denken, war ja einfach lächerlich. Der niedliche Kobold mit der weißen Haut, den molligen Bäckchen und dem hübschen Grübchen im Kinn — und der lange, schwarze Kleiderstock! Wenn er die Anna umarmte — und er küßte und umarmte sich mit ihr alle Tage, obschon er viel zu vernünftig war, es zu etwas Weiterem kommen zu lassen — dann war das, als wenn er ein seidenes Riechkissen an sich drückte; bei dem Gedanken, daß er die andere umarmen sollte, mußte er gradezu lachen. Als wenn er eine schwarze, angestrichene Bohnenstange ans Herz drückte, so stellte er sich vor, würde das sein. Trotzdem — so gut ihm die Kleine gefiel — ob er sie hätte zur Frau haben mögen? Ans Heiraten dachte er vorläufig überhaupt noch nicht, das kam erst, wenn die Zivilversorgung da war, und bis dahin hatte es immerhin noch einige Zeit. Aber auch dann — so recht zum Heiraten war die Klebschmann ja eigentlich nicht eingerichtet. Dazu kokettierte sie denn doch ein bißchen gar zu sehr mit jedem, der ihr in den Weg kam. Auch würde sie jedenfalls sehr viel Geld für ihre Bekleidung beanspruchen und einen kostspieligen Luxusgegenstand abgeben. Viel zweckmäßiger erschien es dem praktischen, jungen Manne, sich anderweitig eine solide reiche Frau zu verschaffen und neben der alsdann den niedlichen Käfer als kleines „Verhältnis“ weiter zu lieben. So etwas gab es ja in Berlin, in den vornehmeren Gesellschaftskreisen, und in seiner Streberphantasie rechnete er sich, vermöge der Stellung, die er dermaleinst einzunehmen gedachte, jetzt schon zu den höheren Kreisen.

Indem er aber so in seinem künftigen Leben, wie in den Seiten eines spannenden Romans blätterte, blieb er natürlich bei dem Kapitel „die Gattin“ hängen. Die Gattin mit Geld

— eine andere war ſelbſtredend ausgeſchloſſen. Und als er bis hierher gelangt war, fiel ihm ein, was er von der Adelgunde, dem ſchwarzen Holz, neben allem übrigen, was über ſie geredet wurde, hatte ſagen hören, daß ſie „ein ſchauderhafter Geizkragen" ſei und niemandem ein Stück Brot gönnte, obſchon ſie eine Maſſe Geld hätte.

Ob die Leute recht hatten, wenn ſie das von ihr erzählten? Vielleicht wie das meiſtens ſo zu ſein pflegt, hatten ſie nicht ganz recht, aber auch nicht ganz unrecht. Eine Maſſe Geld beſaß das alte Mädchen nicht, aber Geld hatte ſie wirklich, und nach dem Maßſtab ihrer Verhältniſſe und Bedürfniſſe ſogar ziemlich viel. Die Erklärung dafür war einfach: ſie war das einzige Kind ihrer Eltern. Ihr Vater, der Dorfſchneider, hatte im Laufe eines ſparſamen Lebens immerhin etwas vor ſich gebracht und zurückgelegt — das alles hatte ſie geerbt.

Bei ihren Paſtorsleuten hatte ſie Wohnung und Beköſtigung, ſo daß ſie gar nichts für ſich brauchte, dazu erhielt ſie einen ganz erklecklichen Monatslohn, und das nun ſchon ſeit Jahren und Jahrzehnten. Aus dem Hauſe ging ſie nicht, mithin gab ſie auch nichts aus; ihre Kleidung koſtete ſie ſo gut wie nichts, da ſie jahrein, jahraus in dem nämlichen dunkelfarbigen Gewande ging. Die Folge davon war, daß weil immerfort hinzukam und nie etwas abging, ſich mit der Zeit ein anſehnlicher Haufen Geld in ihrem Schranke aufſpeicherte. Ihren Beſitz zinsbar anlegen oder ſich ein Sparkaſſenbuch zu kaufen, das kam ihr bei ihrer Weltfremdheit gar nicht in den Sinn, vielmehr brachte ſie ihr ganzes Vermögen, das nur aus barem Gelde beſtand, in ihrem Kleiderſchrank unter. Das war ihre Schatzkammer. Und dieſe ihre Schatzkammer war ihre Wonne. Die Leute hatten nicht unrecht, die Adelgunde Schwarzholz war ein Geizhals. Ob ſie es von Natur geweſen — wer weiß? Jedenfalls aber war ſie es mit der Zeit geworden. Und das war ja ganz natürlich: wer ſein Hab und Gut immerfort in blankem barem Geld vor Augen und in Händen hat, in dem muß, auch wenn er urſprünglich nicht in ihm war, allmählich der Metalldurſt erwachen. Der Metalldurſt aber, dieſer geheimnisvolle, eigentlich kaum zu erklärende, furchtbare Drang, der den Menſchen zu gemünztem Gold und Silber und zum Papier treibt, das Silber und Gold darſtellt, der es ihm zur Wolluſt macht, die Stücke einzeln oder im Haufen in der Hand zu fühlen, zu wiegen, ſie

zu zählen und wieder, immer wieder zu zählen, der ist es, was dem Menschen die Eigenschaft einbrennt, die man Geiz nennt. Mag der Mensch sparsam sein bis zur Knauserigkeit — solange sich in ihm beim Anblick des Geldes das Gefühl noch regt, daß er die Papierscheine da, die Gold- und Silberstücke umwandeln kann, umwandeln will in Waren, in Sachen, die man zum Leben wirklich braucht, die man ißt oder trinkt, mit denen man sich schmückt, sich das Dasein angenehm macht, daß er sich für sein Geld etwas kaufen kann, solange ist er noch kein Geizhals. Ein Geizhals wird er erst in dem Augenblick, wo der Gedanke ihm wehe zu tun anfängt, daß der Haufe von Papier und Metall, den er da im Kasten verschlossen hält, sich verringern könnte, wo er Hunger und Durst, Mangel und Schmutz willig erträgt, weil die Entbehrung aller Lebensfreuden ihm ein geringeres Leid verursacht, als die Verminderung seines Geldes ihm bereiten würde, wo er heimlich an den Geldkasten geht, ihn aufschließt und sich mit einer alle Eingeweide durchzitternden, grauenhaften Wonne am unfruchtbaren Anblick seines Geldes weidet.

Und solche Empfindungen waren in der Adelgunde Schwarzholz. Wenn sie, fern von Menschen und Welt, in ihrer einsamen Kammer saß, war es ihr, als wäre noch jemand da, ein Vertrauter, ein Freund. Das war ihr Geld, das dort hinter der Tür ihres verschlossenen Schrankes lag, das durch die verschlossene Tür wie mit grauen, bleiernen Augen hindurch zu ihr hinsah, beinah wie ein Drache, der geheime Zwiesprache mit ihr pflog: „Ich bin da, und ich wachse, wachse, füttre mich nur recht.“ Und sie wollte ihn schon füttern — ja, ja. Immer trug sie den Schlüssel zum Schranke bei sich in ihrer Tasche. Ihren Kopf hätte sie vergessen können, aber den Schlüssel nicht. So oft sie aus der Stube ging, fühlte sie mit der Hand an die Tasche: „War der Schlüssel da? Ja, er war da.“

Dann im Laufe des Tages, mindestens einmal an jedem Tag, wenn sie müde vom Arbeiten war, wenn sie eine Pause machte, erhob sie sich von ihrem Sitz, dann war ihr, als käme jetzt ein festlich geheimnisvoller Augenblick, dann ging sie an ihr Geld, zuvor aber trat sie an das Fenster — ob auch niemand von draußen hereinsähe. Auch die Stubentür öffnete sie ein ganz klein wenig — ob auch niemand auf dem Flur sei. Sicherheitshalber riegelte sie dann noch die Stubentür von innen zu, ganz leise, unhörbar. Und dann, ganz leise, ganz leise ging es an

den Schrank. Schon beim gedämpften Knarren der Schranktür durchrieselte es sie wie ein wollüstiger Schauer. Dann kniete sie zur Diele nieder, und nun mit einer vor Aufregung zitternden Hand hob sie die Sackleinwand auf, unter der dort in der Ecke des Schrankes etwas versteckt lag. In den schräg geschlitzten Augen flackerte ein gieriges Leuchten auf, die Augenlider, die für gewöhnlich wie Deckel über den Augen lagen, schoben sich zurück, ihre Nasenflügel blähten sich — da war ihr Geld. Ein sorgsam Blatt auf Blatt geschichtetes Häufchen von Papierscheinen, und auf diesen, in Säulen regelmäßig nebeneinander aufgebaut, Türme und Türmchen von Fünfmarkstücken, Talern, Zweimark- und Einmarkstücken, Kupfermünzen im Haufen daneben. Mit stockendem Atem, unter einem Druck von Todesangst, die ihr zugleich ein unerklärliches, unbeschreibliches Lustgefühl erweckte, kniete sie vor ihrem Schatz und trank sich beide Augen an dem Anblick voll. Dann, nach geraumer Zeit lautlosen Starrens fing sie an, mit ihrem Gelde zu spielen: sie hob die silbernen Säulen vorsichtig, eine nach der anderen auf und setzte sie wieder nieder, wog sie in der Hand und zählte die einzelnen Stücke. Und wenn sie das einmal wie immer getan hatte, nahm sie den ganzen Haufen Papier und Silber, und in der Wachsleinwand, die sie sich in den Schoß gelegt hatte, warf sie alles zu einer großen Masse zusammen. Dem dumpfen Geräusch, mit dem die harten Metallstücke auf die Wachsleinwand schlugen, lauschte sie mit einer Art von Trunkenheit; dabei gab sie sorgfältig acht, daß nur um Gottes willen kein Stückchen zur Seite rollte, und nun kam das schönste: mit beiden Händen griff sie in den Haufen hinein und wühlte darin. Sie ließ sich die Silberstücke über Finger und Hände gleiten, krallte dann wieder mit allen zehn Fingern hinein, hob die Scheine ans Gesicht, versenkte die Nase darin und atmete den muffigen Geruch des Papiers. Und nachdem sie sich auf solche Weise lange, lange an ihrem Besitz ergötzt hatte, stieß sie einen schweren Seufzer aus, strich die Geldscheine wieder glatt, legte sie auf den Platz, von dem sie sie genommen hatte, baute sorgfältig genau die silbernen Säulen wieder darauf, und nach einem letzten Blick auf ihre Herrlichkeit deckte sie die Wachsleinwand wieder darüber, erhob sich von den Knien und schloß die Schranktür wieder zu.

Solange sie bei ihren Pastorsleuten war, hatte die Adelgunde Schwarzholz es so getrieben. Je dicker der Haufe in

ihren Händen schwoll, um so dicker schwoll ihr auch das Herz im Leibe, denn all die Freude, die sie empfand, mußte sie still in ihrem Herzen unterbringen, durfte zu niemandem davon sprechen. Und auch jetzt, seitdem sie den Franz Kruschanski kennen gelernt hatte und alles anders mit ihr geworden war, trieb sie die alte Beschäftigung fort. Die Empfindungen, die sie während der Tätigkeit bewegten, hatten sich aber seitdem doch etwas verändert.

Es war jetzt nicht mehr bloß die geizhalsige Wonne am unfruchtbaren Besitz, sondern ein dunkles Bewußtsein, daß sie mit dem, was der Schrank bewahrte, etwas in Händen hatte, womit sich etwas ausrichten ließ, eine Macht. Über das aber, was sie damit auszurichten gedachte, war sie sich vollkommen klar: den Mann wollte sie haben, den Franz Kruschanski.

Was für ein tolles Unternehmen es war, wenn sie, die alte, unbeholfene, mordsgarstige Person ihre Hand nach dem jungen, von so vielen hübschen, jungen, gewandten Weibern umbuhlten, hübschen Mann ausstreckte, das konnte sie sich ja nicht verbergen. Auch sah sie vorläufig noch nicht die Andeutung einer Möglichkeit, dem ersehnten Ziele näherzukommen. Bei dem Gedanken allein, daß sie auf ihn zutreten und ihm solchen Antrag machen sollte — denn daß er um eine solche wie sie hätte anhalten sollen, wie konnte sie das denken? — bei dem Gedanken allein fühlte sie, wie ihr die Glieder wieder kalt und lahm wurden. Aber trotz alledem, wenn sie in ihren einsamen brütenden Grübeleien saß und nichts vor sich sah, als eine graue Unmöglichkeit, stand in ihrer verzweifelnden Seele etwas Mächtiges, Gewaltiges, beinah Riesenhaftes auf, das ihre Seele gewaltsam emporriß, so etwas, als wäre der eiserne Klumpen, der in ihr gelegen hatte, zu einem eisernen Manne geworden, der „ich will" sagte, „ich will und ich will".

Und in solchen Augenblicken war es dann wie eine unklare Ahnung in ihr, daß ihr das da im Schrank, das Geld, in irgendeiner Weise helfen würde. Sie wußte noch nicht wie, aber in irgendeiner würde es sein. Sie war so unbekannt mit der Welt — dennoch — daß Geld etwas zu bedeuten hat in der Welt, viel zu bedeuten hat, das war ihr dennoch bekannt. Sie wußte ja von dem Manne, in dessen Atmosphäre sie so hineingetaumelt war, absolut nichts — dennoch — ob es der hellseherische Instinkt des liebenden Weibes war, der sie ahnen ließ, daß das Innerste dieses Mannes sich williger öffnen würde, wenn

die bleierne Fauſt Mammons, als wenn das zierliche Fingerchen der Anna Klebſchmann daran anpochte? Ja, dieſe — die Anna Klebſchmann! Immer wieder war das Bild vor ihrer Seele, wie die beiden am Küchenfenſter zuſammengeweſen waren, ihr nachgeblickt und ſich über ſie luſtig gemacht hatten. Wenn das Bild ihr erſchien, fielen ihr die Hände herunter, ſo daß ſie nicht weiter arbeiten konnte, ihre Augen bohrten ſich in die kahle Wand ihrer Kammer und der Atem ging ſchnaubend aus ihrer Bruſt. Und dennoch — der eiſerne Mann da drinnen bei ihr ſagte „Ich will" und ſie wollte, ſie wollte. Fort mußte das Frauenzimmer von ihm, das war klar; und ſie würde ſie fortbringen; auf irgendeine Weiſe, ſie wußte noch nicht wie, aber auf irgendeine Weiſe würde es geſchehen.

Und wenn ſie jetzt vor ihrem Schranke ſtand, die Wachsleinwand hinweggenommen hatte und auf das herniederſtarrte, was unter der Wachsleinwand lag, dann war es wie ein lautloſes Murmeln hinter ihren Lippen: „Damit kaufe ich dich mir". Wenn ſie jetzt ihren Monatslohn in das Verſteck trug und eine neue Silberſäule damit aufzubauen begann, dann war eine zitternde Ungeduld in ihr, daß die Säule noch nicht höher war, zugleich aber eine kalte, bewußte Sicherheit, daß ſie wachſen würde, und ein eherner Entſchluß, zu warten, bis daß ſie hoch genug gewachſen ſein würde, um ihn, den Mann, ſich damit kaufen zu können.

Da ſie nie las noch ſchrieb, ſondern immer nur nähte, ſtrickte und ſtickte, ſo hatte ſie ſich ſchon einen ganzen Vorrat von Wäſche und Bekleidungsgegenſtänden allerart zuſammengearbeitet. Von jetzt an arbeitete ſie mit verzehnfachtem, mit fanatiſchem Eifer. Von jetzt an war es ihre Ausſtattung, woran ſie arbeitete.

Der Sommer war mittlerweile vorübergegangen, der Urlaub des Unteroffiziers längſt zu Ende, Franz Kruſchanski fern von Thüringen wieder in Berlin.

Ob das Verhältnis zwiſchen ihm und der Anna Klebſchmann die Trennung überdauerte, ob das Mädchen ſeiner überhaupt noch dachte, ſteht dahin. Was die andere betrifft, die Adelgunde Schwarzholz, ſo brannte das Feuer in ihr nicht nur fort, ſondern wurde, grade infolge der Trennung, immer tiefer und verzehrender. Jede perſönliche Begegnung mit dem Manne war für ſie, obſchon ſie ſie jedesmal mit Seligkeit erfüllte, doch etwas ſo Überwältigendes

gewesen, daß sie gradezu Furcht davor empfand. Jetzt, da er fern und sie davor sicher war, genoß sie, indem sie schweigend seiner gedachte, ihre Liebe wie ein sicheres, ihr ganzes Wesen mit stiller, ruhiger Wonne erfüllendes Glück. Nur still für sich sitzen, Stich für Stich die Ausstattung fertig nähen, an ihn denken, ihn mit ihren Gedanken umspinnen zu können — mehr verlangte sie vorläufig nicht. Alles Weitere würde schon kommen. Sie wußte nichts von dem, was man Suggestion nennt, hatte das Wort nie gehört, würde es auch schwerlich verstanden haben, wenn sie es gehört hätte, aber es war wie ein instinktives Wissen in ihr, daß ein Wille, der sich unablässig und mit immer gleicher Gewalt an einen Menschen hängt, sich um ihn wickelt und schlingt, den Menschen allmählich in die Gewalt des Willens zwingt.

Als es Herbst geworden war, hörte sie einmal, indem sie ihren Pastorsleuten bei Tische aufwartete, wie diese sich unterhielten und der Pfarrer sich ungehalten zu seiner Frau darüber äußerte, daß die alte Leibold aus Weißenfels wieder einmal im Orte sei.

„Immer kommt sie mit ihrem Hausierkram, als wenn sie nichts weiter wollte als ein bißchen Geschäfte machen, und nachher sitzt sie im Gasthaus in ihrer Stube und legt den Leuten die Karten. Und die Leute laufen ihr nach." Er müsse wirklich einmal mit dem Polizeivorstand sprechen, meinte der Pfarrer, damit dem Unfug ein Ende gemacht würde.

Am Abend dieses Tages geschah etwas Außergewöhnliches: die Adelgunde Schwarzholz ging aus. Sie hatte die Lampen auf die Tische gesetzt, eine für die Frau Pfarrerin auf deren runden Tisch in der großen Stube, eine zweite für den Pfarrer auf dessen Studiertisch; nun wußte sie, daß niemand mehr nach ihr verlangte; sie war frei. Leise trat sie aus ihrer Kammer, unhörbaren Schrittes schlich sie über den Hausflur in den Garten. Durch die Gartenpforte trat sie auf die Dorfstraße hinaus. Wo wollte sie eigentlich hin? Zu der Kartenlegerin, der alten Leibold. Zu welchem Zwecke? Das hätte sie selbst kaum zu sagen vermocht. Es war so ein allgemeines Gefühl in ihr — einmal in die Zukunft sehen, wie alles werden würde.

Im Gasthof, hatte der Pfarrer gesagt, sollte sie wohnen, also schlug sie die Richtung dahin ein, wo der Gasthof „Zur Post" lag. Als sie in die Nähe des Gebäudes kam, sah sie mehrere

Frauen, die flüsternd und kichernd vor der Tür standen. Eine von den kichernden Stimmen erkannte sie sogleich: es war die der Anna Klebschmann. Da wo sie stand, im Dunkel, so weit entfernt, daß sie nicht bemerkt werden konnte, blieb die Adelgunde stehen. Die Gruppe der Weiber wurde von der Laterne beleuchtet, die im Torweg des Gasthofs hing; nun sah sie die Anna, die mit einem Umschlagetuch über dem Kopf unter den anderen stand und sich mit ihnen unterhielt. „Kommt Ihr mit in den Rautenkranz?" fragte das Mädchen mit seiner schrillen, jetzt aber ein wenig gedämpften Stimme, durch die fortwährend ein leichtfertiges Lachen hindurchtönte, „sie legt ja famos die Karten, sagt man, und alles kommt so, wie sie's sagt." Eine Weile wurde noch leise flüsternd beraten, dann bog die ganze Gesellschaft in die Gasse ein, die zum „Rautenkranz", dem zweiten, minderwertigen Gasthofe des Ortes, führte.

Adelgunde hatte sich nicht vom Fleck gerührt. „Im Rautenkranz" also wohnte die Prophetin, und dorthin gingen diese da. Und jene eine auch, die Anna Klebschmann. Was wollte sie da? Ein dumpfes Wogen war in allen Gedanken des einsamen Weibes. Natürlich auch die Zukunft befragen. Und ihre Zukunft, hieß die auch Franz Kruschanski? Sollte sie jetzt auch zu der Leibold gehen? Womöglich mit dem Frauenzimmer bei ihr zusammentreffen? Unmöglich. Also auf morgen. Morgen würde ja die Kartenlegerin wohl auch noch da sein. Und also ging sie für heute heim und trug ihr kochendes Herz, in dem Fragen und Sorgen, Liebe und Eifersucht wie in einem Hexenkessel durcheinander wühlten, nach Hause.

Am nächsten Abend, als draußen das Licht erloschen und drinnen die Lampen angezündet waren, schlich sie wieder aus. Es war eine dunkle, stürmische Herbstnacht; sie hatte ihren großen schwarzen Mantel umgenommen. Wer ihr jetzt begegnet wäre, dem hätte sie, indem sie sich geräuschlos an den Häusern entlang drückte, wirklich wie etwas Unheimliches, wie ein großer Nachtvogel, eine Eule erscheinen müssen. Aber es begegnete ihr niemand. Unbemerkt und unangefochten erreichte sie den Gasthof. Aus einem Fenster zu ebener Erde floß ein trübes Licht. Ob sie da wohnte? Vorsichtig schlich sie heran, um hineinzuspähen. Nein — es war der Schankraum. So unvorsichtig war die alte Leibold nicht, daß sie nach der Straße hinaus wohnte; ihr Zimmer mußte auf den Hof gehen. Und nach einem solchen

Zimmer wurde die Adelgunde mit einer stummen Gebärde von dem Hausknecht gewiesen, als sie eintretend mit kaum vernehmbarem Laut nach Frau Leibold gefragt hatte.

In einem niedrigen, engen Gemach saß die Kartenlegerin, ein altes kleines, verrunzeltes Weibchen am Tisch, vor einer Petroleumlampe, mit gebogenem, beinah buckligem Rücken über eine Handarbeit gebeugt. Jetzt blickte sie mißtrauisch auf, weil sie an der Tür draußen das Geräusch einer Hand vernommen hatte, die in der Finsternis nach der Türklinke suchte. Im nächsten Augenblick tat die Tür sich auf, eine dunkle, lange, in der dämmernden Beleuchtung fast riesenlang erscheinende Frauengestalt stand vor ihr, die Adelgunde Schwarzholz.

Die alte Leibold äußerte keinen Laut, machte auch zunächst keine Bewegung; die andere mußte kommen. Das vermehrte die Verlegenheit der Adelgunde, die in ihrer Unbehülflichkeit nicht wußte, wie sie mit ihrem Anliegen herausrücken sollte. Endlich trat sie einen Schritt näher und ohne ein Wort zu sprechen, griff sie in die Tasche ihres Kleides und legte einen Taler auf den Tisch.

Jetzt blickte die Alte auf. Die Mantelkapuze, die sich die Adelgunde über Kopf und Gesicht gezogen, hatte sich gelüftet; die Leibold konnte ihr ins Gesicht sehen. Das war etwas anderes, als gestern die albernen jungen Dinger, die immerfort gekichert, die ganze Sache halb und halb nur wie einen Spaß betrieben hatten. Bei der hier war es Ernst. Das sah sie. Das hätte ein jeder gesehen, auch wenn er nicht die Erfahrung besessen hätte, die sich die alte Wahrsagerin im Laufe so vieler Jahrzehnte erworben hatte, in denen sie in so und so viel Hunderten von Frauengesichtern, jungen und alten, blühenden und verwitterten, hoffenden und verzweifelten gelesen hatte. Dazu die Art und Weise, wie sie das Geld auf den Tisch gelegt hatte, mit einer Bewegung, der man ansah und anfühlte, daß sie sich nicht leicht von dem Gelde trennte, daß aber in diesem Augenblick eine Macht über ihr war, die noch stärker war, als der Geiz. Die alte, kleine Verrunzelte und Verbogene dort am Tisch, die in Menschengesichtern geforscht und Menschenseelen kennen gelernt hatte, wußte, daß wenn es so stand, es etwas Übermächtiges sein müßte, was in dem langen dunklen Weibe vorging, das ihr da gegenüberstand. Von nun an faßte sie ein Interesse an der Langen, Schwarzen. Den Zeigefinger auf dem Mund, als wollte

ſie der Adelgunde Schweigen gebieten, ſtand ſie vom Stuhle auf, ſchlürfte in ihren weiten Filzſchuhen an die Tür, die ſie geräuſchlos verriegelte; mit einem Blick prüfte ſie das Fenſter, ob der Vorhang auch zugezogen ſei, dann kam ſie in das Bereich der Lampe zurück, und indem ſie beide Arme ein wenig emporhob und die Schultern bewegte, deutete ſie der Beſucherin an, ihren Mantel abzulegen. Wenn ſie mit Menſchen verhandeln, ihnen die Zukunft prophezeien ſollte, mußte ſie von ihrer menſchlichen Erſcheinung und Perſönlichkeit ein volles, körperliches Bild erhalten; nur dann kam ſie zu ihnen in ein Verhältnis, und nur wenn ſie in ein Verhältnis zu ihnen kam, kam ſie in Stimmung. Denn es wäre vollkommen falſch, wenn man annehmen wollte, daß die Alte an ihre Wahrſagekunſt etwa nicht geglaubt hätte.

Stumm, wie ſie aufgefordert worden war, gehorchte die Adelgunde. Sie tat den Mantel von ſich und nur in ihrem dunklen, eng anſchließenden Kleide, mit herabhängenden Armen, geſenkten Hauptes, ſtand ſie vor den prüfenden Augen der alten Leibold, die mit langſamen Blicken an der großen Geſtalt herauf- und herabſah. Etwas Eigenartiges ſtand da vor ihr, etwas anderes, als das, was ſie ſo für gewöhnlich zu ſehen bekam: etwas Mächtiges und zugleich Geduldiges, eine Perſönlichkeit, der man anſah, daß ſie quälenden Zwang litt, daß ſie Scham empfand, indem ſie ſich ſolcher körperlichen Prüfung unterworfen fühlte, und die trotzdem entſchloſſen war, Qual und Scham und alles Niederdrückende zu ertragen, wenn ſie nur zu dem Ziel gelangte, das ſie ſich vorgeſetzt hatte. Ein Wille.

Ob es ein Mädchen war oder eine Frau? So ausgereift erſchien das Gefüge des ganzen Leibes, und doch war etwas ſchüchtern Ungelenkes darin, wie man es nur an unberührten Leibern gewahrt. Die alte Leibold, die ſich doch ſonſt auf derartiges verſtand, wußte wirklich nicht, woran ſie war. Ganz nahe trat ſie an die merkwürdige Perſon heran. „Sind Sie verheiratet?“ fragte ſie mit kaum vernehmlicher Stimme. Ein ſtummes, kaum wahrnehmbares Kopfſchütteln belehrte ſie, daß ſie nicht verheiratet war.

Unverheiratet, in den Jahren — denn daß ſie nicht die Jüngſte war, ſah man ja — und ein Mann doch wahrſcheinlich der Gegenſtand, um den ſich ihre Zukunftsgedanken bewegten — Frau Leibold kam zum zweiten Male zu dem Schluß, daß die Sache mit der da ernſt, ſehr ernſt ſtand.

Aus dem Schubfach des Tisches, an dem sie gesessen hatte, holte sie ein Paket alter Spielkarten hervor. „Wollen Sie?“ fragte sie, ebenso leise wie vorhin. Die geschlitzten, etwas schmalen Augen des dunklen Weibes weiteten sich: „Sie wollte.“

Die Alte setzte sich an den Tisch, schob die Lampe etwas zurück, dann gab sie der Adelgunde die Karten in die Hand. „Mischen Sie,“ sagte sie. Die Adelgunde mischte die Karten und legte sie auf den Tisch.

„Nun heben Sie ab,“ gebot die Alte. Nachdem auch dies, mit zitternden Fingern, besorgt war, ergriff die Zukunftsdeuterin das Paket und nun legte sie die Karten reihenweise auf den Tisch, je zehn Stück in eine Reihe, so daß fünf Reihen übereinander entstanden, während die überschießenden zwei Karten, die eine mitten über die oberste, die andere mitten unter die unterste Reihe gelegt wurden. Dies alles geschah ganz langsam, mit einer gewichtigen, beinah feierlichen Bewegung, während die Augen der Kartenlegerin auf den allmählich sich bildenden Reihen ruhten, als läse sie darin eine schwer zu entziffernde, geheimnisvolle Schrift. Eine geraume Zeit noch, nachdem sie das ganze Kartenspiel aufgelegt hatte, blieb sie, die Augen in nachdenklicher Prüfung darauf gerichtet, gebeugten Hauptes davor sitzen, dann erhob sie den Blick zu dem schwarzen Weibe, das lautlos, regungslos und atemlos ihr am Tische gegenüberstand, und nun begegnete ihr Blick zwei weit aufgerissenen, glühenden, beinah brennenden dunklen Augen.

„Sie hängen einem nach,“ sagte die alte Leibold zu der Adelgunde, ungefähr im Tone eines Arztes, der einen Kranken untersucht hat und ihm das Ergebnis seiner Beobachtung verkündet. Ein Zucken ging durch die große Gestalt.

„Jetzt ist er weit von Ihnen,“ fuhr sie fort. Dann dämpfte sie den Ton, wie jemand, der etwas Unangenehmes zu sagen hat: „Sehr nah zu Ihnen ist er überhaupt noch nicht; er — hängt zu einer anderen hin.“

Diesmal war kein Aufzucken auf der anderen Seite, es war wie ein Erstarren, das Erstarren eines Menschen, der eine böse aber vorausgeahnte Botschaft empfängt.

Wieder tauchte die Alte mit den Augen in die Karten. „Aber noch ist er nicht ganz bei der anderen,“ setzte sie rasch und, als wollte sie den schlimmen Eindruck ihrer Worte ab-

schwächen, beschwichtigend hinzu, „es steht etwas zwischen ihm und der anderen; noch ist er zu haben."

Die Adelgunde Schwarzholz beugte sich über den Tisch. „Ist das — eine Junge?" Es waren die ersten Worte, die sie heut abend sprach; sie kamen heraus, als würden sie von einer fremden Macht, die in ihrem Innern war, hervorgestoßen.

Die Wahrsagerin zuckte die Achseln — das schien sie aus den Karten nicht herauslesen zu können.

„Ist es die, die gestern hier war?"

Frau Leibold zeigte ein etwas verlegenes Gesicht. Über ihre Kundschaft zu plaudern, das ging ja eigentlich nicht.

„Hier gewesen — ist ja gestern abend allerdings jemand," erwiderte sie zögernd.

„Hieß sie Anna Klebschmann?"

Die Verlegenheit der Alten wuchs. „Wie die heißen, die zu mir kommen," sagte sie, „danach frage ich nun nie."

„Hat sie ein weißes Gesicht gehabt? Und ein graues Umschlagetuch um den Kopf?" So genau sie konnte, beschrieb ihr die Adelgunde die Erscheinung des Mädchens.

Frau Leibold begnügte sich mit einem stummen, halb und halb widerstrebenden Kopfnicken. Dies ungestüme Fragen war ihr offenbar nicht angenehm.

„Was hat der in den Karten gestanden?"

Jetzt krümmte die Alte den ohnehin gebogenen Rücken noch mehr, so daß sie ungefähr wie ein Igel aussah, der sich in sich selbst zusammenrollt. Was sie den Leuten aus den Karten sagte, das war ja Amtsgeheimnis, Beichtgeheimnis — verlangte diese rasende Person da, daß sie das brechen sollte?

Es entstand eine lautlose Stille. Dann griff die Hand des dunklen Weibes wieder in die Tasche des Kleides. Es war eine verzweiflungsvolle Bewegung, der man ansah „es muß sein, es muß". Und klappernd war ein zweiter Taler neben den ersten auf den Tisch gelegt. Mit einem Ruck fuhr das Haupt des verkrümmten alten Weibleins empor; ihr buckliger Rücken reckte sich ganz grade. Das war ein Wille, was ihr da gegenüberstand, und der Wille hatte sie bezwungen. Sie erhob sich vom Stuhl; einen raschen Blick schickte sie noch einmal rund um das Zimmer. Ob auch alles verschlossen und verhängt war? Dann trat sie dicht zu der Adelgunde. „Aber keinem Menschen etwas weitersagen!" zischelte sie. Die andere schüttelte das Haupt.

„Hand drauf geben!“ Sie hielt ihr die Hand hin — mit zuckendem aber eisernem Griff faßte die Adelgunde ihre dargebotene Hand.

„In ihrer Karte hat gestanden,“ sagte die Alte, indem sie sich so hoch aufrichtete als möglich, um dem langen Weibe, das sie um Kopfeslänge überragte, ins Ohr flüstern zu können, „daß er sehr zu ihr hinhängt, sehr. Aber ob sie ihn bekommt, das weiß ich darum doch nicht. Es steht eine zwischen ihnen, die ihn mit Gewalt haben will, die zieht ihn von ihr fort. Und die ist stärker als die Kleine, die ist sehr stark — hat Geld.“ Unwillkürlich hatte sie nach der Hand der Adelgunde gegriffen. „Sind Sie das?“

Die Hand der Adelgunde zuckte in ihrer Hand. Das war ihre ganze Antwort, aber sie genügte; die Alte wußte, woran sie war. Sie sprach nicht mehr; schweigend blickte sie an dem langen, schwarzen Weibe empor, dessen Augen starr vor sich hingingen, dessen Brust sich in keuchenden Atemzügen hob und senkte.

„Sie haben Geld,“ fuhr sie nach einiger Zeit mit lauerndem Tone wieder fort, „aus den Karten hab' ich's gesehen, Sie haben Geld.“ Abermals langte ihre Hand nach der Hand der anderen, diesmal aber nicht mit raschem Griff, sondern langsam, wie man sich langsam jemandem nähert, dem man einen neuen Begriff, einen Gedanken beibringen will, den der andere noch nicht gedacht hat.

„Wissen Sie, was Sie tun sollten? Abkaufen, ihn der Kleinen abkaufen, das sollten Sie tun.“

Die Adelgunde wandte das Haupt herum und sah sie mit weit aufgerissenen Augen an, als verstände sie nicht.

Jetzt aber war die Alte in Feuer geraten, sei es, daß sie als Alte für dies ältere Weib Partei nahm gegen das junge, sei es, daß diese sie gestern durch ihre Frivolität geärgert, oder daß die Leidenschaft der Adelgunde sie angesteckt hatte. „So etwas läßt sich machen,“ sagte sie, indem ihr die Lippen vor Eifer bebten, „ist schon dagewesen, hab' ich selber schon mit angesehen. Sie geben ihr ein Stück Geld, ein tüchtiges, müssen das Geld nicht ansehen. Dafür da muß sie Ihnen in die Hand versprechen, daß sie ihm aus dem Wege gehen will, ihn nicht mehr ansehen will. Weg muß sie von da, wo der ist. Wo der Mann ist, wissen Sie das? Jetzt ist er nicht hier.“

Daß er in Berlin ſei, lautete die Erwiderung, die aus den zuſammengepreßten Lippen der Adelgunde kam, und daß er wahrſcheinlich nächſtes Jahr wiederkommen und mit der Anna Klebſchmann wieder zuſammen ſein würde.

„Das darf nicht ſein!“ fuhr ihr die Ratgeberin ins Wort, „darf nicht ſein — Sie dürfen's Geld nicht anſehen, ich ſag's Ihnen noch einmal; dafür da muß ſie Ihnen geloben, daß ſie ſich einen anderen Dienſt ſucht, damit daß ſie nicht mehr hier iſt, wenn er wiederkommt. Haben Sie verſtanden? Haben Sie verſtanden?“

Ja, ſie hatte verſtanden. Ein Kopfnicken beſtätigte es, und der tiefe, beinah ſchnaubende Atemzug, der aus ihrer Bruſt ſtieg.

„Und das Mädchen,“ erklärte die Leibold in ihrem Eifer weiter, „Sie ſollen ſehen, ſie nimmt's und geht drauf ein. Das iſt eine — wiſſen Sie — die hat keinen Ernſt, der kommt's nur darauf an, daß er ihr ſcharmiert, lieben tut ſie ihn gar nicht. Die weiß überhaupt kaum, was jemanden lieben heißt.“

Sie war zu Ende mit ihren Ratſchlägen, ſie trat zurück, als wenn ſie der Adelgunde andeuten wollte, daß ſie ihr nichts mehr zu ſagen hätte, daß ſie nun gehen könnte. Aber die Adelgunde ging noch nicht. Sie hatte noch etwas auf dem Herzen, wie es ſchien; die krampfhafte Erregung, die ihr die Lippen aufeinanderpreßte, die Augen ſtarr und alle Glieder ſteif machte, ließ ſie noch nicht aus ihrem Bann.

„Iſt noch etwas?“ fragte die Alte.

Es war noch etwas. Einen Menſchen wenigſtens mußte ſie haben, dem ſie ihr einſames Herz anvertrauen konnte. Wenn ſie es jetzt nicht tat, dieſer lebenserfahrenen alten Frau gegenüber, die offenbar Wohlwollen für ſie gefaßt hatte, wann ſollte ſie es ſonſt? „Wenn ich es auch fertig bekomme,“ hob ſie ſtockend an, „daß ſie von ihm geht — aber er —?“

„Daß er merkt, daß Sie ihn gern haben möchten?“ ergänzte die Alte.

Die Adelgunde nickte.

„Ja, wenn er nicht kommt,“ fuhr die Beraterin fort, „dann hilft es nichts, dann müſſen Sie kommen.“

„Wenn er erfährt, daß Sie Geld haben,“ ſetzte ſie hinzu, als die andere ſchwieg, „Geld tut in der Welt viel, namentlich bei den Männern.“

„Aber — ich glaube — er wird doch nicht wollen.“ Wie

unter einer Zentnerlast quetschten sich die Worte Adelgundes hervor.

„Warum wird er denn nicht wollen? Warum meinen Sie?"

Die Gefragte drehte das Haupt zur Seite, als wenn sie am Pfahl stände und gemartert würde.

„Sie — sagen doch alle" — so tonlos sprach sie vor sich hin, daß die Leibold Mühe hatte, zu verstehen — „daß ich — so — sehr häßlich bin."

Die Leibold verstummte; so alt sie war, so wenig sie selbst auf Schönheit Anspruch machen konnte, so war sie doch erfahren und Weib genug, um zu begreifen, was es dem Weibe dort kosten mußte, mit einem solchen Bekenntnis herauszurücken.

Und das, was sie nun vornahm, war merkwürdig: sie holte einen Stuhl heran und stellte ihn hinter die Adelgunde.

„Setzen Sie sich einmal, mein Kind," sagte sie, „Sie sind so groß; ich will mal sehen, wie Sie aussehen, wenn Sie sitzen."

Gehorsam wie ein großes Kind ließ die Adelgunde sich auf den Stuhl nieder, dann drückte sie beide Hände vor das Gesicht. Mit sanftem, beinah zärtlichem Zuspruch zog ihr die Alte die Hände nieder, so daß das Gesicht wieder frei wurde.

„Ich will Sie ja ansehen — müssen Ihr Gesicht nicht verstecken."

Nun stand sie vor ihr, und indem die Adelgunde fühlte, wie sie einer regelrechten körperlichen Besichtigung unterzogen wurde, überflutete sie die Scham. Eine dunkle Glut stieg ihr vom Halse herauf, über die Wangen, bis in die Stirn und unter die Haare, ihr Nacken beugte sich, wie unter einer Last, und durch das ganze mächtige Gliedergefüge ging ein unmerkliches aber anhaltendes Zittern.

Die alte Leibold ließ sich Zeit. Grade die Qual, die sie erlitt, kam der Erscheinung der Adelgunde zustatten; sie bekam dadurch etwas Sanftes, Weiches, Hingebendes, was sonst an ihr nicht wahrzunehmen war.

„Sie sind nicht häßlich," erklärte nach langem, schweigendem Beschauen die Alte, „es ist nicht wahr."

Das Wort kam mit ruhiger, deutlicher Bestimmtheit heraus.

Die, der es galt, erwiderte nichts, erhob auch die Augen nicht; sie kniff das Gesicht zusammen, beinah wie zu einem ungläubigen Lächeln.

„Ich will Ihnen etwas sagen, mein Kind," — die Alte

war wieder nah an ſie herangetreten und ſprach wieder flüſternd, beinah in ihr Ohr hinein — „weil Sie mir Geld gegeben haben, darum iſt es nicht, daß ich Ihnen das ſage; das müſſen Sie nicht denken. Es iſt die Wahrheit. Wenn die Leute ſo ſprechen, die Leute hier, wiſſen Sie, die ſind dumm. Sie ſehen anders aus, als die. Das verſtehen ſie nicht, und daher kommt das. Stolz — Sie ſehen ſtolz aus.“

Sie ſprach das mit einem Ausdruck ehrlichen, beinah bewundernden Staunens, dabei ſtrich ſie mit faſt zärtlicher Hand über das glänzend ſchwarze Haar der Adelgunde.

„Wo ſie das nur her hat,“ murmelte ſie vor ſich hin, „ſo ſchwarz und ſo ſtark.“

Während dem allen ſaß die Adelgunde regungslos und ließ alles mit ſich geſchehen. Die Frau war ſoviel älter als ſie, daß ſie füglich ihre Mutter hätte ſein können; geduldig wie ein Kind, mit dem ſich die Mutter beſchäftigt, ſo ſaß ſie. Es war beinah die erſte Liebkoſung, deren ſie ſich in ihrem Leben erinnern konnte. Darum ſetzte ſie auch keinen Widerſtand entgegen, als die Hände der Alten jetzt von ihrem Haupte herabglitten, ihr die oberſten Knöpfe ihres bis an den Hals geſchloſſenen Kleides aufknöpften und als die Alte ihr, ſoweit ſie konnte, Hals und Nacken entblößte.

„Sehn Sie, ſehn Sie,“ ſagte die Leibold. In den Linien von Hals und Nacken verriet ſich ihr ein weißer, reifer, aber kernig, ebenmäßig gebauter, unberührter Frauenleib.

„Soll ich Ihnen was ſagen?“ flüſterte ſie der Adelgunde aufgeregt ins Ohr, „ſoll ich Ihnen was ſagen? Wenn der Rechte käme und Sie ſähe, daß Sie ſchön ſind, würde er ſagen, ſchön, wahr und wahrhaftig.“

Die Adelgunde ließ das Haupt noch tiefer ſinken als zuvor, dann aber richtete ſie es auf, hob das Geſicht zu der Alten und aus den Augen, mit denen ſie ſie anſah, leuchtete eine tiefe, heiße Dankbarkeit. Sie fand keine Worte, aber mit einem halberſtickten Laut, der ſich beinah wie das Gurren eines Vogels anhörte, hielt ſie der alten Tröſterin den Mund hin, daß ſie ſie küßte. Die Alte beugte ſich zu ihr herab, und indem die Lippen der anderen ſich mit ſchwerem Druck auf die ihrigen preßten, fühlte ſie, was für ſchwellende, ſaugende Lippen das waren und wie es ſie verlangte, zu küſſen, zu küſſen.

Sie ſchob der Adelgunde das Kleid wieder zurecht und knöpfte es wieder zu.

„Nur ein bißchen Vertrauen müssen Sie zu sich haben," sprach sie ermutigend auf sie ein, „nur ein bißchen Mut, ein bißchen Mut. Der Mann, der Sie bekommt, der kann ganz zufrieden sein, das sage ich Ihnen und das müssen Sie sich selbst immer sagen. Und nun aber ist es Zeit, nun gehen Sie, mein Kind, nun gehen Sie."

Mit einem Seufzer, in dem alles ausgedrückt war, was sie da eben Merkwürdiges, Niederdrückendes und Erhebendes erlebt hatte, stand die Adelgunde vom Sitze auf. Sie nahm den Mantel um, dann griff sie noch einmal nach der Hand der Alten. „Ich danke Ihnen auch," sagte sie, „danke Ihnen wirklich, Sie haben mir gut getan." Noch einen Augenblick stand sie nachdenkend: „Wo ich die wohl am besten treffe, daß ich mit ihr sprechen kann?"

„Das Mädchen?" erkundigte sich die Alte, „meinen Sie die? Die hat gesagt, daß sie morgen wiederkommen will und noch ein paar andere mitbringen — vielleicht, daß Sie sie unterwegs wo treffen."

Damit trennten sie sich.

Die Nacht aber, die auf diesen Abend folgte, war wohl die unruhvollste, die die Adelgunde in ihren zwanzig und mehr Jahren bisher verbracht hatte. Während sie vom Rautenkranz nach Haus ging, war ihr zumute gewesen, als brauste ihr der Kopf; nachdem sie sich aber auf ihr Bett gestreckt hatte, waren all die Gedanken, die wie neue fremdartige Vögel in ihrem Kopf umherflogen, in vereintem Sturm über sie hergefallen, als wollten sie sich an ihrem Herzen sättigen und mästen. Ein neues Leben brach an — dieses Bewußtsein hallte wie eine dröhnende Glocke in ihrem Innern wider. Draußen in dem neuen Gebiet — sie wußte nicht, wie weit es noch bis dahin war — stand etwas aufgerichtet, wie eine leuchtende Säule; das war der Besitz, der Besitz des ersehnten Mannes. Aber aus diesem holden Traumbilde, das ihr der Halbschlaf vorgaukelte, fuhr sie mit jähem Schreck zu völligem Wachsein auf: der Eintritt in das neue Land mußte erkauft werden! Wer sagte ihr, ob dies — Frauenzimmer überhaupt auf den Handel eingehen würde, und wenn sie es tat, für welchen Preis sie es tun würde? Jedenfalls würde sie viel, furchtbar viel verlangen; ihre durch die Schlaflosigkeit gereizte Phantasie verstieg sich zu ungeheuerlichen Ziffern. Wieder fiel sie in einen Zustand von halbwachem Schlaf zurück,

wieder fing ſie an zu träumen, und jetzt war es ein entſetzlicher Traum: die Tür ihres Schrankes ſtand offen, die Wachsleinwand war herausgeriſſen, und was unter der Wachsleinwand gelegen hatte, das war fort! Die ſchönen, glattgeſtrichenen Papierſcheine, die glänzend aufgetürmten Silberſäulen — alles fort! Ein elendes Häufchen Kupferpfennige, das war alles, was noch da war.

In einem Anfall von Verzweiflung fuhr ſie im Bette auf. War das kalter Angſtſchweiß, was ihr übers Geſicht perlte, oder waren es Tränen? Sie wußte es nicht, ſie fühlte nur, wie etwas, einer Fauſt gleich, ihr das Herz zerdrückte, und wußte nur, daß ſie es ſo im Dunkeln nicht länger aushielt. Darum ſchlug ſie Licht. Ihr erſter Blick galt dem Schranke. Gott ſei gelobt — alles war nur geträumt geweſen: der Schrank ſtand verriegelt und verſchloſſen. Noch gehörte ihr Geld ihr, ihr geliebtes Geld. Aber wie lange noch? Im Augenblick, da ſie ruhig werden wollte, war ihre Ruhe wieder dahin. Wie lange würde es ihr noch gehören? Sollte, mußte, konnte ſie es denn hingeben? Konnte ſie wirklich? Konnte ſie? Der Gedanke jagte ſie auf, ſo daß ſie es nicht mehr ertrug, ausgeſtreckt zu liegen, ſondern ſich im Bette aufſetzen mußte. Und als ſie es auch ſitzend nicht ertrug, warf ſie die Decke zurück, ſprang aus dem Bett und ſo wie ſie war, nur mit dem Hemd bekleidet, durchmaß ſie ihre Kammer, auf und ab und hin und her. Kalt unter ihren nackten Fußſohlen fühlte ſie die kalten, nackten Dielen, aber ſie war ja wie in Glut getaucht, die Kälte tat ihr wohl. So kam ſie an dem Spiegel vorüber, der ihrem Bette gegenüber an der Wand hing. Es war natürlich nur ein kleines Ding, das nicht die ganze Geſtalt, ſondern nur den Kopf, das Geſicht und höchſtens noch den Hals wiedergab. Aber ihren Hals, den hatte ja die alte Leibold heute abend ſchön gefunden. Und ohne recht zu wiſſen, warum, ſtand ſie ſchon vor dem Spiegel und zog den Kragenſaum des Hemdes mit der Hand tiefer herunter, damit der Hals weiter hervorkäme und ſichtbar würde. Und jetzt im Spiegel ſah ſie, wie ſchlank und voll und weiß er war. Die Ärmel ihres Hemdes knöpfte ſie an den Handgelenken auf, um ſie zurückſchieben zu können, bis zu den Schultern, damit ſie ihre nackten Arme ſehen konnte. Und jetzt ſah ſie, wie kraftvoll, prachtvoll ſchwellend dieſe weißen nackten Arme waren. Auf ihre Füße blickte ſie herunter — freilich, die waren groß; wie

das ja aber bei ihrer Körpergröße auch gar nicht anders sein konnte. Aber plump und breit und flach waren sie nicht, sondern stolz gewölbt und schmal, und wirklich, sie durfte sich das sagen, schöner als zum Beispiel die Füße der alten Pfarrersfrau, die sie manchmal zu sehen bekommen hatte, wenn sie ihr, an Tagen der Bettlägerigkeit, eine Wärmflasche unter die Fußsohlen schieben mußte. Und plötzlich fiel ihr ein, was die alte Leibold heute abend gesagt hatte, „Wenn der rechte käme und Sie sähe, er würde sagen, Sie sind schön." Ein Wonneschauer ging ihr wie ein glühender Strom von Kopf zu Füßen über den ganzen Leib, daß sie sich wie eine Blume vorkam, die der warme Frühlingsregen zum Blühen weckt.

Was sie sich seit zwanzig und mehr Jahren eingebildet, eingeredet hatte, hatte einreden lassen, daß sie häßlich sei, garstig sei, daß sie nie eines Mannes Augen auf sich zu ziehen vermögen würde — plötzlich war alles nicht wahr. „Wenn nur der Rechte kam" — und er würde kommen, sie hatte es in der Hand, ihn zu rufen, zu zwingen, daß er kommen mußte. Wie wenn ein ganz anderer, neuer Mensch in ihr geboren worden wäre, so erfüllte sie ein nie dagewesenes, berauschendes Kraft- und Lebensgefühl. Er würde kommen. Mit diesen nackten, weißen, mächtigen Armen, die sie jetzt wie trunken in die Luft breitete, würde sie ihn umarmen, an sich reißen, an diese Brüste drücken, die sich so schwellend unter dem leinenen Hemde hoben und senkten. Wie ein Vulkan, der jahrhundertelang geschlafen hat, brach das sinnliche Verlangen in ihr auf; ein Feuerstrom ging ihr durch Nerven, Muskeln und Glieder; sie taumelte zu ihrem Bette zurück, warf sich hinein, und unter wütenden Küssen, die zuletzt in ein Beißen und Reißen mit den Zähnen übergingen, drückte sie das Gesicht ins Kopfkissen. Bis daß sie endlich, in einer Erschöpfung aller Kräfte, matt zusammenfiel und einschlief.

Morgen abend, so hatte die alte Leibold gesagt, wollte die Anna Klebschmann wiederkommen und noch ein paar andere mitbringen. Am Morgen, als die Adelgunde nach dieser Nacht aufstand, wußte sie, daß dieses „morgen" heute abend war, und heut, als es dunkelte und nachdem sie ihre Pastorsleute wie gewöhnlich versorgt hatte, stand sie an der Ecke der Gasse, die zum Rautenkranze führte und lauerte.

Es dauerte auch nicht lange, so näherten sich vom Schlosse

herkommend, plaudernde, lachende Stimmen, und unter dieſen erkannte ſie wieder die der Anna Klebſchmann. Das Mädchen ging an der Spitze der anderen, denen ſie, ſo ſchien es, den Weg zeigte. Nachdem ſie an der Adelgunde vorüber gekommen waren, die ſich ins Dunkel drückte, blieb ſie ſtehen. „Nun geht nur allein," ſagte ſie, „ich habe Euch alles beſchrieben, Ihr könnt nicht fehlen. Selbſt noch einmal zu ihr gehn, paßt mir nicht; es iſt und bleibt doch eine grauliche Geſchichte." Noch einiges Hin und Her von Aufforderungen und Ablehnungen, dann ſetzten die Begleiterinnen ihren Weg zum Rautenkranz fort, während die Anna ſtehen blieb und ihnen nachſah. Im Augenblick, als ſie ſich umwenden und den Rückweg einſchlagen wollte, löſte ſich aus der dunklen Häuſerecke, an der ſie vorüberſchritt, etwas wie ein langer, ſchwarzer Schatten los, der ſich haſtig, als wenn er ſich über ſie herwerfen wollte, auf ſie zu bewegte. Im nächſten Augenblick fühlte ſie ſich mit einem Griff, wie von einem Schraubſtock, an der Hand gepackt und „kommen Sie mit" raunte ihr eine durch die Aufregung ganz rauh gewordene Stimme zu, „ich habe mit Ihnen etwas zu beſprechen".

Dem Mädchen blieb vor Schreck der Atem in der Kehle ſtecken. So plötzlich war das über ſie hergekommen, ſo zwingend war die Macht, die ſie fortriß, daß ſie zu keiner Möglichkeit von Widerſtand gelangte, ſondern ſich fortreißen laſſen mußte. Noch wußte ſie gar nicht, wer es eigentlich war, in deſſen Gewalt ſie geraten war; erſt als ſie, von der dunklen Geſtalt wie ein Kind geführt, auf die breite Dorfſtraße gelangt war, wo etwas mehr Helligkeit herrſchte, als in der engen Gaſſe, aus der ſie kamen, erkannte ſie, daß es die Adelgunde, das ſchwarze Holz war. Und nun überkam ſie gradezu eine Angſt. Allzu deutlich ſtand es ja in ihrem Gewiſſen geſchrieben, wie oft ſie während dieſer letzten Wochen hinter dem Rücken der Adelgunde über dieſe hergezogen war, wie hämiſch, höhniſch, gradezu giftig es jedesmal geweſen war. Nun wurde ihr mit einem Male alles klar: die Verläſterte hatte davon Wind bekommen; jetzt nahm ſie an ihr Rache. Wie eine arme Sünderin ſtand ſie neben dem ſchwarzen Weibe, das ihr in der Finſternis beinah rieſengroß, wirklich wie der Galgen vorkam, an dem ſie gehängt werden ſollte; ihre Hand bekam ſie trotz alles Windens und Ziehens nicht frei; das Lachen war ihr vergangen.

„Was wollen Sie denn von mir?" hob ſie mit weinerlicher

Stimme an, „wenn ich was gesagt habe — das war doch so böse nicht gemeint."

Die Adelgunde hatte seit den ersten, kurz und rauh hervorgestoßenen Worten keinen Laut mehr von sich gegeben. Als sie jetzt so ragend, überragend vor dem Mädchen stand, die vergeblichen Versuche der schwächlichen kleinen Hand fühlte, aus ihrer Hand zu entkommen, als sie hörte, wie das sich, ohne von ihr aufgefordert zu sein, selbst bezichtigte und fühlte, wie das winselnde Geschöpf sich in kläglicher Angst vor ihr demütigte und krümmte, kam ihre Überlegenheit ihr derartig zum Bewußtsein, daß es ihr war, als könnte sie das ganze Ding da mit einer einzigen Bewegung, einem Griff, einem Schlag, einem Tritt in Grund und Boden schmettern und vernichten. Das wäre denn freilich die einfachste Art gewesen, sie aus ihrem Wege zu schaffen — ein Gedanke, furchtbar wie ein tollwütiges Gesicht mit fletschenden Zähnen, blickte für einen Moment aus ihrem Innern auf. Aber er wurde nicht deutlich, das schreckliche Gesicht tauchte wieder unter und versank, nicht weil sittliches Bewußtsein es hinunterzwang, sondern weil ihr die Vorstellung vor die Seele trat, mit was für einem Abscheu in den Augen der feine, zierliche, hübsche Franz Kruschanski sich von ihr abwenden würde, wenn er einmal erführe, daß sie so etwas getan hätte.

Der Gedanke aber, daß sie ihr schönes, geliebtes Geld an dieses erbärmliche, verachtete Frauenzimmer wegwerfen sollte, machte sie ganz grimmig, und dieser Grimm mochte es sein, was in ihrer Stimme nachklang und ihr einen gradezu bedrohlichen Ausdruck verlieh, als sie jetzt endlich ihr Schweigen brach: „Sie gehen dem Franz Kruschanski nach, und das, das muß ein Ende haben."

Die Anna Klebschmann lauschte hoch auf. Also von der Seite wehte der Wind? Eifersucht? Wäre sie draußen und in Sicherheit gewesen, so würde sie sich schön lustig gemacht haben — jetzt aber war ihr danach nicht zumute. Mit der weinerlichen Stimme wie zuvor, erwiderte sie nur: „Aber, daran denke ich ja gar nicht, fällt mir wirklich gar nicht ein."

Ein stummes Zucken, das ihre immer noch gefangen gehaltene Hand zusammendrückte, verriet ihr, daß ihre Worte keinen Glauben fanden.

„Aber wirklich, aber wirklich — wenn er vielleicht hier und da mal ein bißchen freundlich zu mir ist, was kann ich denn dagegen tun?"

„Ihm nicht nachlaufen," entgegnete unwirſch die Adelgunde, „keine niedlichen Geſichter zu ihm machen, überhaupt ihm nicht mehr in den Weg kommen!"

„Aber wenn ich doch in Dienſt bin auf dem Schloß, und er alle Sommer auch auf das Schloß kommt, wie ſoll ich's denn machen, daß ich ihm nicht mehr in den Weg komme?"

„Darum müſſen Sie fort von dem Schloß," ſagte die Adelgunde, „einen anderen Dienſt müſſen Sie ſich ſuchen."

Wie ein Fauſtſchlag kamen ihre Worte auf das Mädchen herunter, und als wenn ſie von einem ſolchen getroffen worden wäre, richtete die Anna Klebſchmann das Geſicht empor.

„Einen — anderen Dienſt ſuchen?" fragte ſie zögernd und in äußerſtem Erſtaunen, „aber das — wäre für mich doch ein großer Schaden?"

Der entſcheidende Augenblick war gekommen. Ein augenblickliches Schweigen trat ein. Die Adelgunde konnte mit der Sprache nicht heraus. Es kam ihr doch zu ſchwer an, zu ſchwer.

„Wenn Sie — ſich einen anderen Dienſt — woanders ſuchen" — ihre Stimme, die bisher ſo ſtrack gradeaus gegangen, war taumelig geworden — „vielleicht — daß ich Ihnen etwas Geld gäbe, um Ihnen dazu zu helfen."

Abermals lauſchte die Anna Klebſchmann auf. Jetzt alſo kam es heraus, was der Überfall bezweckt hatte: ein Geſchäft. Ein Handel um den Mann, den Franz Kruſchanski. In den ſich dieſe da, das ſchwarze Holz, verliebt hatte! Noch hielt ſie ſie an der Hand, noch ſtand ſie im Bann der unheimlichen Perſon, darum war die feige Angſt in ihr noch ſtärker als die Lachluſt, die wütend herauf verlangte.

Aber die gewalttätige Energie der Adelgunde war gebrochen. Indem ſie mit ihrem Vorſchlag ihre Liebesleidenſchaft verriet und ſich gewiſſermaßen dem Mädchen preisgab, das nun Bedingungen ſtellen konnte, wurde ſie ſchwach. Der Griff ihrer Hand lockerte ſich, die gefangene Hand entſchlüpfte. Anna Klebſchmann war frei. Nun hätte ſie, wenn ſie wollte, davonlaufen können. Aber ſie lief nicht fort. Kaum daß ſie von der Angſt erlöſt war, regte ſich wieder ihr leichtfertiger Sinn, und vielleicht auch noch andere, weniger leichtfertige, als berechnende Gedanken. Solch eine Geſchichte! War ja fabelhaft! Da mußte man doch wirklich zuſehen, wo das hinauskommen würde.

Sie zupfte an ihrem Kleide herum, das ein bißchen in

Unordnung geraten war. Sie wurde wieder ganz zum überlegenen Stadtfräulein gegenüber der plumpen Person vom Dorfe. „Vorläufig kann ich ja an dergleichen gar nicht denken," meinte sie kühlen Tones, indem sie einen Schritt von der anderen zur Seite trat, „und — wenn wirklich — aber wie gesagt — wo sollte ich denn eine so gute Stelle gleich wieder finden?"

Ihre schlaue Besonnenheit begann die Oberhand zu gewinnen über die dumm-ehrlich zufahrende Leidenschaftlichkeit der anderen. Die Adelgunde wußte nicht, was sie auf diesen, an sich ja ganz triftigen Einwand erwidern sollte. Sie verstummte. Dann brach sie jäh und unvermittelt und ohne zu überlegen, daß sie der Gegnerin damit das Heft in die Hand gab, los: „Wieviel wollen Sie, daß ich Ihnen gebe, damit Sie sich einen anderen Dienst suchen?"

Das Mädchen verzog den Mund zu einem Lächeln, das in der Dunkelheit nicht sichtbar wurde; vielleicht zu ihrem Glück, denn es würde der anderen nicht gefallen haben.

„Gott — sehen Sie," sagte sie alsdann, indem der Ton ihrer Stimme immer kühler, überlegter, ablehnender wurde, „wenn ich auf so etwas wirklich einginge, müßte ich mir doch überlegen, daß ich aller Wahrscheinlichkeit nach sehr lange würde suchen müssen."

Wieder ging ein Lächeln und zugleich ein Erröten über ihr Gesicht und wieder deckte die Finsternis beides zu. In Wahrheit war sie ja des Aufenthaltes und der Stellung auf dem Lande längst überdrüssig und sehnte sich nach der Stadt. Berlin — das war es, was ihr vorschwebte. Alle Tage durchforschte sie die Kreuzzeitung, die von der Herrschaft des Schlosses gehalten wurde, ob sich darin ein Angebot fände, das ihr etwa passen möchte. Natürlich aber sagte sie davon nichts, sondern mit innerstem Behagen weidete sie sich daran, zu fühlen, wie der Adelgunde die Ungeduld immer mehr und mehr über den Kopf wuchs.

„Aber wenn Sie nun also darauf eingingen," sagte diese aus halb erstickter Kehle heraus, „wieviel also würden Sie wollen, daß ich Ihnen gebe?"

Die Klebschmann tat so, als rechnete sie nach.

„Ja nu," meinte sie nach einiger Zeit, „tausend Mark doch natürlich zum allermindesten."

Tausend Mark — das Wort, das von den Lippen da so leicht, wie etwas ganz Selbstverständliches abgeschnippt war,

hallte wie ein Geheul in den Ohren der Adelgunde nach. Unter die Wachsleinwand ſollte ſie greifen und von dem Haufen von Hundertmarkſcheinen, der dort lag, von dem ſchönen, ſorgſam Blatt auf Blatt geſchichteten, Blatt für Blatt ſorgfältig glatt geſtrichenen Haufen ſollte ſie zehn ganze Scheine hinwegnehmen! Was blieb ihr dann noch? Was behielt ſie dann noch? In Wirklichkeit blieb ihr dann immer noch eine ganze Menge; in Wirklichkeit behielt ſie wohl noch einmal tauſend Mark im Schrank. In dieſem Augenblick aber ſah ſie natürlich nicht was ihr blieb, ſondern nur, was ſie verlor. Und das ſollte ſie der da geben, der — Perſon, dem — Frauenzimmer? der Diebin, Räuberin und Mörderin?! Eine wahrhaft grimmige Wut erfüllte ſie, und ſie war drauf und dran, der Anna Klebſchmann mit beiden Händen an den Hals zu fahren, über ſie herzufallen, ihr irgend etwas anzutun, und wenn es ihr Tod geweſen wäre, und ſie ſelbſt nachher den Tod dafür zu erleiden gehabt hätte. Aber ſie konnte nicht, konnte körperlich nicht; ihr Körper war wie gelähmt. Ihre Bruſt gab keine Stimme, kaum den Atem noch her, ſo daß ſie nur keuchend, beinah röchelnd nach Luft zu ringen vermochte.

„Aber das," brachte ſie endlich hervor, „das iſt doch furchtbar viel?"

„Das iſt viel?" fragte die Anna Klebſchmann mit ruhiger Kälte zurück, „ja — was haben Sie ſich denn eigentlich gedacht?"

Sie hatte das Geſicht erhoben. Durch die Dunkelheit ſchimmerte ihr Geſicht ganz weiß. Die Adelgunde, die ſich an die Dunkelheit gewöhnt hatte, konnte ihre Augen erkennen: in ihren Augen war ein grauſam bösartiger, tückiſcher Ausdruck. Als wenn ſie eine Stecknadel in Händen hätte, ſo kam ſie ſich vor, und an der Stecknadel zappelte, wie ein großer Nachtſchmetterling, die Adelgunde, das ſchwarze Holz. Das bereitete ihr ein unbändiges Vergnügen.

An dem Ton der Stimme, mit dem die Anna ſprach, am Ausdruck ihres Geſichts erkannte die Adelgunde, daß hier nichts zu machen, daß an ein Herunterdingen des Preiſes nicht zu denken war.

„Ich will nach Hauſe gehen," ſagte ſie, immer noch gebrochenen Lautes, „ich will's mir überlegen."

Ohne weiteres „ja" zu ſagen, war ihr trotz allem, was auf dem Spiele ſtand, ſchlechterdings unmöglich. Damit wandte ſie ſich alſo ab, um zu dem Pfarrhauſe zurückzukehren. In dem

Mädchen aber stand jetzt der Teufel auf. Die Rollen hatten sich gewandelt: vorhin hatte sie dem schwarzen Holz gehorchen müssen — jetzt gängelte sie die Schwarze wie eine böse Kuh, die man am Nasenringe führt. Ihre Macht noch ein wenig länger auszuüben, das kitzelte sie. Dazu kam eine ganz nüchtern-praktische Erwägung: sie machte bei dem Handel ein gutes Geschäft. Ihre Stellung als Jungfer auf dem Schlosse aufzugeben, kostete sie, wie schon gesagt, nicht die mindeste Überwindung. Von wirklicher Liebe zu dem Franz Kruschanski war gar nicht die Rede; sie ließ sich eben von dem hübschen Menschen den Hof machen, ohne an die Zukunft zu denken. Außerdem, wenn sie wirklich in Berlin ein neues Unterkommen fand, war ja die Möglichkeit durchaus nicht ausgeschlossen, ja eigentlich noch viel näher gerückt, daß sie dort das Verhältnis mit ihm wieder aufnahm. Das Geld, das sie dem alten Geizkragen, dem schwarzen Holz abzwang, war mithin wie geschenkt. Also — jetzt nur die Schraube noch ein bißchen fester angezogen.

Als die Adelgunde sich abwandte, um nach Haus zu gehen, ging sie hinter ihr drein. „Ja — was ich noch sagen wollte —" rief sie mit dem gleichgültigen Ton, dessen sie sich im Verlauf des Gesprächs befleißigt hatte, der Davongehenden nach.

Die Adelgunde blieb stehen, ohne sich zu ihr herumzudrehen.

„Ja — wenn ich's mir überlege — für alles was ich drangeben soll, sind tausend Mark doch ein bißchen zu wenig. Fünfzehnhundert müssen es sein."

Die Adelgunde stand starr, aber es hatte ausgesehen, als ginge ein elektrischer Schlag durch sie hindurch. Sie erwiderte kein Wort, aber der Atem ging — mit einem beinah pfeifenden Geräusch aus ihrem Mund — „wie eine Ratte," dachte die Anna für sich, „die sich in der Falle gefangen hat". Das Spotten sollte ihr jedoch vergehen; die Wirkung ihres Wortes kam nach, und diese Wirkung war überraschend, beinah erschreckend: mit einer plötzlichen, stürmischen Bewegung, die den Mantel hinter ihr herflattern ließ und ihr gradezu die Erscheinung eines auf die Beute stoßenden Uhus verlieh, schoß die Adelgunde auf sie zu. Noch bevor das Mädchen zurücktreten konnte, war seine Hand wieder gepackt, diesmal mit zermalmender Gewalt.

„Ist das Ihr letztes Wort?" würgte sie heraus, „ist das Ihr letztes Wort?"

Voller Angst, zugleich aber gereizt durch den körperlichen

Schmerz, den die gequetſchte Hand ihr bereitete, und wütend, weil ſie angefangen hatte mit dem Geldgewinn zu liebäugeln und weil ſie glaubte, daß ihr der Gewinn wieder entgehen ſollte, verſuchte die Anna Klebſchmann ſich gewaltſam loszureißen.

„Jawohl," erwiderte ſie, wie ein trotziges Kind, „jawohl und allerdings, das iſt mein letztes Wort."

„Dabei bleiben Sie?" Die zermalmende Hand hielt feſt.

„Jawohl, dabei bleibe ich."

„Es iſt gut," ſagte die Adelgunde. „Sie ſollen das Geld haben."

Während ſie ſich vorhin nicht hatte entſchließen können, „ja" zu ſagen, als tauſend Mark von ihr verlangt wurden, war ſie jetzt plötzlich zur Hingabe der fünfzehnhundert bereit. Vorhin, als ſie den geringeren Betrag hergeben ſollte, hatte ſie Schmerz empfunden — jetzt war ſie in Verzweiflung. In der Verzweiflung handelt der Menſch raſcher, als im Schmerz. Vorhin hatte ſie einen Teil hergeben ſollen — jetzt, ſo war ihre Empfindung, mußte ſie alles geben. Eine geliebte Sache ganz fort zu werfen, fällt dem Menſchen weniger ſchwer, als ſich ihrer ſoweit zu entäußern, daß ihm nur noch ein Stück davon übrigbleibt. Ihre ſtählernen Finger ließen die zuckende Hand nicht los, ſie wickelten ſich darum, wie ein Ertrinkender, den jemand ins Waſſer geſtoßen hat und der ſich an den Täter klammert: „Du mußt mit."

„Sie ſollen das Geld haben," wiederholte ſie noch einmal, „aber ich will Ihnen etwas ſagen" — ihre Stimme nahm einen düſteren, drohenden, wie in die Zukunft hinaus drohenden Ton an — „dann halte ich Sie. Verſtehen Sie? Wenn Sie dann nicht tun, was Sie verſprochen haben —" ſie vollendete den Satz nicht. Es war wie ein Knirſchen, das ihr die Worte von den Lippen brach. Sie ſchleuderte die Hand des Mädchens von ſich und wendete ſich wieder, um nach Hauſe zu gehen, dann aber blieb ſie wieder ſtehen: „Morgen ſollen Sie es haben. Aber das muß ſchriftlich ſein. Schriftlich muß ich's von Ihnen haben, daß Sie tun werden, was Sie verſprochen haben."

Dem Mädchen wurde faſt unheimlich zumute. Es ſchwebte ihr auf den Lippen, zu erklären, daß ſie noch gar nichts verſprochen hätte und nun auch nichts verſprechen wolle. Aber ſie fand nicht mehr den Entſchluß dazu.

„Schriftlich?“ fragte sie kleinlaut. „Wie soll ich denn das machen?“

„Werde ich Ihnen aufschreiben,“ sagte die Adelgunde, „werden Sie unterschreiben. Morgen nachmittag — können Sie zu mir kommen? Können Sie gleich das Geld mitnehmen.“

„Nachmittags kann ich doch nicht aus dem Dienst ab,“ versetzte die Anna Klebschmann maulig. „Eben aber denke ich daran,“ fuhr sie fort, „Frau Baronin will morgen eine Bestellung an die Frau Pastorin schicken; ich werde dem Herrn Kruschanski sagen, daß er mich damit gehen läßt.“ Die fünfzehnhundert Mark fingen jetzt auch bei ihr an zu wirken. Wenn sie das Geld morgen nicht bekam, wer weiß, wann es dann geschah.

„Morgen nachmittag also“ — damit verschwand die Adelgunde im Dunkeln.

Diese Nacht schlief sie noch weniger, als in der vorigen. Statt sich niederzulegen, saß sie an ihrem Tisch, bei der Lampe, zum Schrank hinüber starrend. Den Schrank zu öffnen, das brachte sie nicht über sich. Im letzten Augenblick, bevor das Mädchen kam, würde sie mit einem Griff hineinlangen und das Geld herausnehmen. Gewissermaßen mit geschlossenen Augen — denn wenn sie erst lange die Lücke hätte ansehen müssen, die da drinnen entstehen sollte, würde ihr das Herz gebrochen sein. Gegeben aber sollte das Geld werden. Ja. Der Entschluß war da. Die Verzweiflung, die sie vorhin so glühend überfallen hatte, war kalt geworden, gewissermaßen erstarrt, und mit ihr der Entschluß; und nun saß ihr dieser wie ein fremder Körper, wie eine Gewalt im Leibe, über die sie sich selbst nicht klar zu werden vermochte. Beinah wie einem Selbstmörder war ihr zu Sinn, in dem sich der Lebensinstinkt aufbäumt, und der trotzdem weiß, daß er mit dem Leben ein Ende machen muß.

Schlafen konnte sie nicht. Handarbeiten noch weniger. Also — was tun? Einen großen weißen Bogen Papier holte sie heran, den legte sie vor sich auf den Tisch. Da sollte die Verschreibung darauf gesetzt werden, mit der sich die Anna Klebschmann ihr verschrieb. Alle ihre Instinkte waren ja durchaus die des Bauern — der Bauer fühlt sein Recht erst dann in der Tasche sicher, wenn er etwas „Schriftliches“ darüber besitzt.

Schreiben war nicht ihre Sache. Brütend saß sie daher vor dem leeren Papier. All ihr Bestreben war darauf gerichtet,

die Worte zu einer Feſſel zu ſchmieden, in der das Mädchen gefangen war, die ihr das Mädchen in die Hand gab, ſo in die Hand gab, daß ſie nicht mehr daraus entwiſchen konnte. All ihr Geld mußte ſie hergeben — dafür ſollte die Perſon wenigſtens ihre Sklavin werden, ihre Sklavin! Aber nun — wie machte man das? Wie machte man das? Nach langem Überlegen griff ſie endlich zur Feder, und nun mit ungeheuren, ungelenken Buchſtaben malte ſie oben auf den Bogen: „Eintauſendfünfhundert Mark habe ich bekommen.“

Wieder verging längere Zeit, dann ſchrieb ſie in der Zeile darunter: „Hierfür ſchwöre ich, daß ich mich verändern will. Einen anderen Dienſt ſuchen.“

Eine dritte Zeile folgte: „Will dem Franz Kruſchanski nicht mehr nachgehn. Nie mehr in den Weg kommen. Solange ich lebe.“

War ſie nun fertig? Sie hatte ein Gefühl, als könnte ſie überhaupt nie fertig werden. Eine beſtändige Angſt ſaß ihr im Genick, als hätte ſie etwas beſonders Wichtiges, eigentlich die Hauptſache vergeſſen. Wieder und immer von neuem überlas ſie das Geſchriebene. Dann fügte ſie noch eine Zeile hinzu: „Werde auch zu niemandem von ſprechen. Solange ich lebe.“

Der Bogen war, trotz ihrer großen Schriftzüge, noch lange nicht gefüllt. Aber was hätte ſie jetzt noch zu ſagen gehabt? Stöhnend machte ſie ſich daran, den Schluß darunter zu ſetzen: „Schwöre ich alles. Amen. Amen. Amen.“

Und als wenn ſie dem dreimal wiederholten „Amen“ noch mehr Gewicht verleihen wollte, ſetzte ſie unter das Ganze drei Kreuze, ſo ungefähr, wie ſie ſie in der Apotheke auf Etiketten geſehen hatte, auf denen „Gift“ ſtand. Da ſollte dann morgen die Anna Klebſchmann ihren Namen darunter ſchreiben. Mittlerweile war es ſpät in der Nacht geworden. Die ungewohnte Tätigkeit des Schreibens und Denkens hatte ſie abgeſpannt. Sie wurde müde, und die Schlaftrunkenheit kam wie ein von fern heranrauſchendes Meer über ſie her. Die Augen fielen ihr zu. Sie war im Begriff, auf ihrem Stuhle einzuſchlafen. Im Augenblick aber, bevor es geſchah, fuhr ſie noch einmal mit weit aufgeriſſenen Augen empor. War es nur das nervöſe Erſchrecken, das uns manchmal vor dem Einſchlafen überfällt? War es etwas anderes? Sie meinte, erſt jetzt zu ſpüren, wie totenſtill alles um ſie her war. Die merkwürdige Erſcheinung machte ſich

bei ihr geltend, daß die erste Sekunde des Einschlafens uns vom Wachgewesensein trennt, als lägen Stunden dazwischen: das weiße Ding da auf ihrem Tisch — was war das? Beinah mit Mühe mußte sie sich besinnen, daß es ja der Bogen war, den sie selbst eben vollgeschrieben hatte. So fremd kam er ihr plötzlich vor, und plötzlich stand in ihrem schlafverschwommenen Gehirn eine seltsame Vorstellung auf: die Verschreibung an irgend etwas Furchtbares, das in düsterer Ferne drohend stand, das war es, was sie da zu Papier gebracht hatte, und diesem Dunklen, Unbekannten, Furchtbaren hatte sie sich selbst verschrieben mit Seele und Leib.

Mit einem kalten Rieseln im Rücken stand sie vom Stuhle auf, blies die Lampe aus, fiel auf ihr Bett und ohne sich auszuziehen schlief sie ein.

Als sie am nächsten Tage aus kurzem aber so bleiernem Schlaf, als hätte sie klaftertief unter der Last eines Grabsteins in der Erde gelegen, erwachte und die Augen im Zimmer umherschickte, war das erste, was ihrem Blick begegnete, wieder das Weiße dort auf dem Tisch. Jetzt aber war sie klar im Kopf, jetzt wußte sie, daß das etwas ungeheuer Wichtiges, Wertvolles, daß es so etwas wie ein Wechsel war, auf den hin ihr die Zukunft ausgezahlt werden würde. Solch ein Papier durfte doch nicht so offen daliegen bleiben. Also — wohin damit? In den Schrank? Da hätte es wohl hinein gehört; aber sie konnte sich nicht entschließen. Es war ein krankhaftes, krampfhaftes Widerstreben in ihr, den Schrank zu öffnen. Jetzt, in seiner Verschlossenheit, stand er noch so prächtig mit seinem vollgestopften Leibe da — wenn sie ihn erst geöffnet haben würde, dann würde es gar nicht mehr ihr alter, geliebter Schrank sein. Eine klaffende Wunde würde er haben. Erst wenn das Mädchen kam, im letzten Augenblick, wenn es gar nicht mehr anders ging, dann — aber früher nicht! Früher nicht!

Dann aber kam eine andere Erwägung: wer sagte ihr, zu welcher Stunde das Mädchen kommen würde? Wenn sie nun plötzlich erschien? Sollte sie dann, in ihrer Gegenwart, an den Schrank gehen und das Geld herausnehmen? Nicht um die Welt! Kein Mensch auf der Welt durfte wissen, wo sie ihr Geld versteckt hielt, und die Person doch am allerwenigsten! Also es half nichts, es mußte sein. Sie mußte sich entschließen, das Geld jetzt schon hervorzuholen. Obschon es sie innerlich wie

das Vorgefühl des Sterbens ſchüttelte, es mußte ſein. Sobald ſie ſich den Schlaf aus den Augen gewaſchen, das Haar geglättet und ihren Anzug in Ordnung gebracht hatte, machte ſie ſich an das Werk. Das fürchterliche Werk. Das Knarren der Schranktür, das ihr ſonſt einen Wolluſtſchauer über die Haut gejagt hatte, klang heute wie das vorwurfsvolle Ächzen eines ſterbenden Freundes. Schwimmender Nebel war vor ihren Blicken; das Waſſer ſtand ihr in den Augen. Aber ſie brauchte ja nicht zu ſehen, wollte ja gar nichts ſehen. Mit abgewandtem Haupte kniete ſie nieder und mit abgewandtem Geſicht griff ſie unter die Wachsleinwand. Da waren die Hundertmarkſcheine; ihre Finger berührten ſie; wie ſich das anfühlte! Was war dagegen alle Seide und aller Sammet? Mit der Hand unter der Wachsleinwand, ohne dieſe zu lüften, ohne hinzuſehen, fing ſie an die Scheine abzuzählen: eins — zwei — drei — vier — fünf — und ſo weiter. Immer weiter. Wie weit denn noch? Bis fünfzehn! Sie zog die Hand zurück. Nein, nein, nein, ſie konnte nicht! Beide Hände drückte ſie an die Augen, und nun lief ihr das Waſſer aus den Augen: ſie weinte, ein klagendes, heulendes Weinen. Dann, als ſie wieder zu ſich kam, ballte ſie die Fauſt und hob ſie drohend empor: das Frauenzimmer! Wenn das Frauenzimmer nicht alles tat, nicht alles hielt, was ſie ihr heut ſchriftlich verſprechen würde — dann —

Endlich aber, als der Tag wuchs und ſie an die Arbeit mahnte, raffte ſie ſich auf. Abermals griff ſie unter die Decke, zählte diesmal wirklich bis fünfzehn, dann mit einem verzweifelten Griff riß ſie die abgezählten Scheine heraus und haſtig, ohne ſie anzuſehen, ohne nachzuſehen, was und wieviel unter der Wachsleinwand übrigblieb, als wenn ſie es geſtohlen hätte, ſteckte ſie das ganze Paket in ihre Kleidertaſche. Mit einem Stoß, daß es krachte, warf ſie die Schranktür zu, drehte den Schlüſſel herum, daß es knirſchte — und nun war das Schlimmſte überſtanden. Zitternd in allen Gliedern erhob ſie ſich vom Boden und todesmatt ſank ſie auf ihren Stuhl. Nachdem ſie ſich dann endlich ein wenig erholt hatte, ſtand ſie auf, verſteckte den Bogen, auf dem die Verſchreibung ſtand, unter ihrem Nähkaſten. Sodann, mit immer noch bebenden Knien, ging ſie in die Küche und kochte ſich Kaffee, einen großen Topf voll. Eſſen konnte ſie nicht; den Kaffeetopf aber ſchlürfte ſie mit langen, langſamen Zügen bis auf die Neige aus.

Am Nachmittag schlug die Hausklingel an. Die Adelgunde öffnete — und richtig, da stand sie vor ihr, die Anna Klebschmann. Mit einem Lächeln — einem spitzbübischen, wie es der Adelgunde erschien — überreichte sie ihr einen Brief der Gutsherrschaft für die Pastorsleute, und als die Adelgunde zurückgekommen war und, an ihr vorbeisehend, die Antwort ihrer Leute bestellt hatte, blieb das Mädchen mit zwinkernden, fragenden Augen stehen. Sie sagte nichts, die andere verstand sie auch ohne Worte.

„Ja, kommen Sie nur mit," sagte die Adelgunde, als wenn sie eine Frage gehört hätte und darauf Antwort gäbe. Sie schritt dem Mädchen voraus, in ihre Stube. Als sie dort eingetreten waren, verriegelte sie hinter ihnen die Tür. „Aber wozu ist denn das?" fragte die Anna. Sie bemühte sich, einen munteren Ton anzuschlagen, aber es gelang ihr nicht recht; als sie die Adelgunde an der Tür stehen sah, gesenkten Hauptes, die Hand noch auf dem Schlüssel, den sie eben im Schlosse umgedreht hatte, und als sie die dumpfe Feierlichkeit in ihrem ganzen Wesen gewahrte, wurde ihr beinah unheimlich.

Die Adelgunde hatte ihre Frage unbeachtet gelassen. Jetzt wendete sie sich ihr zu, und indem sie die düsteren Augen über das Mädchen hinrollen ließ, war es diesem, als ginge ein Lastwagen über sie dahin, unter dem sie gerädert wurde. Schweigend deutete die Adelgunde auf den Stuhl, der am Tische stand, und ohne einen Laut der Widerrede nahm die Anna Klebschmann Platz. Ihre kleine, flache, dürftige Natur fühlte sich unter dem Bann einer Seelengewalt, der gegenüber es keinen Widerspruch gab.

Nun trat die Adelgunde an das Fenster und unter dem Nähkasten, der auf dem Fensterbrett stand, holte sie die Verschreibung hervor. Tintenfaß und Feder setzte sie auf den Tisch, dann breitete sie den Bogen vor dem Mädchen aus.

„Hier," sagte sie, „müssen Sie unterschreiben."

Die Anna Klebschmann sah auf das Papier, dessen ungefüge Schriftzeichen ihr beim ersten Anblick fast unverständlich, wie Hieroglyphen erschienen. Ganz allmählich erst fand sie sich hinein und nun fing sie an zu lesen.

Während sie las, stand die Adelgunde hinter ihr, wie eine Säule und blickte, ohne ein Auge zu verwenden, auf sie herab. Das Mädchen hatte sich „fein" gemacht, offenbar um der anderen

zu imponieren. Wie eine ſtädtiſche Dame ſah ſie aus, mit gelben Handſchuhen an den Händen, einer Pelzboa um den Hals, die ſie einmal von ihrer Baronin geſchenkt erhalten und ſich ſo zurecht gemacht hatte, daß ſie wie neu ausſah. Auf dem Kopfe trug ſie einen breitrandigen Federhut, der jetzt, indem ſie den Inhalt des Bogens ſtudierte, vor den Augen der Adelgunde auf und nieder wippte. Zu dem allen kam, daß ſie bei den Toilettenſchätzen ihrer Gebieterin eine Anleihe gemacht und ſich über und über mit einer ſtark duftenden Eſſenz übergoſſen hatte. Die kalte, kahle, nüchterne Luft im Zimmer der Adelgunde war infolgedeſſen wie von einer Wolke von Wohlgeruch erfüllt. Und ſo übertrieben und künſtlich gemacht die falſche Eleganz ihrer Erſcheinung ſein mochte, ſo war dieſe ganze Erſcheinung doch unleugbar niedlich, ſehr niedlich, und mit einer lautlos ſchreienden Wut im Herzen mußte ſich die Adelgunde das geſtehen. Wenn jetzt der Franz Kruſchanski da zwiſchen ihnen beiden geſtanden hätte, um zu wählen — ſie vermochte den Gedanken nicht bis ans Ende zu denken.

Endlich ſchien die Anna Klebſchmann fertig geworden zu ſein; ſie hob das Haupt ein wenig und lehnte ſich an die hölzerne Rücklehne ihres Stuhles. Das ganze Geſchreibſel machte ihr einen ganz merkwürdigen, eigentlich lächerlichen Eindruck, ſo daß ſie ſich Mühe geben mußte, ernſthaft zu bleiben. Während ſie all die feierlichen Worte und Beſchwörungen las, dachte ſie an die Notiz, die ſie heute morgen, bevor ſie die eben angekommene Zeitung auf den Frühſtückstiſch ihrer Herrſchaft legte, in der Zeitung geleſen hatte, daß in Berlin eine herrſchaftliche Jungfer, „womöglich vom Lande“, geſucht wurde. Ein Angebot, wie eigens für ſie gemacht. Aber ſie zwang das ſpöttiſche Lächeln nieder. In dem öden, verriegelten Zimmer, mit der finſteren, drohenden Perſon hinter ſich, die ſo laut- und regungslos ſtand, daß ſie ihre Nähe nur wie einen kalten Schauer im Rücken fühlte, war ihr doch gar zu unheimlich zumute.

„Alſo das — unterſchreiben Sie alſo,“ ſagte jetzt die Adelgunde. Ihre Worte klangen heiſer; man hörte ihnen an, aus was für einem Glutofen verſchluckter Leidenſchaft ſie kamen. Sie fragte auch gar nicht erſt, ob die andere unterſchreiben wollte, ſie befahl. Indem ſie ſprach, war ſie um den Tiſch herum gekommen, ſo daß ſie der Anna gegenüberſtand. Jetzt griff ſie in die Taſche, und bei der Bewegung, mit der ſie das tat, wurde

das Mädchen leichenblaß: es hatte ausgesehen, als griffe sie nach einer Waffe. Ob die Adelgunde den Entsetzensblick in ihren Augen gewahrte und ob sie sich an der Todesangst der Verhaßten weiden wollte — jedenfalls dauerte es lange, bis sie mit der Hand aus der Tasche wieder herauskam. Als sie es tat, geschah es mit einem Ruck. Die Hand war zur Faust geschlossen; man sah, daß etwas darin war, daß sie etwas umschloß. Es war das Geld.

In den angstvollen Augen des Mädchens funkelte etwas anderes auf: die Gier. Der verrückte Handel, der sie gar nichts kostete und ihr bare fünfzehnhundert Mark einbrachte, sollte also wirklich zustande kommen! Langsam knöpfte sie den Handschuh von der rechten Hand. Langsam — jetzt im letzten Augenblick nur nichts übereilen. Noch lag das Geld nicht auf dem Tisch, geschweige denn in ihrer Hand. Auch nachdem sie die Schreibehand entblößt hatte, griff sie noch nicht zur Feder. Zug um Zug — anders nicht. Ihre Unterschrift sollte ihr abgekauft werden; dazu mußte sie das Kaufgeld erst aufgezählt auf dem Tische sehen. Darum reckte und spreizte sie die Finger, einmal und noch einmal, indem sie lächelnd erklärte, daß sie ihr in den engen Handschuhen „ganz klamm" geworden wären.

Mit lauernden Augen verfolgte die Adelgunde jede Bewegung der anderen. Sie sah, wie sie zögerte, sie verstand, warum sie es tat; jede Bewegung sagte: „Gib du, dann gebe auch ich." Es mußte also sein. Noch einmal zögerte sie, noch einmal tauchten beide die Augen ineinander, die eine mit einem erzwungenen Lächeln auf den Lippen, die andere mit einem Blick, der starr wie eine Eisenstange aus ihren Augen kam. Kein Laut regte sich im Zimmer. Es war ein schreckliches Schweigen; denn über den Tisch hin, der sie trennte, schlichen die Seelen der beiden Weiber wie zwei Raubtiere aufeinander zu, lautlos das eine die Witterung des anderen aufnehmend, das eine, damit es dem anderen im letzten Augenblick entwischen könne, das andere, damit ihm jenes im letzten Augenblick nicht entwischte, im Augenblick, wo das Gebrüll kommen würde und das Zerfleischen auf Leben und Tod. Endlich, mit einem Geräusch in der Kehle, als wenn sie einen dicken Kloß hinunterwürgte, erhob die Adelgunde die geschlossene Faust, dann schleuderte sie den ganzen Pack Hundertmarkscheine, den sie in der Hand gehalten hatte, so auf den Tisch, daß es einen rauschenden Schlag gab. Im nämlichen

Augenblick hatte sie sich schon gebückt und die Hand wieder auf die Scheine gelegt, die sie nun in Gestalt einer Treppe mit solcher Hast aufzählte, daß die Anna Klebschmann, die mit offenem Munde zusah, kaum Zeit zum Nachzählen fand. Und so, die Hand auf dem Gelde, so tief niedergebückt, daß sie mit dem Kinn beinah die Tischplatte berührte, drehte sie das verzerrte Gesicht zu der Anna hin und: „Werden Sie jetzt unterschreiben?“ kreischte sie sie an.

„Jawohl,“ erwiderte das Mädchen, „jawohl.“ Sie griff zur Feder, tauchte sie ein, dann setzte sie ihren Namen, Vor- und Familiennamen, unter die drei Kreuze. Sobald sie die Feder wieder abgesetzt hatte, griff die Adelgunde nach dem Papier und riß es an sich. Sie richtete sich auf, und während sie, vom Tische abgewendet, die Unterschrift der Anna Klebschmann las und studierte und noch einmal las, erhob sich das Mädchen hinter ihrem Rücken, überzählte noch einmal mit raschem Blick die Geldscheine, dann ließ sie sie mit geräuschlosem Griff in ihrer Tasche verschwinden.

Die Adelgunde drehte sich herum, blickte auf den Tisch — der Tisch war leer — es war geschehen. Wieder kam das würgende Geräusch in ihrer Kehle, wieder stieg ihr das Wasser in die Augen, und ihre Brustwände erbebten von dem schluckenden Schluchzen, das von innen daran stieß. Wie sie dastand, die — Person, mit lässiger Gemächlichkeit den Handschuh wieder anziehend, den sie vorhin, um schreiben zu können, ausgezogen hatte! Mit ihrem Gelde gefüttert und gestopft! Unwillkürlich sah sie sie darauf an, ob sie nicht ganz dick und geschwollen aussähe. Und nun sollte sie sie hinaus- und fortlassen, denn: „Ich muß nun aber nach Haus,“ sagte die Anna Klebschmann, „die Frau Baronin wartet auf den Bescheid.“

Natürlich — alles was das Frauenzimmer sagte, hörte sich ja immer so vernünftig an, daß sich gar nichts dagegen sagen ließ. Sie mußte sie wirklich hinauslassen. Aber der Entschluß, den Riegel zurückzuschieben und ihr den Ausgang freizugeben, kam ihr fürchterlich schwer an. Am liebsten hätte sie das Mädchen hier behalten, gefangen behalten, jetzt, später, das ganze Leben lang, um sie immer unter Augen zu haben, immerfort. Die Anna Klebschmann ging auf die Tür zu — bevor sie dahin gelangte, stand bereits die andere davor. Sie war ja doch noch nicht fertig, mußte noch etwas sagen, irgend etwas, eigentlich

wußte sie selbst kaum, was. Endlich fiel ihr etwas ein: „Haben Sie schon gekündigt?“ fragte sie.

Morgen wollte die Anna kündigen, da war grade der Termin.

Die Adelgunde senkte den Kopf und rechnete nach — es war richtig; morgen war der Termin. Alles war immer richtig, was die da sagte! Wie ein im Netz gefangenes Tier, das sich vergeblich gegen die Maschen sträubt, so fühlte sie sich. Zu schlau war die Person! Wie sollte sie es machen, daß sie nicht doch von ihr betrogen wurde?

„Haben Sie schon eine andere Stellung?“ fragte sie weiter.

Die Anna ließ ein leichtes Auflachen hören: wie sollte sie denn jetzt schon eine andere Stellung haben, da sie noch nicht einmal gekündigt hatte?

„Aber morgen werden Sie kündigen?“

Ja, ja, morgen würde sie kündigen.

„Wissen Sie schon, wo Sie in Stellung gehen werden?“

Wie sollte sie denn das? Natürlich, nein. Das alles mußte sie sich doch jetzt erst suchen.

„Werden Sie“ — ein dumpfes Stocken war in der Frage der Adelgunde — „werden Sie sich eine Stelle in Berlin suchen?“

Die Anna zupfte an ihrem Kleide, indem sie an der anderen vorbeisah. „In — Berlin?“ Mit einem Tone brachte sie das heraus, als hörte sie den Namen der Stadt zum erstenmal in ihrem Leben. Da lagen doch andere Städte viel näher. Sie wußte ja auch noch gar nicht, ob sie überhaupt in eine Stadt gehen würde. „Warum meinen Sie denn grade in — Berlin?“

Warum sie das meinte — wie unschuldig die Frage klang! Wie niederträchtig unschuldig! Sie zitterte vor Wut, die Adelgunde. Sie hatte ein Gefühl, daß sie jetzt schon, im ersten, allerersten Augenblick belogen und betrogen wurde. Dabei widerstrebte es ihr, zu sagen, warum sie nach Berlin gefragt hatte; möglicherweise hätte sie ja das Mädchen gradezu darauf hingelenkt, daß sie ihm dort begegnen könnte, begegnen würde. Sie geriet in eine Art von Verzweiflung und wie immer in diesem Zustande fand sie keinen anderen Ausweg, als den der durchstoßenden Leidenschaft: „Aber Sie haben's unterschrieben, daß Sie ihm nicht mehr nachgehen wollen und in den Weg kommen! Unterschrieben haben Sie sich darauf und verschworen!“

„Mein Gott, ja“ — sie zuckte ein wenig mit den Achseln,

die Anna, als wenn sie andeuten wollte, daß es nicht nötig sei, so zu schreien. Sie hätte ja doch gelesen und wüßte, was sie unterschrieben hätte. Dann aber trat sie einen Schritt weiter auf die Tür zu und räusperte sich in einer nicht mißzuverstehenden Weise; es wurde nun wirklich Zeit, daß sie hinaus und auf das Schloß zurückkam. Die Adelgunde mochte es selbst so empfinden; sie drehte den Schlüssel zurück, dann trat sie, wie geschlagen und besiegt, von der Tür zur Seite und wandte den Kopf ab, als wollte sie das Mädchen und überhaupt nichts mehr sehen. Mit einem spitzigen „Adieu" schritt die Anna Klebschmann an ihr vorüber, öffnete sich selbst die Tür und ging hinaus.

Sie ging ganz leise; solange sie noch im Hausflur war, auf den Zehen, dabei ganz schnell. Sie hatte die Empfindung, als wäre sie in einem Tigerkäfig gewesen und als könnte der Tiger jeden Augenblick hinter ihr drein kommen. Darum nur schnell hinaus! Nur schnell! Als die Haustür hinter ihr zufiel, atmete sie auf. Jetzt war sie ja wohl in Sicherheit. Aber sie blickte nicht zurück, sondern setzte ihren Weg fort, so rasch sie konnte. Erst nachdem sie um die Ecke der Dorfstraße herumgebogen war und nun, wie sie wußte, kein etwa nachspähender Blick aus dem Pfarrhause sie mehr erreichen konnte, mäßigte sie den Gang und wurde ruhiger. Das war ja fabelhaft, was sie da erlebt hatte! Das war ja fabelhaft! Vorläufig lag die Erinnerung noch wie ein unheimlicher Schatten in ihrem Innern; mit jedem Schritt aber, der sie der Sicherheit, der gewohnten Umgebung wieder näher brachte, lichtete sich das Dunkel. Und als sie das Schloß wieder betrat, war sie innerlich bereits dahin gelangt, daß nur noch ein tolles, vergnügtes Lachen in ihr war. Jetzt gehörte ihr ja die Welt!

Darum kein Zögern mehr, sondern das neue Leben energisch in die Hand genommen: gleich am nächsten Tage kündigte sie ihrer Frau Baronin. Natürlich geschah es unter der verbindlichsten Form. Wie ein Schmeichelkätzchen schnurrte sie eine ganze Tonleiter von Danksagungen für die gute Behandlung, die schöne Stellung und so weiter, herunter. Einzig und allein der Wunsch von Verwandten konnte sie veranlassen, die sie näher in Berlin bei sich zu haben wünschten.

Die Folge davon war, daß sie ein sehr gutes Zeugnis erhielt, das ihr die Baronin, damit sie es in Berlin als Empfehlung benutzen könne, sogleich ins Dienstbuch schrieb. Und nach-

dem dies bewerkstelligt war, setzte sie sich hin und schrieb zwei Briefe, beide nach Berlin. Der eine war an die Herrschaft gerichtet, die die Jungfer, „wo möglich vom Lande", suchte, und bei diesem Briefe gab sie sich große Mühe, sowohl was die äußere Form der Handschrift, als was den Inhalt betraf. Ihr Dienstbuch mit dem famosen Zeugnis fügte sie bei; wenn es der geehrten Herrschaft „konvenierte" sie zu „engagieren", könnte sie das Buch gleich behalten und ihr zurückgeben, wenn sie selbst nach Berlin käme.

Dieser Brief bedeutete das Geschäft, und nach dem Geschäft kam das Vergnügen, nämlich der zweite Brief, der an den Unteroffizier, jetzt Sergeanten Herrn Franz Kruschanski in Berlin ging. Zunächst beglückwünschte sie ihn zum eben erhaltenen „Sergeantenknopf", sodann berichtete sie haarklein alles, was zwischen ihr und dem schwarzen Holz, der Adelgunde, sich begeben hatte. Und diese Schilderung bereitete ihr ein so „diebisches" Vergnügen, daß sie ihre Feder wie in einem Lustgarten darin spazieren gehen ließ. Für alle Not und Angst, die sie von der „Schwarzen" hatte ausstehen müssen, nahm sie Rache, indem sie mit höhnisch-ironischer Ernsthaftigkeit von den Verpflichtungen Mitteilung machte, die jene ihr in blutigem Ernste auferlegt hatte. Feierlich, durch Unterschrift hätte sie versprechen müssen, dem Herrn Franz Kruschanski keine niedlichen Gesichter mehr zu machen, ihm nicht mehr nachzugehen, nie mehr in den Weg zu kommen. Also hielte sie es für ihre Pflicht, dem Herrn Franz Kruschanski dies alles anzuzeigen, damit er wüßte, woran er wäre, damit er sich vor ihr in acht nehmen könnte. Als sie dann noch hinzusetzte, daß sie, um gleichfalls ihren Verpflichtungen zu genügen, sich bereits verändert und nach einer Stellung in Berlin umgesehen hätte, die sie nun wohl bald auch antreten würde, und daß sie auf diese Weise den Wünschen der Mamsell Adelgunde in jeder Beziehung entgegenzukommen glaube, mußte sie die Feder aus der Hand tun, weil das Lachen sie zu sehr stieß. Ihr war gewesen, als hätte sie von Berlin bis hier herüber, wo sie saß, das Gelächter gehört, das der Herr Franz Kruschanski anschlagen würde, wenn er dieses läse. Mit einem „Ihre, auf höheren Befehl für immer von Ihnen getrennte Anna Klebschmann" schloß sie alsdann das lustige Schreiben, das sie sogleich, zusammen mit dem anderen Brief, in den Briefkasten beförderte.

Auf dieſe Art erfuhr denn alſo der Herr Franz Kruſchanski, wie die Dinge ſtanden. Allerdings hatte er den Brief des Mädchens mit einem Lächeln geleſen, einem kühl-überlegenen, wie er es immer zu zeigen pflegte. Ein herzhaftes Lachen gab ſeine Natur überhaupt nicht her; darum hielt er es für unter ſeiner Würde. Wenn der Menſch aber nicht lacht, ſondern nur lächelt, bleibt ihm Freiheit, gleichzeitig nachzudenken. Und alſo dachte er nach. Zweierlei war ihm klar: dieſe ſonderbare Perſon, die Adelgunde, war bis über die Ohren, mit Leib und Seele, wie eine Raſende in ihn verliebt, und ſodann: dieſe ſelbe ſonderbare Adelgunde hatte Geld. Beides war ihm ja eigentlich ſchon bekannt geweſen, das erſtere aus Erfahrung, das zweite vom Hörenſagen. Jetzt aber hatte er für beides urkundliche Beweiſe. Und was für welche! Die Geſchichte mit dem Abkauf der Anna Klebſchmann und mit der Verſchreibung „ging ja wirklich über alle Bäume“, das mußte ſich ſogar der immer ruhige Herr Franz Kruſchanski eingeſtehen. Daß ſie „eine Maſſe“ Geld beſäße, hatten die Leute erzählt, er als großſtädtiſcher Skeptiker hatte es nur halb geglaubt. Jetzt mußte er es wirklich glauben. Wer ſo ohne weiteres — wie er mit einem nochmaligen noch kühleren Lächeln bei ſich feſtſtellte — ſo eigentlich für nichts und wieder nichts fünfzehnhundert Mark wegwerfen konnte, der mußte doch wirklich eine Maſſe Geld haben. Denn ihr letztes würde es doch jedenfalls nicht geweſen ſein.

Nachdem Herr Franz Kruſchanski in dieſer Weiſe nachgedacht hatte, zog er die Folgerungen. Dieſe lauteten äußerſt günſtig für ihn: zu Hauſe, da in Thüringen, ſaß eine Frauensperſon, eine wohlhabende, die er jeden Augenblick, ſobald er wollte, zur Frau bekommen konnte. Hübſch war ſie nicht — allerdings — eher das Gegenteil davon. Aber — du mein Gott. — — Zum Erſatz dafür kam ſchon in nächſter Zeit ein allerliebſter „Käfer“ nach Berlin, der ihm ja nicht in den Weg zu laufen brauchte, dem er aber in den Weg kommen konnte, ſo oft es ihm beliebte. War denn die Wohnung der neuen Herrſchaft angegeben? Raſch ſah er noch einmal in den Brief. Natürlich, da ſtand es ja. Die „Kröte“ dachte doch auch an alles. Bis zur Zivilverſorgung dauerte es nun nicht mehr allzulange. Herr Franz Kruſchanski machte es im Geiſte, wie er es beim Zahlmeiſter, bei dem er auch von Zeit zu Zeit Hilfsdienſte leiſtete, beim Abſchluß von Rechnungen in der Praxis

tat: er machte unter seine Gedanken einen Strich und schrieb darunter „Fazit". Das Fazit aber lautete: die eine sich holen und die andere nicht lassen. Wie das später einzurichten sein würde, um etwaigen Zusammenstößen vorzubeugen — nun — wenn das überhaupt eine Sorge war, so war es jedenfalls eine für später. Jetzt hieß es, die Sache in die Wege leiten, die Sache, wie er sich ausdrückte, „deichseln". Und das mußte im nächsten Sommer in Angriff genommen werden.

Im Sommer also, richtiger gesagt zu Beginn des Herbstes, ging dann in dem thüringischen Dorfe, unweit der Saale, der Stern wieder auf, der alljährlich dort Gastrollen zu geben pflegte: der schöne Sergeant Franz Kruschanski. Er kam vom Manöver, das soeben gewesen war; er war noch vom Wetter gebräunt, von der Sonne verbrannt, er sah beinah noch besser aus als gewöhnlich. Alle bemerkten das, eine mehr als alle, die Adelgunde, die ihn gleich am Tage seiner Ankunft gesehen hatte. Denn gleich am ersten Tage war er beim Garten des Pfarrhauses vorübergegangen. Sie war mit ihrer Pastorsfrau im Gespräch gewesen, hinten im Garten, darum hatte sie nicht an den Zaun gehen können. Aber von dort hinten hatte sie ihn gesehen, wie er am Zaune entlang ging, ganz langsam — ja wirklich, es war keine Einbildung — ganz langsam, viel langsamer als früher, und wie er im Vorübergehen in den Garten hereinblickte, — sie hatte es sich zuerst selbst nicht gestehen wollen, aber es war so, er hatte hereingeblickt! Wie einer, der nach jemandem sucht, so hatte er hereingeblickt. Wirklich? So verwirrt war sie geworden, als sie das bemerkte, so ganz benommen, daß sie kaum mehr verstanden hatte, was die alte Pastorin sagte. Als wenn sie Wein getrunken hätte, wie berauscht war sie alsdann in ihre Kammer zurückgekehrt und in ihrem Innern war etwas, wie ein großes, wogendes, wonnig warmes Meer, ein Summen und Sausen, Rauschen und Flüstern: „Er hat ausgeschaut und nach dir hat er gesucht! Nach dir hat er gesucht!" Sie wußte kaum, wo sie bleiben, was sie tun und lassen, was sie mit sich machen sollte. Sie wollte sich setzen — sie konnte nicht sitzen; sie erstickte ja vor Seligkeit. Sie stand wieder auf, sie ging umher. Endlich trat sie an die Wand, hob beide Arme auf und legte sie an die Wand, und dann mit Gesicht und Brust drückte sie sich gegen die Wand, und so an der steinernen Mauer kühlte sich das glühende, liebestrunkene Weib.

Als sie am frühesten Morgen des nächsten Tages ausging, um Einkäufe für den Hausbedarf zu machen, schickte sie die Blicke umher, ob sie irgendwo die Uniform aufblitzen sähe. Sie sah nichts. Herr Franz Kruschanski war auf Urlaub; wenn Menschen auf Urlaub sind, stehen sie so früh nicht auf.

Mittags aber war sie bei den Gemüsebeeten im Garten. Diesmal war sie allein, und was ihr heute früh versagt geblieben war, sollte ihr jetzt zuteil werden: mit gemessenen Schritten kam einer die Dorfstraße entlang, und das war der Franz Kruschanski. Die Herbstsonne blitzte in den Knöpfen seines Waffenrocks. Weiße Beinkleider trug er heute nicht, dazu war es schon zu kühl; aber auch die dunklen, tuchenen kleideten ihn gut. Die Spitzen seines blonden Schnurrbartes waren emporgedreht; die waschledernen Handschuhe, die er an den Händen trug, waren schneeweiß. Und indem er so mit einer gewissen würdevollen Zierlichkeit einherschritt, machte er den Eindruck eines Mannes, der zu einem Unternehmen geht, bei dem es mehr auf gewinnende als auf gebietende Eigenschaften ankommt, und der sich bewußt ist, daß er über beide verfügt.

Als er in die Nähe des Gartenzaunes gelangt war, verlangsamte sich sein Schritt. Aus dem Innern des Gartens kam die Adelgunde heran. Ihre Bewegungen, die immer, wenn sie diesen Gang machte, denen einer Schlafwandlerin glichen, sahen heut noch absonderlicher aus als gewöhnlich, beinah wie die eines Automaten, dessen hölzerne Gliedmaßen von einem Räderwerk im Innern regiert werden.

Und nun geschah, was bisher noch nie geschehen war: Herr Franz Kruschanski blieb stehen. Er blieb stehen, die Hand an der Mütze, und mit einer respektvollen Verbeugung begrüßte er die Adelgunde. Wäre diese eine weltläufige Person gewesen, so hätte sie den höflichen Gruß mit einem Gegengruß, einem Knicks oder einer Verbeugung erwidert. Aber — Herr Kruschanski stellte das bei sich fest, ohne dabei eine Miene zu verziehen — sie war doch auch nicht ein bißchen weltgewandt, beinah unmanierlich; darum tat sie nichts, als daß sie hoch aufgerichtet stehenblieb und ihn mit großen, weiten, traumerfüllten Augen, mit einem Blick anstarrte, als sähe sie etwas noch nie Gesehenes, ein Wunder.

Mit ruhiger Sicherheit trat der schöne Mann dicht an den Zaun heran, und über die Planken des Zaunes hin richtete er

mit halblauter Stimme eine wohlgesetzte Anrede an die Adelgunde. Da er sich die Worte vorher sorgfältig überlegt und zurechtgemacht hatte, so gingen sie ihm glatt wie Butter vom Munde: Wie sehr er sich freue, Bekannte wiederzufinden, da andere, wie zum Beispiel Fräulein Klebschmann, den Ort ja verlassen hätten. Wie hoch er es achte, daß er Fräulein Adelgunde immer und immer bei der Arbeit fände. Denn auch er wisse ja, was Arbeit bedeutete, und dadurch bekäme man Hochachtung vor der Arbeit und dem Fleiß. Und wie sehr erfreut er sei, Fräulein Adelgunde so wohl aussehend zu finden, denn sie sehe sehr wohl — ja wirklich — sehr gut aus. Indem er dies letzte sprach, ließ er ein künstliches Stocken zwischen seinen Worten entstehen, das ihnen den Anschein gab, als sei etwas, wie eine süße Verwirrung über ihn gekommen. Er legte Nachdruck darauf, daß sie „sehr gut" aussehe und begleitete diesen Satz mit einem Blick, den er ruhig, zielbewußt und deutungsvoll in die Augen des Weibes hineingehen ließ.

Während das alles sanft, wohllautend, wohlwollend zu ihr herüber plauderte, stand die Adelgunde immer noch wie eine Bildsäule. Ob sie überhaupt verstand, was er sprach? Es sah so aus, als hörte sie nur den Klang seiner Stimme. Und diesem Klange lauschte sie, als vernähme sie eine himmlische Musik. Ihre Hände hatten sich unwillkürlich im Schoße zusammengelegt; über ihr Gesicht breitete sich etwas wie ein lichter Schein. Alles Finstere, Harte, Feindselige war daraus verschwunden, an seine Stelle war ein Lächeln getreten, ein blödes, schwärmerisch verzücktes. Und indem sie so mit verschränkten Händen, halb offenem Munde dem Manne gegenüber stand, sah sie wirklich nicht viel anders aus, als wie eine vor ihrem Fetisch in Andacht versunkene Wilde.

Franz Kruschanski wurde sich endlich klar, daß auf keine Weise etwas aus ihr herauszubringen war. Sein Unterhaltungsstoff war erschöpft. Er fing an sich zu langweilen. Indessen wollte er nicht davongehen, ohne seine Sache wenigstens um einen Schritt gefördert zu haben.

Jetzt müßte er gehen, meinte er, aber — hm — er hätte vielleicht noch einiges mit Fräulein Adelgunde zu besprechen. Hier, über den Zaun hin, wo jeder Dritte es hören könnte — vielleicht — daß er sie einmal auf ein Plauderstündchen besuchen dürfte? Hm, vielleicht morgen nachmittag?

Nun kam Leben in die erſtarrte Geſtalt. „Kaffee werde ich kochen," ſagte ſie eifrig flüſternd. „Morgen nachmittag. Darf ich Sie einladen? Wollen Sie Kaffee mit mir trinken?"

Er war bereit. „Hier durch die Gartentür?" fragte er noch.

„Ja, ja," durch die Gartentür möchte er nur eintreten. So brauchte er an der Haustür nicht zu läuten. Sie gab ihm eine Stunde an. Um die Stunde ſchliefen die alten Paſtorsleute.

„Alſo auf morgen."

Mit verbindlichem Gruß und einem Lächeln, das ihr Herz vor Wonne erſchauern machte, „weil er doch wie eine Sonne ſelbſt ausſah, wenn er ſo lächelte", verneigte und verabſchiedete er ſich.

Auf morgen — wie lange das dauerte, bis daß der heutige zum morgigen Tag wurde! Wie lange die Nacht währte, in der ſie wieder und wieder aus dem Schlafe erwachte, von ſeliger Ungeduld geweckt. Bis daß ſie endlich, als das erſte Morgengrau durch die Fenſterladen ſchimmerte, die Arme über dem Geſicht verſchränken konnte, die weißen, mächtigen Arme, und bebend in ſich hineinſtammeln konnte: „Heute." Heute würde er zu ihr kommen, der erſehnte, herrliche, der geliebte Mann. Mit einem ſchauernden, beinah andächtigen Gefühl erhob ſie ſich vom Lager. Sie war jetzt wirklich wie die „demütige reine Magd", die ſich bereitete, ihren Gebieter und Herrn zu empfangen. Ihn würdig zu empfangen, dazu mußte ſie ſich ſchmücken. Immer hatte ſie ihren Körper reinlich gehalten — heute tat ſie beſonderes: ſie wuſch ſich vom Kopf bis zu den Füßen. Vielleicht — und bei dem Gedanken ſchlug ihr das Herz, als wollte es aus der Bruſt ſpringen — würde er ſie küſſen; dann wollte ſie das Bewußtſein haben, daß er wirklich ein reines Weib küßte. Denn bei aller Sinnenglut, die wie ein ſchwelendes Feuer in ihr aufſtieg, fühlte ſie doch ganz keuſch und rein. Als wenn ſie von etwas Heiligem durchleuchtet würde, ſo trug ſie ihre große Liebe in ſich. Die Tränen kamen ihr in die Augen: wenn er ſie doch nur etwas, nur ein wenig lieben wollte! Sorgfältiger als gewöhnlich ſtrählte ſie heut ihr ſchwarzes Haar. Vor dem Spiegel ſtehend, freute ſie ſich an der ſchweren Fülle, und wieder betrachtete ſie ihren nackten, weißen Hals, den die alte Frau ſo ſchön gefunden hatte. Wenn er doch nur ihm gefallen wollte! Wenn ihm doch nur etwas an ihr gefallen, wenn er ſie lieben, wenn er ſie doch nur lieben wollte!

Immer wieder, indem sie sich langsam ankleidete, versank sie in sinnendes Nachdenken: wie das nur gekommen sein mochte, daß er plötzlich so anders, so freundlich zu ihr geworden war? Ob es wirklich nur daher kam, daß die andere nun aus seinem Wege war? Denn daß diese ihm von den Vorgängen Mitteilung gemacht haben könnte, das kam ihrer ehrlichen, bis zur Dummheit ehrlichen Natur auch keinen Augenblick in den Sinn. Seitdem sie die Verschreibung in Händen hatte, glaubte sie wirklich eine Mauer zwischen dem Manne und dem Mädchen errichtet zu haben. Seitdem ihr die Anna, die zum Beginn des vergangenen Winters ihre Stellung verlassen hatte, nicht mehr unter die Augen kam, war ihr Mißtrauen eingeschlafen. Daher erschien es ihr wie etwas Unbegreifliches, beinah Wunderbares, daß sein Herz sich ihr plötzlich zugewandt hatte. Und das eben machte die an sich so schöne Sache zu einer wundervollen, geheimnisvoll erhebenden. Ihr Herz strömte von Dankbarkeit zu ihm über. Wie hatte die alte Leibold gesagt? „Der Mann, der Sie einmal zur Frau bekommt, kann ganz zufrieden sein." O ja, er sollte zufrieden sein! Eine gute Frau wollte sie ihm werden, eine treue — das verstand sich von selbst — aber auch eine, die ihm helfen, die ihm geben wollte, alles. Ja — alles. Unwillkürlich, indem sie das dachte, blickte sie nach dem Schrank. Sie hatte ja in der Zwischenzeit wieder hineingesehen und festgestellt, daß durchaus nicht alles fort, daß unter der Wachsleinwand noch manches vorhanden war. Und das alles, wenn er wollte, sollte er haben, wollte sie ihm geben. Eine Gewalt war über sie gekommen, stärker als die Gewalt des Geizes, eine reine Flamme, die die unreine verzehrte. Und wenn jemals das flachherzige Geschwätz, das heutigen Tages die Liebe verleumdet und in ihr nichts weiter sehen will, als eine Ausgeburt des Egoismus, handgreiflich, tatkräftig widerlegt wurde, so geschah es in diesem einsamen, einfachen, unwissenden und ungebildeten Weibe, in welchem die Liebe aufstand wie eine heilige, reine, die Seele von allem Schmutz habgieriger Ichsucht reinigende Macht.

Wie unter einem geweihten Bann ging sie den ganzen Tag umher. Gleich am frühen Morgen, bei ihrem ersten Ausgang, hatte sie beim Bäcker Kuchen gekauft, vom allerfeinsten, den sollte er vorgesetzt bekommen. Dann hatte sie ihren sorgsam behüteten Schatz, die beiden Tassen, hervorgeholt, die ihre Eltern einstmals vor Jahren zur silbernen Hochzeit geschenkt bekommen hatten.

Zwei große Tassen, auf denen in einem Geranke von silbernen Blumen mit vergoldeten Buchstaben „Dem Silber-Bräutigam“ geschrieben stand und „Der Silber Braut“. Aus denen wollte sie heute mit ihm Kaffee trinken. Wie eine süße Vorbedeutung empfand sie es, daß ihr erstes Zusammensein unter dem Wahrzeichen einer silbernen Hochzeit stattfinden würde. Jeder Gedanke in ihr war rein, jedes Gefühl war gut — wer es vermocht hätte, in die Seele des seltsamen Geschöpfes hineinzusehen, wäre zu der Erkenntnis gelangt, daß die Maße ihrer Seele denen des hochgewachsenen Leibes entsprachen.

So war nun endlich die Stunde gekommen, da sie in die Gartentür treten und ihn erwarten konnte. Lange brauchte sie auch nicht zu warten; mit der Pünktlichkeit des ordnungsliebenden Unteroffiziers erschien er. Glatt, sauber, hübsch und höflich wie immer. Trotz aller Sicherheit war aber sogar er heut von einer gewissen Befangenheit nicht ganz frei. Bei der Adelgunde war diese so stark, daß sie kein Wort der Begrüßung hervorzubringen, ihm vielmehr nur stumm die Hand zu reichen vermochte. Diese Hand aber brannte heiß und nachdem sie die seinige ergriffen hatte, ließ sie nicht wieder los, so daß es sich anfühlte, als wäre sie vom Augenblick an, da sie seine Hand berührte, mit dieser verwachsen. Der gebildete Franz Kruschanski war zu höflich, sich ihr gewaltsam zu entziehen, und also war die Folge, daß sie Hand in Hand, Schritt für Schritt, ohne ein Wort zu wechseln, durch den Garten ins Haus, bis in die Stube der Adelgunde zogen. „Ungefähr wie ein Leichenzug,“ stellte Herr Kruschanski für sich fest. Ihm war der feierliche Aufzug im Grunde der Seele zuwider, und verstohlen sah er sich um, ob auch niemand von draußen zusähe — es hätte ja komisch aussehen müssen.

Nachdem sie in das Zimmer eingetreten waren, ergriff sie auch seine andere Hand, blieb vor ihm stehen, und „ach nun — guten Tag,“ sagte sie, „guten Tag, guten Tag“.

Ihre Worte schwollen ihr förmlich aus der Brust, ihr mächtiger Busen hob und senkte sich, und ihre Augen überschütteten ihn mit Liebe. Herr Kruschanski bekam ein Gefühl, als würde die hohe Gestalt — sie war ebenso groß, fast noch um eine Linie größer als er — im nächsten Augenblick die Arme öffnen und ihn an sich reißen; daran lag ihm durchaus nichts. Mit verbindlichem aber etwas gezwungenem Lächeln bog er ein

wenig das Haupt zurück, um ihr anzudeuten, daß sie ihre allzu stürmische Leidenschaft vorläufig noch mäßigen möchte. Schwer aufatmend ließ sie seine Hände frei.

„Wollen Sie Platz nehmen?" fragte sie. Sie deutete auf den Tisch, der mit einem schneeweißen Leinen gedeckt war und auf dem die beiden Tassen sowie ein Kuchenteller standen. „Ich habe den Kaffee in der Küche warm gestellt — Sie erlauben, daß ich ihn bringe?"

Er verbeugte sich. Während sie draußen war, sah er sich im Zimmer um. Schön war es eigentlich nicht, eher im Gegenteil recht dürftig. Hätte das, was ihn herführte, auch nur im mindesten der Liebe ähnlich gesehen, so hätte diese durch den Anblick des kahlen Raumes und den Eindruck, den ihm das Weib soeben gemacht hatte, eine bedenkliche Abkühlung erleiden müssen. Denn sie hatte ihm wenig, richtiger gesagt, gar nicht, aber auch gar nicht gefallen. Als sie so vor ihm stand in ihrer schier überlebensgroßen Überschwenglichkeit, hatte er an das niedliche Ding denken müssen, die Anna Klebschmann, und dabei war ihm die schwarze Riesin einfach lächerlich, beinah widerwärtig erschienen. Eins aber war, was ihn mit seinem Entschluß, hergekommen zu sein, versöhnte, das war der Anblick des großen nußbaumenen Schrankes dort drüben an der Wand. Wenn der Schrank hielt, was er versprach, dann war alles gut. Denn er versprach, wie er so massig, ruhig und feist dastand, wirklich viel. Das gab ihm seine gute Laune wieder, so daß, als jetzt die Adelgunde mit einer dickbauchigen Kaffeekanne in den Händen zurückkehrte, er sich mit strahlend liebenswürdigem Lächeln von dem Stuhle erhob, auf den sie ihn genötigt hatte.

„Ach — aber Sie werden doch um meinetwegen nicht aufstehen?" sagte sie, indem sie die Kanne auf den Tisch setzte. Der Ton, in dem sie das vorbrachte, war so demütig, daß er an Unterwürfigkeit grenzte. Herr Kruschanski lächelte immer weiter; auf die Art verbarg er am bequemsten, was er meinte: ein Pudel, der sich einem zu Füßen kuscht, wäre ja, mit der da verglichen, ein stolzer Mann gewesen.

Er hatte sich wieder gesetzt. Sie schenkte ihm ein. Aus der Tasse duftete ihm ein vortrefflicher Kaffee entgegen. Er kam zu der Ansicht, daß sie für das „was man so im Hause braucht" eine ganz brauchbare Person sein würde. Beinah an sich halten aber mußte er, um nicht laut herauszulachen, als sie nun einen

zweiten Stuhl neben den seinigen rückte und mit dunkler, verhaltener Stimme fragte: „Erlauben Sie, daß ich mich neben Sie setze?"

„Aber ich bitte," entgegnete er. Er schob sich ein wenig zur Seite. Sie setzte sich und zog den Kuchenteller näher zu ihm heran, damit er besser zulangen könnte. Während er mit einer Eßlust, wie nur ungestörteste Seelenruhe sie ermöglicht, sich an Kaffee und Kuchen gütlich tat, saß sie, ohne einen Bissen anzurühren und sah ihn unausgesetzt an. Solange er mit Essen und Trinken beschäftigt war, ließ er sich dadurch wenig anfechten, als er aber fertig geworden war, wurde es ihm langweilig, so fortwährend stumm angegafft zu werden. Er lehnte sich zurück. Würde ihr denn gar nichts einfallen, daß sie endlich einmal ein Wort sprach? Aber die Unterhaltungsgabe schien ihr wirklich gänzlich versagt zu sein. Was also half's? Zu einem praktischen Ergebnis mußte man doch gelangen.

„Aber wirklich," hob er unvermittelt an, indem er zu dem Schrank hinüberblickte, „einen Schrank haben Sie da — man kann nicht anders sagen, der ist wirklich schön."

Eigentlich hatte er sich ja vorgenommen, viel feiner, auf Umwegen zu dem Endzweck zu gelangen, den er mit seinem Besuche verband; aber die Schweigsamkeit des Weibes, die eine „gebildete" Unterhaltung ganz unmöglich machte, reizte ihn, so mit der Tür ins Haus zu fallen.

„Der hat's in sich," fuhr er fort, indem er seine eigene Bemerkung belachte, „man sieht's ihm an."

„O sehen Sie," erwiderte sie und ihre Worte klangen aus solcher Innigkeit herauf, daß eine feinere Natur staunend gewahr geworden wäre, in welch einer Fülle unausgesprochenen inneren Lebens sich die stumme Seele dieses einsamen Weibes bewegte, „wenn ich dächte, daß Sie etwas von dem brauchten, was da drin ist, Sie sollten es haben; alles sollten Sie haben."

Das waren eigentlich die ersten zusammenhängenden Worte, die sie zu ihm sprach, und mit ihren ersten Worten gab sie sich gleich hin, rückhaltlos und ohne Vorbehalt. Einigermaßen erstaunt hörte Herr Kruschanski ihr zu. Ohne daß sie von ihm noch ein Wort empfangen hatte, das ihr Gegenliebe oder irgendwelche Gegenleistung versprach, brachte sie ihm in offenen Händen alles dar, so daß er nur zuzugreifen brauchte. Eine solche Natur war ihm völlig unverständlich. Und wie nun einmal Menschen seiner

Art jeder anders geartete, ihnen unverständliche Mensch schlechthin — dumm erscheint, so kam er zu dem Schluß, daß diese Person wirklich unglaublich dumm sein müßte.

Indem sie aber sprach, hatte die Adelgunde sich zu ihm hin, so tief auf die Tischplatte hinab gebeugt, daß ihre Augen jetzt von unten zu ihm auf, in sein Gesicht sahen. Und an dem Ausdruck ihrer Augen erkannte er, daß sie allerdings etwas von ihm begehrte, daß sie sehnend, flehend, glühend etwas von ihm verlangte: seine Liebe. Irgendwie erkenntlich mußte er sich doch für ihr Entgegenkommen zeigen, das gebot ja schon die äußerliche Höflichkeit. „Wie freundlich Sie sind," sagte er mit etwas verlegenem Ton, weil er selbst fühlen mochte, wie kläglich seine Worte gegenüber dem großen Gefühlsausbruche klingen mußten, der von da drüben zu ihm gekommen war. Er neigte das Gesicht ein wenig zu ihr nieder — und im nächsten Augenblick war es ihm, als ob ihm die Sinne vergehen sollten, als wenn ein Wirbelsturm über ihn gekommen wäre, vor dem er sich nicht zu lassen und zu retten wußte: das Weib an seiner Seite war aufgesprungen, hatte beide Arme um seinen Hals geworfen und nun, mit Küssen, wie er solche noch nie empfunden und erlebt hatte, überflutete sie ihm Kopf und Haare und Gesicht.

„Aber ich bitte," sagte er, soweit er überhaupt etwas zu sagen vermochte, denn er erstickte gradezu, der Atem war ihm genommen. „Aber ich bitte — ich bitte" — er bog den Kopf nach rechts und nach links, er sträubte sich, versuchte sich zu befreien — nichts half — die Arme ließen ihn nicht frei. Und was für Arme das waren! Sie hatte, als sie vorhin den Kaffee vom Herde hob, die Ärmel zurückgestreift, so daß sie ihn jetzt mit entblößten Armen umschlungen hielt. Er fühlte an seinem Halse, an seinem Gesicht die nackten weichen und doch so mächtigen Gliedmaßen, von denen eine Wärme ausging, als wenn sie in Flammen ständen. „Wie die Arme eines Grenadiers," dachte er bei sich. Dabei ließ das Küssen nicht einen Augenblick nach, und in hellem Ärger fühlte er, wie ihre Lippen ihm die ganze Frisur zuschanden küßten. Das war ihm das Allerunangenehmste. Und während sie so wie eine Rasende über ihn her war, stammelte sie abgebrochene Laute, die er zunächst gar nicht verstand, bis daß er hörte, wie sie: „Wollen wir uns heiraten?" fragte, „wollen wir uns heiraten?" „Ein gradezu gewalttätiges Weib," dachte er für sich; „so nimmt die die Führung

der Sache in die Hand!" Anfänglich wollte er nichts erwidern; die Gewaltsamkeit, mit der sie verfuhr, war ihm zu unangenehm, entwürdigte ihn vor sich selbst. Schließlich überlegte er jedoch, daß sie eine Tollwütige und er der Vernünftige war, und daß man Verrückten gute Worte geben muß, wenn man sie los werden will. Auch war ja das, was sie ihn da fragte, eigentlich genau dasselbe, was er sie hatte fragen wollen, nur daß es jetzt eben von der umgekehrten Seite kam. Als sie daher noch einmal das: „Wollen wir uns heiraten?" mit einem schier versengenden Atemzuge in sein Ohr flüsterte, packte er mit beiden Händen ihre Arme, riß sie sich vom Halse und: „Aber ja doch!" schrie er sie voller Ungeduld, beinah wütend an, „dazu bin ich ja doch hergekommen."

Unwirsch blickte er vor sich hin. Dann tupfte er sich mit den Fingern in die Haare — natürlich, der ganze Scheitel war zerstört! Wenn man einem auch so ungeschlacht in die Haare fährt! Mit Maul und Nase und der ganzen Physiognomie! Er sah sich um — gab es denn gar keinen Spiegel in der elenden Bude? Na, dort hing ja einer. Er erhob sich, trat vor den Spiegel, und mit zwei kleinen Haarbürsten, die er aus der hinteren Rocktasche hervorholte, brachte er umständlich sein Haar wieder in Ordnung.

Unterdessen stand die Adelgunde zur Seite und wagte ihn mit keinem Laut zu unterbrechen. Ihr Busen hob und senkte sich noch immer — sie ließ den Atem durch die Nase gehen, um kein Geräusch zu machen. Wie ein großes, ungeschicktes Kind, das nachträglich zum Bewußtsein kommt, daß es etwas Unerhörtes getan hat, so verdonnert stand sie da.

Mit beleidigtem Gesichtsausdruck kehrte Herr Kruschanski zu seinem Sitze zurück. Sie stürzte an den Tisch. „Ach nicht wahr, ich darf Ihnen noch eine Tasse Kaffee einschenken?" Er ließ es sich gefallen, indem er ein geringschätziges Lächeln zeigte. Als sie das gewahrte und daraus entnahm, daß er noch immer gekränkt sei, überkam sie die Verzweiflung. Sie mußte ihn wieder gut machen, mußte, und da ihr gar kein Mittel dazu einfiel, warf sie sich vor seinem Stuhle auf die Knie, legte beide Arme auf seine Knie und hob das Gesicht, das jetzt totenblaß geworden war und über das die Tränen flossen, zu ihm auf: „Seien Sie mir doch nur um Gottes willen nicht böse; ich hab's ja gut gemeint!"

O ja, wahrhaftig, sie hatte es gut gemeint. Und wenn auf dem Stuhle dort, auf welchem der Herr Kruschanski saß, „der Rechte" gesessen und herabgeblickt hätte auf das vom mächtigen schwarzen Haare umwogte Haupt, das sich jetzt auf die Arme niedergesenkt und darin vergraben hatte, auf diesen stolzen, jetzt in freiwilliger Unterwürfigkeit gebeugten und hingeworfenen Frauenleib, so würde er vielleicht zu der Erkenntnis gelangt sein, daß ihm da eigentlich etwas Schönes zu Füßen lag, vielleicht sogar etwas großartig Schönes.

Herr Kruschanski ließ sie eine Zeitlang liegen, indem er auf sie niederblickte, dann begnügte er sich damit, daß er ihr mit der flachen Hand über die nackten Arme strich.

„Schöne Arme haben Sie," sagte er mit wohlwollender Herablassung. Im stillen freilich dachte er an die zierlichen Arme der Anna Klebschmann, mit denen verglichen diese da ihm doch immerhin ein bißchen plump vorkamen.

Die Adelgunde aber, als sie das hörte, richtete ein glückseliges Gesicht zu ihm empor. Es war doch also etwas an ihr, das ihm gefiel, etwas das er lobte! Es drängte sie, ihrer Freude Ausdruck zu geben, ihrer Freude und ihrem Dank, denn jede kleinste Freundlichkeit von seiner Seite empfand sie wie ein großes Geschenk.

„Ach — wenn Sie nichts dagegen hätten," sprach sie stockend zu ihm hinauf, „möchte ich mir erlauben — Ihnen von da" — sie blickte zwinkernden Augens zum Schrank hinüber — „vielleicht etwas — anzubieten?"

Herr Kruschanski errötete ein wenig; Unwille aber war es wohl kaum, was seine Züge färbte. Dann lächelte er: „Aber so etwas hat doch Zeit," meinte er. Dabei schüttelte er das Haupt, mit einer Bewegung, die nicht grade wie Verneinung aussah und der Adelgunde reizend, aber wirklich ganz reizend erschien.

„Es sollte ja auch nicht hier und gleich jetzt sein," erklärte sie schamhaft weiter, „aber vielleicht — wenn Sie erlaubten — daß ich morgen in — in einen Brief einlegte?"

Herr Kruschanski mußte an sich halten, um den Gleichgültigen weiterspielen zu können. Die Sache ging ja flott voran; gradezu mit Siebenmeilenstiefeln!

„Wenn Ihnen soviel daran liegt und Sie durchaus wollen," sagte er. Dann brach er ab. Für sich überlegte er, daß wenn

man Geld in einen Brief einlegt, dies für gewöhnlich ein Schein zu ſein pflegt. Was für ein Schein es ſei, das würde er morgen erfahren und danach würde er beurteilen können, wie die Dinge in Zukunft ſich geſtalten würden.

Immerhin wurde er jetzt doch erheblich freundlicher zu ihr.

„Ich weiß gar nicht," ſagte er, „Sie knien da immer ſo" — er ſchien ſich erſt jetzt deſſen inne zu werden, daß ſie auf den Knien vor ihm lag — „ich bitte Sie" — er nahm ſie an den Händen, damit ſie, auf ihn geſtützt, ſich erhöbe. Als ſie den Druck ſeiner Hände empfand, verklärte ſich das Geſicht der Adelgunde von neuem. Hatte ſie ſich das nur eingebildet, oder war er wirklich zärtlicher geweſen als vorhin, als ſie ihm zum Empfange die Hand gereicht und er die ſeinige hineingelegt hatte? Indem die wuchtige Geſtalt langſam vom Fußboden aufſtieg, erhob auch er ſich vom Stuhl. Sie ſtanden ſich jetzt wieder nah gegenüber. Als wenn er etwas übriges tun wollte, lüftete Herr Kruſchanski ſeine Arme ein wenig nach beiden Seiten, ſo daß eine Bewegung entſtand, ungefähr wie wenn er geſagt hätte, „wenn du willſt, darfſt du mich noch einmal umarmen." Offenbar in dieſem Sinne verſtand es die Adelgunde. Beide Arme legte ſie um ihn her. Man ſah es ihr an, wie ſie ſich bemühte, vorſichtiger und manierlicher zu ſein, als das vorigemal, nicht ſo leidenſchaftlich, ſo wüſt. Als ſie indeſſen die Geſtalt des Mannes in ihren Armen fühlte, überkam der Taumel ſie dennoch wieder: ſie preßte ihn an ſich, als wenn ſie ihn zerbrechen wollte, und als er, nach Luft ringend, unwillkürlich aufſeufzte, erſtickte ſie ſeinen Mund unter raſenden Küſſen. Daß er ihre Küſſe eigentlich gar nicht erwiderte, bemerkte ſie dabei kaum; ihre Liebe war wirklich von der echten Art, die nur geben will und nicht ans Empfangen denkt.

Beinah gewaltſam mußte er ſich wieder befreien. Dann ſchob er ſich den Uniformsrock zurecht, den ſie ihm natürlich wieder ganz zerknautſcht hatte. „Gradezu eine Strapaze war es ja" — das ſtellte er bei ſich feſt, „von dieſer Frauensperſon geliebt zu werden." Und wenn nicht der Hinblick auf den Schrank geweſen wäre — aber dieſer Hinblick eben verſöhnte und verhinderte ihn, wieder ſo übellaunig zu werden, wie vorhin.

„Für heute muß ich nun gehen." Er griff nach der Mütze. Sehr ſchwer kam es ihm offenbar nicht an, den Bannkreis ſeiner Zukünftigen zu verlaſſen. „Übermorgen aber, oder in den nächſten

Tagen, hoffte er Zeit und Gelegenheit zu finden, daß er wieder herankommen könnte" — man hörte ihm an, daß er sich Zeit und Freiheit sicherte. Vielleicht auch, daß er zunächst abwarten wollte, von welcher Art der Brief morgen mit der „Einlage" sein würde. „Da können wir dann alles weitere besprechen — mit etwas mehr Ruhe vielleicht," fügte er hinzu, indem er ein andeutungsvolles Lächeln sehen ließ.

In schweigendem Gehorsam nahm die Adelgunde seine Weisungen entgegen. So ganz im Tone des vielbeschäftigten Mannes hatte er gesprochen, daß sie gar nicht zu fragen wagte, was ihn denn verhinderte, schon morgen wiederzukommen. Möglich auch, daß seine Andeutung „mit etwas mehr Ruhe vielleicht" ihr das Gewissen erregte, weil sie sich bewußt war, daß sie bei der letzten Umarmung wieder viel stürmischer geworden war, als es sich gegenüber einem so „feinen" Manne schickte. Also stand sie, indem er sich zum Fortgehen rüstete, regungslos inmitten des Zimmers und sah ihm mit stummen, heißen Augen zu. Ob er nicht noch einmal kommen und sie zum Abschied küssen würde? Er schien der Ansicht zu sein, daß es für jetzt genug damit sei; mit dem gewohnten höflichen Lächeln bot er ihr die Hand. Und als sie ihm das Geleit zur Gartentür geben wollte, lehnte er ebenso höflich lächelnd aber bestimmt ihre Begleitung ab. „Wenn wir richtig verlobt sein werden," meinte er, freundlich erläuternd. Dann nickte er ihr noch einmal zu und war hinaus.

Ob er den Seufzer hörte, der hinter ihm drein ging? Schwerlich. Und wenn er ihn hörte, achtete er nicht darauf. Für jetzt nur fort und hinaus — das war's, worauf es ihm ankam.

Von der Adelgunde war der Seufzer gekommen, die einsam zurückblieb, mit seinem letzten Wort in den Ohren, mit ihrem schweren Herzen in der Brust. „Wenn wir erst richtig verlobt sein werden" — wie ein reißender Strom hatte ihre Liebe sie dahingenommen; als seine Frau hatte sie sich empfunden, sein vermähltes Weib, so vom ersten Augenblick an, so mit Leib und Seele, so ganz, daß wenn er gewollt hätte, sie ihm alles gewährt haben würde, was das Weib dem Manne zu gewähren vermag, ohne sich zu besinnen, ohne es anders, als ganz selbstverständlich zu finden. Und nun erfuhr sie, daß sie noch nicht einmal richtig verlobt waren.

Da war etwas, worüber sie sich gar nicht klar zu werden

vermochte. Und weil sie sich nicht klar wurde, fing sie an zu glauben, daß sie etwas Unrechtes, Unreines, Unkeusches begangen hätte. Und weil sie so von sich dachte, fing sie an sich zu schämen, zu schämen.

Am Tische saß sie nieder, legte das Gesicht auf die Arme und weinte bitterlich. Es war ihr so schrecklich zumute; als wenn sie in einer Welt sei, in die sie eigentlich gar nicht gehörte, unter Menschen, die alle ganz anders waren als sie, ganz anders dachten, fühlten und wollten. All die dumpfe Qual eines Geschöpfes war über ihr, das nur fühlen und nicht denken, seinem Innern keinen Ausdruck in Worten geben kann, ein Zustand ungefähr, wie der eines Tieres sein würde, das in Menschengestalt einhergeht.

Sich selbst zerfleischte sie mit ihren Vorwürfen, und ihn — statt ihm zu zürnen, bewunderte sie. Wie sie den Mann über sich empfand! Wie er alles das war, was sie nicht war, alles konnte und verstand, was sie nicht konnte und verstand! So fein, so klug, so schön — und sie so plump, so dumm, so häßlich. Wie sittsam und zurückhaltend er geblieben war, während sie drauflosging mit ihrer wüsten Leidenschaft. Ja — widerwärtig mußte sie ihm geworden sein! Widerwärtig! Ihr Weinen wurde immer heißer, wurde zum verzweifelten Schluchzen. Würde er überhaupt noch etwas von ihr wissen wollen? Überhaupt noch einmal zu ihr zurückkehren? Ein Mittel gab es ja vielleicht noch, einen Versuch zum Wiederanknüpfen, das war der Brief, von dem sie ihm gesprochen hatte, mit der bewußten Einlage. Ob sie es aber noch wagen durfte? Ob er den Brief nicht voller Entrüstung zurückschicken würde? Immerhin — sie mußte den Versuch machen; wenn sie bei Verstand und am Leben bleiben wollte, mußte sie. Und als sie nun den Brief geschrieben hatte und dann an den Schrank ging, blindlings hineingriff und das, was sie aus dem Schranke genommen hatte, in den Brief hineinsteckte, war es ihr wie ein tödlicher und wollüstiger Schmerz zugleich, als wenn sie sich mit eigener Hand eine blutige Wunde schlüge und im selben Augenblick mit derselben Hand ein kühlendes Pflaster auf die Wunde legte. Alle Trunkenheit der Selbstzerstörung war in ihr, als sie das, was sie bisher als den Halt ihres Daseins empfunden hatte, in die Hand nahm und dem Manne vor die Füße warf, „da — tritt darauf und zertritt es, und zertritt mich selbst! sterben muß ich ja doch, so laß es unter deinen Füßen geschehen!“

Die Folge von all diesem war, daß am nächsten Morgen, ganz früh, als Herr Kruschanski noch im Bette lag und schlief, ein Brief für ihn einging. Die Adresse darauf war mit Buchstaben geschrieben, wie er sie nie im Leben gesehen hatte, schier riesenhaft. Schlaftrunken, wie er war, begriff er im ersten Augenblick nicht, was das zu bedeuten hatte. Dann kam ihm die Erinnerung — sollte das? — Er riß den Umschlag auf — ein Hundertmarkschein fiel heraus und in seine Hand — Donnerwetter!!

Das was der Umschlag sonst noch enthielt, war für ihn von geringerer Bedeutung; viel war es auch nicht: auf dem Bogen, in den der Geldschein eingeschlossen war, in der nämlichen ungeheuerlichen Schrift, wie die auf dem Umschlag war, standen die Worte:

„Den teuer-geliebten Franz

grüßt

Adelgunde."

Na ja — solchen Gruß, den läßt man sich gefallen. Auch wenn er so geschrieben war wie dieser da. Mit einem Lächeln, das von einem Ohre bis zum andern ging, betrachtete der schönschrift-kundige Herr Kruschanski die unglaublichen Buchstaben. Eine völlig ungebildete Person — eigentlich doch wirklich unter seiner Würde. Aber sie hatte Geld. Und gab her. Donnerwetter ja — wie sie hergab! Im ersten Augenblick empfand er wirklich so etwas wie Rührung. Gleich wollte er zu ihr gehen, sich gleich bei ihr bedanken. Dann aber, während des Ankleidens, mäßigte sich seine Aufwallung. Nur nicht zu schnell mit den edlen Empfindungen! Behandeln, die Menschen richtig behandeln, darauf kommt es im Leben an. Gestern, als sie ihm das Angebot machte, hatte er sich so famos in der Hand gehabt, so den Gleichgültigen gespielt. Und jetzt der „dankbar Ergebenste" werden? Kein Gedanke! Wer von ihnen beiden war denn der Gebende? Doch wohl er, der dieser graulichen Person, die ja sonst niemals einen Mann bekommen haben würde, einen verschaffte, noch dazu einen Mann wie ihn! Einen, nach dem sämtliche hübschen Mädchen der Welt sich die Augen aus dem Kopfe guckten. Also war er es, der eine Gnade erwies, wenn er Geschenke von ihr annahm, nicht sie, indem sie ihm welche machte.

Nachdem er auf diese Weise in seinem eigenen Bewußtsein

das Gleichgewicht wieder hergestellt hatte, kam er zu dem Schluß, daß auch ihr die Lage der Dinge klar gemacht werden müsse. Nur wenn das geschah, gleich jetzt geschah, konnte das Verhältnis zwischen ihnen, wenn sie denn einmal Mann und Frau werden sollten, ein richtig verteiltes werden.

Heut also, das war beschlossene Sache, wurde nicht zu ihr gegangen.

Auf morgen — vielleicht — hatte er sein Wiederkommen in Aussicht gestellt. Jetzt erschien es ihm richtiger, wenn er auch morgen noch nicht, erst übermorgen kam. „Laß sie zappeln, das schadet nichts." Er stand grade vor dem Spiegel und scheitelte sich das Haar, als er mit den Gedanken bis dahin gelangt war. Dabei fiel es ihm wieder ein, wie wüst sie sich gestern benommen, wie sie ihm Frisur und Scheitel zerstört hatte. Wenn er später mit einer solchen Frau unter anständige, gebildete Menschen treten wollte, mußte er sie ja einfach erst abrichten. Sein glattrasiertes Gesicht mit dem aufgewirbelten Schnurrbart lächelte sich selbstzufrieden im Spiegel an. Der Gedanke, daß er sie „abrichten" wolle, gefiel ihm. Sich die Dinge zurechtlegen, daß sie zu Leitersprossen werden, sich die Menschen zurechtmachen, daß sie uns dienen müssen — so „deichselt" der Mann sich das Leben.

* * *

Die Absicht Herrn Kruschanskis, die Adelgunde während dieser zwei Tage nicht zu sehen, erfüllte sich indessen nur halb. Er allerdings kam nicht, aber die Adelgunde kam, freilich nicht zu ihm, aber doch auf das Schloß, und bei der Gelegenheit bekam er sie zu Gesicht.

Die Veranlassung zu ihrem Erscheinen aber, und die Art, wie es geschah, waren eigentümlich.

Sie kam nämlich nicht allein und nicht, wie das ja manchmal geschah, um einen Brief oder eine Bestellung an die Herrschaft zu überbringen, sondern in Gesellschaft ihrer alten Pastorsleute. Nachdem sie auf dem Schlosse angelangt, waren der Pastor und die Pastorin sogleich in den herrschaftlichen Salon eingetreten. Die Adelgunde war vorläufig draußen geblieben, auf dem Flur, und hatte dort gewartet. Nach einiger Zeit war auch sie hineingerufen worden. Durch die geschlossene Salontür hatte alsdann die lauschende Dienerschaft, deren Neugier durch den absonder-

lichen Vorgang natürlich auf das äußerste erregt war, eine ziemlich lebhaft geführte Unterhaltung vernommen, in der man die Stimmen des Barons und der Frau Baronin, sowie die des Pfarrers und seiner Gattin erkannte. Ob das schwarze Holz etwas gesagt, hatte man nicht verstehen können, „die sprach ja sowieso nicht".

Ziemlich lange hatte das gedauert, dann, während die Pfarrersleute drinnen blieben, wahrscheinlich zum Nachmittagstee, war die Adelgunde allein wieder herausgekommen. Ganz erhitzte Wangen hatte sie gehabt und ihre Augen hatten ausgesehen, als wenn ihr da drinnen etwas ganz Neues, Unerwartetes, Wunderbares geschehen wäre.

In diesem Augenblick, als sie die große Treppe hinunterstieg, war sie auf den Franz Kruschanski gestoßen, der unten in der Haustür stand und überlegte, wie er den Nachmittag unterbringen sollte. Ohne weiteres war sie auf ihn zugegangen, hatte ihn an der Hand gefaßt und mit sich fortgezogen, zum Hofe hinaus, bis daß sie eine Stelle erreichte, wo niemand sie sah, niemand sie hörte. Dort war sie schwer atmend vor ihm stehen geblieben, hatte seine Hand losgelassen und mit einer nach Luft ringenden Stimme: „Ich soll von hier fort," gesagt, „nach Berlin."

Nach — Berlin? Er wollte seinen Ohren nicht trauen.

„Ja — und da hat man gefragt, ob ich wollte. Und darauf habe ich gesagt, daß ich wohl wollte — es ist nämlich eine große, eine ungeheuer große Verbesserung für mich mit dem Lohn — aber ich könnte es noch nicht sagen, habe ich gesagt, ehe denn daß ich wüßte, ob auch der es wollen würde, der künftig mein Mann werden würde. Und darauf hat man gefragt, ob ich denn versprochen wäre, und wer das wäre, mit dem ich versprochen bin." Sie senkte die Augen, die ihn bis dahin starr angesehen hatten. „Und nun haben Sie ja gestern gesagt — wir sind noch nicht richtig verlobt. Aber — wie man mich gefragt hat — habe ich gesagt — Sie sind mein Bräutigam." Wie eine Schuldbewußte ließ sie das Haupt hängen. Sie schien darauf zu warten, was er sagen würde.

Der sonst so sichere Franz Kruschanski aber war noch so verblüfft, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte.

Sie erhob ein wenig den Blick: „Nun werden Sie nachher wohl gefragt werden, ob Sie wollen, daß ich nach Berlin gehe oder nicht."

„Ist das der junge Herr vom Schloß hier," fragte er, ohne ihre letzte Bemerkung zu beachten, „zu dem Sie nach Berlin sollen?"

Die Adelgunde nickte stumm.

Vor einigen Tagen nämlich war der Sohn des Hauses, Eberhard von Dennstätten, der junge Herr, von langen Reisen heimgekehrt. Übermäßig jung war er eigentlich nicht mehr, aber er war der Jüngste im Hause, darum für das Haus „der junge Herr". Außerdem erschien er den Leuten, weil er sich noch immer nicht für einen festen Lebensberuf hatte entscheiden können, als etwas Unfertiges — alles Unfertige aber ist jung.

Es war ein Mann, dieser Eberhard von Dennstätten, der den Leuten, wie der alte Kruschanski, der Haushofmeister, sich auszudrücken pflegte, „etwas zu raten aufgab". Sein Vater, der Herr Baron, hatte schon immer gewünscht, daß er endlich Ernst machen und eine Stellung annehmen sollte, am besten in Berlin, bei so einem Ministerium oder so etwas. Gefehlt haben würde es ihm ja nicht. Soviel hatte er gelernt, alle Examina gemacht — „immer mit Nummer eins" — der alte Kruschanski wußte es genau. Und dann — bei den Verbindungen, die der Herr Baron in Berlin hatte! Das Schloß hier und das Gut, das ging ja später einmal nicht auf ihn, sondern auf seinen älteren Bruder. Also mußte er doch was werden. Und trotzdem wurde er nichts. Lange Auseinandersetzungen hatte es gegeben, zwischen ihm und den Eltern; davon hatte der alte Haushofmeister hier und da einiges aufgeschnappt: lieber mit der Kunst hätte er sich beschäftigt, so hatte der junge Herr gemeint — und davon hatte alsdann der Papa, der Herr Baron, wieder nichts wissen wollen.

Es wäre wohl, urteilte der alte Kruschanski, so etwas wie Krankheit dabei gewesen. Er wäre, was man so bei den Vornehmen „nervös" nennt. Das wäre der junge Herr gewesen. Darum hatte der Herr Baron, der ja, gradeso wie die Frau Baronin Mama, den Herrn Eberhard wie seinen Augapfel lieb hatte, endlich nachgegeben, daß er vorderhand auf Reisen gehen sollte; irgendwohin, nach Italien, „Sie wissen — wo die vielen Bilder hängen."

Mehrere Jahre war er unterwegs gewesen. Jetzt, nach mehreren Jahren, war er wiedergekommen. Es schien ja damit, daß er „nervös" gewesen war, etwas besser geworden zu sein.

Wenigstens hatte auch er jetzt nachgegeben, wollte jetzt nichts mehr dagegen sagen, wenn er in Berlin Beamter, vielleicht später sogar einmal Geheimrat werden sollte. Darum hatte er sich schon eine Wohnung in Berlin ausgesucht, in einer sehr schönen Gegend, wie er sagte, hinter der Hedwigskirche. — „Sie wissen, das ist die katholische Kirche." Der alte Kruschanski war öfters in Berlin gewesen, darum konnte er beurteilen, ob das richtig sei; es war wirklich eine sehr schöne Gegend. Sein Sohn, der Sergeant Franz Kruschanski, bestätigte das. Nicht eine Wohnung bei irgend so einer Chambregarnistin — das hätte dem Herrn Eberhard nicht gepaßt — sondern eine ganz für sich, beinah wie für einen verheirateten Mann. Unmöbliert — denn wie der junge Herr nun einmal war — einrichten wollte er sich die Wohnung ganz nach seinem Geschmack.

Zu dem allen hatten der Herr Baron und die Frau Baronin nur immer „ja" und „ja" gesagt. Und wie sie nun dachten, nun ist alles in Ordnung — da kommt noch etwas: eine ganz eigene Wirtschaft wollte er führen, und dazu da brauchte er eine Wirtschafterin. Nun war guter Rat wieder teuer gewesen. Denn die Wirtschafterin, das durfte nicht so die erste beste sein, die vielleicht ein bißchen kochen und sonst etwas konnte — das hätte dem jungen Herrn natürlich wieder nicht gepaßt — nein, eine ganze Masse ganz besonderer Eigenschaften mußte sie haben, und vor allem, sympathisch mußte sie ihm sein, sympathisch. Denn wenn immer eine um ihn sein sollte, hatte er gemeint, die ihm unangenehm wäre, dann hielte er das nicht aus und das machte ihn nervös.

Wahrscheinlich war es das gewesen, meinte der Haushofmeister, warum der Herr Baron und die Frau Baronin in der letzten Zeit so oft mit dem Pfarrer und der Frau Pfarrerin zusammengewesen waren. Die alten Leute waren ja seit Jahren und Jahren mit den Herrschaften in Freundschaft, vielleicht, daß sie sich bei ihnen Rat hatten holen wollen, wo sie so eine Wirtschafterin auftreiben könnten.

Und nachdem der alte Kruschanski gestern nachmittag in der Gesindestube seine Kenntnisse und Vermutungen in dieser Weise ausgekramt hatte, waren heute nachmittag plötzlich die alten Pastorsleute und mit ihnen die Adelgunde auf dem Schloß erschienen.

Das verursachte natürlich einen Sturm. War es denn

möglich, daß die alten Leute dachten, das schwarze Holz könnte die richtige sein, damit sie als Wirtschafterin zu dem jungen Herrn ginge? Die Mädchen, die beim Nachmittagskaffee saßen, wollten sich vor Lachen ausschütten und ihre Augen suchten nach dem Franz Kruschanski, was der dazu sagte. Franz Kruschanski aber war nicht anwesend, war auf seiner Stube, wo er sich vor dem Spiegel zum Nachmittagsspaziergang zurechtmachte.

Obgleich es aber den Mädchen unmöglich schien, war es dennoch so: die alten Pastorsleute hatten, als sie gar niemanden fanden, den sie dem Baron und der Baronin als Wirtschafterin für ihren Sohn empfehlen konnten, endlich an ihre Adelgunde gedacht. Lieb war es ihnen ja keineswegs, denn das Mädchen war ihnen ein so zuverlässiger und bequemer Dienstbote gewesen, daß sie sich nur ungern von ihr getrennt hätten. Bei der großen Lohnverbesserung jedoch, die mit der neuen Stellung verbunden war, hätten sie es für gewissenlos gehalten, wenn sie der Adelgunde durch Verschweigen die Möglichkeit zu einer solchen Aufbesserung ihrer Lage vorenthalten hätten. Und dazu kam ein Hintergedanke, den sie vielleicht sich selbst nicht gestanden: der Herr Eberhard würde, wenn er die Adelgunde sähe, ganz einfach erklären: „Ich danke". Ein so ästhetisch verfeinerter, schon mehr überfeinerter Mensch, der bei jeder Gelegenheit zu verstehen gab, daß er eigentlich nur in Italien leben könnte, weil alles, was ihn in Deutschland umgäbe, so unschön, roh und häßlich wäre, daß es ihn krank machte — und ihre Adelgunde! Ihre brave, zuverlässige, aber doch wahrhaftig nicht schöne Adelgunde. Denn der Schönheitsbegriff des alten Pfarrers und seiner Frau stand so ziemlich auf der nämlichen Stufe wie der ihrer Dorfinsassen. Also sprachen sie mit ihr, setzten ihr der Wahrheit gemäß auseinander, was für einen Gewinn sie machen könnte, erklärten ihr auch, daß sie ihr keinen Augenblick zürnen würden, wenn sie sie verließe, und fragten schließlich, ob sie in die Stellung eintreten wolle. Da war es denn geschehen, daß die Adelgunde den Bescheid erteilte, von dem sie dem Franz Kruschanski Mitteilung gemacht hatte. Daß ihr Lohn sich verdreifachen sollte, das stach ihr wirklich mächtig in die Ohren; von dem Orte hinwegzugehen, wo alle Welt ihr feindlich gesinnt war, fiel ihr auch nicht schwer. Nur eins war, was sie zögern machte: der Gedanke, ob es dem Franz Kruschanski lieb sein würde, wenn sie nach Berlin, mithin

dauernd in seine Nähe käme. Nach dem, was zwischen ihnen vorgefallen, nach der Art, wie er zuletzt davongegangen war, fragte sie sich, ob sie ihm nicht so zuwider geworden sei, daß er sie am liebsten weit von sich gewünscht hätte. Und weil es ihrem unbehilflichen Geiste völlig unmöglich fiel, irgend etwas zu erfinden, was nicht tatsächlich war, so hatte sie eben grade heraus gesagt, was ihr auf dem Herzen lag.

Die Pastorsleute hatten sich im stillen nicht wenig gewundert, daß ihre schwarze Adelgunde wirklich doch einen Freiersmann, noch dazu einen so sauberen, hübschen gefunden hatte; gesagt aber hatten sie von ihrer Verwunderung natürlich nichts und geglaubt hatten sie ihr ohne weiteres. Die Adelgunde — und Lüge — das lag nicht auf einem und demselben Planeten. Der Herr Bräutigam würde ja also um seine Willensmeinung zu befragen sein, das stellten sie unter sich fest, wenn es wirklich dahin käme, daß er gefragt werden müßte. Aber dahin würde es eben nicht kommen. Heute wollten sie mit der Adelgunde auf das Schloß ziehen, damit sie dem Herrn Eberhard vor Augen geführt würde — denn da er nur eine um sich haben wollte, die ihm sympathisch war, so verstand es sich von selbst, daß er sich die für ihn ausersehene Persönlichkeit mit eigenen Augen ansehen mußte. Sobald er ihrer jedoch ansichtig geworden, würde das „ich danke, ich danke!" ertönen, und damit die Sache dann erledigt sein. Die einzige Sorge der gutmütigen, alten Leute war nur, daß er seinen Widerwillen nicht gar zu deutlich zeigen und daß die arme, einfache Person nicht gar zu empfindlich in ihrem Selbstgefühle verletzt werden möchte.

Nachdem aber nun die dreiköpfige Karawane auf das Schloß gelangt war, begab sich dort folgendes:

Der Pfarrer war mit seiner Frau sogleich zu den Herrschaften hineingegangen, ihnen zu erzählen, daß die Adelgunde bereit sei, daß sie aber einen Vorbehalt gemacht habe, und was für ein Vorbehalt es war. Draußen auf dem Flur säße sie und wartete; wenn der junge Herr sie jetzt sehen wollte, möchten die Herrschaften ihn rufen lassen. Der Herr Eberhard war nämlich noch droben in seinen Gemächern, die er ganz abgesondert von allen übrigen Räumen des Hauses bewohnte. Einige Zeit darauf erschien er und nun redete ihm der alte Geistliche freundlich zu, daß er dem armen Mädchen, falls sie ihm nicht gefallen sollte, sein Mißvergnügen nicht zu lebhaft zeigen, daß er sie

nicht kränken und verletzen möchte. Mit einem halb ſpöttiſchen Kopfnicken, das ſoviel heißen mochte, wie „kann mir ſchon vorſtellen, was Ihr für mich ausgeſucht haben werdet", hatte der Eberhard zugehört, dann war er in eine Fenſtervertiefung getreten, von wo er den Salon überſehen konnte. Und nun wurde die Adelgunde hereingerufen. Sie hatte heute nicht den großen, ſchwarzen Strohhut aufgeſetzt, den ſie für gewöhnlich trug und der ihr ſo beſonders häßlich ſtand, auf Anraten der Frau Paſtorin hatte ſie vielmehr, weil ſie doch zu den Herrſchaften hereingerufen werden würde, nur ein Tuch über den Kopf gelegt. Und als ſie jetzt eintrat, ließ ſie auch das Tuch ſinken, ſo daß es ihr in den Nacken fiel und in zwei Enden über beide Schultern hing.

Sobald ſie die Schwelle überſchritten und der Paſtor, der ſie hereingelaſſen, die Tür hinter ihr geſchloſſen hatte, machte ſie eine Bewegung, die halb wie ein Knicks und ſo ungeſchickt ausſah, daß der Baron und die Baronin ſich mit einem verſtohlenen Lächeln anſahen: „Na, — das iſt die rechte."

Nachdem ſie ſich ihres Grußes entledigt hatte, trat die Adelgunde an die rückwärtige Wand, drückte ſich beinah dagegen und blieb gebeugten Hauptes ſtehen. Ihr gegenüber, auf zwei Lehnſtühlen, ſaßen der Baron und die Baronin, zur Seite die beiden Pfarrersleute, die ihr ermutigende Blicke zuwarfen — ſie möchte nicht ſo verlegen ſein. Aber die Verlegenheit erdrückte ſie faſt. Der glänzende Raum mit den Bildern an den Wänden, den Vorhängen vor Türen und Fenſtern, mit der ganzen Ausſtattung, im Vergleich zu der die Einrichtung ihrer Pfarrersleute ja nur dürftig war, übte auf ſie einen ganz verwirrenden Eindruck. So ſtand ſie denn, die Hände, wie ſie das in höchſter Beklommenheit zu tun pflegte, im Schoße ineinandergelegt, die Augen auf den Parkettfußboden gerichtet, und alſo bemerkte ſie kaum, daß außer den Vieren noch ein Fünfter im Salon anweſend war, nämlich ein hochgewachſener junger Mann, der da drüben in einer Fenſterniſche ſtand. Ob das der junge Herr Eberhard war, um deſſentwillen ſie gerufen worden war? Vermutlich. Aber er ſchenkte ihr nicht die mindeſte Beachtung, blickte zum Fenſter hinaus und drehte ihr ſowie dem ganzen Salon den Rücken zu.

Nun richtete der Baron in wohlwollendem Ton einige Fragen an ſie. Die Fragen waren ſo eingerichtet, daß ſie immer nur „ja" oder „nein" darauf zu erwidern, vielleicht auch nur zu

nicken oder mit dem Kopfe zu schütteln brauchte. Denn daß zusammenhängendes Sprechen nicht ihr Fall sei, hatten ihm die Pfarrersleute gesagt.

Nachdem die Adelgunde in dieser Art Rede und Antwort gestanden hatte, wandte sich der Baron nach dem Fenster und mit erhöhter Stimme, in der so etwas wie eine Aufforderung an den Eberhard lag, endlich heranzukommen und sie sich anzusehen, sagte er: „Dies also ist mein Sohn Eberhard."

Auf diese Bemerkung hin hatte der junge Mann endlich aufgehört zum Fenster hinauszusehen. Die Hände in den Hosentaschen, hatte er sich mit einem ungeduldigen Schütteln der Schultern herumgedreht, was so aussah, als wäre für ihn die ganze Geschichte längst erledigt und abgetan. Dann war er aus der Fenstervertiefung einen Schritt herangetreten und bei der Gelegenheit hatte die Adelgunde, indem sie flüchtig einmal aufblickte, erkannt, daß es ein schlanker, beinah hagerer junger Mann mit wellig gelocktem Haar über hoher Stirn war, in dessen blassem, schier auffallend blassem Gesicht zwei dunkle, große, unruhige Augen flackerten.

Ja — flackerten. Denn in der halben Sekunde, während sie zu ihm aufsah, war ihr gewesen, als wenn von seinen Augen etwas Merkwürdiges, Heißes auf sie herüberspränge.

Und nachdem er also einen Schritt herangetreten war, tat er noch einen Schritt auf sie zu. Dann blieb er wieder stehen. Und nun fing die Adelgunde zu erröten an; die Glut stieg ihr von Hals und Nacken in das Gesicht, bis unter die Haare, so daß sie wieder aussah, wie ein lichterloh brennender Baum. Denn sie fühlte, wie die Augen des jungen Herrn unausgesetzt und eigentlich ganz merkwürdig auf ihr ruhten, wie sie rund um sie her und an ihr herauf- und herabgingen.

Darauf richtete die Frau Baronin in einer Sprache, die die Adelgunde nicht verstand — es war französisch — einige Worte an ihren Sohn. Die Worte enthielten eine Mahnung, „die arme Person nicht zu ängstigen". Die Folge davon war, daß der junge Herr, als wenn er zu sich käme, den Blick von der Adelgunde ablenkte — beinah sah es aus, als müßte er die Augen von ihr losreißen — dann sagte er, halb zur Mutter gewendet, halb vor sich hin, mit einer klangvollen, erregten Stimme: „Mais vraiment, c'est étrange, c'est énormément étrange."

Es war dieselbe fremde Sprache, deren sich die Baronin

bedient hatte; wäre die Adelgunde des Franzöſiſchen mächtig geweſen, ſo würde ſie gewußt haben, daß er ſagte: „Das iſt aber wirklich merkwürdig, ungeheuer merkwürdig.“

Weil aber die Adelgunde, wie geſagt, das Franzöſiſch nicht verſtand, wohl aber merkte, daß über ſie verhandelt wurde, in einer Sprache, die ſie offenbar nicht verſtehen ſollte, ſo ſteigerte ſich, wie man leicht denken kann, ihre Aufregung immer mehr. Alles mögliche ſchoß ihr durch den Kopf: wahrſcheinlich hatte der junge Herr gehört, daß ſie von ihrem Bräutigam geſprochen hatte und nun wunderte er ſich, daß ſo eine wie ſie verlobt ſein ſollte. Anders konnte ſie ſich die erſtaunten Blicke doch nicht erklären, mit denen er ſie betrachtete. All die Selbſtvorwürfe, Fragen und Zweifel, all der Jammer, den ſie geſtern in ſich erlebt hatte, ſchwollen wieder in ihr auf. Sie hätte weinen mögen, aber das getraute ſie ſich in der vornehmen Umgebung nicht. Darum verzog ihr Geſicht ſich nicht, ſondern erſtarrte förmlich, wie unter der Laſt einer verſteinernden Qual. Sie wäre am liebſten auf und davon und hinausgegangen, aber das getraute ſie ſich auch nicht. Und als jetzt der Herr Eberhard wieder den Blick auf ſie zu richten begann, mit dem gleichen merkwürdigen Ausdruck, wie zuvor, wurde ihre Pein ſo groß, daß ſie das Geſicht nach der Wand kehrte, an der ſie ſtand, und daß ihre Hände ſich in unbewußtem Krampf ineinander ſchlangen.

Die alte Paſtorsfrau, der die Not ihres Mädchens nicht entgangen war, erhob ſich von ihrem Sitze, um zu ihr zu treten und ihr beſchwichtigend zuzureden. Bevor ſie jedoch zu ihrem Vorhaben gelangte, ſtand der junge Herr Eberhard ſchon zwiſchen beiden. Er ſchob der Adelgunde einen Stuhl hin. „Setzen Sie ſich,“ ſagte er, und als ſie einen Augenblick zögerte, wiederholte er ſeine Aufforderung in nervöſem, beinah heftigem Ton: „Setzen Sie ſich doch — es geſchieht Ihnen ja nichts.“

Es blieb ihr nichts übrig, als ſeinem Befehle zu gehorchen, denn wirklich wie ein Befehl waren die Worte herausgekommen. Ohne einen Laut von ſich zu geben, wendete ſie ſich von der Wand, dann ließ ſie ſich auf den Seſſel nieder, den er für ſie herangeſchoben hatte. Indem ſie ſich ſetzte, hatte ſie die Hände auseinander getan.

„Nein, nein,“ ſagte er haſtig, „behalten Sie die Hände ſo, wie Sie ſie eben hatten. Oder vielmehr,“ fuhr er fort, „erlauben Sie — ich werde es Ihnen zeigen.“

Er nahm ihre beiden Hände in die seinigen, dann legte er ihre Linke in ihren Schoß, die Rechte dagegen so, daß deren halb geöffnete Finger auf dem Handgelenk der anderen Hand ruhten. Sodann trat er zurück, mit prüfendem Blick, beinah wie ein Maler oder Bildhauer, der sich sein Modell zurechtgesetzt hat.

Keiner der Anwesenden sprach ein Wort. Den erstaunten, schier verblüfften Augen aber sah man an, wie unverständlich ihnen allen das Verfahren des jungen Mannes erschien. Geradezu tödlich aber litt die Adelgunde darunter. Was wollte der Mann von ihr? Die Erinnerung kam ihr an den Abend vor einem Jahr, als sie bei der alten Leibold gewesen war. Da hatte sie sich auch auf einen Stuhl setzen müssen und auch nicht gewußt, wozu das sollte, bis daß die Alte es ihr erklärt hatte. Aber das, warum die Leibold sie vor sich hingesetzt hatte, weil sie zusehen wollte, ob sie hübsch oder häßlich wäre, davon war doch hier natürlich nicht die Rede. Also was wollte er? Was wollte er? Damals war ihr ja auch unangenehm zumute gewesen, als sie sich so betrachtet, gewissermaßen mit Augen befühlt sah — aber was war das, mit dem verglichen, was sie jetzt empfand, mit der Todesangst, die sie erdrückte?

Denn ihr war wirklich zumute, als wenn sich etwas Schreckliches mit ihr begäbe: dieser prächtige Raum, in dem sie sich vorkam, wie ein in einem vergoldeten Käfig eingefangenes Tier, all diese Menschen, die sich Dinge über sie sagten, die sie nicht verstand, und jetzt das unheimliche Gebaren dieses jungen Mannes, das sie nicht begriff — aus ihrer Kehle drang plötzlich der Laut, der ihr in Augenblicken äußerster Erregung eigentümlich war. Eine fahle Blässe überzog ihr Gesicht, sie lehnte das Haupt rücküber, es sah aus, als würde sie ohnmächtig werden.

Jetzt sprangen die alten Pastorsleute gleichzeitig auf.

„Herr Eberhard!“ riefen beide, vorwurfsvoll, wie mit einem Mund.

Der Angerufene kam wieder zu sich, wie er vorhin zu sich gekommen war, als die Mutter ihn ansprach.

„Was ist denn? Was ist denn?“

Nun erst schien er den Zustand des Mädchens zu bemerken.

„Mein Gott,“ rief er, „was ist Ihnen denn? Hat Sie das so angegriffen?“

Er hatte sein weißseidenes Taschentuch hervorgezogen, das

mit einer ſchwer duftenden Eſſenz ganz durchtränkt war. Das hielt er der Adelgunde mit einer Hand vor das Geſicht, während er den anderen Arm hinter ihren Rücken legte, als wollte er ſie aufrichten und ſtützen. Dabei ſprach er immerfort, weniger mit Worten, als mit abgebrochenen Tönen, mit beinah liebkoſenden Tönen auf ſie ein. Sein ganzes Weſen war wie verwandelt: vorhin ſo kurz angebunden, befehlshaberiſch, beinah tyranniſch — jetzt liebenswürdig, freundlich, voll rückſichtsvollſtem Bemühen.

Indem ſie den belebenden Duft aus ſeinem Taſchentuche einatmete, kam die Adelgunde wieder zu ſich. Die Farbe kehrte in ihr Geſicht zurück.

„Ich danke!“ ſagte ſie matt, „ich danke.“ Sie verſuchte, ihr Geſicht von dem Tuche zu befreien, mit dem er ſie jetzt im Übereifer beinah erſtickte. Dabei erhob ſie unwillkürlich das Haupt; ſeine Augen waren dicht über ihr und blickten auf ſie nieder — und wieder zuckte die Vergangenheit wie ein Glühfunke durch ihr Hirn: grade mit ſolchen Augen hatte an dem Abende die alte Leibold ſie angeſehen, als ſie zu ihr ſagte: „Sie ſind ſchön.“

Sie wußte nicht mehr aus noch ein. Sie ſchloß die Augen.

„Kann ich denn nun gehen?“ fragte ſie hauchend.

„Ja ja, gehen Sie jetzt nur, Gunde,“ ſagte die alte Paſtorsfrau, die hinzugetreten und ihr beim Aufſtehen behilflich war. „Gehen Sie nur jetzt nach Hauſe, und ängſtigen Sie ſich nicht. Hören Sie? Es geſchieht Ihnen nichts.“

„Ja, aber das heißt, Sie kommen wieder!“ rief Eberhard, als er die Adelgunde an die Tür gehen ſah. Seine Stimme klang hell, ſeine vorhin ſo eckigen, zuckenden Bewegungen waren weich und geſchmeidig geworden. Er machte den Eindruck eines innerlichſt erfreuten Menſchen.

„Das iſt doch abgemacht, daß Sie mit mir gehen und mir in Berlin die Wirtſchaft führen? Wie? Das iſt doch abgemacht?“

Die Adelgunde ſtand geſenkten Hauptes.

„Herrn Prediger und Frau Prediger habe ich ja alles geſagt,“ erwiderte ſie mit kaum vernehmbarem Laut.

Eberhard ſah ſich um. Die beiden Alten winkten ihm mit den Augen, er ſollte ſie jetzt nur gehen laſſen; nachher würde er alles erfahren.

„Alſo es iſt gut,“ fuhr er fort. „Aber als Handgeld, oder wenn Ihnen das lieber iſt, als Entgelt für das, was Sie vorhin

ausgestanden haben, nehmen Sie vorläufig das hier; das schenke ich Ihnen."

Er hatte in die Hosentasche gegriffen, in der er immer loses Geld trug. Plötzlich fühlte die Adelgunde, wie ihre herabhängende Hand erfaßt und ein Geldstück hineingedrückt wurde. Als sie darauf niederblickte, funkelte ein Zehnmarkstück in ihrer Hand. Sie zuckte förmlich zusammen.

„Eberhard" — sagte sanft mahnend die Baronin.

„Aber Mama," versetzte er lachend, „du hast doch gesehen, wie sie sich vor mir gefürchtet hat. Es ist ja nur, damit sie sieht, ich bin nicht so schlimm. Nein, nein," wandte er sich wieder zu der Adelgunde, „ich bin wirklich nicht so schlimm. Kommen Sie nur zu mir. Sie werden's schon sehen. Es wird gut mit uns gehen. Sehr gut. Sehr gut!"

Eine seltsame, beinah ausgelassene Lustigkeit war über ihn gekommen. Seine unruhigen Augen gingen zu der Adelgunde hin, von ihr hinweg und wieder zu ihr hin. Im Augenblick, als sie nach der Türklinke griff, um hinauszugehen, war er noch einmal dicht neben ihr. Es sah aus, als ob er einen Bann über sie ausübte — sie ließ die Hand von der Klinke gleiten. Es sah aus, als wenn er ihr noch etwas sagen wollte — unwillkürlich lauschend bog sie das gesenkte Haupt zu ihm hin. Und in der Tat sagte er etwas, aber wieder in einer fremden Sprache, die sie nicht verstand, und so über sie fort, daß sie nicht zu sagen gewußt hätte, ob er zu ihr sprach oder nur für sich hin. „Mona Lisa," sagte er mit einem halblauten, tiefen, dunklen, wie aus der Tiefe der Brust hervorquellenden Ton, dann verstummte er. Das geängstigte Weib, neben dem er stand, griff abermals nach der Türklinke, machte wieder, wie beim Eintreten, eine unbestimmte, knicksartige Bewegung in der Richtung hin, wo der Baron und die Frau Baronin saßen, dann riß sie die Tür auf und schlüpfte hinaus. Was sich hinter ihr im Salon begab, konnte sie, nachdem sie die Tür von draußen geschlossen, natürlich nicht mehr hören noch sehen.

Das aber was dort drinnen geschah, war, daß der Eberhard wie ein Mensch, dem es vor innerer Überfülle zu eng in der Welt wird, mit langen Schritten, die Hände bald in den Hosentaschen, bald in der Luft damit umherstoßend, den Salon durchmaß, von einem Ende zum anderen, und herauf und herab.

„Das ist merkwürdig" — seine Worte brachen, wie von

der Aufregung zerſtückt, aus ihm hervor; er ſprach niemanden an, ſondern ſchleuderte ſeine Worte wie in lautem Selbſtgeſpräch vor ſich hin — „das iſt mehr als merkwürdig, iſt wunderbar, das iſt wunderbar! Wo kommt das her? Eine ſolche Erſcheinung — wie kommt die hierher? Hier—her.“ Er betonte das „hier“ mit dem Ausdruck der Verachtung. „Eine Erſcheinung, wie aus einer ganz anderen Menſchheit, einer ganz anderen Zeit! Wie aus der Frührenaiſſance! Habt Ihr ſie denn geſehen? Habt Ihr ſie denn angeſehen? Eine Mona Lisa, ſo wahr mir Gott helfe.“

Mitten im Saal war er ſtehen geblieben. Er blickte um ſich, als wartete er auf eine Antwort, einen Widerhall ſeiner Empfindungen. Vorläufig aber ſchwieg alles; alle ſahen ihn ſtumm an. Die alten Paſtorsleute ſtumm und ſtaunend, die Eltern gleichfalls ſtumm, aber mit verliebtem Entzücken: ſo ſchön, ſo von lebendiger Freude erfüllt hatten ſie ihren verzogenen Liebling, ihren Eberhard noch im Leben nicht geſehen. Der Luftzug, der infolge ſeines Auf- und Niederſtürmens entſtanden war, hatte ihm die Locken auf dem Haupte zerwühlt; ſein für gewöhnlich bleichſüchtig blaſſes Geſicht hatte ſich wie mit einer neuen Lebensfarbe gerötet; aus ſeinen Augen blitzte der Geiſt, wie ein feuriger Rauſch.

„Mona — Lisa?“ hob nach einiger Zeit etwas verlegen der Baron an, „iſt das nicht — das Frauenporträt von — von dem Leonardo da Vinci?“

Er hatte zögernd geſprochen; ſeine Kunſtkenntnis war nicht das Stärkſte an ihm.

Eberhard gab keine Antwort; er zuckte nur ungeduldig die Achſeln. Von wem anders denn? Das wußte doch jedes Kind.

Er ſtürmte an die Klingel.

„Laufen Sie doch einmal auf mein Zimmer,“ gebot er dem eintretenden Diener, „die große braunlederne Mappe, die bringen Sie mir herunter. Aber recht ſchnell.“

Bis daß der Diener wiederkam, ging er, wie vorher, im Saale auf und ab, jetzt aber ſchweigend, in Gedanken verſunken. Sobald die gewünſchte Mappe erſchien, riß er ſie an ſich, warf ſie auf den runden Tiſch, der mitten im Raume ſtand, und ſchlug ſie auf. „Da,“ ſagte er, indem er eine große Photographie mit ausgeſtrecktem Arme vor ſich hinhielt.

Seine Armbewegung war wie eine stumme Aufforderung an die Anwesenden, heranzutreten. Sie leisteten Folge, und nun vereinigten sich die Augen aller auf dem Blatt, auf dem eine Frau, etwa aus dem Jahre 1500 im Brustbild, sitzend dargestellt war. Das aufgelöste Haar hing lang zu beiden Seiten des Kopfes herab. Die Augen waren mandelförmig geschlitzt. Die Hände waren so gelegt, daß die halb geöffneten Finger der Rechten auf dem Handgelenk der Linken ruhten. Den Beschauern wurde es sofort deutlich, daß er vorhin die Hände der Adelgunde genau nach dem Muster des Bildes übereinander gelegt hatte. Indem sie diese Wahrnehmung machten, sahen sie sich hinter dem Rücken Eberhards mit verstohlenen Blicken an. Niemand aber sagte etwas. Abgesehen davon, daß das Befremdende des Vorganges ihnen die Zungen lähmte, wußte auch niemand etwas Rechtes zu sagen: den trunkenen Augen des jungen Mannes sahen sie an, wie er in der Schönheit des Bildes schwelgte. Sein Entzücken so vollständig zu teilen, war ihnen jedoch nicht möglich. Ein schönes Gesicht — ja ja — gewiß — aber doch eines, wie man heutzutage gar keine Frauengesichter mehr sieht. Wenn es eine Madonna von Raffael gewesen wäre — o ja — deren Schönheit hätten sie gleich mitempfunden. Hingen nicht hier im Salon selbst mehrere Stiche nach Raffael? Hatten nicht sogar die alten Pfarrersleute über dem Sofa in der Stube der Frau Pastorin eine Photographie vom Kopfe der Sixtinischen Madonna mit dem Kinde auf dem Arme hängen?

Als das Schweigen andauerte, wurde der Eberhard wieder ungeduldig.

„Na," sagte er mit nervöser Stimme, „seht Ihr denn das? Ist das schön? Ist das schön?"

„Gewiß, lieber Eberhard," beeilte sich die Baronin ihn zu beschwichtigen, „gewiß ist es schön — nur — weißt du — wir verstehen noch nicht recht" —

„Wie mir das Bild hat einfallen können," unterbrach sie der Sohn nicht übermäßig freundlich, „als ich vorhin die Person sah? Ja — wer sehen will, der muß eben sehen lernen!"

Offenbar etwas verärgert, trat er an den Tisch, um die Photographie wieder in die Mappe zu legen. Dabei war es auffallend, wie sorgsam er, trotz seiner Erregung, mit dem Blatte umging. An den Menschen seinen Unmut auszulassen, machte ihm keine Beschwerde — sobald etwas Schönes ihm begegnete,

etwas das zur Kunſt gehörte, — lieber einen Finger hätte er daran gegeben, bevor er es unſanft berührte.

Während er, vor dem Tiſche ſtehend, die Photographie ſorgfältig wieder mit Seidenpapier zudeckte und dann auf die anderen, in der Mappe befindlichen Blätter legte, verſank er in Gedanken ſo tief, daß es ausſah, als wenn er darin verdämmerte. Er kreuzte die Arme über der Bruſt; ſeine Blicke hefteten ſich an den Fußboden.

„Weil Ihr ſie nicht hübſch findet — nicht wahr?“ hob er ſodann in träumeriſchem Tone an. „Gibt es denn keine Schönheit ohne das elende Hübſchſein?“

Ein ſonderbares Lächeln, halb einnehmend durch ſeine Wehmut, halb abſtoßend durch ſeine hochfahrende Verachtung, umſpielte ſeine Lippen. Dann warf er jählings die Arme auseinander und mit einem Ruck erhob er das Haupt.

„O Schönheit,“ rief er laut, „was mußt du leiden in der Welt! Was für Leiden bereiteſt du denen, die dich ſuchen!“

Der Baron und ſeine Frau und ebenſo die alten Paſtorsleute, die mit ihm um den runden Tiſch geſtanden hatten, während er die Photographie in die Mappe legte, traten unwillkürlich einen Schritt zurück. Lautlos, ergriffen blickten ſie den merkwürdigen Menſchen an. Es war keine Komödie, was ihnen da vorgeſpielt wurde. Sie kannten ihn ja. Und hätten ſie ihn nicht gekannt, ſo würden ſie jetzt an ſeinen Ernſt haben glauben müſſen: ein Menſch ſtand vor ihnen, dem man anſah, wie ein tiefes, glühendes Sehnen nach etwas Unerreichbarem ihn erfüllte. Der Paſtor wollte zu ein paar wohlgemeinten Beruhigungsworten den Mund öffnen — der Baron winkte ihm Schweigen. Er kannte das an ſeinem Sohne; in ſolchen Kriſen durfte man ihn nicht ſtören.

Eberhard ließ die ausgebreiteten Arme und das Haupt ſinken.

„Ihr habt ſie doch geſehen,“ ſagte er langſam, beinah vorwurfsvoll, ohne einen der Anweſenden anzublicken, „habt Ihr denn wirklich nicht bemerkt, daß hinter dem Geſicht dieſer — Perſon, hinter den Alltagszügen, möcht' ich ſagen, ein zweites Geſicht, ein anderes, ein geheimnisvolles verborgen iſt? Ja — geheimnisvoll!“ Sein Kopf ruckte wieder empor. „Ich weiß nicht, wie ich's — wie ich's ſagen und beſchreiben ſoll, aber ich kann Euch nur ſagen, ich hab' es geſehen!“

Er hatte dieses letzte wieder ganz laut, wie in einer Ekstase hervorgestoßen; seine Augen loderten in einer Glut, die den ganzen Menschen zu verzehren schien.

„Einen Augenblick," fuhr er fort, „ist es für mich hervorgekommen, da habe ich's gesehen, unter dem heutigen, dem Bauerngesicht erkannt. Und es ist — wie soll ich's sagen, wie soll ich's beschreiben — ein Ursprungsgesicht — versteht Ihr, was ich damit meine? Ein Gesicht, wie es heute gar keine Gesichter mehr gibt, heute, wo diese sogenannte „Bildung", diese elende, verdammte, sogenannte „Kultur" die Physiognomie der Menschheit abgeplattet, vermiserabelt, uniformiert hat! Ein Gesicht, wie aus einer uralten, erloschenen und begrabenen Zeit, in dem noch eine Erinnerung daran ist, wie der Mensch ursprünglich ausgesehen hat, als die ganze Menschheit noch adlig war."

Er unterbrach sich mit einem kurzen Auflachen.

„Oder bildet Ihr Euch etwa ein, daß Eva hübsch gewesen ist, nach unseren modernen Begriffen? Lächerlich! Einer hat gewußt, wie sie ausgesehen hat, der große Renaissancekerl da unten, der Michelangelo. Seht sie Euch mal an, wie er sie abkonterfeit hat, die Eva da unten in der Sixtinischen Kapelle. Glaubt Ihr, daß sie hübsch ist, was Ihr so hübsch — nennt? Den Teufel auch! Wie wenn sie sich eben herauswindet und herauswickelt aus dem Tier, so sieht sie aus. Aber das adlige Tier, das Adelstier, das ist sie! Darum ist sie groß. Mehr als groß, riesenhaft, gewaltig, darum ist sie schön. Darum, wenn das Adelstier durch die Laubgänge des Paradieses schreitet, kuschen die Bestien vor ihm, und die Bäume des Paradieses flüstern sich rauschend ihre Schönheit zu. Solch einen Blick in ihre eigene, uralte Vergangenheit hat die Menschheit einmal im Laufe der Jahrhunderte getan, das war eben damals, als die großen Kerle da waren, der Donatello und Leonardo und Michelangelo, und wie sie alle heißen, von denen Ihr hier unter Euren Rüben- und Kartoffelfeldern natürlich nichts wißt. Die aus der Wurzel der Menschen wiedergeborenen, die Renaissancemenschen. Von deren Augen hat sich der Dunst- und Nebel-Chimborasso für eines Atemzuges Länge gelüftet, der seit Adam und Eva auf den Augen der Menschen liegt. Ein Riß in der Nebelmauer ist entstanden, durch den haben sie hindurchgeschaut bis zu dem ersten Tage hin, und da haben sie den Menschen gesehen wie er war und nicht mehr ist, wie er wandelte und nicht mehr

wandelt, in ſeiner nackten Herrlichkeit. Die er ausgezogen hat, ſeitdem er angefangen hat, ſich anzuziehen, mit Kleidungsſtücken, die endlich dahin gekommen ſind, wo wir heute ſind, wir Frack- und Lackbotten-Scheuſale. Wo Leiber wie der Leib dieſer — dieſer Perſon, in Kittel gezwängt werden, daß aus einer Geſtalt, wie eine Palme des Paradieſes, eine Wurſt, eine geſtopfte Wurſt wird!"

Abermals, nachdem er dies letzte wieder mit höhniſch-gereiztem Auflachen hervorgeſprudelt hatte, unterbrach er ſich. Er riß das Taſchentuch heraus und hielt es ſich an das Geſicht, als müßten ſeine Nerven ſich an dem ſchweren Dufte ſtärken und beleben. Dann hob er das Seidenpapier, das er über das Bild der Mona Lisa gebreitet hatte, von dem Blatte wieder fort.

„Damals," fuhr er in ſeinem leidenſchaftlichen Vortrage fort, „als der Himmel für einen Augenblick wieder Himmel, wieder klar geworden war, ja — da tauchten wieder Sterne auf, da kamen wirklich wieder Geſichter zum Vorſchein, die an den Menſchen, den Menſchen vom Urſprung erinnerten, wie zum Beiſpiel dieſes da, die Mona Lisa, die göttliche Frau, die Mona Lisa!"

Er beugte ſich auf das Blatt, mit Augen, wie ein Verliebter, ſo tief, daß es beinah ausſah, als wollte er die Lippen darauf drücken. Dann richtete er ſich, die Augen auf der Photographie, wieder auf.

„Und nun wundert Ihr Euch, natürlich, weil Ihr bei der — wie heißt ſie denn eigentlich —?"

„Adelgunde Schwarzholz," half die Paſtorin kleinlaut ein.

„Alſo, weil Ihr in dem Geſicht von der Adelgunde Schwarzholz das nicht entdecken könnt, was Ihr hier in dem Geſichte ſeht, nicht ganz ſo die Augen, wie dieſe Augen hier ſind, aus denen das heilige Schweigen lächelt, und den wunderbaren Mund, weil das alles bei ihr natürlich verarbeitet, verholzt, verbauert iſt."

„Und eigentlich iſt es auch wahr" — ſeine Stimme, die klangvoll wie ein Muſikinſtrument geſprochen hatte, ſank zu einem Murmeln herab, als unterhielten ſeine Gedanken ſich nur noch mit ſich ſelbſt — „eigentlich iſt das Geſicht in ihr noch älteren Datums als das von der hier, aus noch verſunkenerer Zeit, als die. Von der Madonna des Cimabue, von der finſteren, ſo etwas iſt darin, und von den ganz alten Meiſtern aus Siena,

von dem Duccio und wie sie heißen. Ja — etwas Byzantinisches beinah. Und noch älter, noch weiter zurück. Als sie so blaß wurde vorhin, und der Kopf ihr hintenüber fiel — wie die Meduse sah sie aus. Wahrhaftig, wie die Meduse im Museum in Neapel, mit der Qual im Gesicht, vor der man noch heute zu Stein werden könnte, wenn man sie ansieht."

Abermals fing er an, im Saale auf und ab zu gehen; die Glieder flatterten ihm förmlich vor nervöser Erregung.

„Herrgott," begann er von neuem, indem er sein Wort wie einen Schrei zum Himmel emporwarf, „was für eine Qual muß das sein, die solch ein Adels- und Schönheitsgesicht auszustehen hat, das unter einem Bauern- und Magdgesicht versteckt und begraben liegen muß!"

Plötzlich blieb er stehen.

„Aber ich will es hervorholen! Ja, das will ich! Das will ich!"

„Ja, Papa" — mit ausgestreckten Händen ging er auf den Baron zu, den er mehr in der Art eines Freundes, der zum gleichaltrigen Freunde, als eines Sohnes, der zum Vater spricht, an beiden Händen erfaßte, „als ich damals aus Sizilien zurückgekommen war und dir — von Neapel war's ja wohl, oder Sorrent — schrieb, daß ich nun nachgeben und das Assessorexamen nicht umsonst gemacht haben wollte — na — daß der Brief mir nicht leicht angekommen ist, wirst du ihm wohl angehört haben. Aber ich schrieb ihn, weil ich dahintergekommen war, daß es für das selbständige Kunstschaffen bei mir nun einmal nicht reicht."

Er ließ die Hände des Vaters fallen und ruckte sich zusammen, wie jemand, der einen bitteren Schluck Arznei verschluckt hat. Dann nahm er seine Wanderung durch den Salon wieder auf.

„War mir nicht schön zumute damals — muß es sagen. Aber jetzt, siehst du, ist alles wieder gut. Jetzt braucht Ihr Euch beide, du und die Mama, über Euern ‚Nervenmatz' keine Sorge mehr zu machen. Regelrecht, wie ein geborener Bureaumensch gehe ich dem Beruf nach, und für die Art, wie ich jetzt Kunst zu treiben gedenke, bleibt mir daneben Zeit genug."

Mit einem halben Lächeln, dem man anmerkte, daß sie nur halb verstanden, was er meinte, sahen sich die Eltern an. Dann, mit dem etwas besorgten Tone, in dem sie immer zu ihm zu

ſprechen pflegte, meinte die Baronin: „Wie verſtehſt du denn das, lieber Eberhard, in welcher Art du jetzt die Kunſt zu treiben gedenkſt?“

Mit einem jauchzenden Lachen und einer Anmut, an der man erkannte, über welche Liebenswürdigkeit der eigenartige Menſch gebot, wenn er wollte, ſchloß Eberhard die Mutter in die Arme.

„Indem ich zuſehe, Mamachen, und nichts weiter tue. Iſt das bequem? Ich ſollte meinen. Alſo ſiehſt du, daß du dich nicht zu ängſtigen brauchſt.“

„Indem du zuſiehſt?“ forſchte der Baron. „Wobei zuſiehſt?“

„Bei der Entwicklung meines Kunſtwerks,“ erwiderte Eberhard, der wieder ernſthaft wurde. „Indem ich zuſehe, wie es ſich von ſelbſt entwickelt, aus ſich heraus wächſt und wird.“

„Dein — Kunſtwerk —?“

Eberhard ſah ihn an. „Ja — mein lebendiges, ich hab's Euch doch geſagt. Mein Kunſtwerk von Fleiſch und Blut, die — wie alſo heißt ſie? Die Adelgunde, die Adelgunde.“

„Die — nennſt du — dein Kunſtwerk?“ Man hörte der Baronin, von der die Frage kam, die Verblüfftheit an.

Eberhard wandte ſich zu ihr; in ſeinem Geſicht zuckte die vorige Ungeduld wieder auf. „Ja, wo waret Ihr denn, als ich vorhin ſprach? Habt Ihr denn nicht gehört, was ich von dem Geſicht geſagt habe, das unter ihrem jetzigen ſogenannten verſteckt liegt? Von dem alten, eigentlichen, echten Geſicht? Das ſoll mir hervorkommen — begreift Ihr das denn nicht? — Aus der alltäglichen, gemeinen, man könnte ſchon ſagen knotigen Hülle, in der das jetzt alles drinſteckt, dieſe ganze Perſon, ſoll mir das herauskommen, herauswachſen, bis es geworden iſt, was es in Wahrheit iſt.“

Er machte wieder eine Pauſe — nicht als wenn ihm der Atem verſagte, ſondern als wenn ſeine Gedanken und Vorſtellungen ſich vor drängender Fülle nicht zu Worte kommen ließen. Sein Geſicht ſtrahlte auf. „Nein, wißt Ihr — ſo etwas iſt eigentlich noch gar nicht dageweſen! So wie ich jetzt Kunſt machen werde, iſt Kunſt noch nie gemacht worden! Nicht mit Leinwand oder Ton oder Marmor, ſondern mit dem wirklichen, leibhaftigen Menſchen ſelbſt. Das wißt Ihr doch, was der Homer von den Sternen ſagt, daß ſie doppelt leuchten und

strahlen, wenn sie sich im Meer gebadet haben — nun seht Ihr, so müßt Ihr Euch das denken: in meinen Augen, meinem Anschauen, in meiner Seele spiegelt sich das, versteht Ihr? Badet sich das gewissermaßen, wie in einem feurigen Bade. Bis daß all das Heutige, Moderne, Häßliche, Gemeine daran herunterfinkt, herunterschmilzt, und der Kern hervortaucht, und das ist dann ein Stern! Das ist ein Stern!"

Er stand mitten im Zimmer, mit erhobenem Gesicht, auf dem das Rot des Sonnenuntergangs von draußen leuchtete. Die Flügel seiner fein geschnittenen Nase vibrierten. Es war etwas Rasendes, Verzücktes in seiner Erscheinnng, und doch war die ganze Erscheinung hinreißend, wie die eines von einer Vision hingerissenen Menschen.

Die Mutter trat auf ihn zu, dicht an ihn heran, so daß ihre Brust sich an die seine schmiegte. Sie legte ihm die Hände auf die Schultern. So unaussprechlich liebte sie ja ihren schönen Jungen. Sie küßte ihn auf den Mund. „Mein Phantast, sagte sie zärtlich, mein geliebter Phantast. Und wenn der Kern, der Stern nun herausgekommen ist —?"

Eberhard kam aus seinem wachen Traume zurück.

„Wie — so?" fragte er.

„Ja — ich meine," fuhr sie fort, „was wird denn dann aus ihm?"

Er sah auf sie nieder, erwiderte ihren Kuß. „Nein aber Mamachen," sagte er, „was du für ein Talent zu komischen Fragen hast —."

„Was ist denn so komisch daran? Mir kommt es doch darauf an, daß mein Junge gut aufgehoben ist. Wird sie denn bei alledem, was du da erzählst, Zeit behalten, dir ordentlich die Wirtschaft zu führen?"

So wie er vorhin getan hatte, schlang Eberhard beide Arme um die zarte Gestalt der Mutter. Dann brach er in ein lautes, gutherziges Gelächter aus.

Und dieses Lachen wirkte auf alle wie eine Befreiung. Alle hatten, indem sie ihn anhörten und ansahen, unter einem mehr oder weniger beklemmenden Druck gestanden. Jetzt waren sie wieder beruhigt. Es war eben gewesen, was man ja bei dem Jungen kannte: ein Überwallen der Phantasie, ein Nervenorkan, der sich austoben mußte, und der, wenn er ausgetobt hatte, einen herzensguten, lieben Kerl zurückließ.

„Jetzt wollen wir Tee trinken," entſchied die Baronin. „Da kannſt du deine Beruhigungszigarette dazu rauchen."

Sie legte ihren Arm in den ſeinen, ſie war wieder einmal verliebt in ihren Jungen, der ihr immer von neuem zu raten aufgab und darum immer friſch blieb. Im Nebenzimmer ſtand der Veſpertiſch gedeckt. Die ganze Geſellſchaft nahm daran Platz.

„Aber ich weiß nicht," hob nunmehr der Pfarrer an, „ob es Ihnen bekannt iſt, lieber Eberhard, daß die Adelgunde verlobt iſt?"

Äußerſt erſtaunt, offenbar aber durchaus nicht angenehm überraſcht, drehte ſich der Eberhard zu dem alten Paſtor herum.

„Ver—lobt iſt ſie? Mit wem denn?"

„Mit dem Sohn des alten Kruſchanski," erklärte der Pfarrer, „dem Franz Kruſchanski."

„Na — aber das ſoll doch nicht heißen," fuhr Eberhard los, „daß ſie in den Menſchen verliebt iſt?"

„Es ſcheint doch ſo. Sie hat erklärt, daß ſie bei Ihnen nur Wirtſchafterin werden könnte, wenn ihr Bräutigam damit einverſtanden wäre."

„Das iſt aber wirklich gut." Eberhard ließ ein ärgerliches Lachen hören. „Muß ich mir wohl alſo von dem — Patron erſt die hohe Genehmigung einholen? Was?"

„Warum ſo wegwerfend?" ſagte etwas mißbilligend der Baron. „Nach allem, was ich höre, macht er ſeine Sache als Unteroffizier ſehr gut. Hat ja auch dieſen Herbſt die Sergeantenknöpfe bekommen.

„Seine militäriſchen Qualitäten beſtreite ich nicht," entgegnete Eberhard. „Aber er gehört nun einmal zu der Menſchenſorte, die mir odiös, aber gradezu odiös iſt."

„Ich begreife aber wirklich nicht, was du gegen ihn haſt," miſchte ſich die Baronin ein. „Du, der du immer zuerſt danach ſiehſt, wie die Menſchen ausſehen, ob hübſch oder häßlich — es iſt doch wirklich ein hübſcher Menſch."

Eberhard zuckte die Achſeln: „Natürlich, weil er ein Paar gradegewachſene Parademarſchbeine, ein Geſicht wie ein ſtrebſamer Apportierſpitz, mit einem aufgezwirbelten Schnurrbart darin, und einen glatt friſierten Kopf hat. Wenn ich's ſagen könnte, wie mir dieſe Dreſſurmenſchen, dieſe falſch eleganten, zuwider ſind, die wie Karikaturen auf wirkliche Menſchenſchönheit durch die Welt laufen!"

Er blies dichte Rauchwolken aus seiner Zigarette vor sich hin. Er war in eine ganz seltsame, beinah grimmige Aufregung geraten.

„Wie ist er denn nur darauf gekommen? Menschen von seiner Art — ich kann mir gar nicht denken, daß der Mensch an einer wie — wie die ist, Gefallen gefunden haben kann."

„Recht begriffen habe ich's ja eigentlich auch nicht," meinte der alte Pfarrer nachdenklich.

„Hattet Ihr denn das gewußt?" wandte Eberhard sich an die Eltern.

„Wir haben es vorhin erst durch den Pastor erfahren."

„Also wißt Ihr noch gar nicht, ob er will oder nicht?"

„Ich will ihn gleich nachher rufen lassen," sagte der Baron.

Eberhard warf den Kopf auf. „Eigentlich ist's doch meine Sache. Wenn ich mit ihm spräche? Wie?"

Der Baron wechselte, ohne daß der Sohn es gewahr wurde, einen raschen Blick mit seiner Frau. Sie verstanden sich: ihm jetzt die Adelgunde, die er nun einmal durchaus zur Wirtschafterin haben wollte, wieder nehmen — unmöglich — sie kannten aus Erfahrung die Auftritte, die solche Verweigerungen seiner Lieblingswünsche hervorriefen. Aber wenn der Franz Kruschanski sich das Mädchen zur Frau holte, dann war damit ihrer Tätigkeit bei dem Eberhard auf einfach natürliche Weise ein Ziel gesetzt. Und das war ihnen durchaus nicht unlieb. Nach dem, was sie vorhin mit angehört, hatten sie eine unbestimmte Empfindung, als würde es nur gut sein, wenn das Verhältnis zwischen ihm und ihr nicht zu lange dauerte.

„Nein, weißt du, mein Junge," erklärte darum der Baron freundlich, aber bestimmt, „es ist schon besser, du überläßt die Sache mir. Solche Verhandlungen, siehst du, gehören nun einmal, um im Ministerialdeutsch zu sprechen, in mein Ressort. Ich bin uninteressiert, oder wenigstens nur indirekt interessiert, und du, so komisch es klingt, bist doch gewissermaßen Partei."

Er hatte sich bemüht, einen heiteren Ton anzuschlagen. Eberhard blickte auf, ohne zu erwidern; seine Stirn war umschattet.

„Na ja," setzte der Vater hinzu, „insofern, als du nun einmal die Antipathie gegen den Franz Kruschanski hast." Das, was ihm daneben noch auf der Zunge schwebte, daß jener Partei sei, weil er durchaus die Adelgunde in seinen Dienst haben

wollte, ließ er unausgesprochen — er wußte selbst kaum warum, aber es war ihm unangenehm.

Er klingelte auch sogleich und beauftragte den Diener, Herrn Sergeanten Franz Kruschanski für einen Augenblick herauf zu bitten; er hätte etwas mit ihm zu besprechen.

Eberhard stand auf.

„Dann scheint mir eigentlich besser," sagte er, „ich bin überhaupt nicht dabei."

Alle waren der gleichen Ansicht. Niemand widersprach.

„Ich gehe solange in den Garten." Damit verließ er das Zimmer, um sich in den Park zu begeben.

Als er die große Treppe hinuntergestiegen war, begegnete ihm im Flur drunten Herr Franz Kruschanski, den die Botschaft des Barons soeben erreicht hatte. Er war in voller Uniform, das Seitengewehr umgeschnallt, die Mütze in der Hand. Als er des jungen Herrn vom Hause ansichtig wurde, blieb er stehen und machte eine respektvolle Verbeugung. Eberhard hatte gleichfalls haltgemacht. Auf der untersten Stufe der Treppe, die Hand auf den großen Eichenholzknauf des Treppengeländers gelehnt, stand er und sah den Gegner an, dessen Verbeugung er ziemlich von oben her mit einem Kopfnicken beantwortet hatte.

Den Gegner — unwillkürlich war ihm das aufgezuckt, als der Mensch ihm entgegentrat. So lächerlich es war, so wenig er es sich Wort haben wollte, er empfand ihn wie einen Nebenbuhler. Das machte ihn in seinem stolzen, eigentlich hochfahrenden Bewußtsein ganz wütig. Solch ein — Unteroffizier, solch ein — Subalterner, solch ein auffrisierter, zurechtgemachter Kerl, sein Nebenbuhler! Eine dunkle Röte stieg ihm ins Gesicht. Sein Gesicht verdüsterte sich. Mit finsteren Augen sah er an dem anderen vorbei. Es drängte ihn eigentlich, sich Luft zu machen, etwas zu sagen. Aber das Talent zur leichten Ansprache war ihm völlig versagt; namentlich wenn es Leuten galt, die unter ihm standen.

Darum blieb er stumm, und mit einem nochmaligen, kaum wahrnehmbaren Kopfnicken ging er an dem jungen Sergeanten vorüber, zur Tür hinaus und wandte sich über den Hof nach dem Park.

Der ganze stumme Auftritt hatte kaum einige Sekunden gedauert. Franz Kruschanski, dessen Gesicht höflich, aufmerksam, ruhig geblieben war, wie immer, machte abermals eine Ver-

beugung, indem der junge Herr an ihm vorüberschritt, dann stieg er langsam die Treppe empor. Langsam — denn er hatte noch mancherlei zu überlegen, bevor er oben eintrat.

Was war denn das eben gewesen?

Vorhin, nachdem ihm die Adelgunde Bericht erstattet hatte, war er noch ein Stück Wegs mit ihr gegangen. Man mußte doch Bescheid wissen. Natürlich hatte er ihr alles abfragen müssen. Von selbst sprach die ja nicht.

Also — der Herr Baron hatte gewünscht, daß sie bei dem jungen Herrn die Wirtschaft übernähme?

Ja — es hatte so geschienen, als wenn er es wünschte.

Und die Frau Baronin?

Die Frau Baronin auch.

Na — und der junge Herr? Wünschte der es auch?

Hier hatte die Adelgunde gestockt, und als er sich nach ihr umsah, hatte er bemerkt, daß sie ganz rot geworden war.

Na — wie war's denn? Wünschte der junge Herr es nicht?

Darauf aber hatte sie sich beeilt „ach nein" zu sagen, „der — der wünschte es wohl ganz besonders."

Ganz besonders? Das klang ja fast merkwürdig.

Herr Kruschanski war stehen geblieben. Zu weit durfte er sich doch vom Schlosse nicht entfernen; er konnte ja jeden Augenblick gerufen werden. Die Adelgunde stand ihm gegenüber, war noch immer rot und blickte zur Seite.

„Wieso denn — ganz besonders? Hat er was gesagt? Was hat er denn gesagt?"

Die Adelgunde gab keine Antwort. Hätte sie das alles erzählen sollen, wie der junge Herr sie angesehen und auf den Stuhl gesetzt und ihr die Hände gelegt hatte? Sie hätte ja kaum gewußt, wie sie es hätte machen sollen. Außerdem, wenn sie daran dachte, schämte sie sich. Also begnügte sie sich damit, stumm den Kopf zu schütteln, was dem Herrn Kruschanski das Verständnis freilich nicht erleichterte. Er zog denn auch nur den Schluß daraus, daß sie wirklich „zu ungebildet und dumm" sei, um eine ernsthafte Sache vernünftig mit ihr zu besprechen.

Anderseits aber machte die Tatsache, daß die ganze herrschaftliche Familie so danach verlangte, die Adelgunde als Wirtschafterin bei dem Sohne des Hauses zu sehen, Eindruck auf

ihn. Sie bekam dadurch eine Wichtigkeit in seinen Augen, die sie bisher nicht besessen hatte. Für ihn gab es ja zur Beurteilung von Menschen nur den einen Maßstab: „was denken und sagen die Leute über ihn?“ Wäre die Anna Klebschmann nicht so allgemein als „bildhübsches Mädchen“ besprochen worden, so hätte er selbst sie vielleicht gar nicht so hübsch gefunden, wie er es tat. Und nun war die Entscheidung in seine Hand gegeben; er sollte sagen, ob er es erlaubte, daß die Adelgunde den Wunsch der Herrschaft erfüllen durfte. Dadurch wurde er ja zu einem ungeheuer wichtigen Mann.

Das alles stimmte ihn gnädig. Geduldig, beinah mit einem gewissen Wohlwollen hörte er deshalb zu, als die Adelgunde, schüchtern wie jemand, der sich fürchtet, einen peinlichen Gegenstand noch einmal zu berühren, und den ein innerstes Bedürfnis dennoch dazu treibt, mit gesenkten Augen wieder anhob: „Ja — und nun hatte ich doch dem Herrn Prediger und der Frau Predigerin also doch gesagt, daß wir — daß wir versprochen sind. Und wie der junge Herr mich gefragt hat, habe ich noch einmal gesagt, Herrn Prediger und Frau Predigerin hätte ich alles gesagt. Und alsdann so sind der Herr Prediger und Frau Predigerin bei den Herrschaften drin geblieben. Und also — werden sie den Herrschaften nun wohl gesagt haben —“

„Aber das ist ja ganz richtig, was Sie gesagt haben,“ fiel Herr Kruschanski ihr leutseligen Tons ins Wort. „Wir sind doch auch verlobt.“ Seine Bemerkung von gestern, bei der Trennung, schien er nach Art von hohen Herren, die sich heut absolut nicht mehr zu erinnern wissen, daß sie gestern das Gegenteil von dem gesagt haben, was sie heute sagen, kurzerhand aus der Welt geschafft zu haben. Und als nun die Adelgunde ein glückstrahlendes Gesicht zu ihm erhob, tat er sogar noch ein übriges und reichte ihr aus freien Stücken die Hand. Küssen konnte er sie ja natürlich nicht, da sie auf offener Straße waren. Ob er es sonst getan haben würde —? Das liebeerfüllte Weib dachte in diesem Augenblick nicht daran und fragte nicht danach. Ihr ganzes Herz schwoll über von Dankbarkeit, als hätte er ihr mit seinem Worte ein unermeßliches Geschenk gemacht.

„Übrigens haben Sie mir ja auch schon das Handgeld geschickt,“ fügte er hinzu. Er begleitete seine Bemerkung mit einem leichten Lächeln, in dem sich die Zufriedenheit mit seiner Scherzhaftigkeit, zugleich aber die Andeutung aussprach, daß solche

kleine Freundschaftsbezeugungen noch kein Verdienst darstellten, auf das man sich etwas Besonderes einbilden dürfe.

„Habe mich noch nicht einmal dafür bedankt."

Zum zweitenmal ergriff er ihre Hand und schüttelte sie leicht. Damit deutete er ihr zugleich an, daß sie für jetzt entlassen sei. Und also trennten sie sich. Die Adelgunde, um mit einem vor Glückseligkeit brausenden Kopfe nach Haus zu gehen, Herr Kruschanski, um ins Schloß zurückzukehren, wo seine Anwesenheit ja dringend vonnöten war.

Und dort im Schloß, kaum daß er angelangt und aufgefordert worden war, zu den Herrschaften herauf zu kommen, begegnete ihm alsdann der junge Herr Eberhard, und zwischen beiden spielte sich der sonderbare stumme Auftritt ab.

Indem Herr Kruschanski jetzt also die Treppe hinaufstieg und darüber nachsann, was jener wohl eigentlich von ihm gewollt haben mochte, fielen ihm die Worte der Adelgunde wieder ein, daß der junge Herr es gewesen sei, der ganz besonders danach verlangt hatte, sie zur Wirtschafterin zu bekommen. Ganz rot war die Adelgunde geworden, als sie das sagte und hatte vor Verlegenheit nicht weiter sprechen können — ganz rot war jetzt eben auch der junge Herr geworden und hatte das, was ihm offenbar auf dem Herzen lag, ebenfalls nicht herausbringen können. Das war ja eigentlich ein ganz eigentümliches Zusammentreffen? Das sah ja beinah aus, daß man wirklich hätte denken können — und plötzlich blieb er auf dem Treppenabsatz stehen; das bekannte Lächeln, das dann immer gleich von einem Ohr bis zum anderen ging und sein Gesicht in zwei Hälften spaltete, erschien in seinem Gesicht — wäre denn so etwas zu denken möglich gewesen?

Der junge Herr wollte die Adelgunde um sich haben, weil er in sie — —?

Das laute, herzhafte Lachen war Herrn Kruschanski ja versagt; trotzdem mußte er sich jetzt in die Lippen beißen; was zu toll ist, ist doch eben zu toll.

Dann wäre das vorhin wohl gar so etwas wie — Eifersucht gewesen? Aber es war ja nicht möglich!

Aber es war doch möglich! Der Herr Eberhard war ja krank; was man bei den Vornehmen so „nervös" nennt; das hatte er ja von seinem Vater mit eigenen Ohren gehört. Was heißt denn das „nervös"? Natürlich nichts anderes als verdreht.

Alſo, verdreht war er, eigentlich ſchon mehr verrückt. Und bei einem Verrückten iſt natürlich alles denkbar, ſogar daß er ſich in eine wie das ſchwarze Holz verliebt!

Dann aber verſchwand das Lächeln von ſeinem Geſicht; Herr Kruſchanski wurde ernſthaft. Wenn die Sache ſo ſtand, dann war das ja eine ſehr ernſthafte Sache? Dann ließ ſich ja noch gar nicht abſehen, wo die Sache hinauskommen würde? Dann war ja dies ſchwarze Holz, die Adelgunde, gradezu ein Wertſtück? Und das hatte er in Händen. Ein Wertſtück, das man in Händen hält, nach dem andere begehren, was iſt das? Ein Kapital. Alſo verfügte er über ein Kapital. Was tut man mit einem Kapital? Man ſpekuliert. — Für jetzt mußte er hineingehen. Die Herrſchaften warteten. Als gebildeter Mann durfte er nicht warten laſſen. Noch einmal ſtrich er ſich glatt. Als er ſich aber nun in Bewegung ſetzte, um auf die Salontür zuzugehen, geſchah es mit geſchwollenem Gefühl. Er wußte jetzt, was er wert war, was er beſaß — für nichts und wieder nichts geben Leute, die ſich auf das Leben verſtehen, ihren Wertbeſitz nicht her.

Er klopfte — auf ein „Herein" trat er ein. Die Mütze in der Hand, mit einer tief reſpektvollen Verbeugung blieb er an der Tür ſtehen.

Der Baron kam ihm entgegen.

„Mein lieber Herr Kruſchanski, ich habe ein paar Worte mit Ihnen zu ſprechen."

Herr Kruſchanski machte eine zweite, nicht ganz ſo tiefe Verbeugung. Dem höflich aufmerkſamen Geſicht, das er auf den Baron richtete, ſah man an, wie geſpannt er deſſen Mitteilungen entgegenſah.

„Wiſſen Sie, worum es ſich handelt?"

Herr Kruſchanski verharrte in höflich ſchweigender Erwartung.

Mit einiger Haſt ſetzte ihm der Baron auseinander, was für Abſichten ſie mit der Adelgunde hatten. — „Und nun hör' ich, die Schwarzholz — Sie ſind mit Fräulein Schwarzholz verlobt?"

Ein Augenaufſchlag von ſeiten des Herrn Kruſchanski, ernſt, langſam, nicht ohne eine gewiſſe Würde — ja — er war mit Fräulein Schwarzholz verlobt.

Es war das erſte, was er ſprach, ſeitdem er eingetreten

war. Seine Worte kamen beinah feierlich heraus und widerhallten in dem großen Raum. Es war ein schöner Klang darin. Alle Anwesenden fanden das, mehr als alle die alten Pastorsleute. Sie sahen sich gegenseitig an, drückten sich unter dem Tische die Hände, beide dachten dasselbe: sie beglückwünschten im stillen ihre brave Adelgunde, die den braven Mann bekam.

„Ja und nun erklärt Ihre Braut," fuhr der Baron fort, „sie will die Stellung nur annehmen, wenn ihr Bräutigam damit einverstanden ist. Das aber, lieber Kruschanski, sind Sie; und also, bitte, sagen Sie uns nun mal, sind Sie damit einverstanden, daß sie die Wirtschaft für meinen Sohn in Berlin führt, oder haben Sie was dagegen?"

Auf diese Frage folgte zunächst ein Stillschweigen; der Gefragte erwiderte nichts.

Als die Anwesenden, die auf seine Antwort harrten und keine erhielten, zu ihm hinsahen, gewahrten sie, wie er nachdenklich das Haupt gesenkt hatte und vor sich hin blickte. Das machte wieder einen günstigen Eindruck. Der Mann nahm die Sache ernst.

„Finanziell würde Ihre Braut natürlich nicht schlecht dabei fahren," bemerkte der Baron leichthin, wie etwas Selbstverständliches. „Vollkommen freie Station natürlich, und der Lohn — na — jedenfalls sehr viel mehr, als was sie bisher bekommen hat."

In Herrn Kruschanskis Gesicht verzog sich keine Miene. Nachdenklich, beinah mit einem etwas besorgten Ausdruck wiegte er das gesenkte Haupt. Man sah, daß solche Erwägungen es nicht waren, die ihn in seinen letzten Entschlüssen bestimmen konnten.

„Herrn Baron wäre es angenehm, wenn meine Braut bei dem jungen Herrn Baron in Dienst träte?" fragte er endlich, indem er aufblickte, mit höflich zurückhaltendem Tone.

„Gott, wissen Sie," versetzte der Baron, der eigentlich nicht recht wußte, ob er darauf ja oder nein sagen sollte, „sie wird ja als außerordentlich zuverlässig gerühmt."

Offenbar erfreut durch das Lob, das man seiner Auserwählten spendete, wiegte Herr Kruschanski, gewissermaßen als wenn er sich bedankte, abermals das Haupt, um es dann schweigend wieder sinken zu lassen.

Wollte er nun eigentlich, oder wollte er nicht? Beinah fing

es den Baron zu bedünken an, als wäre letzteres der Fall. Und das war ihm nun wieder, indem er daran dachte, wie sein Eberhard alsdann den Kopf aufsetzen würde, nicht lieb.

„Hatten Sie die Absicht," erkundigte er sich, „schon in nächster Zeit zu heiraten?"

Nein — in nächster Zeit noch nicht. Herrn Kruschanskis Haupt stieg wieder in ruhiger Bestimmtheit empor. Erst nach Ablauf seiner Kapitulation als Unteroffizier. Wenn er vom Militär abgegangen sein und die Zivilversorgung erlangt haben würde.

„So so — dann wollen Sie heiraten?"

Dann wollte er heiraten. Jeder Schritt in die Zukunft hinaus war voraus gesehen, voraus bemessen, wie mit Zirkel und Lineal.

Es war wirklich famos. Der Baron warf einen Blick zu den alten Pastorsleuten hinüber — ein verständnisvoller Blick kam von den Pastorsleuten zurück.

„Und wie lange, meinen Sie denn, daß es damit noch dauern wird?"

Höchstens noch ein halbes Jahr. Nächste Ostern liefe seine Kapitulation ab.

„Höchstens noch ein halbes Jahr" — dem Baron, der im Salon hin und her ging, merkte man an, daß er das nicht ungern hörte. Auf die Art vereinigte sich beides: dem Eberhard wurde sein Wunsch erfüllt, und anderseits dauerte die Geschichte nicht zu lange. Herrn Kruschanski, der die Bewegungen des Barons mit einem Gesichtsausdruck verfolgte — der Eberhard würde wieder gesagt haben, wie ein Apportierspitz — entging dessen Befriedigung nicht. „Vorausgesetzt natürlich," fügte er mit einem sanften, etwas sorgenvollen Lächeln hinzu, „daß ich dann eine passende Zivilanstellung finde. Es ist ja immer solch ein Andrang."

Der Baron machte in seinem Gange halt.

„Wenn ich dann keine passende Stellung finde" — er zuckte, wie mit einem Bedauern, die Achseln, „dann muß ich eben noch weiter dienen."

Der Baron überlegte.

„Haben Sie denn schon irgendein Gebiet ins Auge gefaßt, wo Sie angestellt werden möchten?"

Herr Kruschanski schimmerte förmlich von bescheidenem

Selbstbewußtsein — ein Mann wie er sollte an so etwas noch nicht gedacht haben!

Als Kanzleidiener bei irgendeiner hohen Behörde in Berlin, vielleicht bei einem Ministerium — er sagte es beinah säuselnd. Indem er es sagte, blickte er jedoch den Baron an: „Du hast ja Verbindungen — also —?"

Der Baron überflog ihn mit den Augen.

„Wissen Sie," sagte er, „das scheint mir wirklich eine ausgezeichnete Idee."

Er sah sich den sauberen, korrekten, hübschen Menschen noch einmal an.

„Wie gemacht, scheint mir, sind Sie zu solch einer Stellung."

Herr Kruschanski verbeugte sich einmal, auch zweimal.

„Aber diese Stellen sind sehr überlaufen," meinte er alsdann mit nachdenklichem Flüstern.

Bei dem Baron aber hatte der Gedanke eingeschlagen: „Ich will Ihnen was sagen: ich kenne in Berlin diesen und jenen von den Herren. Ich glaube — wenn ich mit einem von ihnen spräche — ich glaube, es wäre nicht unmöglich, daß die Sache sich machen ließe."

Jetzt richtete Herr Kruschanski sich zu voller Höhe auf. Sein bisher fast immer noch unbewegtes Gesicht leuchtete.

„Wenn Herr Baron das tun wollten, würde ich schon jetzt meinen gehorsamsten und verbindlichsten Dank sagen."

„Und dann würden Sie einverstanden sein, daß die — daß Ihre Braut bei meinem Sohne in Dienst tritt?"

Noch einmal senkte der Gefragte das Haupt. Ein letztes Nachdenken offenbar. Vielleicht dachte er auch wirklich nach, ob er jetzt vorteilhafterweise „ja" sagen sollte, oder ob sich nicht noch irgend etwas herausschlagen ließ.

Die Baronin war es, die den letzten Anstoß gab. Ihr Gedankengang entsprach vollkommen dem ihres Gatten: eine bessere Lösung konnte es nicht geben, als wenn das Mädchen für jetzt bei ihrem Jungen in Dienst trat und nach spätestens einem halben Jahre in die Ehe ab- und fortgeholt wurde. Fast noch mehr als ihrem Manne lag ihr daran, daß die Dinge diesen Weg gingen.

„Ich sollte denken," meinte sie, „da Sie doch in Berlin in Garnison stehen, müßte es Ihnen eigentlich lieb sein, wenn Sie Ihre Braut auch in Berlin hätten? Daß Sie sie bei meinem

Sohne besuchen können, so oft Sie wollen, das versteht sich doch. Und wenn die Adelgunde — ich meine Ihre Braut — sich gut macht — und daran zweifle ich ja keinen Augenblick — und wenn sie dann heiratet, nun — ihr Schaden würde es ja dann nicht gewesen sein. Und ein Schaden für Ihre künftige Ehe überhaupt nicht."

Das war ein Wink. Ein deutlicher. Es hätte des verheißungsvollen Lächelns kaum bedurft, mit dem die Sprecherin ihre Worte begleitete.

Herr Kruschanski lauschte. Wenn Menschen die Ohren spitzen könnten, er hätte es getan. Aber die Natur hat das Tier in dieser Beziehung ehrlicher ausgestattet, als den Menschen. Warum die Herrschaften eigentlich so erpicht darauf waren, die Adelgunde bei ihrem Sohne in Dienst zu sehen —? Ob es nur deshalb war, weil sie wußten, daß dieser es wünschte? Vielleicht. Im ganzen Hause war es ja bekannt, wie vernarrt sie in den jungen Herrn waren. Jedenfalls aber wünschten sie es. Das war klar. Und darauf kam es an. Wenn er seine Einwilligung gab, wurden ihm die Herrschaften verpflichtet, wurden seine Schuldner. Durch die Versprechungen, die sie ihm gemacht, vorhin der Baron, jetzt die Baronin, hatten sie das ja auch schon anerkannt; Abschlagszahlungen waren das gewesen. Aussichten für die Zukunft! Die Brust blähte sich ihm förmlich. Aber er wußte den Ausbruch seiner Empfindungen zu beherrschen.

Tief war deshalb die Verbeugung, beinah ehrfurchtsvoll, mit der Herr Kruschanski sich zu der Baronin wandte: „Gnädige Frau Baronin, ich bin durchaus einverstanden damit, daß meine Braut bei dem jungen Herrn Baron die Wirtschaft übernimmt."

Der Baron kam wieder auf ihn zu.

„Das ist gescheit, mein lieber Kruschanski!"

Diesmal kam er nicht nur auf ihn zu, er reichte ihm auch die Hand. „Und mit dem, was wir vorhin besprochen haben, wegen der Verwendung für die Stelle als Kanzleidiener im Ministerium, dabei bleibt's. Wird sich schon machen, die Sache, wird sich schon machen."

Mit höflichem Lächeln quittierte Herr Kruschanski den Empfang des erneuten Versprechens. Die Verbeugung, mit der er die dargebotene Hand des Barons entgegennahm, und die er dann noch zweimal, zu der Frau Baronin und sodann zu den

alten Pastorsleuten hin wiederholte, diente zugleich dazu, seinen Rückzug einzuleiten, den er nun ebenso gemessen, wie vorhin seinen Eintritt ausführte. Geräuschlos schloß er von draußen die Tür.

„Ich begreife den Jungen nicht," erklärte, sobald er hinaus war, beinah aufgeregt, der Baron, „was er gegen den Menschen hat. Ein allerliebster Mensch; man kann's absolut nicht anders sagen."

Von den Anwesenden jedenfalls sagte niemand etwas anderes; alle stimmten ihm bei, daß er ein allerliebster Mensch sei. Am Abend des Tages überreichte Kruschanski der Haushofmeister schmunzelnd im Auftrag der Herrschaften Kruschanski dem Sergeanten, seinem Sohn, einen größeren Geldschein „als kleine Beihilfe zu den Reisekosten", wie der Herr Baron sagen ließ.

Ohne eine Miene zu verziehen, strich Kruschanski der Jüngere das Geld ein — wirklich ein ganz gutes Geschäft, das er mit der Adelgunde, dem schwarzen Holz, machte. Deren Schicksal war denn nun vorläufig also besiegelt, und so wie sie es empfand, war es wunderbar — wundervoll. Zwischen dem beiden liegt ja wohl ein Unterschied — für die Adelgunde war er nicht vorhanden.

Ein Traum, ein berauschender, ein berückender — so kam das neue Leben über sie her.

Wohl erlitt sie all die Bangigkeit, die der Traum in uns erweckt, indem er uns fühlen läßt, daß wir keinen Grund und Boden unter den Füßen haben; wohl erzitterte ihr das Herz, wenn sie daran dachte, wie sie, die bis heut in vier Wänden in einem Dorfe gelebt hatte, sich zurecht finden sollte in der Unermeßlichkeit, als welche Berlin vor ihrer Vorstellung stand. Mächtiger aber als all diese Angst und Bangigkeit war das gewaltige, das gradezu ungeheure Glücksgefühl, das wie ein brausender Strom aus ihrem Innern emporstieg und alle Sorgen hinwegschwemmte. Das war kein künstlich in die Höhe gepumpter Strahl; mühelos, wie aus einem unerschöpflichen Quell strömte es hervor. Aus ihrer Liebe quoll es, die immer tiefer in alle Tiefen ihrer Seele hinabstieg, immer heißer, immer beherrschender alles da drinnen durchdrang und umschlang, daß ihr manchmal zumute ward, als schmölze ihr ganzes Innere zu einer einzigen feurigen Masse zusammen. Als hätte sie alle Gedanken verloren bis auf einen, so war ihr zumute, alle Worte vergessen,

bis auf eines, das ſie immer vor ſich hinſprach, als fürchtete ſie, daß ſie es verlieren könnte, obſchon ſie doch wußte, daß es ihr unverloren bleiben würde bis an den Jüngſten Tag: ſeinen Namen, den Namen des geliebten Mannes. Kaum ein halbes Jahr noch, dann ſollte ſie ſeine Frau werden! Dann durfte ſie ihm geben alles was ſie hatte und was ſie war. Was ſie ihm neulich ſchon gegeben haben würde, wenn er es nicht in ſeiner feinen, zurückhaltenden Art damals noch abgelehnt hätte. Was er aber dann annehmen mußte, nicht mehr zurückweiſen durfte — und indem ſie das dachte, war ein jubelndes Kichern in ihr — alles, alles, alles! War es denn wirklich wahr? Ja es war ſo. Die Baronin hatte es ihr geſagt. Die gute Frau Baronin, die ſie ſchon neulich, als ſie auf dem Schloſſe war, immer ſo freundlich angeſehen hatte. Die ſeitdem beinah jeden Tag ins Pfarrhaus kam und ſie rufen ließ und ihr guten Rat gab, wie ſie dies würde machen müſſen und das, und die ihr zuletzt geſagt hatte, daß ſie zuſammen mit ihr nach Berlin reiſen würde, damit ſie vereint dem jungen Herrn, dem Baron Eberhard, die Wohnung vorläufig inſtand ſetzten.

Wie das ihr die ganze Sache erleichterte, daß die Frau Baronin ſie an Ort und Stelle führen wollte! Allein würde ſie ſich ja gar nicht hingefunden haben.

Und alſo kam denn nun der entſcheidende Tag.

Abſchied wurde genommen zwiſchen der Adelgunde und ihren alten Paſtorsleuten, und dabei ging es auf beiden Seiten nicht ohne ehrliche, bittere Tränen ab. Dann kam vom Schloß ein herrſchaftlicher Gepäckwagen vorgefahren, auf dem die Habſeligkeiten der Adelgunde verladen wurden. Sie ſelbſt ſtieg auf und ſetzte ſich auf ihren großen Reiſekorb. Und nun fahr' wohl, Pfarrhaus, Heimat und Vergangenheit — die Pferde zogen an, der Wagen rollte davon, die Straße entlang zum Nachbarorte, der an der Eiſenbahn lag und bei dem die Bahnzüge Station machten. Die Baronin war, von ihrem Gatten begleitet, vorausgefahren. Als die Adelgunde anlangte, waren beide ſchon auf dem Bahnhof. Das ſchwarze Holz war noch nie auf der Eiſenbahn gefahren, hatte in ihrem Leben überhaupt noch keine geſehen. Es mußte daher für ſie geſorgt werden, wie für ein Kind. Sobald ſie vom Gepäckwagen heruntergeklettert war, erhielt ſie ein hartes, kleines viereckiges Stück Pappe in die Hand gedrückt: „Das iſt Ihre Fahrkarte," wurde ihr ins Ohr geſchrieben,

„die müssen Sie an sich behalten, dürfen Sie nicht verlieren.“ Nach einiger Zeit wurde ihr ein Stück Papier eingehändigt, ein Schein, auf dem Gedrucktes und Geschriebenes stand: „Das ist der Gepäckschein. Haben Sie ein Portemonnaie? Stecken Sie beides hinein. Wenn Sie in Berlin ankommen, zeigen Sie den Schein vor, bekommen Sie Ihre Sachen darauf heraus.“

Aus ihrem Kleide holte die Adelgunde ihre Geldtasche hervor. Mit einem Angstgefühl, als handelte es sich um die Unterbringung von Talismanen, versenkte sie Fahrkarte und Gepäckschein darin. Dann stand sie auf dem Bahnsteig, mit hilflosen Augen zu der Baronin hinüberblickend, die Arm in Arm mit dem Baron auf und nieder spazierte. Aus der Ferne wurde jetzt ein dumpfes Rollen vernehmbar: der Zug kam heran. Die Baronin löste sich vom Arme ihres Gatten und trat zu der Adelgunde: „Wenn wir in Halle ankommen,“ sagte sie, „steigen Sie aus dem Coupé aus, verstehen Sie? Ich werde Ihnen eine Tasse Kaffee geben lassen.“

Sie hatte laut sprechen müssen, denn der Zug war donnernd und pfauchend vorgefahren, so daß ihre Worte beinah übertönt wurden.

Während die Adelgunde noch über die geheimnisvolle Weisung nachdachte, fühlte sie sich am Arme ergriffen. Der Kutscher des Gepäckwagens, der ihre Führung übernommen hatte, war es, der sie an den Wagen riß: „Machen Sie nur und steigen Sie ein; der Zug hält nur eine Minute!“

Zwei Stufen hinauf wurde sie in eine offenstehende Tür hineingeschoben, in einen Wagenabteil dritter Klasse. Halb betäubt sank sie auf die hölzerne Bank. Der Zufall hatte es gut mit ihr gemeint: sie hatte einen Eckplatz erbeutet, saß unmittelbar am Fenster. Ein Dröhnen von zuschlagenden Türen die Wagenreihe entlang. Der Zug ruckte an. Zum erstenmal in ihrem Leben fuhr sie auf der Eisenbahn. Das Märchen begann.

Wie ein Märchen kam es ihr wirklich vor, als Felder, Bäume und Hügel, alles was ihr bisher wie etwas Unbewegliches, Unverrückbares erschienen war, sich vor ihren Augen in Bewegung zu setzen begannen, in eilende, laufende, beinah kreisende Bewegung, während sie selbst, so bedünkte es sie, mit ihrem Wagen unbeweglich saß.

Staunen war alles in ihr — Staunen. Daneben ein dumpfes Gefühl: wo ging das alles mit ihr hin?

Zunächst, solange der Zug an der Saale entlang fuhr, sah die Gegend noch ungefähr so aus, wie sie in ihrem heimatlichen, von Hügeln und Höhen umschlossenen Dorf ausgesehen hatte. Allmählich aber traten die Anhöhen in immer weiterem Kreise zurück, und als der Zug nach einer Stunde etwa aus einer Station hinauslief, wo sie auf einer weißen Tafel mit großen schwarzen Buchstaben „Weißenfels" gelesen hatte, waren überhaupt keine Anhöhen mehr zu sehen. Das Flachland tat sich auf, und bei der Ungewohntheit des neuen Landschaftsbildes verstärkte sich der Druck, der ihr auf Brust und Seele lag.

Wieder rollte und ras'te der Zug weiter. Wieder tanzten Felder — meilenlange und meilenbreite, so schien es der Adelgunde, und alle flach wie Tischplatten — an ihren Augen vorüber. Dann, nach einiger Zeit tauchten Häuser auf und Häuserzeilen, das Schütteln des polternden Zuges wurde dumpfer, langsamer, zugleich verdunkelte sich das Licht; in einem großen glasbedeckten Bahnhof hielt der Zug an.

„Halle! Halle!" riefen die Schaffner, indem sie alle Türen, auch die, an welcher die Adelgunde saß, aufrissen. In Halle hatte sie ja irgend etwas tun sollen — was war es nur gewesen?

Indem sie aber noch darüber nachdachte, kam schon die Baronin auf dem Bahnsteige, mit suchenden Augen die Wagen dritter Klasse musternd, heran. Jetzt hatten sie die Gesuchte entdeckt und lächelnd winkte sie ihr, auszusteigen.

„Na — wie geht's denn?" erkundigte sie sich, als die ganz verdonnerte Adelgunde herabgestiegen war.

Diese vermochte keinen Laut hervorzubringen. Ihre Lippen waren ganz blaß.

Die Baronin winkte einen Kellner heran, nahm eine große Tasse schwarzen Kaffees von seinem Brett, tat auch selber Zucker und Milch hinzu, dann übergab sie der Adelgunde die Tasse und legte auch noch einen Zwieback darauf.

„Trinken Sie, meine Liebe, und essen Sie dazu den Zwieback. Sie haben vollkommen Zeit, brauchen sich gar nicht zu übereilen. Und ängstigen Sie sich nicht so. Es geschieht Ihnen nichts. Wirklich nichts."

Der freundliche Zuspruch, das wohlbekannte Getränk brachten die Verängstigte wieder zu sich. Einigermaßen beruhigt, kletterte sie, nachdem sie getrunken hatte, in ihren Wagen zurück.

Dann, auf der Weiterfahrt, kam noch etwas Besonderes:

mit stampfendem Getöse rollte der Zug über eine eiserne Brücke, und als die Adelgunde hinaussah, erblickte sie tief unter sich einen breiten Strom, der, vom Herbstregen geschwellt, mit braungelben Wellen seine Ufer peitschte.

Aus dem Gespräch der Mitreisenden erfuhr sie, daß es die Elbe war. Einen so großen Fluß hatte sie noch nie vor Augen gehabt. Und wie wild er ausgesehen hatte und wüst!

Nachdem sie darüber hinweg war, kam ihr der Gedanke, daß nun eine Grenzscheide war, eine körperliche, zwischen ihr und der Heimat und den guten, alten Pastorsleuten, und ihrer Stube, wo sie Jahre und Jahrzehnte lang, wenn auch nicht eigentlich in Glück, so doch in Frieden und Behagen gesessen hatte: das war dieses breite, braune Wasser. Und indem sie darüber nachsann, wuchs der Gedanke, wurde immer größer, immer finsterer, bis daß er, wie eine schwere, erdrückende Angst auf ihr Herz zurückfiel. Auch das große Glücks- und Seligkeitsgefühl, das sie unter all den ungewohnten Erregungen der letzten Tage aufrecht erhalten hatte, hielt dagegen nicht stand. Nie im Leben würde sie über das breite Wasser zurückkehren — wie eine Ahnung war es in ihr, gegen die sie sich nicht wehren konnte. Starr vor sich hinblickend saß sie in ihre Ecke gedrückt. Unter dem Reisemantel, so daß niemand es sah, schob sie die Hände ineinander. Aus ihrem stummen, einsamen Herzen stand etwas auf, wie ein verzweifelnder Schrei: daß er sie doch nur lieben möchte, der Mann, an den ihre Seele sich klammerte. So von aller Welt verlassen wie in diesem Augenblick, hatte sie sich noch nie gefühlt — wenn er sie verließ, nach dem sie ausschaute, wie ein Schiffbrüchiger nach dem Leuchtturm —?

Hätte der junge Herr sie gesehen, der Eberhard, wie sie dasaß und vor sich hinstarrte, so würde sie ihn wieder an die Meduse erinnert haben, vor deren Leidensantlitz, wie er gesagt hatte, noch heute die Menschen versteinern.

Das Flachland, durch das der Zug mit ihr dahinfuhr, dehnte sich nun von Horizont zu Horizont so weit und breit, wie eine Wüste. Noch einmal, bei Trebbin, flatterte etwas, das beinah wie eine bewaldete Anhöhe aussah, an ihr vorüber. Es war aber nur, als wenn die Thüringer Berge ihr ein letztes, traumhaftes Fahrwohl zugewinkt hätten. Denn gleich dahinter tat sich wieder die unermeßliche Ebene auf, in die der Eisenbahnzug hineinbrauste, wie ein Schiff in das Meer.

Lange dauerte es dann nicht mehr: wie Fangarme, die ein riesiges Tier ausstreckt, kamen ihr die Vororte Berlins entgegen. An Ortschaften flog sie vorüber, von denen sie nicht wußte, ob das nun Dörfer waren oder Städte, an Häusern, von denen jedes einzelne beinah ebenso vornehm aussah, wie das Schloß, in dem bei ihr zu Hause der Baron und die Baronin wohnten. Die Mitreisenden kramten ihr Gepäck zusammen und machten sich fertig, rasch aussteigen zu können. Sie merkte, daß sie an den Toren von Berlin war. Und indem sie das noch dachte, fuhr der Zug schon wieder über eine Brücke, unter der sie wieder ein Wasser erblickte, freilich nicht so breit und wild wie die Elbe, da es nur der Berliner Kanal war. Im nächsten Augenblick war es, als wenn eine große, stille Feierlichkeit sie umfinge — mit langsam verhauchenden Stößen glitt der Zug in die mächtige Halle des Anhalter Bahnhofes ein.

An ihr vorüber stürmten die Mitreisenden aus dem Wagen. Endlich stand auch sie auf dem Bahnsteig. Und da war auch schon die gute Frau Baronin wieder, die sich nach ihr umsah.

„Haben Sie die Fahrkarte und den Gepäckschein?"

Mit krampfhaftem Griff holte sie ihre Geldtasche hervor; Fahrkarte und Gepäckschein waren da.

„Na, dann ist alles gut; halten Sie sich nur an mich."

Wie ertrunken in dem Menschenmeer, das sie umflutete, mit den Augen an die Baronin gekettet, die einen Schritt vor ihr herging, fast besinnungslos schritt die Adelgunde der Ausgangspforte zu. Die Fahrkarte wurde ihr abgenommen — sie wußte nicht von wem. Den Gepäckschein mußte sie abgeben — sie wußte nicht an wen. Erst draußen auf dem Droschkenhalteplatz kam sie wieder zu sich, als die Baronin, die sich um das Gepäck bemüht hatte, wieder zu ihr trat und sie aufforderte, zu ihr in die Droschke zu steigen.

„Neben der gnädigen Frau sitzen? Ich?" Aber die Baronin lachte nur: „Machen Sie doch keine Geschichten, kommen Sie nur."

Sie rückte auch gleich so weit in die Ecke, daß für die große Gestalt an ihrer Seite Raum wurde. Kaum daß die Adelgunde eingestiegen war und Platz genommen hatte, fühlte die Baronin sich an beiden Händen ergriffen; die Adelgunde war es, die sich auf ihre Hände niederbeugte und sie küßte.

„Aber liebes Kind," sagte die Baronin, „liebes Kind —"

„Sie sind so gut zu mir," schluchzte die Adelgunde, „und ich danke Ihnen so."

„Ach, wissen Sie," entgegnete die Baronin, „ich bin ja so froh, daß mein Sohn jemand Zuverlässiges, Ehrliches bekommt, der ihm das Haus besorgt. Mein Sohn, wissen Sie —" es schien ihr eigentlich auf dem Herzen zu liegen, daß sie jener etwas mehr von dem Eberhard verriete, sie gewissermaßen auf ihn vorbereitete — dann aber sagte sie nur: „Sie werden gewiß gut miteinander auskommen, sehr gut, passen Sie nur auf. Mein Sohn, sehen Sie, ist ja in vielen Dingen recht anders, als sonst die Menschen sind. Aber eins können Sie mir glauben, von Herzen ist er gut, wirklich gut."

Die Adelgunde hatte sich wieder aufgerichtet und erwiderte nichts. Daß der junge Herr gut war, das hatte sie ja schon neulich auf dem Schlosse erfahren, als er ihr sein eigenes Taschentuch vor das Gesicht gehalten hatte, aus dem es so köstlich roch, und als er ihr zugesprochen hatte, so freundlich, so — so beinah merkwürdig.

Unterdessen hatte sich das Gefährt, in dem die beiden Frauen saßen, in Gang gesetzt. Die Witterung war mild; die Baronin hatte deshalb eine offene Droschke genommen. Ziel und Ende der Fahrt waren dem Kutscher angegeben: Hinter der Katholischen Kirche, Ecke Festungsgraben. Er sollte aber nicht den kürzesten Weg, durch Anhalter, Koch- und Friedrichstraße, sondern die Linden entlang fahren. Die Adelgunde mußte doch einen günstigen Begriff von Berlin bekommen, mußte sehen, daß es auch in der Steinwüste Bäume gab. Außerdem war die Baronin selbst lange nicht in Berlin gewesen; es verlangte sie danach, die Linden wiederzusehen, die ihr als das Schönste der Stadt erschienen.

Also rollten sie nun vom Askanischen Platz die Königgrätzer Straße hinunter, über den Potsdamer Platz, wo die Adelgunde unwillkürlich mit allen zehn Fingern in die Wagenkissen griff, weil sie es für unausbleiblich hielt, daß sie mit einem der unzähligen, den Platz kreuzenden Wagen zusammenstoßen würden. Am Saum des Tiergartens fuhren sie entlang, der sich im goldenen Schmuck des herbstlich gefärbten Laubes wie ein unergründlicher Wald vor ihnen auftat. Und als sie dann ins Brandenburger Tor einbogen, riß die Adelgunde wirklich

beide Augen weit auf — wie die verkörperte Pforte des neuen Daseins erschien ihr das, in dem sie fortan leben sollte.

Unter den Linden sodann die prachtvollen Läden, mit den großen Scheiben von Spiegelglas vor den Schaufenstern, hinter denen es von Kostbarkeiten funkelte und blitzte. Die Baumreihen inmitten der Straße, die auch noch ihr Laub trugen. Und zu beiden Seiten der Straße und immer und überall die Menschen! Die Massen von Menschen! Endlich kamen sie am Opernplatz an.

„Sehen Sie," erklärte die Baronin, indem sie auf das Eckhaus zur Rechten zeigte, „hier wohnt der König; das ist sein Palais." Dann wies sie über den Platz hin auf den Rundbau der Hedwigskirche: „Und da hinter der Kirche wohnen Sie, also gar nicht weit von da, wo der König wohnt." Sie hatte ihre Worte mit einem leisen Lachen begleitet, sie glaubte, daß es der Adelgunde Vergnügen machen würde. Die Adelgunde aber saß starr und steif, sie war nur wortlose, regungslose Benommenheit und Betäubtheit.

Nun noch ein großes, prächtiges Gebäude, um dessen Ecke die Droschke in scharfem Winkel herumbog, das Opernhaus, vor dessen Eingangspforten noch dichtere Menschenhaufen wogten, als vorhin in den Straßen, und dann, nach wenigen Schritten, hielt das Gefährt an. Sie waren am Ziel.

An der Ecke der Straße „Hinter der Katholischen Kirche" und des „Festungsgrabens" stand zu der Zeit, als alles das sich begab, was hier erzählt wird, der riesige, moderne Bankpalast noch nicht, der seitdem an der Stelle erbaut worden ist. Das Gebäude, das sich dort erhob, war ein zweistöckiges, gelblich angestrichenes, ganz altmodisches, ganz altväterliches, höchst behagliches Haus. Einen anheimelnden Reiz erhielt es dadurch, daß sich im Erdgeschoß, an der schmalen, nach dem Festungsgraben zu gelegenen Seite ein bürgerlich-anständiges Kaffee- und Restaurationslokal befand, zu dem man von den Baumgängen des Grabens auf einer zweiflügligen, hübsch geschwungenen Freitreppe von sandsteinernen Stufen emporstieg.

Der Wirt dieser Restauration — ob es der Besitzer oder nur der Verwalter des Hauses war, steht dahin — empfing die beiden Ankömmlinge an der Haustür. Er war von ihrer bevorstehenden Ankunft unterrichtet, weil die Kunstsachen, die Eberhard von seinen Reisen mitgeführt und vorläufig auf einem

Möbelspeicher untergebracht hatte, im Lauf der letzten Tage bereits in die neue Wohnung hinübergeschafft worden waren.

„Sie erlauben, daß ich vorangehe," sagte er, indem er sich gegen die Baronin verneigte. Dann stiegen sie, der Wirt voran, zwei ebenfalls ganz altertümliche, sehr gemächliche hölzerne Treppen empor, bis daß sie vor einer geschlossenen Glastür anlangten.

„Gnädige Frau belieben zu bemerken," erklärte der Führer, während er die Tür aufschloß, „eine ganz geschlossene Wohnung. Wie es der Herr Baron gewünscht hatte."

Sie traten ein. Und nun sahen sie sich in einem langen, etwas dunklen aber breiten Flur, in dessen Seiten links und rechts sich Türen befanden. Die Tür zur Linken wurde geöffnet; ein großes, zweifenstriges Zimmer, das den Blick auf die Hedwigskirche hinausgehen ließ, tat sich vor ihnen auf.

„Das Schlafzimmer," erläuterte der Wirt. „Ich glaube, ein sehr schönes Schlafzimmer." Er hatte recht; es war ein weiter, luftiger Raum.

„Und hier der Salon." Er stieß die Tür auf, die rechter Hand aus dem Schlafzimmer in den Nebenraum führte. Und nun blieb die Baronin, indem sie über die Schwelle trat, ganz entzückt stehen.

„Das ist ja reizend! Wirklich ganz allerliebst!"

Sie erblickte ein nicht übermäßig großes, aber außerordentlich behaglich geformtes Zimmer. Ein Eckzimmer, dessen eines Fenster, ebenso wie die zwei Fenster des Schlafraumes, nach der Hedwigskirche und an deren Vorderseite vorbei auf die Gartenanlagen des Opernplatzes hinausging, während man durch das andere, breite Fenster auf den Festungsgraben und die prächtigen Gebäude sah, die rechts und links davon und gegenüber standen.

„Hat der Junge Geschmack!" flüsterte sie, innerlich erhoben, vor sich hin, „hat der Junge Geschmack!"

Und in der Tat wäre es kaum möglich gewesen, im Innern von Berlin eine reizender gelegene Wohnung und zugleich eine zu finden, wo einem der prachtvolle Kern der gewaltigen Stadt so unmittelbar vor Augen gerückt war, daß man ihn beinah mit einem einzigen Blick in sich aufnehmen und genießen konnte.

„Kommen Sie her," rief die Baronin, die sich an das breite Fenster gestellt hatte, der Adelgunde zu. Dann, als diese

zu ihr getreten war, zeigte sie mit dem Finger hinaus: „Sehen Sie die drei Männer da? Das ist Blücher und York und Gneisenau" — sie deutete auf die Bronzestandbilder, die sich von hier oben durch das gelichtete Laub der Bäume hindurch erkennen ließen — „und da drüben, die von Marmor, das ist Bülow und Scharnhorst. Die großen Generäle aus dem Freiheitskrieg — Sie wissen doch?"

Ohne abzuwarten, ob sie bei der Adelgunde zu große Geschichtskenntnis vorausgesetzt hatte oder nicht, selbst ganz aufgeregt, fuhr sie mit dem Zeigefinger weiter: „Das da drüben, sehen Sie, ist die Hauptwache, dahinter die Bäume das Kastanienwäldchen. Links daneben das große Haus, das ist die Universität, wo der junge Herr, wissen Sie, mein Sohn, auch studiert hat" — sie hatte ganz glückselig gekichert, indem sie ihre eigenen Erklärungen mit dieser Bemerkung unterbrach. „Und wenn Sie morgen ausgehen und da vorn rechts herumgehen, dann werden Sie mal sehen: dann kommen Sie über die Schloßbrücke an den Lustgarten. Da ist dann links das alte Museum und rechts das Königliche Schloß. Haben Sie davon noch nichts gehört? Was für ein riesiges Ding das ist? Na, wenn Sie das sehen, Sie werden Augen machen. Sie werden Augen machen."

Ihr Eifer, zu zeigen, zu erklären, zu beschreiben, riß sie völlig hin. Erst ein andeutendes Räuspern des Wirtes, der im Hintergrunde stehen geblieben war, erinnerte sie daran, daß sie die Wohnung noch gar nicht vollständig gesehen hatte. Das mußte nun geschehen: in der rechten Wand des Eckzimmers war eine Tapetentür. Als diese geöffnet wurde, sah man in ein Badekabinett, das an den Salon anstieß, und wieder rechter Hand aus diesem Kabinett führte eine weitere Tür in einen schmalen, flurartigen Gang, durch den man dann in eine nach der Rückseite des Hauses gelegene größere Stube und aus dieser endlich in die Küche gelangte. Durch einen letzten, mit Speise- und Vorratsschränken ausgesetzten Vorraum trat man dann wieder auf den großen Eingangsflur hinaus.

So bildete die ganze, nicht grade große, aber für die Bedürfnisse eines einzelnen überreichlich genügende Behausung einen Zusammenhang von Räumlichkeiten, wie er wohnlicher, behaglicher kaum gedacht werden konnte. Strahlenden Gesichtes blieb denn auch die Baronin, nachdem sie von der Besichtigung in das Eckzimmer, den Salon zurückgekehrt waren, vor der Adel-

gunde stehen: „Na, was sagen Sie? Wird es sich hier wohnen lassen? Wird es sich hier leben lassen? Ich denke, gemütlich. Was? Gemütlich!“

Jetzt erst kam sie dazu, einen Blick auf alles das zu werfen, was der Eberhard vom Möbelspeicher hatte vorausschicken lassen. Es waren, wie gesagt, die Kunstsachen, die er von seinen Reisen mitgebracht hatte, und sie waren vorausgeschickt worden, weil er wollte, daß er von seinen Sachen schon empfangen würde, wenn er die neue Wohnung betrat. Diese Sachen waren ja seine Freunde, seine Geliebten, waren seine Erinnerung. Seine Erinnerung an das gelobte Land, seine Lebensluft. Nicht eine Stunde, so war sein Gefühl, würde er die Berliner Luft haben ertragen können, wenn die Lungen seiner Seele sich nicht fortwährend aus dieser seiner eigentlichen Atmosphäre Nahrung tranken und vollsogen.

Also waren seine Sachen ihm vorausgelaufen, gewissermaßen wie treue Hunde, die auf ihren Herrn warten, und dort in dem geräumigen Schlafzimmer lagen sie nun, vorläufig noch ungeordnet zuhauf. Hauptsächlich waren es Bilder, Stiche, Radierungen und Photographien. Teilweise in großen Mappen verwahrt, teilweise auch in größeren und kleineren Kisten, und einige von diesen Kisten enthielten auch Reliefs, Gipsabgüsse nach Antiken und nach Werken aus der italienischen Renaissance. Daneben sah man, aus der Verpackung und Umhüllung hervorstrebend, Bronzegestalten, Nachbildungen nach den Bronzen von Pompeji und Herkulanum, nach Werken von Donatello, Benvenuto Cellini und den Florentiner Meistern überhaupt.

Nicht ohne ein kopfschüttelndes Lächeln sah die Baronin das alles an. Es war wie ein illustrierter Nachweis, wo das Geld geblieben war, das viele Geld, das sie an den Jungen verwendet hatten. Na — wenn er nur jetzt vernünftig wurde!

Ein Stück aber, und zwar das Hauptstück, war schon vollständig ausgepackt und sogar schon aufgestellt. Arbeiter aus einer Berliner Kunsthandlung waren eigens dazu gekommen und hatten die Aufstellung besorgt; das war die Gipsnachbildung einer griechischen Aphrodite. Kunstverständige würden die syrakusische erkannt haben, die er sich in dreiviertel der Originalgröße verschafft hatte. Im Eckzimmer, in dem Salon, in dem Winkel rechts neben dem Fenster, das auf den Festungsgraben

hinausging, war die Gestalt, die hier in dem bürgerlich beschränkten Raume natürlich ganz mächtig wirkte, aufgestellt.

Endlich war auch dies besichtigt, und es war gut, daß die Besichtigung zu Ende ging, denn es wurde dunkel. Am Nachmittage waren die beiden Frauen angekommen, jetzt brach der Abend herein. Die Baronin hatte sich in einem Gasthofe Quartier bestellt; dort wollte sie jetzt hin — wo blieb die Adelgunde?

Der Wirt aber hatte vorgesorgt: in dem Zimmer neben der Küche, das in Zukunft doch jedenfalls das Wohnzimmer der „Mamsell" sein würde, war bereits ein Bett aufgestellt. Sie konnte gleich hier bleiben und die Nacht hier schlafen.

Noch einmal wurde hinübergegangen — richtig — da stand ja eine Bettstelle, eine gute sogar, mit Matratzen, Kissen und Decken und allem Zubehör versehen.

„Na, wie ist es, meine Liebe? Bleiben Sie die Nacht gleich hier?" Die Adelgunde neigte das Haupt. Warum sollte sie nicht gleich bleiben? Gewöhnen mußte sie sich doch nun einmal.

Eine Lampe würde der Wirt ihr gleich nachher hinauf besorgen. Zum Abendessen könnte sie in die Restauration hinunterkommen, die im Hause war.

„Alles natürlich auf meine Rechnung," sagte die Baronin vertraulich zu dem Wirt, dann wandte sie sich an die Adelgunde: „Also dann lebewohl für heute und gute Nacht. Schlafen Sie wohl. Ängstigen Sie sich nicht. Es geschieht Ihnen nichts. Und morgen vormittag komme ich wieder; dann also auf Wiedersehn."

Sie reichte ihr die Hand, nickte ihr noch einmal freundlich zu, dann ging sie den Flur hinunter, dem Ausgange zu, der Wirt dienstbeflissen voraus, ihr die Tür zu öffnen. Die Adelgunde blieb zurück.

Von der Glastür, bis zu der sie der Baronin das Geleit gegeben hatte, kehrte sie langsam um. Sie fühlte, daß sie allein war. Auch die gute Frau Baronin war jetzt nicht mehr da.

Sollte sie wieder in die Stuben vorne gehen? Nein — lieber in die Küche. Küchen und Kücheneinrichtungen sehen sich überall einigermaßen ähnlich — die Küche erinnerte sie an „zu Hause". Und danach fühlte sie ein Bedürfnis. Von der Küche ging sie dann in das anstoßende Zimmer, ihr Zimmer. Noch

war es das ja nicht eigentlich, noch sah es, mit dem großen Reisekorb, der ungeöffnet mitten darin stand, unwirtlich genug aus. Einmal aber würde es doch ihr Zimmer sein. Also schloß sie den Reisekorb auf und fing an auszupacken. So hatte sie doch etwas zu tun. Außerdem tat es ihr wohl, als sie ihre Sachen zum Vorschein kommen sah. Wie alte Bekannte kamen sie ihr vor, beinah wie befreundete Gesichter. Ein Kleiderschrank war auch schon in dem Zimmer aufgestellt; da konnte sie ihre Sachen drin aufhängen und unterbringen. Als sie sich aber daran machen wollte, vermochte sie es plötzlich nicht. Warum? Sie hätte es vielleicht selbst nicht erklären können — aber die Hände sanken ihr herab, sie konnte nicht. Die Dunkelheit war immer schwärzer geworden, und die Dunkelheit wurde zur Öde. Die Qual, die sie heut im Eisenbahnwagen erlitten, als sie sich von aller Welt verlassen gefühlt hatte, kam wieder, aber noch stärker, noch schwerer. Sie hielt es in den einsamen Räumen nicht aus, sie ging hinaus, durch die Glastür hinaus bis auf die Treppe. Auf dem Treppenabsatz blieb sie stehen, schwer atmend gegen die Wand gelehnt.

Der Wirt, der der Baronin eine Droschke nach dem Gasthof besorgt hatte und dann noch einmal in seine Wirtschaftsräume gegangen war, kam jetzt herauf, die „Mamsell" zum Abendessen zu rufen. Er war erstaunt, als er sie auf der Treppe stehen sah, indessen wußte er sich das zu erklären: sie war hungrig geworden, außerdem hatte sie da drinnen noch kein Licht. Gleich würde dem abgeholfen werden, versicherte er; die Lampe sollte hinaufgebracht, auch ein Tisch in ihrem Zimmer aufgestellt werden, damit sie die Lampe daraufsetzen könnte; jetzt möchte sie nur zum Abendessen kommen.

„Was wünschen Sie zu essen?" fragte er, nachdem sie sich im Hintergrund des Speisesaales in bescheidener Ecke niedergelassen hatte.

„Nur etwas Kaffee" wollte sie haben.

„Aber — doch etwas dazu?"

„Nein, nein." Es war ihr unmöglich, etwas zu essen. Wie eine würgende Last lag es ihr auf der Brust. Aber Kaffee — wenn sie Kaffee trank, hatte sie ein Gefühl, als schlürfte sie Lebensblut.

Wieder, wie heute schon einmal auf dem Bahnhof in Halle, tat das Elixier seine Wirkung. Sie fühlte sich gestärkt, beruhigt;

aus ihrer Verängſtigung tauchte ſie wieder zum Leben auf. Hier unten in dem warmdurchleuchteten Raum war es ja wirklich ſehr angenehm. Droben die Wohnung war ja eigentlich auch hübſch. Nur noch nicht eingerichtet, das war eben alles. Aber morgen würde es ſchon anders ſein.

Nachdem ſie ein Stündchen etwa geſeſſen hatte, erhob ſie ſich. Sie wollte nun hinauf gehen. Morgen beizeiten, wie ſie das gewöhnt war, wollte ſie aufſtehn, darum auch jetzt, wie ſie das gleichfalls gewöhnt war, frühzeitig ſich zu Bett legen.

Den Schlüſſel hatte ihr der Wirt eingehändigt. Sorgfältig riegelte ſie die Glastür hinter ſich ab, indem ſie den Schlüſſel, ſo oft es ging, im Schloſſe herumdrehte. Berlin — wenn ſie den Namen da zu Hauſe in Thüringen nennen hörte, hatte ihr immer ſo etwas wie die Vorſtellung von einer Räuber- und Mörderhöhle vorgeſchwebt.

Auf dem Flur war inzwiſchen auch eine Flurlampe angebracht worden. Sie hob die Leuchte vom Nagel, an dem ſie an der Wand hing. Dann überlegte ſie, ſollte ſie wieder durch die Küche in ihr Zimmer gehn, oder einmal zur Abwechſlung links hinein, durch die Zimmer vorn herum? Nein — das nicht; lieber wieder durch die Küche. Wenn ſie an die ſeltſamen Dinger dachte, die da in den Zimmern herumſtanden, die wie Menſchen ausſahen und doch keine waren, dann überkam ſie ein beinah unheimliches Gefühl. Und nicht unheimlich nur, ſondern gradezu graulich wäre es ihr geweſen, wenn ſie da vorn im Salon bei der großen weißen Geſtalt hätte vorbeigehen müſſen, die dort in der Fenſterecke ſtand. Was es nur eigentlich war? Sie wußte es gar nicht genau. Heut nachmittag hatte ſie mit der Baronin immer aus dem Fenſter ſehen müſſen, dann waren ſie durch die übrige Wohnung gegangen, und als ſie in den Salon zurückkehrten, war es ſchon zu dunkel geweſen. Aber wie ein ganz weißer, ganz großer, beinah ungeheuerer Menſch hatte es ausgeſehen. Und mit dieſem beklemmenden Gefühl, daß ſich da etwas Unbekanntes, Unbeſtimmbares in ihrer Nähe befinde, ſchlich ſie denn ganz leiſe, als müßte ſie ſich hüten die unheimliche Umgebung zu wecken, in die Küche und durch die Küche in ihre Stube. In beiden Türen der Stube drehte ſie wieder, ſo oft es ging, den Schlüſſel um und riegelte ſich ein. Dann, ganz haſtig und ganz leiſe entkleidete ſie ſich, legte ſich ebenſo geräuſchlos ins Bett, löſchte das Licht und, weil ſie von allem,

was der Tag ihr gebracht hatte, todmüde geworden war, schlief sie in wenigen Augenblicken ein.

Nach einigen Stunden, mitten in rabenschwarzer Nacht erwachte sie, und indem sie erwachte, fuhr sie im Bette auf. Ein zermalmendes Angstgefühl lag auf ihr. Wie es einem ergeht, wenn man zum erstenmal an fremdem Orte schläft — sie wußte zunächst gar nicht, wo sie war. Nach und nach sammelten sich ihre Gedanken, und nun drang die Vorstellung auf sie ein, daß sie sich an einem schrecklichen Orte, einem geheimnisvollen befinde, wo sie entsetzlichen Dingen entgegenging. Wie einem Kinde, das sich vor Gespenstern fürchtet, so war ihr zumute. Denn sie fürchtete sich wirklich; vor der weißen Gestalt fürchtete sie sich, die da nebenan, nur wenige Schritte entfernt, nur durch eine dünne Tür von ihr getrennt, wie ein Gespenst in der dunklen Stube stand.

Mit lauschenden Ohren bog sie den Kopf über den Bettrand — kam nicht etwas? Würde sie nicht im nächsten Augenblick hören, wie das weiße Ding lebendig wurde und durch die Wohnung ging, mit stampfenden Schritten? Würde es nicht im nächsten Augenblick an ihre Tür pochen, mit schwerer, donnernder, fürchterlicher Faust? Von Grauen geschüttelt, kroch sie unter ihre Decke und zog sich die Decke über das Gesicht. Aber das half nicht lange. Sie hielt es nicht aus, im Dunkel nicht und nicht im Bett. Sie schwang sich aus der Bettstatt, zündete die Lampe wieder an und hüllte sich in die notdürftigsten Kleidungsstücke. So stand sie, und indem das Licht ihr die Unwirtlichkeit des Raumes zeigte, in dem sie sich befand, fühlte sie die ganze Verlassenheit ihrer Lage. Lauter neue, fremde, unbekannte, unbegreifliche Dinge um sie her — dabei kein Mensch in erreichbarer Nähe — wie sollte sie dem allen standhalten? Wie sollte sie damit fertig werden? Plötzlich überkam sie die Verzweiflung, die den vom Schwindel Angefallenen dazu treibt, daß er sich freiwillig in den Abgrund stürzt. Sie ergriff die Lampe, sie wollte nach vorn gehen, mitten hinein unter die unheimlichen Gestalten und vor das weiße Gespenst. Wenn ihr etwas Äußerstes geschah — besser immer noch, als diese langsam erdrosselnde Angst!

Und also, mit der Lampe in der Hand stürzte sie durch die Küche hinaus — denn jetzt ging sie nicht, sie stürzte über den Flur, in das große Zimmer, links vom Flur. Einen

Augenblick, mit zugekniffenen Augen blieb ſie ſtehen, horchte; dann tat ſie vorſichtig die Augen wieder auf, und nun mit letztem Entſchluß öffnete ſie die Tür, die rechts in den Salon führte. Würde ihr nicht ein furchtbarer Laut, ein „wer kommt da?“ aus dem Dunkel entgegenſchallen? Ihr Herz krampfte ſich — alles blieb totenſtill. Und in der toten Stille, nur dämmernd vom dünnen Lampenlichte angeſtrahlt, erhob ſich drüben aus dem Dunkel der weiße, mächtige Menſch. Ganz langſam, ganz leiſe ſchlich ſie heran. Sie hob die Lampe etwas höher — und nun — eine Frau ſtand vor ihr — und die war nackt vom Kopf bis zu den Füßen. So etwas hatte ſie im Leben noch nicht geſehen, ſo etwas wie das, was ſie in dieſem Augenblick empfand, im Leben noch nicht empfunden.

Was es war, was ſie empfand —? Eigentlich nur eines: daß dort jemand war, der dasſelbe war, wie ſie ſelbſt, ein Weib, und daß, während der Gedanke, ſo hüllenlos zu ſtehen, ſie umgebracht hätte, jene ſo ruhig in ihrer Nacktheit daſtand, als verſtünde ſich das von ſelbſt. Denn daß es ein Bildwerk, nur das Abbild eines Menſchen, nicht ein Menſch ſelbſt war, den Gedanken konnte ſie gar nicht in ſich unterbringen. Es war ihr wirklich ein Menſch, vielleicht ein verſteinerter, aber ein leibhaftiger Menſch. Möglicherweiſe war es die innere Lebendigkeit des Werks, die ſolche Vorſtellung in ihr erweckte, möglicherweiſe auch der Umſtand, daß, indem das Licht die Geſtalt und beſonders deren Antlitz jetzt heller beleuchtete, dieſes Geſicht im Wechſel von Licht und Schatten anſcheinend ſich zu beleben begann. Ja — es lächelte. Deutlich ſah ſie's: während an dem großen Leibe kein Glied ſich regte, lächelte das Geſicht. Mit einem Ausdruck, als ſtände ſie ſo ſeit Jahrtauſenden, als dächte ſie ſeit Jahrtauſenden über etwas nach, das niemand außer ihr wußte, ſo lächelte die Frau. Weil niemand wußte, was ſie wußte — darum lächelte ſie.

Halb offenen Mundes, wie vor etwas Rätſelhaftem, Unfaßbarem, mitten im Zimmer ſtand die Adelgunde. Das war etwas Fabelhaftes, was ſie da erlebte, ein Abenteuer, ein Spuk, mehr als alles: eine Art Wunder.

Langſam, leiſe, wie ſie gekommen war, rücklings, die Augen auf die Geſtalt geheftet, wich ſie zurück. Und immerfort blickte die Geſtalt ihr nach, und das Lächeln ging mit, ging immerfort mit.

Hier war ein Geheimnis — das war klar. Und in dem Lächeln dort steckte das Geheimnis — das war ihr gleichfalls klar.

In der Tür, bevor sie hinausging, blieb sie noch einmal stehen. Ob die da drüben, wenn sie sah, daß sie hinwegging, ihr nicht winken würde, „bleib und komme her?" Nein — sie regte kein Glied, sie winkte nicht. Trotzdem stand sie noch immer — ob jene nicht doch vielleicht sprechen würde? Ob sie sprechen konnte? Wer weiß — wenn jemand so zu lächeln, so nachzudenken wußte —? Ob es jemanden gab, der mit ihr zu sprechen vermochte? Der es verstand, wenn sie sprach?

Den Kopf von nie erlebten Vorstellungen, wie von einem Nebelqualm erfüllt, war sie allmählich wieder in ihr Zimmer gelangt. Zum Außerbettbleiben war es noch zu früh, daher legte sie sich noch einmal. Aber wieder einschlafen — keine Möglichkeit. Eigentliche Furcht empfand sie nicht mehr, wohl aber eine Bangigkeit, eine Bangigkeit — —

Wo war sie hier? In was für eine Welt war sie geraten? Wer war es, der über diese geheimnisvolle Welt mit ihren geheimnisvollen Insassen gebot? Es war ihr zumute, als müßte das eine ganz besondere Art von Mensch, so eine Art Zauberer sein.

War es denn möglich, daß das der junge Herr von „zu Hause", der Sohn der guten Frau Baronin war?

Sein Bild stieg vor ihr auf, sein bleiches Gesicht mit den dunklen, heißen Augen darin, den sonderbaren Augen. Freilich — es war ja ein ganz anderer Mensch, als sonst die Menschen sind. Das hatte heute nachmittag seine eigene Mutter von ihm gesagt. So weit auf Reisen war er gewesen, so lange, jahrelang, unter fremden, ganz anderen Menschen. Denn daß die Menschen in einem anderen Lande von denen bei ihr zu Hause verschieden sein müßten, wie Mondbewohner von Erdbewohnern, das war ihr natürlich ausgemachte Sache. Was für fabelhafte Dinge mochte er da erfahren, was für geheimnisvolle Künste gelernt haben! Das alles hatte sie ja neulich schon, wie vorahnend empfunden, als sie auf dem Schloß gewesen war. Und plötzlich stand alles, was sie damals erlebt hatte, greifbar deutlich wieder vor ihrer Seele: wie er sie angesehen hatte, mit Augen, die gradezu an die Augen der alten Leibold erinnert hatten. Und die alte Leibold war doch eine Zukunftsdeuterin, also ge-

wiſſermaßen auch ſo eine Art Zauberin? Ob er ſolche Dinge auch verſtand? Und dann — wie er ihr befohlen hatte, ſich auf den Stuhl zu ſetzen — auch genau ſo, wie die Leibold es getan hatte. Wie ſie nicht anders gekonnt hatte, als ihm gehorchen, obgleich es ihr eigentlich ſchrecklich geweſen war. Wie er ihr dann die Hände übereinandergelegt hatte — was das nur zu bedeuten gehabt hatte? Die ganze Zeit über war ihr das nicht mehr aus dem Sinn gegangen; jetzt wälzte und wälzte ſie die Erinnerung daran ſchier krampfhaft im Kopfe herum.

Wie ſie dann halb ohnmächtig geworden und doch gleich wieder zu ſich gekommen war, als er ihr ſein Taſchentuch vor das Geſicht hielt und aus dem Taſchentuche ein Duft quoll, wie ſie ihn ſo köſtlich im ganzen Leben noch nicht gerochen hatte!

Ja — es war ein Menſch, der über geheimnisvolle Mächte gebot. Darüber war ſie ſich klar.

Und er hatte etwas mit ihr vor, darüber konnte ſie auch nicht länger zweifeln. Warum würde er denn ſonſt gewollt haben, daß ſie Wirtſchafterin bei ihm wurde? Sie, nach der ſonſt niemand fragte?

Was das nur ſein mochte, was er mit ihr vorhatte, was er mit ihr machen wollte? Sie konnte und konnte nicht dahinter kommen. Es blieb ihr keine andere Erklärung übrig, es mußte ſo eine Art von Zauberei ſein, die er mit ihr anſtellen wollte.

Abenteuerliche Vermutungen zuckten durch ihr Gehirn und grinſten ſie wie fratzenhafte Geſichter an: die weiße, verſteinerte Frau da vorn — ob das vielleicht auch einmal ſo eine geweſen ſein mochte, wie ſie, die Adelgunde Schwarzholz jetzt war? Das Lächeln, das ſie nicht begriffen hatte, ob das vielleicht nur daher kam, daß ſie wußte, was niemand anders wußte, was für ein Menſch dieſer Baron Eberhard eigentlich war, was er aus den Menſchen machen konnte, wenn er wollte? Ob es denkbar war, daß aus ihr auch einmal ſo etwas werden würde, wie die Weiße da war? Daß ſie daſtehen würde, wie jene ſtand, wer weiß wie lange, vielleicht in Ewigkeit, nicht lebendig und nicht tot, ein Weſen zwiſchen Menſch und Geſpenſt?

Der kalte Schweiß perlte ihr auf der Stirn. Wenn dem ſo war, dann konnte ſie doch hier nicht bleiben, mußte fort, gleich morgen wieder fort! Aber indem ſie das noch dachte, fiel ſie kraftlos in die Kiſſen zurück — wie ſollte ſie denn fort

können? Nachdem alles eben erst abgemacht und festgestellt worden war? Sie, die schon zu Hause so unbehilflich gewesen war und hier sich ratlos fühlte, wie ein unmündiges Kind? Und wäre das alles nicht so gewesen, sie hätte ja doch nicht mehr fort gekonnt — so wie er sie damals auf den Stuhl gezwungen, mit ihr gemacht hatte, was er wollte, ohne daß sie Widerstand zu leisten vermochte, so war sein Wille auch jetzt, obgleich er fern war, wie eine dunkle, unsichtbare Macht über ihr. Dieser Wille wollte, daß sie hier war und blieb — also mußte sie bleiben, mußte abwarten, was er mit ihr machen würde, und was er von ihr verlangen würde, das würde sie tun müssen.

Hilflos drückte sie das Gesicht ins Kopfkissen und weinte. Dann, nachdem ihre Tränen eine Zeitlang geflossen waren und ihr Herz etwas erleichtert hatten, kam endlich ein Gedanke, der Trost und Licht brachte: in spätestens einem halben Jahr war ja alles zu Ende! Daß sie daran nicht gleich gedacht hatte! Hier in der fremden, riesigen, unheimlichen Stadt war ja doch noch einer — hatte sie den ganz vergessen gehabt? Und in einem halben Jahr holte der sie als seine Frau von hier ab, und dann war alles gut.

Während ihr die Tränen noch die Wangen feuchteten, streckte sie mit einem leisen Jauchzen beide Arme in die dunkle Luft, „ach, komm doch! Komm doch und hilf mir!" Über all dem Spuk, der sie gequält hatte, stand wie die Sonne, die nach einer schauerlichen Nacht aufgeht, ihre Liebe wieder auf. Nie hatte sie ihre Liebe noch als solch erlösende Gewalt empfunden, wie in dieser Stunde. Das große, beruhigende Glücksgefühl war wieder da, das sie in dieser letzten Zeit aufrecht und mutig erhalten hatte. Das Bild des geliebten Mannes trat vor ihre Seele. Wie ein verängstigtes Kind, das sich an die Mutter drückt, so schmiegte sie sich an ihre eigene Vorstellung, streckte sich im Bett aus, und wie ein beruhigtes Kind schlief sie ein.

Am nächsten Vormittag kam die Baronin wieder.

Wenn es eines Beweises dafür bedürfte, daß jeder Mensch seine eigene Atmosphäre besitzt, die ihn umfließt, die er mit sich bringt, die er wie den Atemhauch seiner gesamten Persönlichkeit auf die Umgebung ausströmt, so daß die Menschen, unter die er tritt, entweder welk davon werden, oder aufblühen, so wäre er jetzt in dem Augenblick geliefert geworden, als die Frau erschien und wie eine belebende Stromwelle in die Spuk- und

Dunstluft eindrang, unter welcher die Adelgunde diese Nacht über gestöhnt hatte.

„Na, guten Morgen. Haben Sie gut geschlafen? Haben Sie sich auch nicht gefürchtet? Geht es Ihnen gut? Haben Sie sich was Ordentliches zum frühstücken geben lassen?"

Wie ihr das alles von den Lippen sprang! Wie ihre Augen dazu blickten! Wie sie der Adelgunde die Hand hinstreckte! Alles so freundlich, so herzlich, so selbstverständlich gut — „ich bin fröhlich, also ist es ja gar nicht möglich, daß irgend jemand nicht fröhlich sein sollte." Und sie war auch vergnügt. Von ihrem Gasthof draußen im Westen war sie zu Fuße herein geschlendert, die geliebten Linden entlang, an dem köstlich sonnigen Herbstmorgen, der heute da draußen war. Als wenn in einem Augenblicke alles versunken und vergessen gewesen wäre, was sie in der Nacht erlebt hatte, so war es der Adelgunde. Das einzige, was sie tun konnte, war, daß sie die dargebotene Hand der Baronin ergriff und wieder mit Küssen bedeckte. Lachend, beinah mit einiger Gewalt mußte diese die Hand zurückziehen und sich der leidenschaftlichen Huldigung erwehren.

„Jetzt wollen wir an die Arbeit gehen!"

Die Arbeit bestand darin, daß die Wohnung eingerichtet, das Mobiliar aufgestellt werden sollte, das sich Eberhard bei einer Berliner Kunstmöbelhandlung bestellt hatte und das nun, Stück nach Stück, eintraf.

Rasch ging das nicht vonstatten. Denn bei jedem Möbel, das anlangte, dauerte es einige Zeit, bis daß die Baronin vor Staunen zu sich gekommen war, wie dies aussah, und nun wieder das.

Jedes einzelne Stück war nach der eigenen Anordnung Eberhards ganz besonders hergestellt. Er selbst hatte die Zeichnungen dazu entworfen und danach hatte der Möbelhändler arbeiten müssen. Von den gang und gäben Stilarten paßte und gefiel ihm keine einzige, er hatte seine Bedürfnisse ganz für sich. Und weil er behauptete, daß er keine Stunde in Räumen leben könne, wo seine Sinne von einer so trivialen Umgebung beleidigt wurden, wie sie heutzutage in Berliner Wohnungen an der Tagesordnung sei, so hatte er sich eine Einrichtung besorgt, die seinen bis ans Seltsame streifenden künstlerischen Launen wohltat.

Da erschien eine Bettstelle von kostbarem, schwarzen, gebeizten

Holz, so breit, als wenn eine Familie darin liegen sollte, und so niedrig, als wenn man nicht hineinsteigen, sondern sich vom Fußboden hätte hineinrollen sollen. „Später werden die Füße des Bettes auf Schildkröten gestellt," erklärte der Tapezier, „aber die werden erst geschnitzt, sind noch nicht fertig."

Da kam ein runder Tisch, der dazu bestimmt war, in der Mitte des Zimmers zu stehen. Auch dieser von schwarzem, gebeizten Holz; die große runde Platte von einem geschnitzten Baumstamm getragen, dessen Wurzeln unten im Kreise zusammenliefen. Nebentische, die an der Wand stehen sollten, Kommoden und Konsolen, endlich ein mächtiges Bücherrepositorium. Alles von dem gleichen dunklen Holz, so daß durch die düstere Ausstattung ein gradezu düsterer Raum entstand.

„Nebenan im Salon," versicherte der Tapezier, „wird alles braun und hell, alles Polisander." Es klang, als wenn er die Anwesenden beruhigen und trösten wollte; denn in der Tat wirkte die finstere Stimmung des Zimmers beinah bedrückend. Schwer zu vereinigen mit diesem lastenden Ernste war dann wieder das überfeinerte, schier überzärtelte Luxusbedürfnis, das sich in Polstern, Teppichen, in allem kund gab, was zur Hegung und Pflegung des Leibes dienen, was dazu beitragen sollte, die Rauheiten des Daseins unhörbar und unfühlbar zu machen.

Kurz, wenn man das alles ansah und an den Menschen dachte, der eine solche aus Schönheitssinn und Eigensinn, aus Strenge und Weichlebigkeit gewobene Umhüllung für seine Persönlichkeit brauchte, und wenn man sich vergegenwärtigte, wie er dazu ohne Bedenken das Geld seiner Eltern mit vollen Händen aus dem Fenster warf, dann mußte man sich sagen, daß man es hier mit einem schwer zu erklärenden, noch schwerer zu behandelnden, mit einem Menschen zu tun hatte, der nur ein blinddrauflosgehendes Bedürfnis in sich empfand: sein Ich auszuleben, ohne Rücksicht auf irgendwas, und irgendwen. Solche Menschen sind gefährlich, denn sie wissen nicht, daß ihnen Opfer gebracht werden. Solange es sich dabei nur um Geld handelt, mag die Sache gehen — aber es gibt wichtigeres als Geld, es gibt Fleisch und Blut, schwerere als Geldopfer, es können auch Seelen geopfert werden.

Für den Augenblick aber lagen Erwägungen solcher Art weder im Gesichtskreise der Baronin, noch der Adelgunde. Beide empfanden vielmehr im Augenblick, die eine das Ver-

gnügen, die andere die Entlaſtung, die körperliche Arbeit verſchafft. Denn beide legten kräftig mit Hand an, die Adelgunde, weil dienen und arbeiten ihre Gewohnheit war, die Baronin, einfach weil es ihr Spaß machte.

Endlich war das Schlafzimmer ſo ziemlich inſtand; der dunkelrote Teppich gelegt, die Möbel geſtellt. Beide Hände von ſich ſtreckend, aufatmend, lachend, ſtand die Baronin inmitten der Stube: „Das ſchwarze Kabinett kann ſo bleiben," ſagte ſie, „und damit für heute genug!"

„Morgen," erklärte der Tapezier, „gehen wir dann an den Salon."

„Heute die ſchwarze Stube, morgen die braune," rief die Baronin, „und übermorgen —?"

„Übermorgen iſt Sonntag."

Sie rechnete nach: „Iſt richtig — heute Freitag — übermorgen iſt Sonntag. Alſo Fortſetzung am Montag."

„Ja," meinte der Tapezier, „und dann werden wir uns dranhalten müſſen. Herr Baron waren erſt heute früh noch bei mir und haben mir geſagt, Mitte nächſter Woche wollten ſie einziehen."

Die Baronin ſperrte Mund und Naſe auf: „Heute früh — bei Ihnen geweſen? Ja, iſt denn mein Sohn in Berlin? Davon weiß ich ja gar nichts?"

Mit dem Nachtſchnellzuge, erklärte der Tapezier, war Eberhard hinter der Mutter hergefahren, weil ihm eine notwendige Beſorgung eingefallen wäre, an die er nicht gedacht hatte, und die ſeine perſönliche Anweſenheit erforderte. Heute nachmittag hatte er ſchon wieder zurück gewollt.

Die Baronin wollte ſich vor Lachen ausſchütten: „Ohne auch nur einmal an ſeine Wohnung heranzukommen?"

Das wollte er, hatte er dem Tapezier, ſeinem Vertrauensmann, verraten, erſt wenn die Wohnung fertig wäre. Die Kunſtſachen aufzuſtellen, Bilder aufzuhängen, behielte er ſich vor. Aber Teppiche legen, Betten und Schränke aufſtellen, kurz, was man ſo das rohe Einrichten nennt, käme für ihn dem Kofferpacken gleich, und das brächte ihn einfach um.

„Na, dann müſſen wir uns tröſten," wandte ſich die Baronin an die Adelgunde, „nicht wahr? Nun laſſen Sie ſich das Eſſen ſchmecken und auf Wiederſehen morgen."

Damit ging ſie. Der Tapezier mit ſeinen Leuten ging ebenfalls.

Wieder blieb die Adelgunde allein, heute nicht mehr in so trostloser Stimmung wie gestern. Sie stieg hinunter, um der Weisung der guten Baronin zu folgen. Am Nachmittag aber, als sie wieder heraufgekommen war, erhielt sie Besuch, und zwar einen sonderbaren: an der Glastür, die sie öffnete, weil es geklingelt hatte, stand ein weibliches Wesen. Ein junges Mädchen — so sah es wenigstens aus. Eine kleine, schmächtige Gestalt. Unter dem Arm trug sie ein in Packpapier gehülltes Paket, auf dem Kopf einen mächtigen Rembrandt-Hut, der so breit über ihre Gestalt hinausragte, daß sie ungefähr wie ein wandelnder Pilz darunter aussah. Um den Kopf dieses mächtigen Hutes war eine rote Feder geschlungen, ihr Gesicht war blaß, schmal, beinah spitz. Und aus diesem hageren Gesicht blickten zwei große, runde, braune Augen, die sich aufmerksam, schier neugierig auf die Adelgunde richteten.

„Ist das hier die Wohnung des Herrn Eberhard von Dennstätten?" fragte sie mit einer Stimme, deren tiefer, etwas rauher Klang von der kümmerlichen Erscheinung eigentümlich abstach.

Es war seine Wohnung. Herr Baron war aber nicht anwesend, war überhaupt noch nicht eingezogen.

Die Kleine nickte. Das schien sie gewußt zu haben. Die braunen Augen ließen ihr Gegenüber nicht einen Augenblick los.

„Aber ich habe den Vorzug — mit Fräulein Adelgunde Schwarzholz?"

Eine stumme Neigung des Kopfes — die war sie.

„Zu Ihnen wollte ich grade. Sie erlauben, daß ich mich vorstelle." Sie griff in ihre Kleidertasche und holte eine Visitenkarte hervor.

„Fräulein Elvira. Modistin" las die Adelgunde. Stumm blickte sie die Besucherin an. Sie wußte nicht, was sie aus der Sache machen sollte. Ein Zucken ging über das magere Gesicht; beinah wie der Anfang eines Lächelns; aber das Gesicht sah aus, als könnte ein volles Lächeln darin nicht recht zustande kommen.

„Ich komme im Auftrag des Herrn Barons," erklärte Fräulein Elvira. „Herr Baron will, daß ich Ihnen Maß nehme."

Bei diesen Worten war sie die oberste Stufe hinauf, bis auf die Schwelle getreten, so daß sie jetzt neben der anderen stand. In ihren Bewegungen, ihrem Sprechen war etwas so

Zuverſichtliches, Sicheres, daß die Adelgunde ganz verdutzt zurückwich.

„Herr Baron will, daß ich Ihnen einen Anzug mache; nach einem beſonderen Schnitt. Iſt heut früh ſelbſt bei mir geweſen, hat alles mit mir beſprochen. Herr Baron wünſcht, wenn er kommt, ſoll alles ſchon fertig ſein. Alſo müſſen wir uns ſehr beeilen. Nicht wahr — Sie ſind ſo gut?“

Ohne eine Antwort abzuwarten, ging ſie den Flur entlang, indem ſie es der Adelgunde überließ, die Tür hinter ihr zuzumachen. Mit der immer gleichen Sicherheit, als wenn ſie zu Hauſe wäre, ſchritt ſie weiter, bis daß ſie an die Tür zur Linken, das „ſchwarze Kabinett“ kam. Dieſe riß ſie auf. Sie blickte hinein.

„O das iſt ſchön,“ rief ſie, „ſtimmungsvoll! Hier bitte kommen Sie herein.“

Als die Adelgunde, die immer noch nicht wußte, wie ihr geſchah, ihr nachkam, war ſie ſchon eingetreten und hatte ihr Paket auf den runden Tiſch in der Mitte des Zimmers niedergelegt. Jetzt zog ſie die Handſchuhe von den Händen, und während jene die Tür ſchloß, muſterte ſie die Einrichtung des Gemaches.

„Das hat der Baron alles ſelbſt angeſchafft, nicht wahr?“ Halb war es wie eine Frage, halb wie ein Selbſtgeſpräch. „Das ſieht man. Das ſieht man an den Sachen an.“

Sie trat an jedes einzelne Stück des Mobiliars, prüfte es mit den Augen, ſtrich mit der Hand darüber hin, daran entlang. Dann blieb ſie ſtehen und wandte der Adelgunde das Geſicht zu.

„Wiſſen Sie — der Baron iſt ein ſchenialer Mann! Hat Geſchmack. Der einzige Mann in Berlin, der Geſchmack hat.“

Ihre Augen ruhten wieder mit dem forſchenden Ausdruck von vorhin auf der Adelgunde. Dabei wurden dieſe großen braunen Augen merkwürdig lebendig, klug, beinah geiſtvoll.

„Ich kann das beurteilen.“ Es war ihr offenbar ganz gleichgültig, daß die andere kein Wort ſprach. Das Sprechen beſorgte ſie ſelbſt. Alles was ſie ſagte, kam wie die Unfehlbarkeit ſelbſt heraus.

„Ich habe nämlich auch Geſchmack. Sehr großen. Mehr als all dieſe Modiſtinnen in den berühmten großen Geſchäften. Kann ich dreiſt ſagen. Nur daß ich nicht ſoviel Glück gehabt

habe. Bin nämlich früher im Geschäft gewesen bei einer Französin hier. Bei den Franzosen, wissen Sie, da kann man lernen! Die haben Geschmack. Im kleinen Finger mehr als ganz Berlin zusammen. Als Madame Letomy weggezogen ist — so hieß die Französin, wissen Sie — hat sie zu mir gesagt: Fräulein Elvira, ich gehe jetzt. Wenn Sie soviel Glück haben, wie Sie geschickt sind, werden Sie werden eine große Modistin."

Plötzlich unterbrach sie ihren Redestrom und hob beide Hände wie im Entsetzen empor.

„Och — was Sie aber für ein Kleid anhaben! Was Sie für ein Kleid anhaben!"

Dann mit einem Schritt war sie an die Adelgunde heran, so daß sie ihr ganz nah ins Gesicht sah; dabei funkelten ihr die Augen: „Aber wissen Sie —: ich werde Sie schön machen! Schön werde ich Sie machen!"

Mit beiden Händen faßte sie sie an den Armen, mit einem Griff, daß die Adelgunde alle ihre Finger spürte. Dann wurde sie mit einemmal still; in ihrem Gesicht erschien ein ganz sonderbarer Zug; beinah als wenn ihre Augen sich in Wonne verdrehten. Der Griff ihrer Hände lockerte sich, wie liebkosend strich sie damit an den Armen der anderen herauf und herunter.

„Was das für Arme sind," murmelte sie, „wirklich prachtvoll, prachtvoll."

Dann lachte sie laut auf: „Fühlen Sie dagegen bloß einmal meine." Und als sie sah, daß die Adelgunde zögerte, nahm sie ihre Hände, „nein im Ernst, fühlen Sie, fühlen Sie doch einmal."

Wohl oder übel mußte die Adelgunde ihr den Willen tun. Wirklich fühlten sich die dünnen Ärmchen ungefähr wie Glasröhren an.

„Die reinen Stöcke, nicht wahr?" Der Vergleich zwischen ihren Gliedmaßen und denen der anderen schien ihr das größte Vergnügen zu bereiten. Wieder trat sie einen Schritt zurück, als wollte sie die ganze Gestalt, die vor ihr stand, in einen Blick fangen.

„Überhaupt — solch eine Figur —. Da gehe ich, so wie ich bin, ja zweimal hinein!" Beinah kreischend hatte sie das jählings herausgeschrien. Dann mit einem Sprung war sie auf die Adelgunde zu, und indem sie diese, die sie beinah um zwei Kopfeslängen überragte, mit beiden Armen umklafterte, hing sie

förmlich an ihr, wie eine Wildkatze, oder auch wie ein Affe: denn mit einem ſolchen, einem rundäugigen, tieriſch drolligen und zugleich übermenſchlich klugen Affen hatte ſie wirklich Ähnlichkeit.

An die Adelgunde geſchmiegt, drängte, ſchob ſie dieſe faſt unmerklich vom Fleck, dann gab ſie ihr plötzlich einen leichten Stoß, und mit einem unwillkürlichen „Ach Gott" ſank die Adelgunde rücklings auf einen Polſterſtuhl, der hinter ihr ſtand und auf den jene ſie hingeſteuert hatte. Fräulein Elvira pruſtete vor Lachen, und plötzlich, ehe die andere es ſich verſah, ſaß ſie ihr auf dem Schoß.

„Aber — was tun Sie denn —?" ſtöhnte die Adelgunde; ſie wußte wirklich nicht mehr aus noch ein; ihre Bruſt hob und ſenkte ſich.

„Was tu' ich denn?" verſetzte der Kobold. „Ich bin doch ſo leicht, wie ein Kork. Weh tun kann's Ihnen doch nicht, wenn ich mich auf Ihren Schoß ſetze? Warum atmen Sie denn ſo ſchwer?"

Sie hatte beide Hände auf die Schultern der anderen geſtützt, drückte ſie gegen die Rücklehne des Seſſels und ſtarrte ihr in die Augen. „Aber wiſſen Sie —" und wieder ſtieg ihre Stimme zu den tiefen, beinah rauhen Kehllauten hinunter, mit denen ſie vorhin Arme und Geſtalt der Adelgunde bewundert hatte, „wenn Sie ſo tief atmen, das iſt eigentlich ſchön. Eine Bruſt, wie Ihre, das iſt was Gewaltiges."

Plötzlich hatte ſie das Geſicht auf die Bruſt der Adelgunde gepreßt. „Wiſſen Sie, als kleines Kind, im Sommer, bin ich immer ins Freie gelaufen, habe mich hingelegt mit dem Geſicht an die Erde. Dann habe ich gedacht, jetzt liegſt du an der Bruſt von Mutter Erde. Seh'n Sie, ſo iſt mir jetzt wieder."

Dann richtete ſie ſich auf, hüpfte auf den Fußboden, ging im Zimmer auf und ab.

„Wiſſen Sie — ich will Ihnen erklären: ich habe nämlich nur eine Paſſion. Aber das iſt auch eine, eine rieſige: Kleider für Frauen machen! Modiſtin — eigentlich bin ich ganz was anderes, als nur Modiſtin: eine Künſtlerin bin ich. Eine Künſtlerin!" Sie fuchtelte mit den Händen in der Luft; ihr gebrechlicher Leib zuckte; die letzten Worte waren wieder beinah ein Kreiſchen geweſen. „Da in den großen Geſchäften die —," ſie

schüttelte verächtlich die Achseln — „ob die über einen Kleiderstock ein Gewand hängen, oder über eine lebendige Frau, ist für die gar kein Unterschied, eins wie das andere, Hose wie Jacke. Dagegen ich, sehen Sie, wenn ich mal so etwas zu machen bekomme — oft kommt's leider nicht vor — da gibt's keinen Körper drunter, und kein Kleid drüber, sondern das Kleid ist nur die Haut — verstehen Sie? — geht eins ins andere, und das Ganze zusammen, das ist dann ein Stück Kunst, und das habe ich gemacht; verstehen Sie: ich habe Kunst gemacht!"

Mit einem Husch war sie wieder hinter dem Stuhl der Adelgunde; von hinten her warf sie die Arme um ihre Brust, so daß sie sie an die Rücklehne des Sessels fesselte wie vorhin. Dann kamen ihre Lippen flüsternd an deren Ohr: „Wissen Sie — das kommt gewiß vom Gegensatz, weil ich solch ein magerer Knirps bin — aber solche wie Sie, solche Großen, Starken, Gewaltigen, das ist mein Geschmack, da bin ich rein verliebt drin, meine Wonne ist das! Meine Wonne."

Einen Augenblick unterbrach sie sich, als wenn sie Atem holen müßte. „Gott," sagte sie dann, noch tiefer, wie aus tiefster Brust heraus: „Wissen Sie, was ich eigentlich möchte? Daß Sie sich einmal auszögen, daß ich Sie sehen könnte, wie Gott Sie geschaffen hat. Solche Gestalt — das muß ja was Großartiges sein! Was man nie im Leben wieder sieht!"

Die Adelgunde erglühte bis über die Stirn.

„Aber was sprechen Sie denn?" hauchte sie, „was sprechen Sie denn?" Dabei versuchte sie, sich von den Armen zu befreien, die wie zwei Gerten von elastischem Holz über ihre Brust gespannt lagen und sie festhielten.

Das Mädchen ließ wieder sein koboldartiges Lachen hören.

„Was sprech' ich denn? Was tu' ich? Was mach' ich? Aus Ihnen machen wir etwas. Sie werden's erleben. Wir zwei beide. Ich und der Baron."

Sie trat an den runden Tisch, auf dem sie ihr Paket niedergelegt hatte.

„Ich und der Baron, wissen Sie, wir verstehen uns. Was man so nennt — er ist mein Gönner. Wenn der durch die Straßen geht — bei den großen Konfektionshäusern, sehen Sie, geht er einfach vorbei, nicht einmal daß er hinsieht, alles an den Stiefeln abgelaufener Schund! Nichts Originelles! Dagegen, wie er vorletztesmal von Italien wiedergekommen ist und hinter

der Nikolaikirche umher gebummelt iſt — die Gegend liebt er nämlich, hat er mir geſagt — wie er an meinem Schaufenſter vorbeigekommen iſt — na, ſeh'n Sie, von tauſend noch nicht einer bleibt davor ſtehen — der Baron, wie er einen Kleiderſchnitt von mir geſehen hat, der im Schaufenſter lag — wupp iſt er bei mir drin geweſen im Laden. Sie ſind mein Mann! Mit Ihnen kann man arbeiten!"

Sie wurde einen Augenblick ſtill. Es war, als ſenkte ſich etwas über ſie nieder.

„Seitdem, ſehen Sie, wenn er mir nicht Geld gegeben hätte, hätte ich mein Geſchäft gar nicht halten können."

Sie war kleinlaut geworden. Mit dem Kopfe, auf dem er ſaß, hing der Rembrandt-Hut nach vorn über, daß es ausſah, als wenn er die Flügel hängen ließe. Über das ſchmale, verhungerte Geſicht ging etwas hin, wie die Erinnerung an Tage ohne Brot, an Nächte ohne Schlaf, da ſie geſeſſen haben und gearbeitet haben mochte — gearbeitet, um den Laden „da hinter der Nikolaikirche" am Leben zu erhalten.

Wenn man ſie in dieſem Augenblick anſah, konnte man kaum ſagen, ob es ein junges Mädchen, oder wie alt ſie eigentlich war. Wenn man ſich von dem Fabelweſen alter Zeiten, das man Allraun nannte, ein Bild machen könnte — etwas davon war in dem merkwürdigen Geſchöpf. Daneben aber noch anderes; das ſah man, indem jetzt der Rembrandt-Hut wieder emporſtieg und ein ganz neuer Ausdruck, gradezu ein Leuchten aus ihren Augen hervorbrach: „Sehen Sie — wenn ich jetzt nach Haus komme, wiſſen Sie, was ich dann tue? dann ſetz' ich mich hin und arbeite Tag und Nacht. Für den Baron. Darum tu' ich's. Denn er iſt ein ſchenialer Mann, und ich bin ihm Dank ſchuldig. Darum tu' ich's. Und was ich für ihn arbeite — wiſſen Sie, was es iſt? Das ſind Sie! Verſtehen Sie — daß Sie ſo ausſehen, wie er gern möchte, daß Sie ausſehen ſollen. Und nun ſehen Sie mal her — hier können Sie's ſehen, wie Sie ausſehen werden."

Sie ſchlug das Paket auseinander, nahm ein Blatt daraus hervor und trat neben die Adelgunde, der ſie das Blatt vor die Augen hielt.

Es war eine kleine Zeichnung, eine mit wenigen flüchtigen, aber unleugbar künſtleriſchen Strichen hingeworfene Koſtümſtudie. Eine Frau in einem von der modernen Bekleidungsart völlig ab-

weichenden, halb an die italienische Renaissance erinnernden, halb auch antik gedachten, von freier Phantasie eingegebenen Gewand. Am Halse so weit ausgeschnitten, daß man Nacken, Hals und noch den schwellenden Ansatz der Brüste sah, floß der Stoff, ohne Tailleneinschnitt, unter dem Busen in schmale Falten gerafft, bis auf die Füße nieder. Mit leichten Farbentupfen war angedeutet, daß die Farbe dunkelviolett sein sollte. Das Gewand war nicht ganz ärmellos, aber die Ärmel waren dicht unter den Schultern abgeschnitten, so daß die Arme in nackter Fülle sichtbar blieben. Das Haar der Frau war aufgelöst und hing in schweren Wogen vom Haupte über den Rücken zu den Hüften herab.

Mit weit aufgerissenen Augen starrte die Adelgunde auf das Bild. So skizzenhaft das Ganze gehalten war, erkannte man doch auf den ersten Blick, daß demjenigen, der es entworfen hatte, eine Gestalt wie die der Adelgunde, und mehr als das, daß ihm diese selbst vorgeschwebt hatte — die Ähnlichkeit mit ihr, so leicht sie angedeutet war, sprang aus dem kleinen Bilde heraus.

„Das — soll das — ich sein?" stammelte sie.

Fräulein Elvira weidete sich an ihrem Staunen.

„Sehen Sie, was für ein Mann das ist, der Baron? Heute früh, als er bei mir war, in fünf Minuten hat er das hingezeichnet."

Dann, als die andere immer noch nicht zu sich kam, schüttelte sie ungeduldig das Blatt vor ihrem Gesicht: „Na — ist das schön? Ist das vielleicht nicht schön?"

Wirklich. — Die Zeichnung war voll Anmut und Reiz. So wenig kunstverständig die Adelgunde war — das instinktive Gefühl davon drang dennoch auf sie ein.

„Ja — aber ich verstehe doch nicht — warum ich —" brachte sie, nach Worten ringend, hervor.

Das Mädchen warf den Arm um ihren Oberleib, rüttelte sie: „Weil Sie schön werden sollen! Verstehen Sie denn nicht? Macht Ihnen denn das kein Vergnügen? In dem Kleid und überhaupt, wie Sie angezogen sind, sind Sie natürlich nicht schön. Das heißt — der Baron — der hat eben Blick; der hat trotzdem gesehen, was unter dem allen steckt. Und jetzt seh' ich's auch. Und das soll 'rauskommen. Gott — Sie —" sie faßte sie an beiden Händen — „Sie sind ja wirklich, als wenn man Sie erst anstoßen müßte, damit Sie ein Mensch werden.

Na, jetzt ſollen Sie einer werden. Jetzt wird Maß genommen. Hupp —"

Ihre Hände packten an, ihre Arme ſtrafften ſich, und ſolcher Nerv war in der leidenſchaftlichen kleinen Perſon, daß die ſchwere Geſtalt der Adelgunde, mit einem Ruck emporgeriſſen, auf den Füßen ſtand. Im nächſten Augenblick war Fräulein Elvira mit dem Maß über ſie her. Und wie ſie nun an der großen Figur herauf- und herabfuhr, ſie von oben bis unten, in der Weite und Breite, den Rumpf und jedes einzelne Glied mit dem Maßband verfolgte, umſchlang, gewiſſermaßen nachzeichnete, dabei ihre Tätigkeit fortwährend mit kurz auflachenden Tönen des Staunens, der Bewunderung begleitend, ſah ſie wirklich wie ein Äffchen aus, das an einem mächtigen Baume hinauf- und daran herumklettert.

Jetzt hatte ſie ſich zu ihrer Arbeit niedergebeugt, bis zu den Füßen der Adelgunde. Plötzlich fuhr ſie wieder mit dem Entſetzenslaute auf, wie vorhin: „Och — aber die Stiefel, die Sie tragen! Die Stiefel! Und ſolche Hacken daran! Die müſſen Sie ausziehen! Gleich!"

„Aber — warum denn?" fragte die Adelgunde, völlig ratlos.

„Weil doch jetzt alles nicht mehr ſtimmt," entgegnete die andere, „weil ich nun noch einmal Maß nehmen muß. Ohne Hacken. Wenn Sie das Kleid anhaben werden — da gehören keine Hackenſtiefel dazu, Sandalen bekommen Sie zum anziehen. Wiſſen Sie, was das iſt?"

Von Sandalen hatte die Adelgunde noch nie etwas gehört.

„Das werden Sie ſchon ſehen. Das nächſtemal, wenn ich mit dem Kleid komme, bringe ich ſie Ihnen mit. Solch eine Art Schuhe ohne Hacken, verſtehen Sie, und darauf muß das Kleid zugeſchnitten werden. Alſo nun bitte, nun bitte —"

Wieder, ehe ſie ſich's verſah, war die Adelgunde auf den Polſterſtuhl geſetzt und nun, bevor ſie es verhindern konnte, kniete das Mädchen ſchon vor ihr und zog ihr die plumpen Stiefel ab. Aus den Stiefeln kamen die großen, mit groben Zwirnſtrümpfen bekleideten Füße hervor.

„Hurra!" lachte Fräulein Elvira auf, „Sie leben auf einem anſtändig großen Fuß." Dann gewahrte ſie das in Glut getauchte Geſicht der Adelgunde.

„Aber Sie brauchen ſich nicht zu ſchämen," ſetzte ſie hinzu.

„Wenn man so groß ist, wie Sie — ist das ja ganz natürlich.“ Plötzlich zuckte die Adelgunde auf.

„Aber nicht doch!“ Es war jedoch schon zu spät.

Mit zwei Griffen hatte das wilde Ding ihr die Strümpfe von den Füßen gerissen. Jetzt hielt sie den einen der nackten Füße in ihren beiden Händen.

„Seien Sie doch ruhig,“ murmelte sie mit dem leisen, tiefen Ton, den ihre Stimme annahm, wenn sie etwas bewunderte. „Große Füße haben Sie, das ist wahr, aber wissen Sie, sie sind schön. Gradezu vornehme Füße haben Sie.“ Sie blickte auf. „Wo haben Sie denn die nur her?“ Sie fühlte, wie der gefangene Fuß sich aus ihren Händen zu befreien strebte; sie hielt ihn fest.

„Und wie schön reinlich Sie Ihre Füße halten. Da dürfen Sie nie wieder solche ordinäre Strümpfe drüber ziehen. Wenn der Baron die sieht, das bringt ihn um. Nächstesmal bring' ich Ihnen andere mit, von feiner Baumwolle oder Seide. Sollen mal sehen, wie fein das aussehen wird in den Sandalen.“

Beinah gewaltsam hob sie mit einemmal den Fuß empor, senkte das Gesicht und drückte einen Kuß auf den nackten Spann.

„Jetzt hab' ich Ihnen meinen Stempel aufgedrückt,“ sagte sie mit einem seltsamen Zucken des Gesichts, das wie ein Lächeln aussah und doch kein Lächeln war. Dann ließ sie den Fuß aus ihren Händen gleiten, erhob sich und half auch der Adelgunde wieder vom Sessel aufzustehen. Während diese barfuß vor ihr stand, nahm sie noch einmal von oben bis unten Maß an ihr, und diesmal, indem sie es tat, blieb sie ganz stumm, sprach kein Wort.

Ebenso schweigend trat sie alsdann an den Tisch, um ihr Paket zusammenzurollen. Sie war ganz leise geworden. Als wenn etwas Neues über sie gekommen wäre, beinah etwas Feierliches, so war ihr Aussehen, waren ihre Bewegungen.

Indem sie jetzt den großen Ballen in beiden Händen hielt, deutete sie mit den Augen auf die Tür, wie bittend, daß die andere ihr aufmachen möchte. Gehorsam folgte die Adelgunde dem Wink.

„Sehen Sie,“ sagte Fräulein Elvira von der Stelle aus, wo sie stand, „das habe ich nur gewollt.“ Ihre Stimme war nicht mehr laut und rauh, wie bisher — beinah wie ein gedämpftes Kichern klangen ihre Worte.

„Wie ſchön ſich das anhörte, als Sie mit Ihren vornehmen, bloßen Füßen da über den Teppich gegangen ſind! So weich, wiſſen Sie, recht wie wenn eine Frau geht.“

Langſam kam ſie ihr nach, auf die Tür zu. Dann blieb ſie wieder ſtehen.

„Jetzt werden Sie wirklich eine Frau werden.“

Ihre runden, braunen Augen, die noch größer geworden zu ſein ſchienen, als vorher, glitten noch einmal an der Adelgunde herab, langſam vom Kopf bis zu den Füßen. Indem ſie von dort wieder heraufſtiegen, ſchüttelte ſie den Kopf, als hätte ſie ſich noch einmal gewundert, woher jene zu ſolchen Wahrzeichen edler Abſtammung gekommen ſei. Ihr Geſicht war dicht am Geſicht der anderen.

„Es iſt eigentlich etwas wie ein Geheimnis mit Ihnen,“ ſagte ſie halblaut, „mir, ſehen Sie, iſt der Baron nur gut, weil wir beide Geſchmack haben, ich ſo wie er. Aber im übrigen — was mich ſelbſt, ich meine meine Perſonage, anbetrifft —“ ſie zuckte reſigniert die Achſeln — „na da freilich —“

Dann blickte ſie der Adelgunde ins Geſicht, mit einem Blick, als wollte ſie ſie durch und durch ſehen. —

„Da hingegen — eine, wie Sie —“ ſie brach im Satze ab. Ihre Lippen zuckten ſtumm nach. Dann, mit einer jähen Wendung, war ſie hinaus, warf die Tür hinter ſich zu und im nächſten Augenblick erklang von draußen die Glastür am Eingang. Sie war fort.

Langſam erhob die Adelgunde die Hände; mit beiden Handflächen wiſchte ſie ſich über Stirn und Geſicht, als wenn ſie etwas fortwiſchen müßte, einen Traum, ein Alpdrücken, ein — ja was denn? Was war denn das geweſen? Was war denn das alles geweſen?

Wie verdummt und verdammelt ſtand ſie, wo ſie geſtanden hatte, an der Tür; erſt nach einiger Zeit bemerkte ſie, daß ſie noch immer barfuß war. Kopfſchüttelnd ſetzte ſie ſich, um Schuhe und Strümpfe wieder anzuziehen. Dabei fiel ihr ein — wie hatte die geſagt? „Jetzt habe ich Ihnen meinen Stempel —“ unwillkürlich beugte ſie ſich, ob an dem Fuß etwas zu ſehen, ſo etwas wie eine Spur haften geblieben ſei. Nichts. Aber wie das Mädchen ihren Fuß in Händen gehalten und dann die Lippen — rücklingsüber warf ſie ſich im Seſſel und drückte beide Hände vor das Geſicht. So ſchämte ſie ſich! Ihr hatte jemand

den Fuß geküßt — was war denn das hier für eine Stadt? Was waren denn das hier für Menschen? Und das Mädchen — was war denn das eigentlich gewesen? Eine Verrückte? Zweifellos. Darum hatte sie ja auch die ganze Zeit über solche Beängstigung empfunden, hatte gar nicht gewußt, wie sie sich der tollen Person erwehren sollte. Was hatte sie alles gesprochen! Sie versuchte, sich den Inhalt ihrer Worte wieder zu vergegenwärtigen. Aber dreiviertel von dem, was jene gesagt, hatte sie gar nicht verstanden. Nur immer auf den Ton ihrer Stimme hatte sie horchen, nur immer auf die Bewegungen ihrer Glieder hinsehen müssen. Denn so plappern hatte sie ja noch im Leben keinen Menschen gehört und solches Gliederverrenken noch nie gesehen.

Und nun saß sie hier und hatte wieder niemanden, der ihr das alles erklärte, und inzwischen war es wieder beinah Abend geworden, wurde dunkler, immer dunkler. Und wieder, wie gestern, fühlte sie ihre Einsamkeit, Verlassenheit, Verlorenheit; wieder kam ihr das Gefühl des Erstickens. Mit einem verzweifelten Entschluß stand sie auf — sie mußte hinaus. Nicht auf die Treppe nur, sondern aus dem Hause, in die freie Luft. Wenn sie sich draußen verlief? Aber sie würde schon Obacht geben; nur in die nächsten Straßen; nicht weit vom Hause fort.

Wenige Minuten später, in ihren unförmlichen Mantel gehüllt, den breiten Strohtellerhut auf dem Kopf, stand sie in der Haustür. Das Geräusch der Großstadt, das sie gestern, in der Droschke rumpelnd, nicht gehört hatte, schlug wie die Brandung eines Meeres an ihre Ohren. Indem sie die Stufen hinunterstieg und aufs Gratewohl eine Straße einschlug, war es, als stürzte sie sich ins Meer.

„Wenn Sie da vorn rechts herumgehen —" so etwas hatte gestern die Baronin gesagt. Also ging sie auf die drei bronzenen Männer zu und dann wandte sie sich nach rechts.

Richtig — da kam eine Brücke — von einer solchen hatte die Baronin gesprochen. Dahinter ein riesiges Gebäude. Vor der Brücke aber, zur Rechten, ein Haus und vor dem Hause eine Schildwache. Gradezu wohltuend berührte sie der Anblick des Soldaten. Ach und jetzt — von der Brücke her, spazieren gehend, kamen ihr noch andere Soldaten entgegen. Unteroffiziere — wahrhaftig. Ob vielleicht — der Franz Kruschanski —? Beinah komisch nahm es sich aus, wie sie den Männern ins

Geſicht ſtarrte. Er war nicht darunter. Ob ſie die Unteroffiziere nach ihm befragen ſollte? Sie war wirklich drauf und dran. Aber — ob ſie auch von ſeinem Regiment waren? Von welchem Regiment war er denn eigentlich? Und plötzlich überlief es ſie — ſie wußte es gar nicht. In ihrer blinden Verliebtheit hatte ſie da zu Hauſe, wo er natürlich der einzige Unteroffizier war, gar nicht daran gedacht, daß es in Berlin viele hundert Unteroffiziere gibt. Weder nach ſeinem Truppenteil hatte ſie gefragt, noch nach ſeiner Adreſſe. Gott — Gott — Gott — ſie geriet in ſolche Verzweiflung über ſich ſelbſt, über ihre Einfalt, ihre Weltunbrauchbarkeit, daß ſie ſich am liebſten ins Geſicht gegriffen und ſich das Geſicht zerfleiſcht hätte. Die Folge davon war, daß ſie nun, in Gedanken verſunken, blindlings drauf losging, ohne des Wegs zu achten. Seine Adreſſe kannte ſie nicht — wußte denn er, wo ſie wohnte? Ja ja. Auch wußte er ja vom Schloſſe her, wo der junge Herr in Berlin ſeine Wohnung genommen hatte. Alſo nur ruhig — wenn ſie nicht kommen konnte, würde ja er kommen. Würde er kommen? Aber ſicherlich, ſicherlich. Geſtern war er natürlich noch nicht gekommen, heut auch nicht. Geſtern und heut waren ja Wochentage geweſen. Da hatte er ja ſoviel zu tun. Das hatte ſie ja mehr als einmal von ihm gehört. Alſo morgen, Sonnabend, würde er auch noch nicht kommen. Dann war das aber auch noch kein Grund, ſich zu ängſtigen. Übermorgen, Sonntag, da würde er Zeit haben, da würde er kommen. Würde er kommen? O ja! O ja! O ja! Die Aufregung, die Wonne bei dem Gedanken, ihn übermorgen wiederzuſehen, die Todesangſt bei dem anderen, daß er vielleicht doch nicht — alles zuſammen packte ſie ſo ans Herz, daß ſie nicht weiter konnte, daß ſie auf die Seite treten und ſich an die Hausecke lehnen mußte, an der ſie ſtand.

Inzwiſchen war es völlig dunkel geworden. Die Laternen brannten. Wo war ſie denn hier? Keine Ahnung. Sie blickte zu dem Straßenſchilde über ihrem Kopfe auf. „Roſenthaler Straße.“ Ein völlig fremder Name. Wie ſie von hier ſich nach Haus finden ſollte? Keine Ahnung, keine Ahnung. — Alſo dann half es nichts — nur weiter; wie der Inſtinkt ſie führte. Denn von den fremden Menſchen, die an ihr vorübergingen, einen anzuſprechen und nach der Wegrichtung zu fragen, dazu war ſie natürlich viel zu ſchüchtern.

Der Inſtinkt führte ſie denn auch ſo, daß ſie binnen kurzem

in einem Kreuzgewirr von engen Gassen, wie in einem Labyrinth, sich gefangen sah, wo sie auch nicht einen Schritt vor- oder rückwärts mehr wagte. Es blieb nichts mehr übrig, sie mußte nun doch jemanden fragen. An ein kleines Mädchen getraute sie sich schließlich heran. „Die katholische Kirche? Wo komm' ich zu der katholischen Kirche?" Das einzige, was sie von der Lage ihrer eigenen Wohnung behalten hatte, war, daß diese Kirche in der Nähe davon lag.

„Die kathol'sche Kirche. Och — das is aber weit" — und nun kam eine Reihe von Weisungen: rechts — dann gradeaus, dann links, nochmals links, dann wieder rechts, übers Wasser — daß der Adelgunde der Kopf wirbelte und sie sich von neuem, nur der ersten Angaben, rechts — dann gradeaus, eingedenk, in die dunklen Straßen stürzte. Noch dreimal, viermal sah sie sich in der Folge zu fragen genötigt, bis daß sie endlich, nach endloser Zeit, wie ihr schien, wieder an dem Hause vorbeikam, vor welchem die Schildwache stand. Bald darauf, beim Flackerlicht der Laternen, erkannte sie die drei Männer, die mit ehernen Gesichtern von ihren Postamenten blickten. Nun brauchte sie nicht mehr so zu laufen — sie wußte nun, wo sie war — schweißtriefend kam sie wieder bei ihrem Hause an.

Ihr Haus — der Gedanke war eigentlich komisch, und doch, wenn sie an die Ängste zurückdachte, die sie eben, in den fremden Straßen verlaufen, durchgemacht hatte, so war ihr zumute, als wäre ihr das Haus, das sie seit gestern erst kannte, dieses fremde, im Vergleich zu der unbekannten Riesenstadt, die da draußen lärmte und wogte, schon zu einer Art von Zufluchtstätte geworden. Und wirklich eine Zufluchtstätte war ihr sodann das Bett, in das sie, kaum auf ihrem Zimmer wieder angelangt, hastig, müde an Leib und Seele hineinschlüpfte. Zum erstenmal, seit Stunden, ein Augenblick der Ruhe, ein Gefühl des gesicherten Behagens, als sie sich tief, fest und warm in ihre Decken wickelte. Wie ein Wurm mit unbeschützter, weicher Haut, der auf der Erde kriecht, der Willkür eines jeden preisgegeben, der an ihm vorbei, über ihn hinweg geht, so empfand sie sich — die Decken, die sie um sich zog, waren wie eine zweite, schützende Haut, in der sie sich verbarg.

In diesem Wohlgefühl kam ihr denn bald der Schlaf. Wieder aber, wie gestern in der Nacht, wachte sie nach einigen Stunden auf, und wieder, wie gestern, kam mit dem Erwachen

die Unruhe. Die Erlebniſſe vom Nachmittag waren wieder da. Als das Mädchen heut die Glastür hinter ſich zugemacht hatte, als ſie dann ſelbſt auf die Straße hinausgegangen war, hatte ſie geglaubt, die ganze verrückte Geſchichte wäre abgetan und vorbei — jetzt merkte ſie, daß dem nicht ſo war. Das Mädchen ſtand wieder da, leibhaftig, daß ſie ſie hätte greifen können. Ob es von der Lautloſigkeit rings umher kam, daß ſie ihre Stimme wieder zu hören meinte, daß ſie Worte wieder vernahm, die ſie eigentlich heut nachmittag überhört hatte, und die doch ſo merkwürdig geweſen waren? Ob es davon, daß ſie jetzt unbekleidet im Bette lag, herkommen mochte, daß ſie an ihrem Leibe all die Griffe noch einmal zu ſpüren meinte, mit denen die Perſon ſie angefaßt — ſchon mehr angepackt hatte? Daß ſie auch ſo wehrlos geblieben war, ſich das alles ſo hatte gefallen laſſen! Aber eben — indem ihr jetzt all die Empfindungen wiederkamen — es war ſo merkwürdig alles geweſen. Das Mädchen eigentlich ſo zärtlich. Ja wirklich. Zum Beiſpiel, als ſie ihr das Geſicht auf die Bruſt gelegt hatte und dann das mit dem Fuß. Ja — das —. So warme Hände hatte das Mädchen gehabt — ihr kalter Fuß in den warmen Händen — eigentlich war es ein wohliges Gefühl geweſen. Jetzt, indem ſie daran zurückdachte, kam ihr die Empfindung wieder; ein heimlich prickelnder Schauer verbreitete ſich in ihren Nerven; als wenn ihre Nerven die Saiten eines Inſtrumentes geworden wären und nun zu einer ganz, ganz feinen, leiſen, kaum vernehmbaren Muſik zuſammenklängen — ſo war es. Und dann die heißen Lippen auf ihrem Fuß — ob denn das alles nur ein toller Spaß geweſen war? Anfänglich hatte ſie ja ſo gedacht, jetzt aber kam ihr der Blick wieder, mit dem das Mädchen ſie dabei angeſehen hatte. Und der Blick vorher, als ſie ſo langſam die Augen aufgeſchlagen und „wo haben Sie denn die nur her?“ geſagt hatte. Ja — die Augen — was war nur an den Augen des Mädchens ſo ſonderbar geweſen? Sie überlegte — überlegte — plötzlich zuckte ſie zuſammen: ja — als wenn aus ihren Augen eigentlich immer ein anderer herausgeſehen und auf ſie hingeſehen hätte. Wahrhaftig — ſie hätte es nicht beſchreiben können — aber ſo war es geweſen. Ein anderer — ein anderer — aber wer hätte denn das ſein ſollen? Und indem ſie darüber ſann, war ihr, als käme wieder, wie aus unendlicher Ferne, ein ganz feines, zartes Geräuſch — war es ein Flüſtern, ein Kichern, ein Kniſtern? Ja,

ein Knistern war es, das leise Rauschen von Papier. Und dieses Papier war das Bild, das kleine, niedliche von der Frau in dem merkwürdigen Gewand. Von der Frau, die ihr so ähnlich gesehen hatte, ihr eigenes Bild, und das — hatte sie denn das heut ganz überhört? — das — hatte der Baron gezeichnet, der junge Herr Eberhard — —.

Indem dieser Gedanke langsam, als wenn er sich gar nicht heraus getraute, sich in ihrem Kopfe entwickelte, war ihr, als wenn der Gedanke zu einem Körper würde. Wie eine blauschwarze Gewitterwolke, die mählich, mählich, mählich am Himmel heraufklimmt, so schwamm er auf sie zu. Etwas Ungeheueres, darunter sie erstickte — etwas Schwüles, darunter ihr der Schweiß aus der Haut brach. Wieder, wie gestern, kam ihr das Gefühl: aufspringen und fort, fort, fortlaufen. Wieder, wie gestern, konnte sie nicht fort, sondern wie gerädert blieb sie in den Kissen liegen. Unter all dem Rätselhaften, das da mit Geisteraugen auf sie niedersah, blieb ihr nur ein einziges klares Bewußtsein: daß sie ein unwissendes, ungebildetes, hilfloses Geschöpf war, das sich nicht zu wehren und zu retten wußte. In ihrer, durch jahre- und jahrzehntelanges Dienen verknechteten Seele war nur ein einziges, jammervolles Gefühl: daß sie eine arme Magd war, mit der jeder tun und lassen durfte, was ihm gefiel. Und wieder, wie gestern, wälzte sie das tränenüberströmte Gesicht ins Kopfkissen und ächzte hinein, ein flehendes Gebet zu Gott, daß es doch nur erst Sonntag sein und der Mann kommen möchte, der einzige, der sie sich selbst wiedergeben, der sie zum Menschen machen konnte, indem er sie zu seiner Frau machte.

Der nächste Tag brachte die Baronin wieder, den Tapezier mit seinen Gehilfen, die Arbeit, die Beruhigung. Heut kam der braune Salon mit den Polisandermöbeln an die Reihe. In der helleren Umgebung leuchtete die Baronin förmlich auf; wenn eine Steigerung überhaupt möglich war, so war sie heut noch aufgeräumter als gestern, noch mehr als gestern merkte man ihr das liebenswürdige Bedürfnis an, ihre ganze Umgebung „unter gute Laune" zu setzen. Als sie nach vollbrachter Arbeit sich zum Fortgang rüstete, blieb sie vor der Adelgunde stehen: „Na, morgen ist Sonntag, da gehen Sie aber doch nun einmal aus, nicht wahr, und sehen sich Berlin ein wenig an?"

Sie erhielt keine Antwort. Aber daran war sie ja gewöhnt.

Luſtige Menſchen ſind ſelten feine Beobachter, ſie ſind zu robuſt dazu. Es fehlt ihrer Natur die Empfindlichkeit, in der ſich die Art des Nebenmenſchen abdrücken kann. Darum ſah die Baronin in der Adelgunde eigentlich nur eine kernige, derbe Körperlichkeit, von der ſie als ſelbſtverſtändlich annahm, daß das Innere dem Äußeren vollſtändig entſprach. „Ich denke mir beinah," fuhr ſie fort, „Ihr Bräutigam wird morgen kommen, der Kruſchanski, und Sie zum Spazierengehen abholen. Nicht?"

Auch auf dieſe Frage blieb alles ſtill. Indem die Angeredete jedoch den Kopf erhob und an der Fragerin vorbei nach dem Fenſter blickte, mußte auch ein Nichtbeobachter am Ausdruck ihrer Augen erkennen, daß das Geflecht der Seele, die hinter dieſen Augen wohnte, ſo bis zum Zerſpringen angeſpannt war, daß jede, nicht ganz vorſichtige Frage wie eine Fauſt hineingriff und Schmerzen bereitete. In der Baronin ſprang ſofort die angeborene Güte auf. Das Weib dort litt ja: „Hat er Ihnen noch nicht geſchrieben?"

Der Mund der anderen kniff ſich zuſammen. Mein Gott — hinter ihren Augen drängten wohl gar Tränen hervor?

„Aber liebes Kind — liebes Kind — im Briefeſchreiben ſind die Männer alle miteinander Faulpelze. Er weiß ja, wo Sie wohnen, und daß Sie hier ſind. Alſo morgen kommt er und beſucht Sie. Ich ſag's Ihnen. Paſſen Sie auf. Paſſen Sie auf."

Wieder, wie immer, kam die freundliche Hand ihr entgegen. Wieder fühlte die arme Magd, wie gut dieſe vornehme Frau es mit ihr meinte. Ihre Lippen bewegten ſich, als wenn ſie etwas ſagen wollten. Sie wollte auch eigentlich etwas ſagen, wollte die Gelegenheit benutzen, die Baronin nach der Adreſſe des Franz Kruſchanski zu fragen. Aber ſie brachte die Frage nicht heraus. Zu ſehr ſchämte und ſcheute ſie ſich, ihre Dummheit zu verraten. Alſo blieb ſie ſtumm, und alles was geſchah, war, daß ſie wie immer die Hand der Baronin mit beiden Händen nahm und dankbar an die Lippen drückte.

Die Mahnung aber, die jene ihr gegeben hatte, aufzupaſſen, war überflüſſig geweſen. Denn das, was mit dem Erwachen des nächſten Tages, des Sonntags, in der Adelgunde aufwachte und dann wach und lebendig blieb bis zum Ende des Tages, war nicht Aufpaſſen nur, es war Lauern, Hungern, Lechzen, fortwährende bis zum Schwindligwerden wiederkehrende Wieder-

holung eines einzigen Gedankens: Kommt er? Kommt er? Wird er kommen?

Und er kam nicht.

Qual war das Warten schon während des Vormittags, aber das war eigentlich noch süße Qual, Erwartung war dabei: da konnte man noch ans Fenster treten, selig erschauern, wenn man auf der Straße draußen eine Uniform aufblinken sah. Ja man konnte sich, weil es eigentlich eine reizende Beschäftigung war, so nach ihm auszuschauen, mit dem Strickstrumpf an das breite Fenster im Salon setzen und nun sitzen, mit heißen Wangen, und warten wie ein Kind, das auf Weihnachten wartet, ob man nicht die Klingel würde gehen hören, ob es nun nicht bald heißen würde, „jetzt ist er da." Und wenn das auch Stunden dauerte, und Stunden, zu lang wurde es ihr nicht. Wem wäre es denn auch zu lang geworden, das Leben so mit allen Gluten und Gewalten in sich zu fühlen, wie dieses Weib es empfand. Dieses Weib, das in Unbehilflichkeit vor der Welt verkrochen, hier, wo es allein war mit sich, mit seinem jungfräulich herrlichen Leibe, seiner von Gebensfülle überströmenden Seele, sich allmächtig fühlte in seiner Liebe.

Als es dann Mittag schlug, von der Kirche herüber, die da drüben, jenseits der Brücke irgendwo stehen mußte, blieb ihr dann freilich nichts übrig, als vorläufig den Strickstrumpf beiseite zu legen und mit einem halben Seufzer aufzustehen.

Noch war er nicht gekommen. Aber nur darum noch den Kopf nicht verloren! Der Tag war noch lang. Natürlich kam er erst am Nachmittag; das hätte sie sich vernünftigerweise gleich sagen können. Also sich bei Vernunft und Kräften erhalten. Mittag essen. Und so ging sie hinunter, aß zu Mittag, wenn es auch mit einigem Würgen geschah.

Aber nun hatte sie gegessen. Nun kam sie wieder herauf, setzte sich wieder auf den Stuhl, auf dem sie den ganzen Vormittag gesessen hatte, sah wieder zum Fenster hinaus, griff wieder zum Strickstrumpf.

Jetzt war es Nachmittag — wenn er nun überhaupt kommen sollte, mußte er jetzt kommen.

Und er kam nicht.

Eine Stunde verging, eine zweite, dritte — mit eherner Gleichgültigkeit, dröhnend, schier brüllend rief es der Kirchturm von jenseits der Brücke ihr herüber. Eigentlich zu dunkeln be-

gann es zwar noch nicht, aber die Schatten wurden länger, die Sonne fing an, ſich zu ſenken.

Und nun plötzlich konnte ſie nicht mehr ſitzen, konnte nicht mehr ſtricken. Und ebenſo plötzlich, wie ſie ſich deſſen bewußt wurde, kam ihr das Weinen: mitten in der Stube, mit herabhängenden Armen, wie ein großes Kind ſtand ſie da und weinte in den leeren Raum hinaus, ganz laut, ganz faſſungslos, beinah ſchreiend. Warum ſollte ſie ſich auch Gewalt antun und leiſe weinen, da kein Menſch da war, der ſie hörte, nach ihr fragte, kein Menſch! Kein Menſch!

Er kam nicht, er würde nicht kommen. Und wenn ſie bis Mitternacht hier geſeſſen hätte — er würde nicht kommen.

Mit einemmal war ihr die Gewißheit aufgegangen, mit einemmal wußte ſie es, ganz ſicher, ganz beſtimmt.

All die tauſend Koſeworte, und die Umarmungen, all die unermeßliche Liebe, die ſie für ihn bereit gehabt hatte, wenn er kommen würde — alles überflüſſig und dahin, wie ein Haufen Schutt, den man auf den Müll wirft!

Was nun tun? Was ſollte ſie mit ſich anfangen? Eine gähnende Leere war plötzlich um ſie her. So inhaltlos, ſo zwecklos, ſo leer empfand ſie ſich ſelbſt. Sollte ſie an ihn ſchreiben? Aber was? Das was ihr ſchreiendes Herz ihr diktierte: „Warum kommſt Du nicht? Warum läßt Du mich ſo allein? Da Du doch weißt, daß ich niemanden habe.“ Aber — da ſie doch ſeine Adreſſe nicht wußte? Der Brief alſo gar nicht an ihn gelangen konnte?

Und nun packte ſie wieder die Wut, die Wut über ſich ſelbſt, über ihre törichte, törichte Dummheit. Warum war ſie wieder zu ſchüchtern geweſen! Warum hatte ſie die Baronin nicht gefragt! Sie ſtand am Fenſter — dort rechts die Brücke — geſtern war ſie darüber gegangen. Wo eine Brücke, da iſt auch ein Waſſer — allem was ſie quälte, was ſie bis aufs Blut peinigte, ſo in Verzweiflung trieb, wäre ein Ende gemacht geweſen, wenn ſie —

Aber nein! Der eiſerne Menſch ſtand in ihr auf. Hatte ſie vergeſſen, daß ſie all ihr Geld hingegeben hatte, damit ſie den Mann bekam? Sollte das nun weggeworfen ſein? Damit ſich dieſe — dieſe da — nachher ins Fäuſtchen über ſie lachte? Sie wollte ihn haben, ſie wollte!

Beide Fäuſte hatte ſie erhoben. Ihre Tränen waren ver-

siegt. Wie sie so stand, die mächtige, von ihrem Willen wie an den Boden gepfählte Gestalt, war etwas Gewaltiges in ihr, etwas, das so aussah, als würde sie die Brennesseln, die sie brannten und stachen, wirklich noch heißer wiederbrennen und wiederstechen, als würde sie sie unter die Füße treten, bis zur Vernichtung.

Dann ging sie in ihr Zimmer, raffte den Mantel wieder um, setzte den Hut auf. Hier hatte sie nichts mehr zu versäumen, hier war vorläufig alles aus. Also wollte sie hinaus, auf die Straße, an die Luft.

Heut ging sie in entgegengesetzter Richtung, wie gestern; nicht rechts bei den drei Männern herum, sondern von ihnen nach links, die Linden hinauf. Es war ihr von neulich so dunkel in der Erinnerung, daß sie dann an ein Tor kam, und außerhalb des Tores waren Bäume. Ein Wald, in den man hineinlaufen, in dem man sich verlieren konnte, auf Niewiederkehren. Ja, ja — Niewiederkehren!

Mengen von Soldaten begegneten ihr in den Straßen; sie sah sie nicht an. Er war ja doch nicht darunter. Und wenn er darunter gewesen wäre —

Im Walde draußen, dem Tiergarten, war ein Schieben von Menschen auf allen Wegen. Auch hier wieder Soldaten über Soldaten; teils in kameradschaftlichen Gruppen, teils einzeln mit Mädchen am Arme, ihren Zukünftigen, ihren Bräuten. Wo die Adelgunde solch eines Mädchens ansichtig wurde, trieb es sie dahinter her, in ihre Nähe, wie eine arme Seele, die aus dem Paradiese verstoßen, um das Land der Seligen schweift. So wie diese dort, hätte nach Fug und Recht auch sie heut spazieren gehen müssen, am Arme geführt von ihm! Und nun — statt dessen — in Nebenwege, wo sie möglichst allein sein konnte, bog sie ein. Da ging sie denn einsam vor sich hin, mit heißen, salzig bitteren Augen, und kam sich selbst wie eine finstere Eule vor, von der die übrigen Waldvögel nichts wissen wollen. Immer dem Wege nach, der sie grade führte, mit einem Gefühl — sie wußte selbst nicht, ob sie vor etwas davonlief, oder auf etwas zuging — planlos, planlos. Immer weiter. Bis daß sie an ein Wasser kam und sah, daß jenseits des Wassers schon wieder eine andere Stadt emporstieg.

Da machte sie halt und stöhnte auf. Nirgends fühlt der Mensch sich verlorener in der Gleichgültigkeit der Welt, als unter

den fremden Menſchen einer fremden, großen Stadt. Eine breite Heerſtraße ſah ſie zu ihrer Rechten, auf beiden Seiten vom Walde eingefaßt. Der vertraute ſie ſich an. Und diesmal hatte der Zufall ſie richtig geleitet: ſie befand ſich auf der Charlottenburger Chauſſee, die mit ihr durch das Brandenburger Tor in die Stadt hineinlief. Von da fand ſie ſich heut wirklich, ohne daß ſie des Fragens bedurft hätte, bis zu ihrer katholiſchen Kirche. Als ſie aber vor ihrem Hauſe anlangte, brannten ſchon längſt wieder die Laternen und es war ſpäter Abend.

Heute am Sonntag war er nicht gekommen. Morgen war Montag, dann kam eine ganze, lange, endloſe Woche, Wochentag auf Wochentag, da würde er natürlich auch nicht kommen. Wann würde er kommen? Würde er überhaupt kommen?

Mit ſolchen Gedanken ſchlief ſie ein. Mit ſolchen Gedanken ſtand ſie am nächſten Morgen wieder auf.

Heute, ſo mußte man annehmen, würde auch wohl die freundliche Baronin nicht imſtande ſein, dieſes vom Kummer verdüſterte Gemüt aufzuhellen — und dennoch ſollte es ihr gelingen: auf ihre leicht hingeworfene Frage „Na — war er denn alſo geſtern da?“ war nämlich nicht nur, wie gewöhnlich, Schweigen, es war etwas erfolgt, was die gute Dame beinah erſchreckte: ein ſo tiefes Erbleichen, ein ſo plötzliches Sichabwenden der Gefragten.

„Aber liebes Kind“ — die Baronin ging hinter der Adelgunde her, „liebes Kind, Sie werden ſich doch nicht etwa gar unnütze Gedanken deshalb machen? Ich kann Ihnen die Sache wirklich ſehr einfach erklären: ſein Regiment“ — ſie nannte den Namen eines der Infanterie-Regimenter der Berliner Garniſon — „iſt geſtern auf Wache geweſen. Sie wiſſen doch, daß ich mich auf das Militär verſtehe, alſo können Sie's glauben. Na — und da, ſehr einfach, hat er eben auf Wache gemußt, ſtatt zu Ihnen kommen zu können. Ein paar Zeilen an Sie ſchreiben, na ja, das hätte ja nichts geſchadet, wenn er das getan hätte. Aber ich habe Ihnen doch ſchon einmal geſagt, daß dieſe Männer —“

Sie kam nicht zu Ende mit dem Satze, denn es war ihr, als erlitte ſie einen Überfall: mit ſolcher Leidenſchaftlichkeit hatte ſich die Adelgunde über ihre Hand geſtürzt, um ſie zu küſſen. Beinah erwehren mußte ſie ſich ihrer. Dabei ſah ſie, wie ſich das Geſicht des Mädchens aus tiefſter Niedergeſchlagenheit in

Glückseligkeit verwandelt hatte. Es gab also noch eine Erklärung, die anders lauten konnte als „er hat nicht gewollt!"

„Wissen Sie," fuhr die Baronin fort, „jetzt sollten Sie sich einmal hinsetzen und an ihn schreiben: bekümm're Dich mal gefälligst ein bißchen um mich. Von seiner Kaserne" — sie nannte die Straße, in der das Regiment des Franz Kruschanski kaserniert war — „bis hierher ist ja kein Weg; also kann er ganz gut in der Woche einmal kommen."

„Ja, ja, ja," — die Adelgunde versprach alles. Sie lachte beinah vor Seligkeit, sie war ja so vergnügt! So vergnügt! Nicht Trost allein, auch das Regiment, die Adresse, alles, was sie nicht gewußt hatte, wußte sie jetzt, ohne daß sie zu fragen, ohne daß sie ihre Einfältigkeit zu verraten gebraucht hätte. Und nachdem nun so unter allgemeiner guter Laune an der Einrichtung der Wohnung, die allmählich ihrer Vollendung entgegenging, weiter geschafft worden war, mußte es eben dieser Trostspenderin, dieser guten Baronin, geschehen, daß sie, ohne zu wollen und zu ahnen, der Adelgunde eine neue schwere Wunde zufügte und deren eben wiederhergestellte Gemütsruhe vernichtete. Beim Abschied nämlich, als sie schon an der Glastür stand, drehte sie sich noch einmal um: „Ja — was ich beinah vergessen hätte — einer Bekannten bin ich gestern begegnet, die Sie ja auch wohl kennen, der Anna. Sie wissen, die früher in Dienst bei uns war. Na, der geht es ja jetzt, wie es scheint, sehr gut; sie ist hier in Stellung. Wußte übrigens auch schon, daß Sie jetzt auch hier sind, bei meinem Sohn. Sie hat mich gebeten, ich möchte Sie von ihr schön grüßen. Also wollte ich Ihnen das ausrichten."

Bei den letzten Worten hatte sie bereits kehrt gemacht und war die Treppe hinuntergegangen. So kam es, daß sie das Gesicht nicht mehr sah, das hinter ihr zurückblieb, das verstörte Gesicht der Adelgunde. Denn die Adelgunde stand, als wenn der Schlag sie gerührt hätte.

Nachdem die erste Lähmung vorüber, war ihr zumute, als wenn ein Wirbelstrom in ihr entstanden wäre, von den Ohren zum Herzen und vom Herzen wieder zu den Ohren. In dem Wirbel, wie ein Balken, den das Wasser irgendwo losgerissen hat und der nun im Kreise darin treibt, überall anstoßend, überall verwundend, überall Unheil anrichtend, trieb ein Gedanke, ein Wort: „sie ist wieder da." Die Person war wieder da — und

aus ihrem Innern kam ein Widerhall: „alles iſt verloren.“ Das war der Grund, darum war er geſtern nicht gekommen! Aber nein doch — er war ja auf Wache geweſen. Darum hatte er nicht kommen können!

Ob man das glauben ſollte? Sie krampfte die Fäuſte — ſie wollte, wollte, wollte es glauben!

Aber im Augenblick, da ſie ſich ſo gewaltſam zur Ruhe gezwungen hatte, lugte ſchon ein zweiter Gedanke um die Ecke, mit höhniſch-grinſendem, niederträchtigem Geſicht: die Perſon hatte gewußt, daß ſie in Berlin ſei — woher hatte ſie das gewußt?

Freilich, es war ja möglich, daß ſie zu Hauſe auf dem Schloß Freundinnen unter den Dienſtboten hatte, mit denen ſie ſich Briefe ſchrieb. Von denen konnte ſie es erfahren haben. Aber — es war auch möglich, daß ſie es erſt hier in Berlin von jemand anderem gehört hatte, und das — wäre dann —

Sie drückte die Hände an den Kopf. Irgend etwas mußte geſchehen, irgend etwas mußte ſie tun, um aus dieſem hölliſchen Kreiſe von Fragen herauszukommen. Das fühlte ſie. Sonſt würde ſie verrückt.

Alſo ſtürzte ſie ſich an den Tiſch und ſchrieb an den Kruſchanski mit ihren unbehilflichen Buchſtaben einen unbehilflichen Brief: „Ich bin ſchon ſeit mehreren Tagen hier. Hoffe, Du möchteſt mich bald einmal beſuchen.“

Dann, bevor ſie den Umſchlag, in den ſie den Brief geſteckt hatte, zuſchloß, tat ſie noch etwas. Zögernd, eigentlich widerſtrebend tat ſie das, denn ſie hatte ein Gefühl, als wäre es nicht hübſch, vielmehr häßlich, beinah gemein, aber ſie konnte ſich nicht helfen, ſie mußte: abermals legte ſie einen Hundertmarkſchein in den Brief. Der Schweiß trat ihr auf die Stirn, indem ſie den Umſchlag mit dem Gelde verſchloß. Wie eine Beſtechung kam es ihr vor, wie der Verſuch, etwas kaufen zu wollen, was ſich nicht kaufen läßt, was man nicht kaufen darf. Aber was halfen alle dieſe Erwägungen — die Glut, die in ihrem Innern brannte, tat zu furchtbar weh. Der Gedanke, daß die andere, Treu und Glauben vergeſſend, ihr den Mann nehmen könnte, war zu unerträglich. Sie mußte ihn an ſich binden. Und wenn es keine anderen Feſſeln gab, mit Geld. Lange würde es damit, das ſagte ſie ſich, wenn es ſo fortging, freilich nicht mehr reichen; der Vorrat war demnächſt erſchöpft. Aber, gleichgültig alles, gleichgültig — und ohne ſich zu beſinnen, Hut und Mantel um-

getan, stürmte sie wieder aus dem Hause, blindlings in die Straßen hinaus, um irgendwo ein Postamt zu entdecken, wo sie sich eine Briefmarke kaufen konnte. Dann, sobald sie die Marke aufgeklebt hatte, hinein mit dem Brief in den Briefkasten. Nur schnell. Und dann — aufatmend konnte sie nach Haus gehen. Ihre Worte waren unterwegs — irgend etwas mußte nun geschehen.

Es geschah auch etwas. Schon am nächsten Nachmittag kam Herr Kruschanski zum Besuch.

Ob ihm das Gewissen schlug, daß er sich so gar nicht um seine Zukünftige bekümmerte? Ob die rasende Leidenschaft, die sich in ihrem Briefe und der abermaligen Geldsendung bekundete, Eindruck auf ihn gemacht hatte — sei es, wie es sei — er kam.

Kurz bevor er jedoch erschien, war noch jemand anderes bei der Adelgunde erschienen: Fräulein Elvira, die Modistin, die ihr die neue Gewandung anprobieren wollte.

Wie neulich, war sie mit der Adelgunde in das „schwarze Kabinett" gegangen. Wenige Minuten, nachdem beide Frauen dort eingetreten waren, klingelte es. Die Adelgunde ging hinaus, um zu öffnen. Gleich darauf stand sie wieder in der Tür: „Ach — ich bitte — entschuldigen Sie einen Augenblick." Fräulein Elvira blickte von ihrem Paket auf; durch die offene Tür hindurch sah sie einen Mann, einen Soldaten über den Flur gehen. Die Adelgunde war wie in Glut gebadet, in ihrem Gesichte ein Ausdruck von Seligkeit, daß das Mädchen sie kaum wieder erkannte. In dem hageren Gesicht, das heut infolge der harten Arbeit, der sie inzwischen obgelegen, noch spitzer erschien, als früher, entstand wieder das Zucken, das wie der Anfang zu einem Lächeln aussah, aus dem kein Lächeln wurde.

„Aber Sie lassen mich nicht zu lange warten — nicht wahr? Es ist noch soviel zu tun."

Nein — nein — sie würde nicht zu lange fortbleiben.

An der gegenüberliegenden Tür, die zur Küche und dann zu ihrem Zimmer führte, stand Herr Kruschanski. Wortlos, mit einem Griff, als wollte sie ihm alle Finger zerdrücken, faßte die Adelgunde ihn an der Hand. Dann riß sie ihn durch die Küche in ihre Stube. Als sie dort angelangt waren, breitete sie beide Arme aus, und wie eine Flutwelle, die eine Sandbank in ihrem Schwall verschlingt, stürzte sie sich über den Mann.

Herr Kruschanski hatte sich auf einen beträchtlichen Zärtlichkeitsausbruch gefaßt gemacht — auf eine solche gradezu hysterische Raserei denn doch nicht. All die Empfindungen, die er damals durchgemacht hatte, als sie ihm die Frisur zuschanden küßte, kamen ihm wieder, und diese Empfindungen waren bekanntlich nicht übermäßig freundlicher Art gewesen. Wieder, wie damals, mußte er sich bemühen, während er sich ihrer übermäßigen Liebe erwehrte, die äußerliche Höflichkeit aufrecht zu erhalten, die dem „gebildeten Menschen" gegenüber dem Wilden zukommt. An beiden Händen hatte er sie genommen und hielt sie von sich entfernt: „Ich weiß nicht," sagte er, „bilde ich mir das nur ein, oder woher kommt es. Aber Sie — ich wollte sagen du — du kommst mir heute kleiner vor als sonst?"

Ein schämiges Lächeln ging im Gesicht der Adelgunde auf. Er hatte ja ganz recht gesehen: sie war auch kleiner, als früher, denn sie war ohne Stiefel und Hacken. Fräulein Elvira hatte ihr die Sandalen mitgebracht und diese hatte sie bereits angelegt.

Sie schämte und fürchtete sich. Was würde er denn sagen, wenn er erfuhr, daß der Baron solch abenteuerliche, kostbare Gewandstücke für sie anfertigen ließ? Würde er nicht eifersüchtig, würde er nicht zornig werden? Vielleicht würde er sogar erklären, daß er sich eine solche Ausstaffierung seiner künftigen Frau einfach verbäte?

Sie bedeutete ihn, Platz zu nehmen, setzte sich ihm gegenüber auf einen Stuhl, dann, nachdem sie mit verlegenem Kichern auf ihren Kleidersaum gewiesen hatte, drehte sie das Gesicht herum und verbarg es in den Händen. Zugleich schob sie die Füße unter dem Kleide hervor.

Ihre Füße waren in dunkelseidene Strümpfe gekleidet. Sandalen von braunem Leder, auf dem als Verzierung kleine Buckel von Goldblech angebracht waren, umschlossen sie.

Starr vor Staunen blickte Herr Kruschanski darauf herab. „Das ist ja — Seide?" sagte er.

Statt aller Antwort blieb sie bei ihrem Kichern.

Wahrscheinlich fand er, daß dies eine ziemlich alberne Art sei, über eine so merkwürdige Sache Auskunft zu geben. Zwischen seinen Augen erschien ein ungeduldiges Faltenrunzeln.

Nun wandte sie ihm das Gesicht wieder zu, und also erfuhr er, mit was für Absichten hinsichtlich ihres äußeren Menschen der Baron Eberhard sich trug. Alles erzählte sie, ganz genau;

auch daß er ihr Bild in dem neuen Gewande schon aufgezeichnet hatte, verschwieg sie nicht. Ein Gefühl war in ihr, daß sie es ihrem Bräutigam schuldig sei, ihm das zu sagen.

Während sie erzählte, forschte sie in seinem Gesicht. Aber sein Gesicht verriet nichts. Er hielt die Augen zu Boden gerichtet und sah sie nicht an. Nur eines erkannte sie: daß er mit gespanntester Aufmerksamkeit zuhörte. Nicht eine Silbe ließ er sich entgehen.

Endlich blickte er auf: jetzt also war die Modistin drüben, um anzuprobieren?

Ja — jetzt war sie drüben. Kurz bevor er kam, war sie gekommen.

Er stand vom Stuhle auf, griff nach der Mütze. Dann durfte er ja nicht länger aufhalten.

Er ging zum Fenster und wieder zurück. Man sah ihm an, daß er erregt war.

Die Adelgunde hatte sich gleichfalls erhoben. Ganz blaß, die Hände im Schoße zusammengeschoben stand sie und sah ihn an, während er auf und nieder ging.

„Bist du böse?"

Er aber hatte den Kopf so voller Gedanken, daß er ihre leise Frage gar nicht hörte.

„Bist du böse?" fragte sie noch einmal.

Jetzt blieb er stehen: „Warum soll ich denn böse sein?"

„Weil ich dachte — was ich dir erzählt habe, was der Baron sich für mich ausgedacht hat — ob dir das vielleicht nicht recht sein würde?"

Er zeigte ein unschlüssiges Gesicht. Man sah, daß er nicht recht wußte, was er darauf erwidern sollte, daß er aber doch den Ausdruck von Überlegenheit wahren wollte.

„Wieso — wieso," versetzte er, indem er gewissermaßen über die Adelgunde hinwegsprach. „Ich fasse das so auf — du bist doch nun in seinem Dienst — also will er dich gewissermaßen eine Art Livree anziehen lassen. So wie zum Beispiel mein Vater auf dem Schlosse bei seinen Eltern doch auch eine trägt."

Sie sah ihn voller Bewunderung an. Was für ein kluger Mensch er doch war! An den Gedanken hatte sie noch gar nicht gedacht.

Und er lag doch eigentlich so nah.

Jetzt aber, wie geſagt, mußte er fort. Ob es bloß die Rückſicht auf die Modiſtin, die drüben wartete, ob es etwas anderes war — die Unruhe trieb ihn. Indem er die Stube durchwanderte, hatte er auf dem Tiſche, der in der Mitte ſtand, eine Viſitenkarte liegen ſehen: „Fräulein Elvira. Modiſtin.“

„Iſt das die, von der du erzählt haſt?“ fragte er.

Sie war es.

Er hatte die Karte, auf der außer dem Namen auch die Adreſſe von Fräulein Elviras Geſchäft angegeben war, in die Hand genommen. Nachdem er ſie geleſen, gingen ſeine Augen darüber hin, in die Weite, an der Adelgunde vorbei; nicht wie die eines Träumers, ſondern als wenn er im Kopfe ein Exempel ausrechnete. Dann warf er die Karte wieder auf den Tiſch.

„Nun alſo —“ er wandte ſich.

Die Adelgunde aber hatte ein Gefühl, als dürfte ſie ihn noch nicht gehen laſſen. So lange hatte ſie auf das Zuſammenſein mit ihm warten müſſen — nun ſollte der kurze Augenblick Seligkeit ſchon wieder zu Ende ſein? Außerdem hatten ſie doch noch ſoviel zu beſprechen.

Er ſtand ſchon an der Tür. Mit weit ausholenden Schritten kam ſie hinter ihm her. Die weichen Sandalen, die ſie an den Füßen trug, dämpften das Geräuſch ihrer Bewegungen. Beinah lautlos war ſie an ihn heran. Das mochte der Grund ſein, warum er faſt erſchreckt, wie wenn er überrumpelt würde, auffuhr, als er ſich plötzlich an beiden Schultern ergriffen fühlte, und ſie ſich an ſeine Bruſt warf.

„Das weißt du ja doch,“ ſagte ſie mit einem aus tiefſter Bruſt quillenden Laut, „daß nur einer mir was zu befehlen hat, nur du. Weißt du noch, wie ſie mich damals gefragt haben, ob ich nach Berlin zu dem jungen Herrn wollte, wie ich ihnen geſagt habe, das käme darauf an, ob du es haben wollteſt? Erſt wie du ja geſagt haſt, habe ich auch ja geſagt. Darum ſiehſt du, wenn es dir nicht recht iſt, was ich dir erzählt habe, daß der Baron die Kleider für mich machen läßt, dann ſag's. Dann geſchieht es nicht.“

„Wirſt du's ihm vielleicht verbieten?“ fragte er zurück. Seine Frage klang ſpöttiſch, nahezu höhniſch.

„Ich werde ihm ſagen, daß ich dir zu gehorchen habe,“ erwiderte ſie, „und daß du es nicht willſt, und darum —“

„Und dann ſchickt er dich nach Haus, und du biſt deine

schöne Stellung los, und alles übrige ebenso, und außerdem, in seinen Augen, bin dann ich an allem schuld —"

Ärgerlich, beinah patzig war er ihr ins Wort gefallen. Die Adelgunde blickte zu ihm auf. Indem er ihre Augen auf sich gerichtet sah, errötete er. Mit ihren Augen war es solch ein eigen Ding: sie war doch wirklich dumm, das hatte er ja bei mehr als einer Gelegenheit festgestellt — und nun, wenn sie einen so ansah, hatte man manchmal das Gefühl, als wäre sie eigentlich gar nicht dumm, als verstände sie alles, als gingen ihre Augen einem so tief hinein, daß es beinah unbequem wurde. Das hatte er in diesem Augenblick wieder empfunden; darum war er rot geworden. Es hatte so ausgesehen, als wenn sie sich wunderte. Worüber? Weil sie geglaubt hatte, er würde eifersüchtig werden, und weil er es nicht geworden war? Wahrscheinlich. Alles was er gesagt hatte, war doch so unbestreitbar — aber eben — in allem Praktischen war sie ja so furchtbar dumm. Und außerdem — eifersüchtig? Ihretwegen? Er? Der Blick, der von ihm zu ihr herabstieg, war so sonderbar, daß das Weib, das noch immer fragend zu ihm aufschaute, gar nicht wußte, was sie daraus machen, wie sie ihn sich erklären sollte. Es war einer von jenen Blicken, die den Menschen, der unmittelbar vor uns steht, wie um Meilen von uns entfernen, ein Ausdruck, der uns wie mit Händen von dem anderen fernhält. Ein tolles Verlangen sprang plötzlich in ihr auf, ihn zu fragen, ob er wüßte, daß die Anna Klebschmann in Berlin sei. Aber mit Gewalt bezwang sie sich — das hätte ja an Selbstmord gestreift. Alles was sie zustande brachte, war daher, daß sie sich noch enger an ihn schmiegte, noch zärtlicher.

„Sag's doch, ob es dir nicht lieb ist? Sag's doch?"

„Aber ich hab's dir doch schon gesagt," versetzte er, „daß mir die Sache ganz harmlos vorkommt." Seine Stimme hatte einen knarrenden Ton angenommen. „Außerdem — der junge Baron — das weiß doch alle Welt, daß er etwas komisch ist."

Sie schob das Gesicht höher, so daß sie mit ihren Lippen seinen Mund erreichen konnte. Als wenn sie ihm die Ungeduld fortküssen wollte, küßte sie ihn auf den Mund.

„Sei nur gut," lächelte sie, „sei nur gut. Siehst du, wenn ich die Dinger anhabe, Sandalen nennen sie sie, bin ich kleiner als du. Gefällt dir das nicht auch?"

Liebkosend setzte sie den einen ihrer Füße auf den seinen,

ſo daß er durch das zarte Leder hindurch warm und weich die Sohle ihres Fußes fühlen mußte.

„Wenn du mich heirateſt," fuhr ſie flüſternd fort, „und wir erſt Mann und Frau ſind, dann natürlich, trage ich keines anderen Menſchen Livree mehr, ſondern nur noch deine."

Sie kicherte, indem ſie das ſagte.

„Weißt du, was ich mir gedacht habe? Vielleicht an Sonntagen einmal ziehe ich dann das ſeidene Kleid wieder an, das von dem Baron. Sonſt aber mein vernünftiges, gewöhnliches Gewand. Aber natürlich nur, wenn es dir Spaß macht. So wie ich dir am beſten gefalle, ſo ziehe ich mich an. Denn du — du biſt ja doch mein Herr und — mein alles."

Ihre Arme, die ſie um ihn geſchlungen, preßten ihn mit ſanftem Druck. Sie hatte die Augen geſchloſſen. Ihre heiße Wange ruhte an ſeinem Halſe. Ein ſtummes Lächeln ſpielte um ihre Lippen. Wie eine Trunkene beinah ſah ſie aus. Und trunken war ſie ja auch, von Liebe, von Bildern glückſeliger Zukunft, von hingegebenem Vertrauen.

Weil ſie aber die Augen geſchloſſen hielt, ſah ſie das Geſicht des Mannes nicht und den Zug nicht, der darin aufſprang als ſie ihm ſagte, daß ſie ſich kleiden wolle, wie ſie ihm am beſten gefiel, den kalten, höhniſchen, verächtlichen Zug. „Ihm am beſten gefiel —?" Gefiel ſie ihm denn überhaupt? Während ſie an ſeiner Bruſt lag, ganz Liebe, ganz Zärtlichkeit und Seligkeit, fühlte er nur, daß ein großes, plumpes Frauenzimmer an ſeinem Halſe hing. Während ſie von der Zeit plauderte, wenn ſie erſt verheiratet, wenn ſie erſt Mann und Frau ſein würden, gingen ſeine Gedanken über ihren traumverlorenen Kopf hin und arbeiteten an dem Rechenexempel weiter, das vor ihm aufgegangen war, als er vorhin die ſeidenen Strümpfe geſehen und gehört hatte, was der Baron in ſeiner verrückten Neigung ſich alles mit ihr ausgedacht hatte. Das Blut ſtieg ihm zu Kopf. Der Tag kam ihm wieder, als er dem Baron Eberhard auf der Treppe begegnet war. Was hatte er damals bei ſich gedacht? Daß wenn man ein Kapital beſitzt, man damit ſpekuliert.

Da lag ſie, hingegoſſen an ſeine Bruſt. Ein Gegenſtand, nicht anders als ſein Eigentum. Über den er verfügen konnte nach ſeinem Gefallen.

Er ſah auf ſie nieder, mit einem böſen Blick. Hatte ſie denn gar keine Ahnung, wie die Dinge eigentlich ſtanden? Bil-

dete sie sich wirklich ein, weil sie in ihn verliebt war, darum müßte auch er sie —? Darum hing sie jetzt an ihm und legte Beschlag auf ihn, als wenn er ihr schon vollständig gehörte? Eigentlich hätte ihr Vertrauen ihn ja rühren müssen — aber es rührte ihn gar nicht. Im Gegenteil; es machte sie ihm nur immer reizloser, langweiliger, kam ihm vor wie eine Last. Solch eine wahrhaft kindische Ahnungslosigkeit — ärgern konnte einen das, gradezu ärgern!

Mit einem kurzen „nun aber adieu" machte er sich von ihr los. Als sie die Augen aufschlug, lächelte er ihr freundlich zu; er hatte sich wieder in der Gewalt. Er drückte ihr die Hand: „auch noch schönen Dank für das von gestern; es wird ja zu viel, zu viel." Dann ging er aus der Stube und ohne sich umzusehen, über den Flur, durch die Glastür hinaus. Wären ihm jetzt dreitausend Teufel in den Weg getreten, sie hätten ihn nicht abgehalten, den Gang zu machen, den er jetzt, unmittelbar aus den Armen der Adelgunde Schwarzholz zu machen ging, den er gehen mußte, zu der Anna Klebschmann. Ja, er mußte zu dem Mädchen, mußte! Nie im Leben noch war es ihm so wie in diesem Augenblick zum Bewußtsein gekommen, was sie ihm war, wie er ihrer bedurfte. Vorgestern, Sonntag, als er mit ihr den Ausflug in den Grunewald gemacht, mit ihr in Onkel Toms Hütte Abendbrot gegessen hatte, als sie dann zusammen von Zehlendorf mit der Eisenbahn zurückgefahren waren — das war ja sehr nett gewesen, er hatte sich vortrefflich mit dem Mädchen unterhalten. Heut war es mehr als Unterhaltung, heut war es Bedürfnis, was ihn zu ihr trieb. Bedürfnis, den niedlichen, sympathischen Leib zu umarmen, nachdem die große, schwarze, unsympathische Adelgunde wie ein Klecks, den das Schicksal ihm auf sein Leben spritzte, an ihm gehangen, auf ihm gelastet hatte. Bedürfnis, mit der klugen, witzigen kleinen Person von der Leber weg zu sprechen, nachdem er der anderen gegenüber, mit der man ja überhaupt nicht sprechen konnte, alles in sich hinein hatte würgen müssen, was ihm auf dem Herzen lag. Beflügelten Schrittes ging er dahin. Der sonst so ruhige Herr Kruschanski war wirklich unruhig. Was er gar nicht für möglich gehalten hatte, daß er sich verlieben könnte — es war doch wohl so etwas möglich; er fühlte wirklich so etwas wie Verliebtheit in die Anna Klebschmann. Und eines fühlte er jedenfalls ganz bestimmt: daß da, von wo er kam, die Unnatur, da, wohin er

ging, sein natürlicher Zustand war. Wasser, das in die Tiefe, der Baum, der in die Höhe strebt, folgen nicht elementarer dem Drange, der sie treibt, als der Mensch, den es aus einem unnatürlichen in das ihm naturgemäße Verhältnis treibt.

Während er so seines Wegs fürbaß schritt, war die Adelgunde wieder im schwarzen Kabinett bei Fräulein Elvira erschienen.

Sie hatte sich im stillen auf Vorwürfe wegen ihres zu langen Fortbleibens gefaßt gemacht. Nichts davon erfolgte. Fräulein Elvira verhielt sich ganz schweigsam. Das einzige, wodurch sie bekundete, daß sie die Abwesenheit der anderen wohl bemerkt, sich vielleicht auch Gedanken darüber gemacht hatte, war der Blick, den sie auf ihr ruhen ließ, der stummanhaltende, forschende Blick.

Das dunkel-violette Seidengewand lag schon über eine Stuhllehne gebreitet. Nun bedeutete Fräulein Elvira sie, ihr Alltagskleid abzutun. Sie tat es mit einer wortlosen Handbewegung. Da sie nicht sprach, blieb die andere natürlich erst recht stumm. Lautlos, wie mit einer geheimnisvollen Handlung befaßt, bewegten sich die beiden Frauen umeinander her. Schamvoll errötend, halb entblößt, stand die eine mitten im Zimmer. Das Seidengewand in beiden Händen aufnehmend, hüpfte das Mädchen auf einen Stuhl, hob es über das Haupt der Adelgunde und ließ es über sie niederfallen. Rieselnd, wie ein lauer Strom, glitten die weichen Falten an der hohen Gestalt herab. Aus dem dunkelfarbigen Stoff gradezu leuchtend in ihren schweren, aber edlen, nackten Formen quollen Nacken, Hals und Arme hervor.

Mit einem Sprunge war das Mädchen vom Stuhle wieder auf dem Fußboden. Sie stand vor der Adelgunde, ihr gegenüber, sie schob, sie zupfte am Gewande hier, am Gewande dort, sie strich über die Falten und glättete sie. Dann richtete sie sich wieder auf, immer noch stumm, mit den großen, runden, braunen Augen die andere umfassend, prüfend, gewissermaßen in sich saugend, daß man nicht hätte sagen können, ob sie ihr Werk beschaute, oder den Menschen, oder beides zusammen. Sodann, wieder mit einer schweigenden Handbewegung, so daß es wirklich den Eindruck gewann, als stände sie unter einem Bann, der ihr die Worte im Munde erstickte, forderte sie die Adelgunde auf, sich auf den Stuhl zu setzen. Aus ihrem Paket holte sie Werk-

zeug hervor, das man zum Haarmachen braucht. Sie trat hinter die Adelgunde, löste ihr den schweren Knoten, in dem ihr Haar auf dem Hinterkopf zusammengerafft lag. Ein unwillkürliches Aufseufzen entrang sich ihr, als das gewaltige schwarze Haar, entfesselt wie eine flutende Woge, herabströmte, über den Rücken des sitzenden Weibes, beinah bis an die Füße hinunter.

Wie von einem jähen Taumel gepackt, griff das Mädchen in das mächtige Haar, wickelte den einen Arm hinein und so gewaltsam, daß sie ihr weh tat und ihr einen leisen Schreckens- und Schmerzensschrei entlockte, riß sie Haupt und Gesicht der Adelgunde zu sich herum. Ihre Augen, wie die einer Trunkenen, waren unmittelbar über den Augen der anderen. Die Lippen der Adelgunde waren schmerzlich halb geöffnet; dadurch bekam das Gesicht einen neuen, weichen, rührenden Ausdruck. Mit bacchantischer Wildheit stürzte sich das Mädchen über sie und küßte sie einmal, zwei- und dreimal auf die zitternden Lippen. Dann ließ sie sie los, legte den Finger auf den Mund, als wollte sie sagen „warte noch". Wieder war sie am runden Tisch. Aus ihrem Paket, das auf dem Tische lag, nahm sie einen Florschleier von dunkelbrauner Seide. Diesen begann sie, indem sie die Schere zu Hilfe nahm, in das Haar der Adelgunde hinein zu arbeiten. Auf dem Vorderhaupte wurden Flor und Haare vollständig miteinander durchflochten; wie eine zarte, dunkel getönte Linie schnitt die Kante des Schleiers mit dem obersten Rande der Stirn ab. Zu beiden Seiten des Hauptes schwebte das durchsichtige Gewebe mit dem Haar herab, so angeordnet, daß es bei der leisesten Bewegung darunter verschwand und wieder daraus hervortauchte, sich gewissermaßen hineinspielend, darin schwebend, wie der verkörperte Duft des Haares selbst.

Die Arbeit war schwierig, war wirklich mühsam. Hier aber konnte man sehen, wie das Mädchen die Sachen angriff, aus denen etwas werden sollte. Rastlos, ohne Rücksicht darauf, ob sie bei ihrer Arbeit stehen, sitzen oder knien mußte, ohne zu ermüden, wenn sie schon Vollendetes wieder aufzulösen und von vorn zu beginnen genötigt war, wie weltentrückt, nur für ihr Werk vorhanden, und von der ganzen Welt nichts für sie vorhanden als ihr Werk, so wirklich wie eine Künstlerin wirkte, schaffte und hantierte sie an ihrem lebendigen Werk, an der Adelgunde.

Endlich sprang sie auf und einen Schritt zurück. War sie

fertig? Beinah schien es so. Ein letzter Blick umfaßte und umwickelte noch einmal die ganze sitzende Gestalt.

Dann, ohne zu sprechen, faßte sie die Adelgunde an beiden Händen, zog sie vom Sessel empor, und nun mit gemessenem, beinah feierlichem Schritt, indem sie ihr „machen Sie die Augen zu" ins Ohr raunte, führte sie sie so, daß sie dem großen, in schwarzem Ebenholz gerahmten Spiegel gegenüber zu stehen kam, der in der Ecke angebracht, bis zur Erde reichend, beinah den ganzen Raum wiedergab. Dort angelangt, ließ sie die Hände der anderen fahren, wich mehrere Schritte zur Seite und mit einer, durch die Erregung ganz heiser gewordenen Stimme sagte sie: „Jetzt machen Sie die Augen auf."

Der Nachmittag dämmerte bereits. In dem gedämpften Licht, das durch die Fenster strömend alle Gegenstände wie mit sammetner Weiche umschwamm, trat der Adelgunde, indem sie jetzt langsam die Augen auftat, aus dem Spiegel, ihr grade gegenüber, eine Gestalt entgegen, bei deren Anblick sie Sprache und Bewegung verlor. Das — war sie! Und — war das wirklich sie?

Kein Glied an ihrem Leibe regte, keine Falte an ihrem Gewande bewegte sich, wie eine mit Farben geschmückte Statue, lautlos, wie zu Stein erstarrt, so stand sie. Nur der Busen, dessen prachtvollen Ansatz das tief ausgeschnittene Gewand erraten ließ, hob und senkte sich unter dem zarten Stoff.

Endlich, mit einer schweren, unbewußt hoheitsvollen Bewegung des Nackens wandte sie das Gesicht nach der Ecke, wo das Mädchen sich zusammengekauert hatte. Ihr Mund öffnete sich, als wollte sie etwas fragen. Noch bevor die Frage aber herauskam, war das Mädchen schon aufgeschnellt, aus dem Winkel, in den es sich gedrückt hatte, hervorgeschossen, kniend ihr zu Füßen. Mit beiden Armen umfing sie die mächtigen Hüften des Weibes, das vor ihr stehend wie ein Baum über ihr ragte.

„Geheimnis!" flüsterte sie, indem sie das Gesicht an die Adelgunde anpreßte. Dann warf sie das Gesicht wieder empor. Ein flackerndes Wechselspiel von Erröten und Erblassen ging über ihre Züge. Sie zitterte in allen Gliedern. Und indem sie mit Augen, die allen Halt verloren zu haben und zu taumeln schienen, zu der Adelgunde aufsah, wiederholte sie noch einmal, was sie eben gesagt hatte: „Geheimnis! Geheimnis! Geheimnis!"

Ebenso jäh aber, wie sie ihr zu Füßen gefallen war, sprang sie alsdann wieder auf. Nachdem sie eben, wie anbetend, vor ihr gelegen hatte, packte sie jetzt, den wilden Eingebungen ihres springenden Temperaments folgend, die Adelgunde an beiden Schultern: „Das ist doch aber nichts für den!“ rief sie ihr zu, die Augen fast in ihre Augen gebohrt. „Das ist doch nichts für den!?“

Ihre Stimme hatte den kreischenden Ton angenommen, der ihr in Augenblicken äußerster Erregung eigentümlich war. Sie klang beinah wild. Und dem entsprach die Bewegung ihrer Hände; beinah wütend schüttelte sie die Schultern der anderen.

Völlig verständnislos wandte diese sich ihr zu: „Wen — meinen Sie denn?“

„Den, der vorhin bei Ihnen gewesen ist. Den ich gesehen habe, wie er zu Ihnen gekommen ist. Durch die Tür hab' ich gesehen, wie er gekommen ist.“

Die Adelgunde erblaßte bis in die Lippen. Der bisher so ratlose Ausdruck ihres Gesichtes wurde plötzlich fest, beinah starr: „Das ist mein Bräutigam,“ sagte sie.

Sie hatte mit den Schultern gezuckt; ob unwillkürlich oder mit Absicht, wäre schwer zu sagen gewesen. Aber die einzige Bewegung hatte genügt, die Hände des Mädchens, die noch auf ihren Schultern lagen, abzuschütteln.

Jetzt kam das Verblüfftsein an Fräulein Elvira. Vor ihren Augen geschah etwas Merkwürdiges: ihr gegenüber stand ein Mensch, der sich vor ihren Augen in einen anderen verwandelte, aus einem schüchternen, rat- und hilflosen Geschöpf wurde ein mächtiges, beinah gebietendes, beinah drohendes Weib. Das nervöse Zucken, das halb wie ein Lächeln aussah, ging über das Gesicht des Mädchens.

„Warum lachen Sie?“ sagte die Adelgunde. Mit einem Griff hatte sie die Hände des Mädchens in den ihren. Fräulein Elvira war es, als hielte eine Marmorstatue sie gepackt. Denn der zuckende Griff der Hände war die einzige Bewegung an ihr gewesen; im übrigen stand sie, wie sie gestanden hatte, regungslos wie ein steinernes Bild. Nur in ihrem Innern schien sich etwas zu bereiten, schien etwas aufzusteigen, wie ein mit Gewittern geladenes Gewölk, das einen furchtbaren Ausbruch verkündigte.

„Ich lache ja gar nicht,“ versicherte Fräulein Elvira.

Sie sprach die Wahrheit; es fiel ihr nicht ein zu lachen. Im Gegenteil, der angeborene Schönheitssinn in ihr ließ sie staunend die gradezu majestätische Erscheinung bewundern, in welche jene dort sich verwandelte. Dazu fühlte sie, wie ihre dünnen Finger und Handgelenke unter den Händen der Gewaltigen beinah zerbrachen. Der Schmerz, den sie davon empfand, verursachte ihr ein unerklärliches Lustgefühl.

„Nur weil ich es so wirklich gut mit Ihnen meine," fuhr sie flüsternd fort, „darum —"

„In einem halben Jahr werden wir uns heiraten," unterbrach sie die Adelgunde.

Die Augen des Mädchens wurden noch runder, als sie es von Natur waren, ganz aufrichtigen Staunens voll.

„Wahr—haftig—?" fragte sie gedehnt.

„In einem halben Jahr, spätestens, werden wir uns heiraten," wiederholte die andere. Es klang, als wenn sie die Worte nicht herausspräche, sondern stampfte.

Jetzt bog sich das Mädchen zu ihrem Ohr: „Der — da drüben — liebt denn der Sie wirklich?"

Sie hatte das Wort kaum herausgebracht, als sie schon über die Wirkung ihrer Frage erschrak: jählings hatten die Hände der Adelgunde losgelassen, ein Zucken ging durch ihre Gestalt, so stark, daß man den Leib erbeben sah, dazu wurde ihr Gesicht leichenblaß, und in den großen Zügen des Gesichts erschien ein Ausdruck qualvoller Angst.

„Ach um Gottes willen," sagte hastig das Mädchen, indem es, wie in unwillkürlichem Bedürfnis, zu trösten und wieder gut zu machen, die Arme um sie warf. „Ich meine es ja wahrhaftig gut mit Ihnen! Ich habe Sie ja wahrhaftig nicht gefragt, um Ihnen weh zu tun; glauben Sie doch nur das nicht. Nur — weil ich — weil ich mir — absolut nicht denken konnte — daß —" Sie kam nicht zu Ende. Der Leib, den sie umfaßt hielt, hatte sich so geschüttelt, daß ihre Arme, wie gesprengte Reifen, abfielen. Ein dumpfer, klagender, beinah schreiender Laut war von den Lippen der Adelgunde ertönt: „Warum sprechen Sie so zu mir? Wer gibt Ihnen das Recht, daß Sie so zu mir sprechen?"

Beide Hände hatte sie zu Fäusten geballt. Beide Fäuste hielt sie an die Augen, in die Augen gedrückt, als wollte sie die Ströme zurückdämmen, die da hinter den Augen standen. Bei

diesem Anblick leidenschaftlicher Entfesselung wachte aber auch die ganze flackernde Leidenschaftlichkeit auf, die in der fiebrigen Natur des Mädchens steckte. Sie stürzte auf die Adelgunde zu, riß ihr die Hände vom Gesicht: „Weil Sie selbst nicht wissen, wer Sie sind," schrie sie sie an, „was Sie sind! Weil Sie keine Ahnung haben! Was die gewöhnlichen Menschen sind, glauben Sie denn, daß die verstehen, was an Ihnen ist? Daß die Sie schön finden können? Glauben Sie doch das nicht! Daß die sich in Sie verlieben können? Glauben Sie doch das nicht! Wenn die sich die größte Mühe gäben, sie könnten Sie gar nicht lieb haben. Dazu muß man ganz andere Augen haben, als die ordinären Menschen welche haben. Solche Augen haben nur ganz wenige. Ganz wenige. Denn ich habe es Ihnen ja gesagt: es ist etwas besonderes mit Ihnen, ein Geheimnis, ein Geheimnis."

Sie wich zurück — richtiger gesagt, flog zurück, von dem Stoße getroffen, mit dem die Adelgunde sich von ihr befreite.

„Das ist unrecht von Ihnen, das ist schlecht von Ihnen, daß Sie so zu mir sprechen," klagte die Adelgunde mit einer Stimme, die wie eine Glocke den Raum erfüllte. „Ich bin nicht anders, als die anderen sind. Ich will nicht anders sein. Ich will ein Mensch sein, wie alle Menschen sind."

Sie hatte sich auf den Stuhl geworfen, beide Ellbogen auf die Stuhllehne gestützt, beide Hände vor den Augen. So verzweifelt weinte sie, daß man die Tränen an ihren nackten Armen herablaufen sah.

„Weinen Sie doch nicht so schrecklich! Sei'n Sie doch nicht so außer sich!" Fräulein Elvira war mit all den zärtlichen, tröstenden, liebkosenden Tönen über sie her, die aufrichtiges Mitgefühl einzugeben vermag. War ihr die merkwürdige Persönlichkeit vom ersten Augenblick an interessant gewesen, so hatte sie jetzt, seitdem sie unter ihren Händen zu einem so wunderbaren Gebilde von Fleisch und Bein geworden war, die Liebe zu ihr gefaßt, die der Künstler zu seinem Werke hegt. Dazu kam, daß weil ihr selbst jeder Gedanke an Heirat und Verheiratetsein völlig fernlag, sie gar nicht begriff, warum jene so nach dem „ordinären" Menschen verlangen sollte, den sie da bei ihr gesehen hatte.

Sie beugte sich über die Weinende, sie versuchte, ihr die Hände von den Augen zu entfernen, trocknete ihr mit ihrem eigenen Taschentuche die naßgeweinten Arme.

„Hören Sie doch, verstehen Sie doch —“ ihre rauhe Stimme, die für gewöhnlich durch alle Tonlagen flatterte, hatte sich in ein gleichmäßiges, wie aus dunklen Tiefen sprudelndes Murmeln verwandelt —, „wenn ich mir solche Mühe mit Ihrem Kleide gegeben habe, warum, meinen Sie denn, daß ich das getan habe? Dem Baron zu Gefallen? Ja ja, gewiß. Aber doch nicht allein wegen dem: sondern weil ich Sie lieb gewonnen habe. Denn ich habe Sie lieb gewonnen. Wissen Sie, wie ich Sie damals auf den Fuß geküßt habe, was das zu bedeuten gehabt hat? Sehen Sie, ich will Ihnen erklären: es gibt nämlich zwei Arten Menschen auf der Erde: die Vornehmen und die Ordinären. Und die Ordinären, sehen Sie, tun den Vornehmen weh und leides wo und wie sie können, weil sie sie nicht leiden können, weil sie ihnen neidisch sind. Wie ich Ihren Fuß in Händen gehalten habe, sehen Sie, habe ich mit einemmal gewußt, daß Sie zu den Vornehmen gehören, und zugleich, wie schlecht Sie es im Leben gehabt haben und wie man Sie heruntergedrückt hat, und daß Sie so verachtet sind. Darum haben Sie mir so leid getan, darum habe ich Sie in dem Augenblick lieb gewonnen und habe Sie geküßt. Nun aber, nicht wahr, das brauche ich Ihnen doch nicht zu sagen, daß man sich zu denen halten muß, mit denen man einesgleichen ist, nicht aber zu den anderen. Darum, sehen Sie, tun Sie ein Unrecht an sich selbst, wenn Sie bei dem da drüben bleiben, der vorhin zu Ihnen gekommen ist, denn Sie können's mir glauben, das ist einer von den Ordinären, von den ganz Ordinären, Sie können's mir glauben. Dagegen der Baron —“

Indem sie dieses sprach, fühlte Fräulein Elvira, wie der Leib des Weibes, über den sie sich mit ausgebreiteten Armen herabgebeugt hatte, damit sie ihr ins Ohr flüstern konnte, unter ihr zu zucken und aufzustreben begann, merkte, wie das Weib von ihr loskommen, sie nicht länger anhören wollte. Mit all der nervigen Kraft aber, über die ihre dünnen Arme geboten, hielt sie die Adelgunde auf den Stuhl niedergedrückt, denn sie sollte hören, was sie ihr noch zu sagen hatte. Ein stummer, ringender Kampf entstand zwischen beiden, und mitten in dem Ringen, halb atemlos von der Mühe, die es ihr verursachte, fuhr das Mädchen fort: „Jawohl, der Baron, jawohl, das ist wirklich ein Vornehmer, nicht nur weil er von Adel und ein Baron ist, sondern im Innern ein vornehmer Mensch. Wenn

der sieht, daß irgendwo etwas Schönes, Vornehmes zugrunde gehen will, dann springt er ein und hilft, daß es nicht geschieht. Wie er mir Geld gegeben hat, daß ich mein Geschäft habe halten können, wie ich Ihnen das erzählt habe, sehen Sie, so hat er erkannt, daß auch Sie zugrunde gehen, wenn er Ihnen nicht hilft. Darum ist es ein Unrecht, wenn Sie sich vor ihm fürchten, statt daß Sie ihm vertrauen. Darum müssen Sie ihm vertrauen, müssen —"

Weiter kam sie nicht. Wieder wie vorhin taumelte sie zurück. Die Adelgunde hatte sich befreit, sie war aufgestanden. Und indem sie, aufstehend, beide Arme reckte, als riefe sie von irgendwoher irgendeine unbekannte Macht zu ihrer Hilfe, bot sie ein Bild, vor dem die andere mit offenem Munde und aufgerissenen Augen stand.

Plötzlich griff jene mit beiden Händen in die Halsöffnung des Gewandes; im nächsten Augenblick, man sah es, würde der zarte Seidenstoff von oben bis unten durchgerissen gewesen sein.

Fräulein Elvira stieß einen schrillen Schrei aus; wie eine Pantherkatze sprang sie an der Rasenden empor. Mit ihren dünnen aber stählernen Fingern packte sie die wuchtigen Hände und riß sie herab. So stand sie, ihre Hände festhaltend, vor ihr, so standen sich die beiden Frauen gegenüber. Sprechen konnte keine von beiden. Nur ihre Augen gingen ineinander, die der einen wie scharfe, von der Armbrustsehne auf den Gegner gerichtete, den Gegner belauernde Pfeile, die der anderen wie ein ungeheueres, aus Zorn, Verzweiflung und Grauen zusammengeronnenes Gewölk.

All die düsteren Vorstellungen, die sie in schlaflosen Nächten gequält hatten, jetzt wurden sie der Adelgunde zur Wirklichkeit; alles was sie bisher nicht verstanden hatte, jetzt fing sie an, es zu verstehen: damit sie seinen Augen wohlgefiele, wollte jener, der Baron, einen anderen Menschen aus ihr machen, etwas, was sie von Natur gar nicht war. Und die Verwandlung hatte schon begonnen; das hatte sie gesehen, jetzt eben, als sie sich wie ein anderer Mensch aus dem Spiegel entgegengekommen war.

Dieses Mädchen da, das sie bisher nicht begriffen hatte — seine Helfershelferin war es!

Jedes Wort, das das Mädchen sprach, war ein Griff in ihre Seele. Mit jedem Worte riß sie ihr ein Stück von ihrem Glauben, von dem Glauben an den Mann los, an den sie

glauben mußte, weil sie ihn liebte, weil sie nach ihm ausschaute als nach ihrem Erretter. Irgend jemand mußte dem Mädchen verraten haben, wo sie den Zweifel bei ihr anzusetzen und einzubohren hatte. Auf diesem Glauben stand ihre Zukunft, ihr Selbstbewußtsein, ihr Leben. Wenn diese Grundlage wich, dann wankte alles. Und seitdem jene sie gefragt hatte, ob er sie denn wirklich liebe, fühlte sie, wie das zu wanken, wie das alles, alles zu weichen begann.

Wenn je ein Mensch die Qual des langsamen Sichverlierens erlitten hat, so war es dieses Weib. Wenn Qual sich jemals in eines Menschen Gestalt zu überwältigender Erscheinung verkörpert hat, so geschah es in der Gestalt dieses Weibes, das mit den düsteren, zum Himmel erhobenen Augen wie die leibhaftige Anklage der einfältig-elementaren Natur der grausamklugen, überfeinerten Kulturwelt gegenüberstand.

Wenn sie nur hätte sprechen können! Wenn sie nur hätte sagen können, was da alles in ihr vorging und sie durchwühlte! Wenn sie den Waffen, die auf sie eindrangen, nur etwas entgegenzusetzen gehabt hätte! Etwas anderes, als ihr armes, einfaches Herz, in das all diese Gedanken, die sie nicht verstand, grausam wie feine Nadelspitzen in ein großes weiches Kissen eindrangen.

„Aber das will ich nicht —“ beinah lallend, wie das Stammeln eines Kindes kam ihr Wort hervor und ging über den Kopf des Mädchens dahin. Dann raffte sie sich zusammen, richtete die Augen auf das Mädchen, und eindringlich, als sollte diese genau wissen, wie die Dinge standen, wiederholte sie das Wort. Endlich, wie von ihrer eigenen Empfindung dahingerissen, schrie sie noch einmal „aber das will ich nicht“ laut hinaus.

„Was — um Gottes willen — was wollen Sie nicht?“

Fräulein Elvira, die sie immer noch an den Händen hielt, schüttelte ihre Hände, als hätte sie es mit einer Traumwandlerin zu tun, die es aufzuwecken galt.

Die Adelgunde entriß sich ihr mit einem Ruck. Drohend, so daß die andere unwillkürlich einen Schritt zurückwich, erhob sie beide Fäuste: „Daß Sie mir den Mann wegnehmen! Daß Sie mir mein Leben wegstehlen! Ich bin ein Mensch, so gut wie jeder andere. Ich habe mein Recht, so gut wie jede andere.

Mein Recht, das will ich haben. Eine Frau will ich werden. Eine verheiratete Frau."

Fräulein Elvira zuckte die Achseln. Auf das Mitgefühl, das sie eben noch für die großartige Leidgestalt des Weibes dort empfunden hatte, fiel ein erkältender Frost. Dieses starrköpfige Kleben an dem „ordinären" Menschen!

„Wenn er Sie haben will — na so heiraten Sie ihn. Wer hindert Sie denn?"

„Er will mich auch haben," versetzte die andere.

„Also mag er Sie holen."

„Er wird mich auch holen." Schier sinnlos schrie die Adelgunde es vor sich hin. Sie wußte kaum selbst mehr, was sie sagte, noch weniger, ob sie selber noch glaubte, was sie sprach. Jedes Wort des Mädchens drang ihr wie eine Eisnadel in die Seele und vermehrte den verzweiflungsvollen Unglauben, der sich wie ein eisiger Sumpf darin auszubreiten begann.

„Er wird mich auch holen. Und mich heiraten. Und dann werde ich mit ihm verheiratet sein. Eine ehrbare Frau. Aber dahingegen das was Sie aus mir machen wollen, das — das nicht."

Wie von einem Peitschenhiebe getroffen, fuhr das Mädchen auf. Ihre Lippen zuckten.

„Was mache ich aus Ihnen?" Kaum wie ein gesprochenes Wort, fast nur wie das mechanische Geräusch der aufeinander knirschenden Zähne klang es.

„Das — das weiß ich nicht," tobte die Adelgunde weiter, „aber irgend etwas soll hier aus mir gemacht werden, und das, das will ich nicht! In seinem Dienst bin ich nun einmal. Daß ich im Dienst von dem Herrn Baron bin, das kann ich nicht ändern. Also —" sie deutete auf ihr seidenes Gewand — „also — es ist gut — seine Livree, die er mir hat machen lassen, muß ich nun —"

Jetzt blieb ihr das Wort stecken, richtiger gesagt, es schlug ihr in den Mund zurück. Wie wenn ein Windstoß gekommen wäre, von da drüben, wo das Mädchen stand, der ihr den Atem in die Kehle zurücktrieb und den Mund aufriß, daß sie ihn nicht wieder schließen konnte, sondern mit offenem Munde verharren mußte, so war es. Der Schrei war es, den das Mädchen ausstieß, als jene das von der Livree sagte, der gellende, kreischende, die Luft wie ein Rasiermesser durchschneidende Schrei.

Ihr Oberleib fuhr aus den Hüften empor, daß es aussah, als müßte sie sich verrenken, als müßte man alle Knochen und Gelenke in dem gebrechlichen Körper knacken hören. Diese Bewegung wurde zum Sprunge und mit diesem Sprung flog sie auf die Adelgunde zu: „Was — haben Sie da gesagt? Wie — haben Sie das Kleid genannt? Eine Livree? Eine Livree? Eine Livree?!"

Sie stand vor der Adelgunde, so dicht, als würde sie ihr auf die Füße treten, so zusammengeballt die ganze Persönlichkeit in ihrer Wut, daß es aussah, als würde sie im nächsten Augenblick wie von einer Feder in ihrem Innern geschnellt, der großen Gestalt ins Gesicht schwirren. Die Hände, wie sinnlos, halb erhoben, die Augen brennend, die gesamte Erscheinung so der verkörperte Ausdruck eines grimmig, eines tödlich beleidigten Gefühls, daß die, welche das Wort gesprochen hatte, trotz ihrer eigenen Verzweiflung erschrak. Das Wort war ja nicht ihre eigene Erfindung gewesen, sie hatte es nachgesprochen.

Jetzt erlebte sie, was der Mensch erlebt, wenn er in Augenblicken, wo sein eigenes Empfinden sprechen soll, sich fremder, auswendig gelernter Worte bedient. Solche Worte lassen im Stich, geben keine Überzeugung und Kraft. Hatte sie das Wort vielleicht nicht richtig verstanden? Wäre es vielleicht besser gewesen, das Wort nicht zu wiederholen? Mit einem Male wurde sie wieder schüchtern, linkisch und kleinlaut, und in der alten demütigen Art senkte sie das Haupt, während das Mädchen mit halblauter, von der Aufregung erwürgter Stimme auf sie einzureden begann: „Sehen Sie," sagte Fräulein Elvira, „ich habe Ihnen gesagt, wie ich an Ihrem Kleide gearbeitet habe, Tag und Nacht, weil Sie mir leid getan haben, weil ich Sie lieb gewonnen hatte — und so danken Sie mir, daß Sie das schöne, schöne Gewand eine Livree nennen. Wissen Sie was das ist, eine Livree? Ein Rock ist das, wie man ihn einem Stallknecht oder irgendeinem Dienstboten sonst anzieht. Und Sie — als Magd sind Sie zu dem Baron gekommen, aber der Baron, weil er gesehen hat, daß etwas anderes in Ihnen steckt, als eine Magd, hat für sein teueres Geld Ihnen ein Gewand machen lassen, wie in ganz Berlin kein zweiter Mensch so wundervoll eins trägt."

Mit dem Griff, mit dem sie die Adelgunde am ersten Tage angefaßt hatte, packte sie sie an den Armen: „Verstehen Sie?

Nicht in Berlin allein, vielleicht in der ganzen Welt hat niemand anderes solch ein Gewand am Leibe wie Sie! Sehen Sie, so sind Sie. Alle Welt hat Sie schlecht behandelt, alle Welt, wenn sie Sie gesehen hat, hat gesagt: die ist häßlich. Der Baron allein hat gesagt, sie ist nicht häßlich, der Baron allein hat Sie gut behandelt. Und dafür danken sie ihm so? Nicht damit Sie für ihn kochen, waschen und plätten hat er Sie in seinen Dienst genommen. Haben Sie das noch nicht gewußt? Sondern nur damit, daß Sie in seiner Nähe sind. Denn es gibt Menschen, die nicht leben können, wenn sie keine Schönheit sehen. Können Sie sich das nicht vorstellen? Nein, jetzt weiß ich's, Sie können sich das nicht vorstellen. Also ist gut — gehen Sie nur. Ich habe gedacht, ich würde Sie aufwecken, damit Sie wüßten, wo Sie eigentlich hingehören. Aber Sie wollen ja von sich selbst nichts wissen. Mit Gewalt wollen Sie zu denen hin, die Sie schlecht behandeln, zu den Häßlichen und Ordinären. Also ist gut — wie Sie wollen. Kommen Sie, ziehen Sie das Kleid aus."

Als die Adelgunde keine Bewegung machte, drückte sie sie auf den Stuhl nieder.

„Kommen Sie, ziehen Sie aus, ziehen Sie aus, ich helfe Ihnen."

Sie fing damit an, ihr den Florschleier aus dem Haar zu wickeln.

„Das Kleid, wenn ich das in Ihren Händen lasse, Sie sind ja imstande und reißen es entzwei, wie Sie vorhin schon gewollt haben."

Ihre Stimme hatte sich immer tiefer gesenkt. Jetzt ging sie wie ein murmelndes Selbstgespräch, kaum mehr anklagend, sondern nur noch wehmutsvoll und traurig vor sich hin. Denn sie litt wirklich. Indem sie der Adelgunde, die sich vom Stuhle erhoben hatte, das seidene Gewand wieder über den Kopf hinweg auszog, sah man ihr den Kummer an, mit dem sie ihr Kunstwerk zunichte machte.

In der Adelgunde aber, die aus ihrer kurzen Herrlichkeit wieder in die Alltagserscheinung zurückkehrte und die jetzt, da sie ihr gewöhnliches Kleid noch nicht wieder angelegt hatte, sich in ihrer Entblößung doppelt hilflos fühlte, gewann nun die alte Zwiespältigkeit, Dumpfheit und Unklarheit des Gefühls wieder die Oberhand. Alles was ihrem Empfinden Klarheit, ihrem

Willen Halt gegeben hatte, war ja ihre Liebe gewesen. Und nun sah sie die Augen des Mädchens, hörte deren vorwurfsvolle Stimme — wenn sie für ihre Liebe kämpfte, tat sie also unrecht an einem anderen? An einem, der es eigentlich gut mit ihr meinte? Besser sogar als jener, den sie liebte? Denn so sagte ja das Mädchen, und das Mädchen gewann die geheimnisvolle Macht wieder über sie, die sie am ersten Tage auf sie ausgeübt hatte. Wer war es nun, der es wirklich gut mit ihr meinte? Wer war es, dem sie sich anvertrauen durfte, anvertrauen sollte? Ihr Zorn, der einen Augenblick wie eine Flamme aus ihr aufgestanden war und ihr den Weg erleuchtet hatte, war wieder in Kleinmütigkeit zusammengebrochen und erloschen. Mit einem Seufzer, der wie aus den Tiefen ihres ganzen Wesens emporbrang, fiel sie auf den Sessel: „Wenn mir doch Gott einen Rat gäbe oder irgendein Mensch — ich weiß mir ja nicht mehr zu helfen."

Fräulein Elvira, die damit beschäftigt war, das Seidenkleid wieder einzupacken, hörte diese Worte. Indem sie die zusammengebrochene Gestalt ansah, mochte ihr eine Ahnung kommen, welch ein Leid, eine ganze Persönlichkeit zermalmend, dort mit sich rang.

Sie trat zu ihr. Wie man ein verzweifelndes Kind durch Liebkosung beruhigt, so glitt sie ihr streichelnd mit der Hand über Haupt und Nacken.

„Sie sind ja wirklich ein Kind," sprach sie, über ihr stehend, mit ihrer tiefen, gedämpften Stimme zu ihr herab. „Für Sie muß man sorgen. Ihnen muß man helfen."

Sie machte eine Pause.

„Wollen Sie sich denn helfen lassen? Soll ich Ihnen helfen?"

Ihre rechte Hand ruhte auf dem Nacken der anderen; die linke hing herab, als stellte sie es ihr anheim, diese Hand als Helferin zu ergreifen.

Langsam blickte die Adelgunde auf. In ihren Augen war ein so ergreifender Ausdruck, daß das Mädchen unwillkürlich darunter erschauerte: die Todesmattigkeit einer am Leben müde gewordenen Menschenseele lag darin. Immer, wenn das Mädchen so tief eindringlich zu ihr sprach, übte ihre Stimme einen geheimnisvollen Zauber auf die Adelgunde aus; jetzt war ihr, als wenn sie in ihren Worten versänke — wie in einlullender Flut.

Und — helfen? Hatte sie nicht gesagt, daß sie ihr helfen wollte? Noch begriff sie nicht, wie — aber das Mädchen war ja so ungeheuer klug. In dem Schiffbruch aller Seelenkräfte, den sie jetzt eben erlitt, erschien ihr das Wort wie ein rettender Pfahl, an den sie sich klammern mußte. Plötzlich griff sie mit beiden Händen nach der herabhängenden Hand und riß sie an sich, an ihre Brust. „Helfen Sie mir," stöhnte sie.

Wie ein Herzkranker, der nach irgend etwas sucht, das er auf sein pochendes, schmerzendes Herz drücken kann, so preßte sie die Hand des Mädchens gewaltsam an ihre Brust. Kein Kleid war über ihrer Brust, nur das dünne Linnen des Hemdes, das sie bedeckte. Unter ihrer Hand, die jene an sich gerafft hielt, fühlte Fräulein Elvira die Glut des gewaltigen Busens, das Wogen des Herzens, das in dem Busen schlug. Mit einem erstickten Laut stürzte sie am Stuhle nieder: „Ich will Ihnen helfen! Zu Ihrem Besten will ich tun! Nur vertrauen müssen Sie mir, vertrauen, vertrauen! Übermorgen kommt der Baron. Da werden Sie sehen, daß er Ihnen nichts tut. Vorher komme ich wieder. Ziehe Ihnen das Kleid wieder an. Dann werden Sie wieder schön sein. Noch schöner als heut, großartig." Sie drängte den Mund ans Ohr der Adelgunde.

„Schönheit, das ist die Königin der Welt. Das müssen Sie sich immer sagen, daran müssen Sie immerfort denken. Stolz müssen Sie sein, freudig müssen Sie sein und sich nicht fürchten, sich nicht fürchten! Denn zum Fürchten ist gar kein Grund. Alles, wovor Sie sich fürchten, das schaffe ich aus Ihrem Wege. Hören Sie? Tue ich! Tue ich!"

Sie war wie außer sich, wie aus Rand und Band. Als wenn ihre Nerven Feuer gefangen hätten, den Eindruck machte sie. Sie sprang auf, zerteilte mit beiden Händen die dunkle Haarflut über dem Genick der Adelgunde und küßte sie noch einmal auf den Nacken.

„Auf Wiedersehen," stammelte sie, „auf Wiedersehen." Mit einem Griff hatte sie ihr Paket an sich gerissen und war hinaus.

Wie sie ihr Versprechen einlösen, wie sie der anderen helfen sollte, darüber war Fräulein Elvira sich natürlich noch durchaus nicht klar. Irgendein durchdachter Plan stand ihr noch nicht vor Augen. Nur ein unbestimmtes Gefühl, „zu ihrem Besten zu tun". Dieser Entschluß aber brannte so leidenschaftlich heiß, daß

er ſie über Sorgen und Bedenken hinwegtrug — es würde ihr ſchon gelingen, die verzauberte Jungfrau zu erlöſen.

Als Kind hatte ſie ja das Märchen von der Prinzeſſin geleſen, die im verwunſchenen Walde von einem Ungeheuer bewacht wird. Auf ihren phantaſtiſchen Geiſt, der dem Alltag und ſeiner Nüchternheit entfremdet, eigentlich in einem fortwährenden Rauſche lebte, übten Vorſtellungen ſolcher Art eine unberechenbare Wirkung. Seitdem vorhin die Adelgunde in dem ſeidenen Gewande, vom Abendlicht ſo weich umfloſſen, wunderbar wie eine lebendige Statue vor ihr geſtanden hatte, war ſie ihr zu einer Art von Märchengeſtalt, zu einem Weſen geworden, das von feindſeligen Gewalten in Banden gehalten, von ihnen verhindert wurde, das zu ſein, was es eigentlich war. Dieſe Gewalten waren die nämlichen, die auch ihr, Fräulein Elvira, ihr Leben lang feindlich im Wege geſtanden hatten, die ſie haßte: die Banauſen, die Ordinären, die Häßlichen. Gegen ſie zu kämpfen, indem ſie die Adelgunde von ihnen erlöſte — wonnevoller Gedanke! Daß auch die Adelgunde in Wahrheit nichts anderes verlangte, als von ihnen frei zu werden — eigentlich hätte ſie freilich daran zweifeln müſſen, wenn ſie an ihr Geſpräch von vorhin, an die Verzweiflung dachte, mit der jene daran feſthielt, daß der Mann ſie heiraten ſollte — aber Gott bewahre, ſie zweifelte nicht. Es war ja ein unmündiges Kind; all dieſe erbärmlichen Gedanken — die Feinde waren es, die ihren Kinderverſtand da hinein geſponnen hatten! Sobald ſie nur wach wurde, mußte ſie ja ganz von ſelbſt von dem Menſchen hinwegverlangen, dem „ordinären", an dem ſie noch immer hing. Wach zu werden aber hatte ſie ſchon angefangen, als ſie vorhin nach ihrer Hand gegriffen und „helfen Sie mir" geſagt hatte. Alſo, die Sache war klar: befreit mußte ſie werden von dem Mann, ſie mußte ihn los werden. Das war die Aufgabe.

Und — dann? Wenn ſie ihn los und er beſeitigt war — dann blieb der Baron — und dann? Was kam dann? Die Verführung? Die Mißbrauchung? Vielleicht gar die Vergewaltigung? Aber merkwürdig, an eine ſolche Möglichkeit dachte Fräulein Elvira gar nicht. Nur um ſie ſehen und immer anſehen zu können, darum wollte der Baron die Adelgunde bei ſich, um ſich haben. So hatte ſie es jener erklärt. Hatte ſie damit etwas geſagt, was ſie ſelbſt nicht glaubte? Keineswegs. Als ſie mit Eberhard über die Sache ſprach, hatte ihr dieſer ſeine

Absicht mit eben diesen Worten kundgegeben. Er selbst glaubte, daß ihn lediglich ein ästhetisches, stets durch den Willen zu kontrollierendes und zu beherrschendes Schönheitsgefühl leitete und leiten würde. Menschen, die immerfort in der dünnen Höhenluft der Ästhetik leben, geraten in die Gefahr, daß es ihnen wie dem Zauberlehrling in Goethes Gedicht ergeht: sie meinen, des Wortes immer sicher zu sein, mit dem sie den Rüpelburschen da in der Tiefe, den Sinnen kommandieren können — und darin irren sie sich zuweilen. Als die ästhetisch so gänzlich ungebildete Natur der Adelgunde vorhin in den Angstschrei ausgebrochen war, „irgend etwas soll hier aus mir gemacht werden, und das will ich nicht," hatte Fräulein Elvira das als etwas ganz Unberechtigtes, beinah als eine Roheit empfunden und sich für sich und in der Seele des Barons beleidigt gefühlt.

Unter solchen Gedanken war sie nun nach Haus gegangen und in ihrer kleinen, hinter dem Laden gelegenen Wohnung hinter der Nikolaikirche wieder angelangt.

Am nächsten Tage, es war noch früher Morgen, bemerkte sie, indem sie aus der hinteren Stube in den Laden trat, daß auf der Straße draußen jemand vor ihrem Schaufenster stand und die Auslage darin musterte. An solchen Anblick wenig gewöhnt, besah sie sich die Persönlichkeit näher: es war ein junges Mädchen, so etwas vielleicht wie eine Kammerjungfer aus wohlhabendem Hause. „Wie aus einem Konfektionsgeschäft entsprungen" stellte Fräulein Elvira für sich fest, indem sie die Kleidung der Beschauerin prüfte. Das machte die Sache um so auffallender, denn grade Personen dieser Art pflegten an ihrem Schaufenster vorbeizugehen, als wäre dort ein leerer Fleck, oder wenn sie ja einen Blick hineinwarfen, blieb es eben bei dem einen Blick, und mit einem Kopfschütteln zogen sie weiter.

Diese da mit dem jungen, runden, niedlichen Gesicht stand eine ganze Weile ganz aufmerksam und dann — wollte sie etwa gar hereinkommen? Wahrhaftig — sie trat ein. Fräulein Elvira stand mitten im Laden, die Augen auf die Ladentür gerichtet. Hastig, als wenn sie von hinten geschoben würde, kam die Besucherin herein, auf die Ladeninhaberin zu. Einen Schritt vor Fräulein Elvira blieb sie stehen, mit einem Rucke, daß es beinah aussah, als ob sie an ihr brandete.

Was wollte sie? Fräulein Elvira harrte, daß sie sprechen würde. Die Aufregung aber, in der sich das Mädchen allem

Anſcheine nach befand, machte ihr das Sprechen ſchwer, vielleicht auch war ſie raſch gegangen und von der Bewegung außer Atem.

„Bin ich — hier recht — in dem Geſchäft —“ ihre Worte kamen wie zerhackt aus der atemloſen Bruſt, „wo — wo — für Fräulein Schwarzholz — das neue Kleid gemacht — worden iſt?“

Die Angeredete lauſchte auf.

„Für — Fräulein Schwarzholz —?“

„Für Fräulein Adelgunde Schwarzholz, die jetzt bei Herrn Baron von Dennſtätten in Dienſt iſt.“

Fräulein Elvira ſah ſich ihr Gegenüber noch einmal an, noch genauer. Jetzt erkannte ſie die unbekannte Gewalt, die jene getrieben hatte: aus ihren grellen Augen funkelte ſie heraus, in ihrem Geſicht, das jählings in Flammen aufloderte, ſtand ſie geſchrieben: Neugier; prickelnde, brennende, über alle Bedenken hinwegſetzende, unwiderſtehliche Neugier.

„Darf ich denn zunächſt fragen,“ erwiderte ſie mit ihrer tiefen, jetzt noch um ein paar Grade rauheren, langſamen Stimme, „mit wem ich die Ehre habe?“

Die Fremde ſenkte das Geſicht. Ihren Namen nennen — wozu?

„Oder warum die Sache Sie intereſſiert?“ fuhr Fräulein Elvira fort, als ſie keine Antwort auf ihre Frage erhielt.

„Wir — wir ſind Landsmänninnen,“ erklärte das Mädchen.

Das bekannte Zucken ging über Fräulein Elviras Geſicht: das Mädchen log. Bei dem erſten Laute hatte ſie ihr die Berlinerin angehört. Die Adelgunde ſprach unverfälſchte Thüringer Mundart.

„Oder wenigſtens —“ das Mädchen mochte gemerkt haben, daß ſie ſich auf falſcher Fährte ertappen ließ — „wir ſind lange am nämlichen Ort in Dienſt geweſen. Gewiſſermaßen — Freundinnen.“

Das Wort kam wieder ſo unſicher aus ihrem Munde geſtolpert, daß man ihm ſofort anhörte, daß es erfunden war.

Immerhin — die Perſon wußte Beſcheid; das ging aus allem hervor, was ſie ſagte.

Fräulein Elvira trat dicht an ſie heran: „Durch wen wiſſen Sie von der Sache?“

Das Mädchen blickte auf — mußte sie das verraten?

Fräulein Elviras beinah drohender Blick verkündete, daß sie es sagen müsse.

„Durch — einen gemeinschaftlichen Bekannten," flüsterte sie.

Eine Ahnung ging in der anderen auf.

Mit einem Griff erfaßte sie die Hand des Mädchens: „Wenn Sie mir die Wahrheit sagen, zeige ich Ihnen vielleicht etwas. Aber die volle Wahrheit müssen Sie sagen! — Der Bekannte, von dem Sie sprechen, ist das — ein Unteroffizier?"

Das Mädchen nickte „ja".

„Der, der gestern nachmittag bei Fräulein Adelgunde war?"

Das Mädchen nickte „ja".

„Das — ist auch Ihr — Bekannter?"

Das Mädchen blickte zur Seite und erwiderte nichts.

Fräulein Elvira ließ ihre Hand los.

Eine Nebenbuhlerin! In das planlose Dunkel ihrer Entwürfe reckte sich etwas wie ein Finger; vielleicht war eine Hand an dem Finger — vielleicht führte die Hand dahin, wo sie hin wollte. Noch einmal beschaute sie sich das Mädchen, das noch immer abgewandten Gesichtes stand. Ja freilich — das war die Richtige für den „ordinären" Patron. Geeigneter, wahrhaftig, als die andere. Wenn diese ihn an sich riß — nun, so war er von der Adelgunde eben fort, sie war ihn los.

„Ja — aber wissen Sie — Kleider, die ich für andere anfertige, die aller Welt zu zeigen — das geht doch eigentlich nicht."

Das Mädchen fuhr mit dem Kopf zu ihr herum: „Aber das Bild wenigstens, das er von ihr gemacht hat!"

Unwillkürlich zuckte Fräulein Elvira auf — die Person wußte ja alles?

Und so war es: seit gestern nachmittag, wo der Franz Kruschanski von der anderen fortgelaufen und stehenden Fußes zu ihr gekommen war, wußte die Anna Klebschmann alles. Was ihm die Adelgunde von den Absichten des Barons erzählt hatte, von dem seidenen Kleid, den Sandalen, von dem Bilde, das der Baron von ihr gezeichnet, brühwarm hatte er es der Anna Klebschmann wiedererzählt. Gestern nachmittag hatte sie alles erfahren und seitdem war der Teufel in ihr los. Darum hatte sie es nicht länger ausgehalten, sondern heut ganz früh, noch bevor ihre Herrschaft aufgestanden, war sie aus dem Hause ge-

laufen und mit der Straßenbahn aus dem fernen Weſten hereingefahren in die Stadt, um die Modiſtin „hinter der Nikolaikirche“ aufzuſuchen, deren Adreſſe der Kruſchanski geſtern auf der Viſitenkarte geleſen und ihr hinterbracht hatte.

Was es eigentlich war, was ſie trieb? Was ſie eigentlich wollte —? Schwer zu ſagen. In erſter Linie natürlich Neugier, die bis zur Siedehitze geſteigerte weibiſche Neugier: in das ſchwarze Holz hatte ſich jemand verliebt! Als der Kruſchanski es ihr geſtern erzählte, war ſie zuerſt vor Lachen beinah vom Stuhl gefallen. Aber es war ſo — der Kruſchanski hatte es ihr verſichert. Und wer! Ein junger, ſchöner, vornehmer Herr, der junge Herr von „zu Hauſe“, der und kein anderer hatte ſich in ſie verliebt, dermaßen, daß er ihr teuere Kleider bauen ließ, ſeidene, und ſeidene Strümpfe anzog — die hatte der Kruſchanski ſelber geſehen. Daß er eine Modiſtin für ſie annahm und mit eigener Hand ihr Bild zeichnete.

Das war zu toll! Zu der Neugier, die ſie ſtach, geſellte ſich noch etwas, das ſie wie mit Neſſeln peitſchte: der Neid.

Ob man das Kleid denn ſehen konnte? Ja vielleicht, wenn man zu der Modiſtin ging.

Das wollte ſie tun. Gleich geſtern hatte ſie dem Kruſchanski geſagt, daß ſie es tun wollte. Am liebſten hätte ſie gleich geſtern abend noch ſich auf den Weg gemacht. Aber da konnte ſie nicht mehr aus dem Hauſe. Aber heut früh — die Herrſchaften ſtanden immer ſo ſpät erſt auf — heut früh würde ſie gehen. Und nun alſo war ſie da.

Fräulein Elvira ſtand in Gedanken. Sie überlegte über einer Frage, die ſie wie eine Sonde in das Dunkel ſtoßen konnte.

„Der — wie heißt er denn eigentlich —?“ Keine Antwort erfolgte.

„Es iſt der Bräutigam von Fräulein Adelgunde?“

Das Mädchen erhob das Geſicht; an der anderen vorbei ſah ſie in die Luft. Sie antwortete nicht. Um ihre Augen — ging da ein Zwinkern? Beinah wie ein ganz fernes, ganz liſtiges, ganz boshaftes Lächeln ſah es aus.

„In einem halben Jahre werden ſich die beiden heiraten?“

Das Mädchen erwiderte auch jetzt nichts, nicht ja, nicht nein. Ihre Lippen lagen aufeinander. Die Luft ging ihr durch die Naſe, ſo daß die Naſenflügel ſich bewegten. Das Zwinkern

um ihre Augen war nicht boshaft mehr, sondern böse. Noch niemals hatte der Kruschanski sie so geküßt, wie gestern nachmittag. Zum erstenmal war sie selber glühend geworden in seinen Armen — und in einem halben Jahr sollte er verheiratet sein — mit der? So toll es war — etwas wie Eifersucht hatte sich in ihr geregt.

Ein Schweigen trat ein. Fräulein Elvira fragte nicht mehr. Es war ihr, als wenn sie leiblich fühlte, wie das Mädchen, das da vor ihr stand, von innen heraus zu kochen und zu brodeln begann, als wenn ein heißer Dunst von der ganzen Persönlichkeit aufstieg, heiß und schwer, so daß man darin erstickte.

Langsam wandte die Anna Klebschmann ihr das Gesicht zu: „Kann ich — das Bild wenigstens zu sehen bekommen?"

Fräulein Elviras Nerven fingen gleichfalls an, sich zu heizen. Aber sie hielt an sich: „Eigentlich begreife ich nicht, was es für Sie für ein Interesse haben kann, aber —" sie hatte wieder ihre Hand gefaßt — „Sie werden mir die Wahrheit sagen? Die ganze?"

„Ja, ja, ja," sie würde, sie würde! Das Mädchen zitterte vor Ungeduld an allen Gliedern.

Fräulein Elvira ging an die Ladentür, verriegelte sie. Dann winkte sie der anderen, ihr in das Hinterzimmer zu folgen.

Auf einem Tisch inmitten des engen Zimmers lag ein großes Paket; aus dem Paket lugte der Saum eines dunkelviolettfarbigen Seidenstoffes. Gierig stürzte sich die Klebschmann über das Paket her — im Augenblick, als sie es aufschlagen wollte, war die andere an ihr, über sie her. Mit den nervigen Armen griff sie zu — die Anna flog mit einem Stoße bis an die Wand.

Fräulein Elvira stand vor ihr: „Wenn Sie unverschämt werden, schmeiß' ich Sie 'raus!"

Ihre großen braunen Augen sprühten.

„Und nun zeig' ich Ihnen nichts mehr!"

Der Anna Klebschmann schlotterten die Knie.

„Nur das Bild," flehte sie, „ich will artig sein. Ganz artig will ich sein."

Fräulein Elvira trat an den Tisch. Von dort sah sie zu dem Mädchen hinüber, das an der Wand stand. Plötzlich lachte sie auf: „Hände an die Hosennaht! Stillgestanden!" kommandierte sie. Als echte Berlinerin verstand die Anna sofort, was sie zu tun hatte; sie streckte die Arme nach unten, drückte sie fest

an beide Seiten des Leibes und stand regungslos wie ein Soldat im Gliede.

Fräulein Elvira zog den Tischkasten auf, nahm ein Blatt heraus und drehte es langsam der anderen zu — „da".

Die Anna Klebschmann streckte den Kopf vor; ihre Augen bemühten sich, wie rasend — sie stand zu weit ab.

„Nur ein bißchen näher," flüsterte sie bittend.

„Aber die Hände am Leibe!" gebot Fräulein Elvira.

Die Hände an den Leib gedrückt, trat das Mädchen heran. Jetzt konnte sie das Bild genau sehen. Jetzt stand sie mit offenem Munde: „So — sieht die für ihn aus?" wie geistesabwesend sprach sie das vor sich hin.

Ein noch nie gekanntes Gefühl, eine neue Erfahrung ging in ihr auf, ohne daß sie sich Rechenschaft darüber zu geben vermocht hätte, was sie innerlich erlebte: indem sie eine Persönlichkeit, die ihr als der Inbegriff von allem Plumpen, Häßlichen erschienen war, aus einem treffend ähnlichen Bilde in Schönheit wiederkommen sah, erfuhr sie, ohne zu verstehen, was sie erfuhr, wie verschieden die Dinge der Erde aussehen, je nachdem sie von einem trivialen oder von einem künstlerischen Auge gesehen werden.

Aber das war keine Befreiung für sie, ihre enge Seele atmete darunter nicht auf — im Gegenteil, sie schrumpfte zusammen wie ein Blatt, auf das der Meltau gefallen ist. Nie hatte sie die Adelgunde leiden können — jetzt haßte sie sie. Daß sie dem Baron so gut gefiel — eigentlich ging sie das ja gar nichts an, es tat ihr gar keinen Schaden. Aber daß sie so hübsch aussehen konnte, wie sie auf dem Bilde aussah! — Neid entsteht nicht durch das Bewußtsein, daß uns das Glück des anderen Schaden bereitet — daß es dem anderen überhaupt wohl ergeht, das bringt den Neidischen um.

Fräulein Elvira sah das Mädchen von der Seite an, wie sie mit den starren, stahlharten Augen an dem Bildchen hing: „Also — die Fräulein Adelgunde und — und — der Mann — Ihr Bekannter," fing sie an, „jetzt sagen Sie mir die Wahrheit — lieben die beiden sich?"

Wie aus einer Betäubung kam die Anna Klebschmann zu sich. Ein bösartiges Lächeln ging über ihr Gesicht, während sie die Augen nicht von dem Bilde ließ: „Na — was das an-

betrifft — sie ist ja wohl in ihn verliebt, wie — wie ein toller Käfer."

Als wenn sie sich hätte Mühe geben müssen, das böseste Wort zu finden, so klang es, was sie sagte. Langsam ließ sie es von den Lippen tropfen, als sollte die andere Zeit behalten, das ganze Übermaß von Verachtung, die sie dem schwarzen Holz hegte, Silbe für Silbe in sich aufzunehmen.

Fräulein Elvira hörte es mit Gelassenheit an. Bei ihrem ästhetischen Fanatismus würde es sie höchstens verwundert haben, wenn eine Person wie diese da, ein solches Musterchen von modernem Banausentum, ein solches lackiertes Püppchen aus der großen Spielzeugschachtel „Konvention", anders als abschätzig über die Adelgunde empfunden hätte. Jedes Wort aus ihrem Munde war ihr eine neue Bestätigung dafür, daß die Adelgunde los mußte von dieser Art von Menschen.

„Und er?" fragte sie weiter. „Liebt er sie?"

Jetzt drehte ihr das Mädchen das Gesicht zu, und das niedliche Gesicht war wie verwandelt durch den feindseligen Zug, der es durchschnitt.

„Der? Ob der sie liebt —?" Jetzt konnte sie ihrem Herzen Luft machen. Gellend lachte sie auf: „Wollen Sie wissen, was sie dem ist? Ein Scheuel und ein Greuel, das ist sie für ihn! Etwas anderes nicht. Der — wenn sich ihm die an die Brust geschmissen hat, wie ein Klumpen Eisen, daß sie ihn fast tot drückt, hat er nur ein einziges Gefühl: gleich weglaufen, zu einer anderen, daß er sich an einer anderen wieder zurechtküßt und den Nachgeschmack los wird."

Sie lachte noch einmal schrill vor sich hin: „Ich denke, ich werde es wissen."

Fräulein Elvira blieb ruhig wie bisher und sah dem Mädchen zu, das aufgeregt wie eine wilde Hummel in dem engen Zimmer hin und her rannte.

„Wenn er sie nicht leiden kann," fragte sie, „warum will er sie denn dann heiraten?"

Anna Klebschmann drehte auf den Hacken um: „Weil er ihr Geld haben will!" kreischte sie der Fragestellerin ins Gesicht. Wie eine gereizte Wespe stach sie jetzt nach allen Seiten, ohne acht zu geben, wen und wohin es traf. Sie sah, wie die andere sich verwunderte.

„Das glauben Sie wohl nicht?" Abermals kam das giftige

Lachen. „Fragen Sie ihn mal. Er wird Ihnen schon sagen, ob sie Geld hat! Ich denke, er weiß es."

Sie tobte wieder durch das Zimmer. Bis heut war ihr die Adelgunde so unter ihr erschienen, daß sie nur für ihre Verachtung vorhanden war — seit gestern nachmittag war ihr zumute, als gewönne jene einen Vorsprung, als liefe sie ihr das Feld ab. Und seitdem sie vorhin das Bild gesehen hatte, brachte die Wut sie wie um Sinn und Verstand.

„Der —," fuhr sie beinah schreiend fort, „an was anderes als an Geld denkt der ja nicht. Nach was anderem fragt der ja nicht. Wissen Sie, wenn der Baron so verliebt in die ist, was er tun sollte? Abkaufen sollte er sie ihm. Das sollte der Baron tun. Vielleicht kriegt er sie billig."

Sie wollte wieder lachen, aber diesmal kam sie nicht dazu; Fräulein Elvira machte plötzlich ein Gesicht, daß ihr das Lachen verging.

„Was — haben Sie da gesagt?" Sie trat auf das Mädchen zu.

„Na — ja —," versetzte diese, plötzlich eingeschüchtert, „ist es denn etwa nicht wahr, daß er in sie verliebt ist? Wenn man solche Bilder —"

„Was der Baron für Bilder macht," fuhr ihr die andere über den Mund, „das geht Sie nichts an!" Sie warf das Bild, das sie noch in Händen hielt, in den Tischkasten zurück und stieß den Kasten zu, daß es krachte. Dann aber stand sie, wie plötzlich von Gedanken hinweggenommen. Mit einem lauernden Blick sah die Klebschmann über den Tisch zu ihr hinüber. Wie gestochen von dem Blick fuhr Fräulein Elvira auf: „Was wollen Sie nun eigentlich noch? Was Sie zu sehen gekommen sind, das haben Sie gesehen. Also —"

„Ich gehe schon," erwiderte die Anna. Bisher war die andere so ruhig gewesen — das hatte sie gereizt. Jetzt, da sie deren Unruhe gewahrte, wurde sie ruhig. „Ich muß so wie so nach Haus," fuhr sie fort, „habe gar keine Zeit mehr."

Sie trippelte durch den Laden zurück. An der verriegelten Tür blieb sie stehen: „Sie haben den Schlüssel abgezogen."

Langsam kam Fräulein Elvira ihr nach. Beinah schleppend ging sie, als wenn sich etwas auf sie niedergesenkt hätte, ein Gedanke, der vorher nicht dagewesen war, und den sie nun tragen mußte, wie eine Last. Sie holte den Schlüssel aus der Tasche

und steckte ihn ins Schlüsselloch, alles mit schweren, zögernden Bewegungen. Sie selber hatte das Mädchen hinausgewiesen, jetzt sah es beinah aus, als wenn sie das Mädchen noch hätte festhalten wollen, als wenn sie mit ihr noch zu sprechen gehabt hätte, noch vieles, wichtiges. Trotzdem war ein Widerwille in ihr, noch länger mit ihr sich zu unterhalten.

Langsam hatte sie den Schlüssel im Schlosse herumgedreht. Die Klebschmann legte die Hand auf die Klinke und beugte sich vor.

„Was ich Ihnen da gesagt habe — Sie können es glauben, es ist die Wahrheit."

Mit halber Stimme, eindringlich, sprach sie auf Fräulein Elvira ein, mit einem Ausdruck, als wollte sie ihr Wort für Wort zu bleibender Erinnerung in den Kopf hämmern.

„Wenn der Baron kommt, — der andere kommt erst recht."

Sie machte eine Pause, als wollte sie abwarten, ob Fräulein Elvira etwas erwidern würde, diese aber, wie verlassen von ihrer sonst so energischen Art, war so in ein dumpfes Brüten versunken, daß sie die Sprecherin nicht einmal ansah.

„Mir kann es ja egal sein, ob die beiden einander kriegen," hob die Klebschmann wieder an. Sie wollte noch etwas hinzufügen, aber sie kam nicht weiter. Fräulein Elvira hatte plötzlich den Kopf zu ihr herumgeworfen. Das letzte war so handgreiflich gelogen, der Ton von angenommener Gleichgültigkeit, mit dem es herauskam, war so gradezu komisch gewesen, daß ihr beinah das Lachen ankam. Als die Anna sich durchschaut sah, senkte sie nicht das Haupt, errötete auch nicht, sondern lächelte der anderen ganz vergnügt ins Gesicht — na ja, wir verstehen uns ja, wozu soll das Komödiespielen?

Und während so diese beiden sich schweigend gegenüberstanden und Augen in Augen tauchten, war es, als wenn sich in der lautlosen Stille, von beiden ungesehen, ein drittes Gesicht, auch ein Frauengesicht, hinter ihnen erhöbe, das mit dunklen, angstvollen, stummen Augen auf sie niedersah und „was für ein Spiel treibt Ihr da mit meinem Schicksal und mit meinem Leben?" fragte.

Fräulein Elvira öffnete die Tür.

„Werde ich denn nun absolut nicht wissen," fragte sie, „mit wem ich mich die ganze Zeit über unterhalten habe?"

Die Anna Klebſchmann ſah ihr mit dem gleich bleibenden, jetzt etwas verſchmitzten Lächeln ins Geſicht: „Es wäre ja freilich ſehr wohl möglich," erwiderte ſie, indem ſie wieder Silbe für Silbe betonte, „daß wir über die Sache noch einmal zu ſprechen hätten. Wenn es ſo kommt, dann rücken Sie es in die Zeitung — die Kreuz-Zeitung, die bekomme ich alle Tage vor Augen — unter A. K., verſtehen Sie? Daß man A. K. hinter der Nikolaikirche zu ſprechen wünſcht. Dann komme ich."

Sie hatte langſam, immerfort lächelnd geſprochen. Ein richtiges Lächeln freilich war es nicht mehr; ihre Oberlippe hatte ſich emporgezogen, ſo daß die weißen, kleinen, ſcharfen Zähne ſichtbar wurden. Indem Fräulein Elvira ſie anſah, erſchien ſie ihr jetzt ſo ein bißchen wie ein hübſches, kleines Raubzeug, wie ein Wieſel etwa, das bekanntlich eines der kleinſten und dabei der grauſamſten, blutdürſtigſten Raubtiere iſt. Sie vermochte nichts mehr zu ſagen, ſie gab ihr den Ausgang frei.

Das Mädchen trat auf die Schwelle. Von der Schwelle wandte ſie ſich noch einmal zurück: „Ja — aber was ich noch ſagen wollte — daß die — Betreffende erfährt, daß ich bei Ihnen geweſen bin, das natürlich geſchieht nicht? Nicht wahr?"

Starr und ſtumm blickte Fräulein Elvira ihr ins Geſicht — regte ſich das böſe Gewiſſen?

„Nicht wahr? Das verſteht ſich doch von ſelbſt? Daß Sie ihr nichts ſagen?"

Sie langte nach der Hand der anderen. Fräulein Elvira hielt die Hand zurück.

In den Augen des Mädchens war das liſtige Lächeln erloſchen. Als wenn ein Schatten darin aufginge und eine unbeſtimmte Angſt, ſo ſah es aus.

Mit kaum verhohlener Genugtuung ſah Fräulein Elvira zu, wie das Geſchöpf ſich zu winden begann.

„Wie ſoll ich ihr denn ſagen," erwiderte ſie kalt und gleichgültig, „daß Sie hier geweſen ſind? Wenn ich gar nicht einmal weiß, wer Sie überhaupt ſind und wie Sie heißen?"

Das ſchien der anderen einzuleuchten. Sie ließ die Augen ſinken. Dann ruckte ſie noch einmal auf: „Ich habe ja auch nur wiſſen wollen, wie das ſchöne Kleid ausſieht, das für ſie gemacht wird. Das iſt doch kein Unrecht?"

Nein gewiß — das war kein Unrecht. Fräulein Elvira beſtätigte es, während das bekannte Zucken über ihre Züge ging.

„Und wenn Sie in die Zeitung einrücken — wissen Sie — schreiben Sie bitte nicht unter A. K. Verstehen Sie?"

„Sondern unter welchen Buchstaben soll ich denn sonst schreiben?"

„Ganz gleichgültig" — das Mädchen überlegte einen Augenblick — „na also — sagen wir unter B. L. Wollen Sie?"

Gut — sie wollte unter B. L. einrücken.

Nun lachte die Anna Klebschmann ganz vergnügt wieder auf, raffte mit einem koketten Griff ihr Kleid in die Höhe, mit einem „auf Wiedersehen" trippelte sie davon, die Straße entlang, und im nächsten Augenblick war sie um die Straßenecke verschwunden.

Fräulein Elvira blickte ihr nach, aber nicht lange.

Ihre Gedanken hatten wichtigeres zu tun, als sich mit diesem Ding zu beschäftigen, das ihr zu einem Viertel komisch, zu drei Vierteln verächtlich und alles in allem so unsympathisch war, wie nur möglich. Zu der anderen schwenkte ihr Denken herum, zu der Adelgunde. Merkwürdig, wie sie im Gespräch mit dem Mädchen den Unterschied zwischen den beiden empfunden, wie sie innerlich für die andere Partei genommen hatte, wie sie diese Adelgunde, das seltsame Geschöpf, jetzt ganz als ihr eigen, als eine Angehörige der Welt empfand, in der sie selbst, feindselig abgesondert von der Welt der Banausen, Alltäglichen, Häßlichen und Ordinären lebte und webte. Als ihre Schutzbefohlene hatte sie sie empfunden, als sie gestern abend von ihr ging, jetzt hatte sie ein Gefühl, als wäre sie ihr Kind. Ja, ja, — es war wie ein lautloses Kichern in ihrem Innern — sie, die Kleine, Magere, Dürftige, mit den Armen und Gliedern wie Stöcke — und dort die Große, Mächtige, mit den gewaltigen Gliedern, und dennoch ihr Kind. Wahrhaftig — wie eine Mutter zum Kinde, so zärtlich fühlte sie für die arme, weltfremde Person. Denn warum ist die Mutter so zärtlich zum Kinde? Weil sie wie aus dem Bereich einer höheren Erkenntnis auf das hilflose Wesen, seine Nöte und Ängste herabsieht. Und so, wie aus einer höheren, gewissermaßen einer vierten Dimension, blickte ja auch sie jetzt auf die Adelgunde herab, in ihr Schicksal hinein, das sie kannte, während jene nichts davon wußte. Was jene nicht wußte, das wußte sie, daß jene mit ihrer Liebe an einem Menschen hing, der, wenn ein Käufer sich fand, sie zu verkaufen bereit war. Ver—kaufen — da war das Wort wieder, das ihr

vorhin einen so abscheulichen Eindruck gemacht hatte, daß sie innerlich ganz lahm davon geworden war!

Jetzt bemühte sie sich, ruhiger darüber zu denken. Aus einer gemeinen Seele war der Ausdruck gekommen, und alles, was eine solche spricht, klingt natürlich auch gemein. Unwahr aber war es darum doch wohl nicht. Daß es nun nicht mehr geschehen durfte, daß die Adelgunde den Menschen heiratete, daß sie in eine Ehe mit einem solchen hineinfiel, das verstand sich ja nun natürlich von selbst. Wenn sie ihm doch den Laufpaß gegeben hätte! Ob sie dazu zu bringen sein würde? Wie hatte die Wespe gesagt? Sie wäre in ihn verliebt, wie — wie ein toller Käfer. Ah — Fräulein Elvira hatte ein Gefühl, als ob sie räuchern müßte, um den Gestank zu löschen, der von den niederträchtigen Redensarten zurückgeblieben war. Aber die Wahrheit war es vielleicht doch. Also blieb nichts übrig, man mußte eben zu ihr sprechen, vernünftig sprechen. Ihr die Augen mußte man öffnen, natürlich mit Vorsicht, soweit es durchaus nötig war, soweit man das vermochte, ohne dem armen Geschöpf zu bitter weh zu tun. Denn es war ja eigentlich eine Wilde, und Wilde sind empfindlicher als Gebildete. Das hatte sie gestern erfahren, als sie sah, wie diese arme, schwarze Riesin leiden konnte. Aber seit gestern hatte sie ja Vertrauen zu ihr gefaßt. Also würde sie auf sie hören. Würde sie? O ja — ja. Wie ein stummes Flehen zur Vernunft war es in Fräulein Elvira, daß jene doch Vernunft annehmen möchte.

Und nun wollte sie heut nachmittag zu ihr.

Eigentlich hatte sie ja ihr Wiederkommen erst für morgen in Aussicht gestellt. Aber sie hielt es nicht aus. Ein Bangen und Sehnen, eine Mischung von allen möglichen Gefühlen war in ihr, nicht zum wenigsten das eines Mädchens, das sich auf seine Kleiderpuppe freut.

Den Tag brachte sie wartend hin. Erst wenn es dunkel wurde, wollte sie zu ihr gehen. Sie hatte sich etwas Besonderes ausgedacht: beim Schein der Lichter wollte sie sich die geschmückte Adelgunde heute vorführen. Gewissermaßen eine Generalprobe sollte es sein; denn wenn Eberhard morgen kam, würde es auch schon dunkel sein und die Lichter würden brennen.

Eine andere Beleuchtungsart als mit Wachslichtern war in den Zimmern des Barons selbstredend verpönt.

Also ging sie im Laufe des Tages aus, kaufte Kerzen von

allen Farben, mit denen sie die großen Kandelaber und die Wandleuchter im schwarzen Kabinett und im braunen Salon zu bestecken gedachte. Dann nahm sie das Paket mit dem Kleide auf, schloß ihren Laden ab und machte sich auf den Weg.

Zwielicht macht die Gesichter der Menschen blaß. Daran mochte es liegen, daß die Adelgunde, als sie Fräulein Elvira auf ihr Klingeln öffnete, dieser so blaß erschien. Aber es war wohl nicht nur eine Wirkung des Lichts; sie war wirklich blaß, und außerdem in allen Nerven angegriffen; das hörte man ihrer Stimme an, als sie die andere erkannte und „ach Sie sind es — das ist gut" sagte.

Was für Lasten mußten auf der Brust gelegen haben, aus der ein so verängstigter Ton kam! Wie kalt und beinah zitternd war die Hand, die sie jener zum Gruße hinstreckte. Fräulein Elvira entging beides nicht.

„Was ist denn?" fragte sie, indem sie eintrat, „fehlt Ihnen etwas?"

„Ach," versetzte die Adelgunde, indem sie die Glastür schloß, „nur — daß man so allein ist. Und dabei so gar nichts zu tun."

Sie standen im Flur, in dem noch keine Lampe brannte. In der Dunkelheit fühlte Fräulein Elvira sich plötzlich umarmt. Die Adelgunde war es, die sie an sich drückte und küßte.

„Es ist so gut von Ihnen, daß Sie kommen," flüsterte sie, „ich bin Ihnen so dankbar."

Fräulein Elvira wollte etwas Beschwichtigendes sagen, aber die Erregtheit der anderen ließ sie nicht zu Worte kommen: „Sehen Sie — in früheren Zeiten habe ich ja eigentlich auch meistens so allein für mich gesessen. Aber da hatte ich doch meine Ordnung. Während hier — ich weiß ja gar nicht, was ich mit mir anfangen soll. Und dann —" ein Nervenzittern ging über ihren Leib, so daß die andere es fühlte — „ich gebe mir ja Mühe dagegen, aber es hilft nichts: immer kommt die Angst wieder — ich weiß nicht — als käme ein Unglück, etwas — Schreckliches."

Ihre Wange hatte sich an die Wange der anderen geschmiegt. Fräulein Elvira spürte ihre Tränen.

„Werden Sie doch nur ruhig," sagte sie, „das sind ja Einbildungen, alles nichts als Einbildungen."

Sie gab sich Mühe, mit dem Tone aufrichtiger Überzeugung zu sprechen. Ob sie wirklich überzeugt war?

Vielleicht. Denn in ihrer engen Stube, hinter ihrem kleinen Laden lebte sie ja doch auch in beständiger Einsamkeit und hatte nicht das Gefühl, daß ihr etwas fehlte. Vielleicht aber, indem sie das mächtige warme Leben fühlte, das sich da zitternd an sie schmiegte, daß ihr eine Ahnung aufging, was für ein seltsames, grausames, vielleicht sogar frevelhaftes Unternehmen es eigentlich war, ein Geschöpf, das aus einer so ganz anderen, so ganz einfachen Welt herkam, in eine Lebensluft zwingen zu wollen, in der nur ganz anders geartete, überfeinerte Naturen zu atmen vermochten.

Unterdessen waren sie weitergegangen, durch die Küche in das Zimmer der Adelgunde, und als sie hier eintrat, blieb Fräulein Elvira beinah erschreckt stehen. Alles, was sie soeben halb ahnend, undeutlich empfunden hatte, kam ihr mit einem Male zu deutlichem Bewußtsein, als sie diesen Raum erblickte. Mein Gott, ja — das war die Lebensluft, aus welcher jene herkam.

Auf dem Tische inmitten des Zimmers stand eine Petroleumlampe. Daneben lag ein großer, grober Strickstrumpf, den die Adelgunde offenbar aus der Hand gelegt hatte, als es klingelte. Und die ganze Stube — sie war ja geräumig genug — dennoch war es Fräulein Elvira, als ob sie darin ersticken müßte: so kahl, so nüchtern, nirgends ein Bild an den Wänden, nirgends ein Buch. Keine Spur von Schönheit, und auch keine Ahnung, daß die Bewohnerin Schönheit brauchte, daß sie sie entbehrte. In der hatte sie eine Angehörige ihrer Welt gesehen! Ihrer schönheitsseligen Welt?!

Und sie selbst, wie sie da wieder vor ihr stand; in ihrem unkleidsamen, häßlichen, gradezu abscheulichen Kleid! Die Unnatur des ganzen Zustands ging ihr wie mit einem Schlage auf. Fräulein Elvira wurde ganz mutlos. Schweigend legte sie ihr Paket mit dem Kleide auf den Tisch.

Die Adelgunde hatte die Verwandlung in ihrem Wesen bemerkt. Natürlich wußte sie sich keine Deutung dafür. Hatte sie es vielleicht, ohne zu wissen und zu wollen, mit etwas versehen? Das Mädchen war ja so schwer verständlich manchmal. Lautlos stand sie ihr am Tisch gegenüber; hinter ihr, kaum lautloser als sie selbst, ragte ihr schwarzer Schatten an der Wand empor. Endlich, um doch irgend etwas zu sagen, berührte sie schüchtern das Paket.

„Das Kleid haben Sie wieder mitgebracht?"

Fräulein Elvira blickte nicht auf.

„Ja — ich hatte gedacht, Sie würden mir den Gefallen tun, es wieder anzuziehen. Aber ich weiß nicht, ob Sie wollen werden?"

Als sie das gesagt hatte, streckte ihr die andere über den Tisch die Hand zu.

„Warum sollt' ich denn nicht? Wenn ich Ihnen einen Gefallen tue, tue ich's ja gern."

Fräulein Elvira erhob fragend die Augen.

„Aber wirklich," fuhr die Adelgunde fort, „jeden Gefallen tue ich Ihnen. Sie sind ja gut zu mir."

So weich kam das heraus. So rührend war es zu hören, wie das an Liebe so wenig gewöhnte Geschöpf für die kleinste Freundlichkeitsbezeigung dankbar war.

„Es ist gut," sagte Fräulein Elvira, „ich gehe nach vorn, die Lichter in die Leuchter zu stecken, und dann zünde ich sie an." Das Zucken ging über ihr Gesicht. „Ich hatte gemeint, ich wollte einmal sehen, wie Sie in dem Kleide aussehen würden, wenn Sie im Lichterglanz stehen."

Plötzlich gewahrte sie auf einem Nebentischchen in der Ecke des Zimmers die beiden großen Kandelaber.

„Ich habe sie vorhin herüber gebracht," erklärte die Adelgunde, „um sie ein wenig zu putzen. Sie sahen so blind aus."

Fräulein Elvira lachte unwillkürlich auf: „Aber das ist ja mattes Silber, das muß man doch nicht reiben wollen, bis daß es blinkt."

Mit den Lichtern, die sie mitgebracht hatte, besteckte sie die Kandelaber. Beide zündete sie an, dann nahm sie den einen in die Hand.

„Mit dem anderen können Sie sich nachher leuchten. Ziehen Sie sich jetzt um?"

Sie würde sich umziehen, versprach die Adelgunde, sie wüßte ja jetzt, wie sie es zu machen hätte. Dann wies sie jener den Weg, daß sie nicht über den Flur zu gehen brauchte, sondern durch den kleinen Gang in den braunen Salon und von dort in das schwarze Kabinett gelangte.

Sobald sie in die Vorderräume gekommen war, begab Fräulein Elvira sich ans Werk. An den Wänden der beiden Gemächer waren geflügelte Gestalten von vergoldeter Bronze angebracht, die in den ausgestreckten Händen Lichthalter trugen.

Sie kletterte auf einen Stuhl und steckte die Kerzen in die Lichthalter. Dann setzte sie die Lichter in Brand. An den Fenstern ließ sie alle Vorhänge herab. Die Verbindungstür zwischen dem schwarzen Kabinett und dem braunen Salon stand offen, so daß man von einem Zimmer in das andere sah. Durch beide Räume flutete nun das stille, weiche, süß dämmernde Licht der lautlos flammenden Wachskerzen.

Fräulein Elvira setzte sich im schwarzen Kabinett nieder, die Hände im Schoß. Der beinah feierliche Anblick der reizend ausgestatteten Räume erfüllte sie mit einer stillen Trunkenheit. Sie hatte ein Gefühl, als wenn sie Stunden und stundenlang so würde sitzen können. Schönheit zu atmen war für sie gradezu eine Beschäftigung. In der schönheits-gesättigten Atmosphäre, die sie hier umgab, atmete ihre Seele von dem Eindruck wieder auf, den sie vorhin in dem kahlen Zimmer da drüben erlitten hatte. So erfüllt und befriedigt von ihrer Beschäftigung fühlte sie sich, daß sie der Adelgunde darüber schier vergaß.

Jetzt aber hörte sie in der Ferne eine Tür klappen. Gleich darauf wurde die Tür geöffnet, die aus dem Salon in die hinteren Räume führte. Durch den Salon kam ein wuchtender, weicher Schritt — im nächsten Augenblick erschien in der Tür eine Gestalt, und beim Anblick dieser Gestalt fuhr Fräulein Elvira, Ruhe und Gelassenheit und stilles Behagen jählings vergessend, vom Stuhle auf, mit weit aufgerissenen Augen regungslos an den Fleck gebannt: Auf der Schwelle stand ein Weib im lang wallenden dunkelviolettfarbigen Seidengewande, das mächtige schwarze Haar aufgelöst bis zu den Hüften herab, den Kandelaber mit dem rechten Arme über das Haupt erhoben, so daß die Lichtflut wie eine schwere Welle über die majestätische Gestalt herniederströmte — und das war die Adelgunde.

Die Adelgunde, die nämliche, die vor wenig Minuten so vor ihr gestanden hatte in ihrem häßlichen, gräßlichen Kleide, daß sie sie gar nicht anzusehen vermocht hatte!

Mit einer unwillkürlichen Bewegung beider Hände griff das Mädchen sich an den Kopf: etwas Wunderbares war wirklich mit diesem Weibe, zwei Naturen, zwei verschiedene Menschen steckten darin! Aber nein — so war es nicht, sondern das andere, das von vorhin war eine Maske, ein falsches Bild, und dieses, nur dieses hier war ihre wirkliche, wahre Erscheinung, dieses

die Welt, in die sie gehörte, und das war ihre, Fräulein Elviras, die Welt der Schönheit.

Beide Arme breitete sie aus. Ihr Gesicht leuchtete auf. Mit einem Schrei flog sie auf die Adelgunde zu: „Da bist du ja! Hab' ich dich wieder! Hab' ich dich wieder!"

Sie wollte ihr den schweren Armleuchter abnehmen, aber noch einmal trat sie zurück: „Nein — steh noch einen Augenblick so, du bist zu herrlich!"

Ihre Augen waren noch nicht satt; sie mußte den Anblick noch einmal in sich trinken. Dann befreite sie sie von der Last. Sie legte die Arme um sie, schmiegte sich wie ein kosender kleiner Vogel an sie: „Gott sei Dank, jetzt bist du nicht mehr so fürchterlich viel größer als ich. Jetzt kann ich an dich heran."

Sie erhob sich auf den Fußspitzen, suchte mit den Lippen die Lippen der anderen, küßte sie. „Pick Vogel, pick, pick, pick," sagte sie kichernd zu jedem Kuß.

Sie war vor Zärtlichkeit wie toll, wie berauscht, wußte kaum, was sie sagte noch tat. Daß sie jene plötzlich mit „du" anredete, dessen schien sie sich gar nicht bewußt.

„Wo warst du denn nur? Warum hast du dich versteckt?"

Die Adelgunde, über deren Gesicht sich ein stilles Leuchten verbreitet hatte, senkte bei diesen Worten das Haupt zu dem sonderbaren Geschöpf: „Wie — meinen Sie denn — daß ich mich versteckt haben soll?"

„Weil die da vorhin, in der Rumpelkammer — das war doch eine ganz andere? Das warst doch nicht du?"

„Aber Sie wissen doch," meinte die Adelgunde lächelnd, „daß ich es war."

Fräulein Elvira griff ihr ins Haar: „Wenn du mich jetzt noch ‚Sie' nennst, straf' ich dich, straf' ich dich!" Dann, als die Lippen der Adelgunde sich schmerzlich verzogen, küßte sie sie von neuem. Sie schob ihren Mund an deren Ohr: „Merkst du's denn noch immer nicht, weißt du's denn jetzt noch nicht, daß wir zusammengehören? Daß du mein Kind bist, mein großes, schönes, einfältiges Kind?"

Laut auflachend unterbrach sie sich und wickelte sich in den Arm der Adelgunde: „Ach du — mein Kind! Was sagst du dazu, du meine Riesin, meine Statue, was sagst du dazu?"

Dann aber mit der Energie, mit der sie die andere zu leiten gewöhnt war, schob sie sie zu einem Sessel, rückte für sich einen

zweiten heran, im nächſten Augenblick ſaßen ſie beide, Schulter an Schulter.

„Jetzt ſag' einmal," hub Fräulein Elvira nach einiger Zeit an, indem ſie ſich zu ruhigerem Sprechen zu zwingen verſuchte, „iſt es hier ſchön?"

Die Adelgunde blickte umher — ja — hier war es ſchön.

Fräulein Elvira legte ihre Hand auf die ihrige: „Iſt es hier gut? Fühlſt du dich jetzt wohl hier?"

Die Adelgunde zögerte einen Augenblick. Dann beugte ſie das Haupt und drückte ihr Geſicht an das Geſicht des Mädchens, hinter deſſen Ohr, als wenn ſie Zuflucht bei ihr ſuchte.

„So lange du bei mir biſt — ja," ſagte ſie. Sie ſagte es ganz leiſe, kaum vernehmbar. Ihr Ton, ihre Gebärde — alles war wirklich wie das Gebaren eines Kindes.

Fräulein Elvira ſtreichelte ihr die Hand.

„Fürchteſt du dich jetzt noch?"

Die Adelgunde verharrte in ihrer Stellung.

„Jetzt noch nicht," hauchte ſie.

„Jetzt — noch nicht?" fragte die andere.

„So lange wir noch allein ſind," fügte die Adelgunde hinzu.

„Soll das heißen — du wirſt dich fürchten, wenn — er da ſein wird?"

Keine Antwort erfolgte. Mit beiden Armen ſchlang ſich die Adelgunde um das Mädchen. Als wenn ein elektriſcher Strom in ſie eindränge, fühlte Fräulein Elvira, wie ihr ſchmächtiger Körper das Zittern aufnahm, das von dem großen, an ſie gepreßten Leibe ausging.

„Aber du Kind," ſagte ſie, und die Ruhe, mit der ſie ſprach, klang ſonderbar altklug, „ich habe dir doch geſagt, daß du keine Urſache zum Fürchten haſt. Haſt du vergeſſen, was ich dir geſagt habe? Du mußt dir ein bißchen Mühe geben, daß du's verſtehſt: daß es Menſchen gibt, die nicht leben können, wenn ſie keine Schönheit vor Augen haben? Und daß der Baron ſolch einer iſt." Nachdenklich richtete die Adelgunde das Haupt auf.

„Ja, ja — ich entſinne mich, ſo etwas haſt du neulich geſagt — daß er mich — immer nur anſehen wollte — nicht?"

„Nun freilich," erwiderte Fräulein Elvira. „Weiter will er ja nichts. Iſt denn das nun für dich ein Schaden? Eine Gefahr? Brauchſt du dich zu fürchten davor?"

Die Adelgunde schwieg. Ihre stummen Augen richteten sich auf das Mädchen. Wie es gestern dem Herrn Kruschanski ergangen war, so erging es jetzt Fräulein Elvira: sie fühlte die merkwürdige, fragende Gewalt dieser Augen. So unbehilflich, so untergeordnet war die Adelgunde, wenn sie sprach — so überlegen, beinah gewaltig, wenn sie schweigend blickte. Als wenn es keine noch so verborgenen Tiefen gäbe, die ihre Augen nicht durchdrangen, so wirkte ihr Blick. Herr Kruschanski war rot geworden unter dem Blick, denn bei ihm saß ein schlechtes Gewissen da drunten in der Tiefe — Fräulein Elvira hatte das nicht nötig; denn sie war wirklich gutgläubig. Die Erinnerung war ihr gekommen, wie sie da vorhin, die Hände im Schoße, gesessen und das Gefühl gehabt hatte, daß sie so Stunden und stundenlang würde sitzen können, einzig und allein damit beschäftigt, Schönheit zu atmen. So stellte sie sich in diesem Augenblick das Bild vor, wie der Baron Eberhard dort sitzen würde, die Adelgunde hier, und wie er Stunden und stundenlang nichts weiter tun würde, als ihren Anblick zu genießen. Darum sah sie mit erstaunten aber eigentlich verständnislosen Augen in die Augen der anderen: „Nun also, sprich doch, ist das etwas so Schreckliches? Braucht man sich davor zu fürchten?"

Die Adelgunde verharrte stumm wie bisher, die Augen noch immer auf die Fragerin gerichtet. In den Tiefen ihrer Augen, so tief, daß es sich eigentlich nur ahnen, nicht sehen ließ, erstand ein Lächeln — und dieses Lächeln war so klug, so merkwürdig klug.

Mit einer schweren Bewegung stand sie vom Sessel auf. Langsam hob sie beide Arme über das Haupt, so daß der ganze Leib sich in einer sehnend emporstrebenden Linie aufreckte. Mit einem langgezogenen „ach", das aus ihr herausseufzte wie Luft, die aus lange verschlossener Kammer strömt, begleitete sie die Bewegung.

Wenn sie es in Worte hätte übertragen sollen, dieses „ach", ob sie es gekonnt hätte? Ihr Gefühl aber wußte Bescheid, wußte, daß da ein Wesen auf sie einsprach und ihr wohlmeinende Ratschläge erteilte, das von ihrem, der Adelgunde eigentlichem Wesen keine Ahnung hatte. So viel klüger war dieses Mädchen als sie, so viel unterrichteter, in jedem Sinne gebildeter — und in einem Punkte so viel dümmer, unendlich viel dümmer als die dumme Adelgunde: denn diese hatte geliebt, mit allen Organen

liebte sie noch, und von der Liebe wußte jene nichts. Von dem elementaren Gespräch, das das Manngeschlecht mit dem Weibgeschlecht führt, hatte dieses in der dünnen Luft seiner Ästhetenphantasie dahinlebende, schier geschlechtlose Geschöpf noch keinen Laut vernommen.

Langsam, wie sie sie emporgehoben hatte, ließ die Adelgunde die Arme wieder sinken. Dann wendete sie sich, nahm Fräulein Elviras Kopf in beide Hände, und so, mit dem verborgenen Lächeln von vorhin, mit einem leisen, leisen Kopfschütteln stand sie vor ihr, blickte sie auf sie nieder. Ihr Kind hatte jene sie genannt — jetzt wie eine Mutter dem Kinde stand sie ihr gegenüber, wie die gereifte Frau vor dem unerfahrenen Mädchen.

Fräulein Elvira griff nach ihren Händen: „Warum siehst du mich so an? Was willst du sagen?"

Die Adelgunde warf das Haupt zurück: „Daß ich nur einen Gedanken habe und einen Wunsch — daß es erst ein halb Jahr weiter sein möchte."

Da war es — das alte Elend war wieder da. —

Fräulein Elvira zuckte zusammen, diesmal nicht nur mit dem Gesicht, sondern mit der ganzen Persönlichkeit.

„Heißt das — ein halb Jahr weiter — weil du meinst, da wirst du verheiratet sein mit — dem?"

Für gewöhnlich setzte sie ihre Worte so geregelt — jetzt kamen sie ungeordnet, wie taumelnd heraus. Ihre Stimme war bisher so liebenswürdig gewesen — jetzt klang sie heiser.

Die Adelgunde regte die Lippen. Ob sie etwas sagte, war nicht zu verstehen; was ihre Augen aber sprachen, das war deutlich: ja natürlich.

Fräulein Elvira konnte nicht gleich sprechen. Sie kroch vor Aufregung ganz in sich zusammen. Das war ein Rückfall. Sie hatte geglaubt, daß jene schon herüber gekommen wäre in ihre, in die neue Welt, nun erfuhr sie, daß sie mit beiden Füßen, mit allen Gedanken noch mitten drin stand in ihrer alten, häßlichen Welt.

„Aber sag' mir" — sie streckte die Hand nach der anderen aus — „du hast mir doch gesagt, daß es hier schön ist, daß es dir hier gefällt; und nun willst du doch wieder fort?"

Die Adelgunde verstand gar nicht — wer sagte denn, daß

sie fort wollte? Jetzt, das war ja abgemacht, wollte sie ja noch bleiben.

„Jetzt — jetzt —," wie verzweifelt sprang Fräulein Elvira auf. „Aber später willst du wieder zurück zu — zu denen!"

Sie durchmaß das Zimmer einmal, zweimal, dann blieb sie — prall — vor der Adelgunde stehen.

„Denkst du denn wirklich immer noch an — den Menschen?"

Die Adelgunde wurde wieder blaß bis in die Lippen, wie sie es neulich schon einmal geworden war. Antworten konnte sie nicht. Wie soll man auch auf solche Frage antworten? Wenn einem die ganze Seele an einem Menschen hängt und man gefragt wird, ob man immer noch an den Menschen denkt?

Das Mädchen stand vor ihr. Sie wollte sprechen, sie konnte nicht; der Atem war ihr versetzt. Sie stöhnte. Nicht auf ihrer Brust nur, auf ihrer Seele lag die Last, das furchtbare Bewußtsein, Schicksal eines Menschen zu sein, Schicksal sein zu müssen, etwas zu wissen, was der andere nicht weiß, etwas für ihn Schreckliches. Und doch mußte sie es ihr sagen, durfte nicht schweigen. Darf eine Mutter schweigend zusehen, wenn sie ihr Kind von giftigen Beeren naschen sieht, weil sie dem Kinde so gut gefallen? Durfte sie es schweigend geschehen lassen, daß das menschenblinde Geschöpf einem Manne in die Arme lief, dem sie ein Scheuel und Greuel war? Der sie zu verkaufen bereit war, wie man ein Stück Vieh verkauft?

„Siehst du" — sie hatte sich wieder mit beiden Armen um die Adelgunde geschlungen, ihren Kopf an deren Brust gedrückt, so daß er grade über der Stelle lag, wo in der mächtigen Brust das Herz schlug — „schon neulich hab' ich dich gefragt, ob du wirklich glaubst, daß der Mann dich lieb hat?"

„Ach nicht doch," unterbrach sie die andere, „bitte nicht doch; fang doch davon nicht wieder an. Du weißt ja nicht, wie weh das tut." Beinah flehend klang es, indem sie sprach.

Fräulein Elvira legte die Hand auf die Brust der Adelgunde, tastend, bis daß sie das Herz unter ihrer Hand pochen fühlte. Dann streichelte sie die Stelle mit ihrer Hand: „Das Ding da," sagte sie dumpf, indem sie gleichsam in die Brust der anderen hineinsprach, „das große, gute, törichte Ding — weißt du denn nicht, daß ich wirklich dein Bestes will?"

Statt der Hand hatte sie ihr jetzt den Mund auf die Brust

gepreßt — durch das zarte, ſeidene Gewand hindurch fühlte die Adelgunde ihre heißen Lippen. Sie ſchauerte: „Das weiß ich ja — das weiß ich ja“ — ſie beugte ſich zärtlich zu dem zärtlichen Geſchöpfe nieder — „aber das ändert doch nichts daran.“

Das Mädchen blickte auf: „Ändert nichts — woran?“

„Daß ich ihn doch nun einmal ſo — ſo liebe.“

Mit einem Ruck ſtemmte Fräulein Elvira ſich zurück: „Aber das iſt doch unwürdig!“

Kalt und grell kam es heraus. Sie trat einen Schritt zurück. Hart und ſpröde ſtand der Jungfernſtolz in ihr auf. Demütig, beinah ſchamvoll ſenkte die andere das Haupt.

Fräulein Elvira durchmaß wieder das Zimmer.

„Das iſt doch unwürdig“ — ohne ſie zu berühren ſtand ſie der Adelgunde wieder gegenüber — „wenn man jemandem nachläuft, der von einem nichts wiſſen will.“

Mit einem weichen, traurigen Blick ſah die Adelgunde ſie an: „So etwas — ſollteſt du aber doch nicht ſagen.“

„Ja, das muß ich dir ſagen“ — ſie ſtieß die Worte wie klingenden Stahl heraus — „denn es iſt ſo. Es iſt ſo. Ich — weiß es.“

In dem angſtvollen Geſicht der Adelgunde erſtand etwas wie ein totenblaſſes Lächeln: „Du — kennſt ihn doch aber gar nicht. Woher willſt du das wiſſen?“

„Aber ich weiß es!“

„Haſt du denn mit ihm geſprochen?“

„Nein — aber“ — Fräulein Elvira blickte an der Adelgunde vorbei — „vielleicht mit jemand anderem — der ihn kennt.“

Nach dieſen Worten wurde es ſtill — nicht in der Stube nur — es war, als wenn es in dem Weibe dort, der Adelgunde, ſtill wurde. Wie ein ſtummes, langſames Aufrecken ging es durch ihre Geſtalt. Wie es ſchon einmal geſchehen war, verwandelte ſich ihr Geſicht; weich, ſanft, traurig war es geweſen, jetzt rafften ſich die Züge und wurden ſtarr, beinah finſter. Dann, mit einer ganz merkwürdigen Gebärde erhob ſie das Haupt. Ihre Augen gingen im leeren Luftraum umher, als wenn ſie etwas ſuchten. Als wenn da etwas hin und her flöge, vielleicht ein Nachtfalter oder etwas ähnliches, und als ob ſie nach dem blickte — ſo ſah es aus.

Dann kamen ihre Augen zu der anderen herum: „Iſt das“

— auch ihre Stimme war nicht mehr die vorige — „ist das — eine Frau gewesen, die dir — das erzählt hat?“

Fräulein Elvira sah sie nicht an, sah auch nicht mehr an ihr vorbei; sie senkte den Blick.

Plötzlich fuhr sie zusammen — zwei Hände hatten sie an beiden Schultern gefaßt, mit einem furchtbaren Griff. Als wenn die Hände weiter wollten, nach ihrem Halse zu, sie zu packen, zu würgen, so fühlte es sich an. Voller Schrecken hob sie die Augen — über ihr war ein Gesicht — wessen Gesicht war das? Das der Adelgunde? Nie im Leben noch hatte sie solch ein düsteres, ungeheures Gesicht, nie im Leben noch einen solchen Glutstrom gesehen, wie er aus diesen Augen hervorbrach.

„Die Anna Klebschmann ist bei dir gewesen!“

Wie ein rollender Donner schmetterten die Worte auf sie herab.

Fräulein Elvira zitterte am ganzen Leibe: „Ich weiß nicht, wie sie heißt, sie hat's nicht gesagt. Ich habe sie ja auch nicht gerufen, von selbst ist sie gekommen. Ich bin nicht schuld — tu' mir nichts! Tu' mir nichts!“

Beide Hände hatte sie erhoben. Ihr Gesicht verzog sich zum Weinen. Als die Rasende den Angstschrei vernahm und das von der Furcht verzerrte Antlitz des Mädchens sah, war es, als wenn ein großer, gutartiger Hund, der einen Augenblick wild geworden, zur Besinnung gekommen wäre und den Menschen wiedererkannt hätte, dem er die Hände zu lecken gewohnt war.

Mit einem dumpfen Laut beugte die Adelgunde sich nieder. Plötzlich — sie wußte kaum wie ihr geschah — fühlte Fräulein Elvira sich emporgehoben: in den gewaltigen Armen hatte jene sie aufgenommen und nun ging sie, indem sie das Mädchen an sich gedrückt hielt, wie eine Amme das Kind, im Zimmer mit ihr auf und ab. Während des Gehens senkte sie das Gesicht auf das Gesicht der anderen, dazu murmelte sie halblaute Worte: „Hab' ich dir weh getan? Das wollte ich nicht. Das wollte ich nicht.“

Fräulein Elvira verhielt sich mäuschenstill, regte kein Glied. So ganz in der Gewalt der Riesin — eigentlich war es ja schauerlich — aber in den starken Armen, wie in einer Wiege getragen — eigentlich war es doch wonnevoll.

Nach einiger Zeit setzte die Adelgunde sie nieder. Ihre Brust atmete schwer. Sie sprach nicht. Fräulein Elvira zupfte

sich das Kleid zurecht, dann traf sie Anstalten, sich lautlos zu entfernen.

Die Adelgunde stand mitten im Zimmer: „Nun willst du gehen," sagte sie. Nicht wie eine Frage klang es, nur wie die klagende Bestätigung einer unabwendbaren Tatsache.

„Soll ich denn noch bleiben?" fragte das Mädchen leise.

„Ach — wenn du doch wolltest," erwiderte die andere. Wie unbewußt hatte sie die Rechte auf das Herz gedrückt, ihr linker Arm hing nieder, ihr Haupt war rücklings in den Nacken gesunken, tränenlos blickten die weitgeöffneten dunklen Augen empor.

Ohne Regung stand Fräulein Elvira und starrte sie an — ihr war zumute, als wenn sie die Hände falten müßte: in keinem Bildwerk des Altertums, keinem Kunstwerk der Neuzeit war ihr die Verkörperung des unermeßlichen Weh's so überwältigend entgegengetreten, wie in dieser Gestalt.

„Wenn du jetzt gehst," sprach die Adelgunde weiter, „mir ist — bald habe ich niemanden mehr in der ganzen weiten Welt."

Als das Mädchen das hörte, schlich sie auf den Fußspitzen zu ihr heran und küßte sie auf die Hand, die sie auf das Herz gedrückt hielt: „Wenn dir ein Gefallen damit geschieht," sagte sie flüsternd, „bleibe ich, solange du willst."

Wie von einem Krampf geschüttelt, warf sich die Adelgunde mit beiden Armen über sie: „Ach, du — wenn du wüßtest, wie mir ist! Wie mir ist!"

Die Stimme, mit der sie das sagte, klang wie erstickt, als wenn ihre Worte durch Tränen wateten. Und so war es: die Tränen standen ihr in der Brust, konnten nicht heraus, stauten sich in ihrer Kehle, wie ein dicker Strom, beinah wie ein Schlammstrom. Wasser, das man auf eine übermäßig erhitzte Platte schüttet, verdampft bekanntlich nicht, sondern rennt, zu Tropfen geballt, darauf umher — so kann es dem Menschen ergehen, wenn sein Inneres zu heiß im Schmerz wird: der Schmerz löst sich nicht mehr in Tränen auf, zu einem harten Körper geballt, tobt er wie eine Kugel in der Seele umher und drückt, und erdrückt, und zerdrückt.

So geschah es der Adelgunde. Nach dem gewaltsamen Ausbruch von vorhin wurde sie ganz matt. Sie sank auf den Stuhl.

„Weißt du was," sagte sie zu Fräulein Elvira, „ich will in die Küche gehen, Kaffee kochen. Wollen wir Kaffee trinken?"

Fräulein Elvira war einverstanden.

„Bleib du hier," sagte die Adelgunde, indem sie sich erhob, „drüben in der Küche und bei mir gefällt's dir ja doch nicht, das weiß ich. Ich bringe dir den Kaffee, wenn er fertig ist."

Alles was sie sagte kam mit einer so ruhigen Sicherheit heraus, als wenn es Weisungen wären, die sie erteilte. Fräulein Elvira blieb allein, während jene hinausging. Es bereitete sich eine Empfindung in ihr vor, als wenn die Rollen zwischen ihnen beiden sich tauschten: Führerin wurde jetzt die andere. Indem sie so für sich saß, dachte sie über das Wort nach, das die Adelgunde da eben gesprochen hatte: „bei mir drüben gefällt's dir ja doch nicht, das weiß ich." Daß es ihr drüben so gar nicht gefallen hatte, war ja wahr, aber nur schweigend hatte sie ihre Empfindung zum Ausdruck gelangen lassen. Und so richtig hatte jene ihr Schweigen verstanden. Was für feine Ohren besaß das Herz dieses Weibes! Wie empfindlich war die Seele, die in diesem massiven Leibe wohnte! Fräulein Elvira blickte nach der Tür, durch welche die Adelgunde hinausgegangen war — was sie vom ersten Augenblick an dunkel empfunden hatte, wußte sie jetzt, daß hier ein tragisches Menschengeschick vor ihr stand: Widerspruch zwischen äußerer Erscheinung und innerer Art.

Lange genug dauerte es, bis daß die Adelgunde zurückkehrte. Als sie aber wieder eintrat, verbreitete sich sogleich ein nervenbelebender Duft im Zimmer. Sie war eine Meisterin in der Zubereitung von Kaffee. Fräulein Elvira erfuhr es, indem sie jetzt davon genoß.

Mit beinah zärtlicher Aufmerksamkeit sah sie sich bedient. Auch einige Weißbrötchen hatte jene ihr mitgebracht.

„Iß," sagte sie mit tiefer, lullender Stimme, „es ist ja schon spät in der Nacht. Du kommst ja ganz von Kräften."

„Und du," erwiderte Fräulein Elvira, „issest denn du gar nichts?"

Sie hatte gesehen, wie die andere, ohne das Brot anzurühren, sich damit begnügte, das Getränk einzuschlürfen.

„Ach, weißt du," versetzte die Adelgunde, „was das Essen anbetrifft —"

Sie ſprach nicht zu Ende; es war auch nicht nötig; wer ſo ſeufzt, wie ſie zu dem Worte ſeufzte, dem wird eſſen zu einer Laſt, die er nicht mehr hebt.

Nachdem ſie zu Ende gekommen waren und die Adelgunde Taſſen und Geſchirr beiſeite geſchafft hatte, ſetzte ſie ſich, wie ſie vorhin geſeſſen hatte, Stuhl an Stuhl neben das Mädchen. Den rechten Arm legte ſie um ſie her.

„Sie hat dir nicht geſagt, wie ſie heißt?“ fragte ſie.

Fräulein Elvira merkte, wo ihre Gedanken feſtgenagelt waren.

Nein — ſie hatte ihren Namen nicht nennen wollen.

Nun mußte ſie der Adelgunde die Erſcheinung der Perſon beſchreiben. Während ſie es tat, ſaß jene, ohne ein Lebenszeichen von ſich zu geben. Als die Erzählerin ſchwieg, wußte ſie Beſcheid.

„Von ſelbſt iſt ſie gekommen? Was hat ſie gewollt?“

Das Kleid hatte ſie ſehen wollen, das Fräulein Elvira für die Adelgunde gemacht hatte.

„Wer hatte ihr denn davon erzählt?“

Fräulein Elvira verſtummte. Mit der Abſicht „vernünftig“ zu ihr zu ſprechen, war ſie hergekommen — jetzt hatte ſie plötzlich eine Vorſtellung, als ſäße das Weib da hilflos, nackt, gefeſſelt neben ihr, und als erhielte ſie den Auftrag, ihr Nadeln in den nackten Leib zu ſtoßen.

„Wer hatte ihr denn davon erzählt?“

Als wenn ſie aus einer Maſchine käme, wiederholte ſich die Frage.

Fräulein Elvira bohrte die Blicke in den Teppich zu ihren Füßen.

„Nun — der,“ ſagte ſie. Dann, wie in Verzweiflung, warf ſie den Kopf empor: „Deiner!“

Sie hatte das Wort kaum herausgebracht, als ſie ſchon mit einem „ach Gott, ach Gott“ zu der anderen herumfuhr. So ſchrecklich war die andere bei dem Worte zuſammengezuckt, ſo bis in Mark und Bein hatte Fräulein Elvira gefühlt, wie weh ſie ihr getan hatte.

Ein tiefes, beinah ſchnaubendes Atmen, das war der einzige Laut, der von der Adelgunde vernehmbar wurde. Und das dauerte lange — lange.

„Und ſie — hat dir geſagt —“ ihre Worte fielen ihr wie Scherben vom Munde — „er will von mir nichts wiſſen?“

Fräulein Elvira hielt es kaum mehr aus. „Ach, frag' mich doch nicht mehr," sagte sie flehend.

Jetzt aber fühlte sie, wie der Arm, der sie umfaßt hielt, der mächtige, sie fester packte, beinah wie eine Riesenschlange, die langsam anzieht.

„Sag' alles, was sie gesagt hat. Jedes Wort, das sie gesagt hat."

Eine Drohung war in der Stimme, eine noch ferne, die aber mit jeder Silbe näher kam, drohender wurde, furchtbarer wurde —

In dem Mädchen stieg die Angst wieder auf: hier in der Einsamkeit — so allein mit ihr —

„Sie — hat gesagt — du wärest ihm —" plötzlich drückte sie das Gesicht an die Brust der anderen, als wenn sie sich verstecken wollte — „laß es doch sein! Laß es doch sein!"

Die Adelgunde saß, wie Eisen und Stein: „Ich wäre ihm —?"

„Es ist ja eine so gemeine Person —"

„Ich wäre ihm — was?" Die Ungeduld schwoll in den Worten; die Rechte, mit der sie das Mädchen hielt, preßte fester, erstickender. Das Mädchen wand sich unter dem Griff: „Du wärst ihm ein Greuel, hat sie gesagt!" Fast atemlos schrie sie es heraus.

Keine Erwiderung erfolgte, kein Laut. Mit weit offenen Augen blickte die Adelgunde vor sich hin.

„Weiter hat sie nichts gesagt?"

„Nein," stammelte Fräulein Elvira.

Mit einem Ruck fuhr das Haupt der Adelgunde herum. Ihrem stammelnden „nein" hatte sie angehört, daß sie log.

„Sie hat dir noch etwas gesagt. Was hat sie dir noch gesagt?"

Wieder fühlte Fräulein Elvira die Hände an ihren Schultern. Wieder sah sie über sich das Gesicht. Sie rutschte vom Stuhl auf den Fußboden, der anderen zu Füßen: „Das sag' ich dir nicht! Das sag' ich dir nicht!"

Es war nicht mehr aus Mitleid, daß sie es nicht sagen wollte, nicht, weil es sie erbarmte, der anderen das gräßliche Wort ins Herz zu stoßen, sondern aus Furcht. Aus Furcht vor dem Weibe, zu dem sie nicht aufzublicken wagte, weil sie

inſtinktiv fühlte, daß es in dieſem Augenblick keine Geſetze mehr für das Weib gab.

„Wenn jemand ſolche Gemeinheiten ſagt," jammerte ſie, „dann mußt du nicht von mir verlangen, daß ich ſie wiederſage. Damit machſt du mich auch gemein."

In ihrer Verwirrung war ſie ſich wohl ſelbſt nicht bewußt, wie jedes ihrer Worte den Brand in der anderen heißer anfachen, ihr Verlangen ſtacheln mußte, zu wiſſen, was die Perſon über ſie geäußert hatte.

„Das, was ſie geſagt hat, und was du mir wieder ſagſt, das weiß ich zu unterſcheiden, das macht dich nicht gemein und du für deine Perſon brauchſt dich deshalb nicht vor mir zu fürchten —" es war eine völlig verwandelte, eiſern harte, eiſig ruhige Stimme, die da ſprach. Fräulein Elvira blickte unwillkürlich auf — kam die von der Adelgunde? Wirklich. Sie, die nicht drei Worte hintereinander zu ſetzen vermochte, ſprach plötzlich wie ein gebildeter Menſch. So ſonderbar es klingen mag — dieſe Verwandlung war für Fräulein Elvira die allerunheimlichſte. Stumm blickte ſie die Sprecherin an.

„Aber ſagen mußt du's —" unerbittlich ging die Stimme der Sprecherin weiter.

Fräulein Elvira konnte ſich noch immer nicht entſchließen. Lautlos kauerte ſie am Boden.

Plötzlich ſtand die andere auf. Ohne ein Wort von ſich zu geben, ging ſie an die beiden Türen, die das Zimmer beſaß, riegelte ſie ab, behielt die Schlüſſel in der Hand, und ſtumm, wie ſie das beſorgt hatte, blieb ſie, an die Salontür gelehnt, ſtehen.

Das Mädchen hatte ihr zugeſehen.

„Du — ſperrſt mich ein?" fragte ſie.

„Nur bis du's geſagt haſt," erwiderte die Adelgunde.

Zögernd erhob ſich Fräulein Elvira. Die Gewalt war über ihr, die alles zwingt: ein Wille. Zögernd tat ſie einen Schritt, und noch einen. So ſchwer war ihr ums Herz, ſo ſchwer — wie ſie daſtand, die Adelgunde! Die Hände, nach ihrer Gewohnheit, im Schoße, die Geſtalt leiſe hintenüber gebogen, die Augen ſtarr in der Luft, nicht mehr ſuchend, wie vorhin, als ſie das Unbekannte, den Nachtfalter in der Luft geſucht hatte, nur noch wartend. Wartend, wie eine Märtyrin am Pfahl, die den Henker heranſchreiten ſieht, und das Werkzeug in ſeiner Hand

sieht, das ihr den gräßlichen Schmerz zufügen wird, und die nicht davonläuft, obschon sie es könnte, weil sie ihn erwarten will, weil sie aushalten will, die Todesqual und den Tod ertragen will.

Einen Schritt von ihr entfernt blieb Fräulein Elvira stehen. Das Herz quoll ihr empor, sie fing an zu weinen, und während ihr die Tränen herabliefen, ging ihr, schier ohne ihr Wollen, wie mechanisch der Mund auf. Mit tonloser Stimme hub sie an zu sprechen, beinah wie ein Plärren hörte es sich an: „Sie hat gesagt — er will dich nur heiraten, weil er dein Geld haben will. Sie hat gesagt — wenn einer dich ihm abkaufen will, er gibt dich hin und verkauft dich."

Das letzte Wort bebte noch auf ihren Lippen, als sie mit einem Schrei, beide Hände abwehrend ausgestreckt, zurückflog, bis in den äußersten Winkel der Stube. Die Adelgunde hatte einen Schritt getan, und das hatte ausgesehen, als wenn sie einen Sprung nach ihr machen wollte. Jetzt stand sie mitten im Raum: „Wo wohnt sie?"

Es war kein Sprechen, es war ein Schrei. Es war auch kein Schrei, es war ein brüllender Laut.

Sie tat einen Schritt auf die Ecke zu, wo das Mädchen zusammengedrückt stand.

„Ich weiß es nicht," schrie Fräulein Elvira, „sie hat es mir nicht gesagt."

Die Adelgunde war stehen geblieben: „Schwöre das."

„Ja — das kann ich beschwören."

Wieder war, eine zehntel Sekunde lang, ein Stocken in ihrer Antwort gewesen, wieder mit dem zehnfach geschärften Gehör des Mißtrauens hatte die andere es gehört.

„Aber irgend etwas hat sie dir gesagt! Du weißt, wie man sie findet."

Wie in einem eisernen Netz fühlte sich das Mädchen gefangen. Ihre eingeschnürte Kehle gab keinen Laut her.

Mit einer gebieterischen Bewegung reckte die Adelgunde die Hand aus: „Nein — daß du mit solch einer gemeinsame Sache machst, das wirst du doch nicht tun."

Gebieterisch wie die Bewegung ihrer Hand waren auch ihre Worte; zwingend, jeden Widerstand beiseite schiebend.

„Du ahnst ja gar nicht, was für eine das ist."

Fräulein Elvira fühlte, daß sie mit Widerstand und Kräften zu Ende war. Ein bittender Blick ging nach dem Sessel. Im nächsten Augenblick saßen sie beide wieder Schulter an Schulter. Nun erzählte sie der anderen, wie jene ihre Anweisung gegeben hatte, sie durch die Zeitung zu rufen. Als sie erwähnte, daß sie unter den Buchstaben B. L. in die Zeitung einrücken sollte, horchte die Adelgunde auf: „B. L.?"

„Ja — anfänglich hatte sie zwei andere Buchstaben haben wollen, die sie dann erst änderte; anfänglich A. K."

„Aha" — es war kein ausgesprochener Laut, kaum eine Regung der Lippen. Eigentlich hatte nur das Gesicht gesprochen — dieses Gesicht. Fräulein Elvira blickte von der Seite zu ihr auf: die Adelgunde hatte das Haupt erhoben, so wie vorhin, als sie suchend mit den Augen umherblickte. So gespannt wie in jenem Augenblick waren ihre Züge auch jetzt, aber noch gespannter. Wie das Gesicht eines großen wilden Tieres, so sah das Antlitz aus, einer Löwin, die eine Witterung aufnimmt, die Witterung einer Beute.

Eine lastende, eine tödliche Stille trat ein. Hier wurde in einer Menschenseele ein Gedanke geboren, über den man nicht sprechen, dessen Gang man nicht nachsehen darf. Wie von einer dumpfen Beängstigung getrieben, langte Fräulein Elvira stumm nach der Hand der anderen. Die leise Berührung brach den Bann, der auf der Adelgunde lag, sie seufzte auf. Sie sah sich nicht um, aber die furchtbare Spannung ihrer Züge strengte sich ab.

„Und morgen kommt der Baron," sagte sie, wie in einem Selbstgespräch, heiseren Tones vor sich hin.

Was sollte Fräulein Elvira darauf erwidern? Sie schwieg.

Nun wandte sich die Adelgunde zu ihr, umfing sie langsam mit beiden Armen, so sanft, so leise, so liebevoll, als fürchtete sie, dem dürftigen Körper weh zu tun. Dabei blickte sie auf sie nieder — als Fräulein Elvira jetzt ihr Gesicht sah, konnte sie sich nicht mehr halten: „Wie wunderbar du jetzt wieder aussiehst," lispelte sie in staunender Bewunderung.

Und sie hatte recht: ein Leuchten war in dem Antlitz des Weibes, ein geheimnisvolles. Wie ein vom Sonnenuntergang beleuchteter Berggipfel — nicht anders erschien es dem Mädchen.

„Nur daß ich dir sagen wollte" — die Stimme der Adel-

gunde ging wie ein Strom über die andere hin — „daß du dich meiner nicht zu schämen brauchst. Ich bin nur eine Magd, das weiß ich. Aber ich bin ein reines Weib."

Dann, als sie bemerkte, daß das Mädchen mit verständnislosen Augen an ihr hing, beugte sie sich tiefer, küßte sie auf die Augen, den Mund, und auf ihrem Munde ließ sie die Lippen ruhen, lange, als wenn ihre ganze Seele in jene hinüberströmen sollte, als wenn sie ihre vom Leben zerquälte, von den Menschen mißhandelte Seele niederlegen wollte wie ein Vermächtnis in der Seele des Mädchens.

Endlich, als sie hörte, wie Fräulein Elvira schwer und schwerer unter ihrem erstickenden Kusse zu atmen begann, ließ sie sie aus den Armen, stand auf, ging an beide Türen und riegelte sie wieder auf.

„Du bist nun frei wieder," sagte sie, „wenn du willst, so kannst du gehen. Aber es ist schon so spät in der Nacht. Wenn du die Nacht da auf dem Bette schlafen willst" — sie deutete nach Eberhards Lagerstätte — „dir geschieht kein Leid, das kannst du mir glauben."

Sie lächelte, indem sie das sagte, und es war ein ergreifender Ausdruck in ihrem Lächeln. Fräulein Elvira war wirklich todmüde. Sie sagte nicht ja, sie sagte nicht nein. Wie zerknickt saß sie in ihrem Sessel. Plötzlich, mit lautlosem Schritt war die Adelgunde zu ihr heran. Gleich darauf fühlte sie sich wieder emporgehoben, in den Armen der anderen, wie ein Kind. Die Adelgunde trug sie zu dem Bette, legte sie darauf nieder, wickelte sie in die Decken, zärtlich wie eine Mutter.

„Willst du dich ausziehen?"

Nein — sie wollte in den Kleidern bleiben. Nur die Schuhe waren ihr lästig. Wie eine Magd kniete die Adelgunde nieder und knöpfte ihr die Schuhe von den Füßen. Als sie sie ihr ausgezogen hatte, nahm sie die kleinen, scharfen Füße in ihre Hände und küßte sie: „Einmal hast du meinen geküßt, jetzt küsse ich deine."

Dann beugte sie sich über das ruhende Mädchen, wickelte sie noch einmal, noch wärmer in die Decken: „Denn du bist gut zu mir gewesen," sagte sie mit tiefer, klangvoller Stimme, „und ich habe dich lieb gehabt."

Fräulein Elvira, die schon halb im Entschlummern war, hob noch einmal das Gesicht — das hatte so seltsam geklungen —

als wenn ſie von einer Vergangenen ſpräche, ſo ſprach ſie von ſich.

„Was — meinſt du denn — damit?“ fragte ſie ſchlaftrunken.

„Nichts was dich zu beunruhigen braucht,“ entgegnete die andere. „Du ſollſt jetzt ſchlafen, und ich gehe in mein Zimmer und ſchlafe auch.“

Dann löſchte ſie die Lichter auf den Kandelabern und an den Wandleuchtern; tiefe Dunkelheit trat ein. In der Dunkelheit klappte leiſe eine Tür — ſie hatte das Zimmer verlaſſen.

Erſchöpft von allem was ſie erlebt hatte, ſchlief Fräulein Elvira ſogleich ein. — Bleiernen, ſchweren Schlaf. Darum hörte ſie nicht, wie tief in der Nacht draußen noch einmal Schritte über den Flur huſchten und die Glastür am Eingang erklang. Die Adelgunde war es, die in ſpäter Nacht noch einmal das Haus verließ.

Die Adelgunde hatte ſich nicht ſchlafen gelegt. In ihrem Zimmer angelangt, hatte ſie ſich an den Tiſch geſetzt und einen Brief geſchrieben an den Franz Kruſchanski, und dieſer Brief lautete ſo:

„Die Anna Klebſchmann hat geſagt, Du hätteſt geſagt, ich bin Dir ein Greuel.

Die Anna Klebſchmann hat geſagt, Du wollteſt mich nur heiraten, weil Du mein Geld haben willſt.

Die Anna Klebſchmann hat geſagt, wenn einer käme und Dir Geld böte, daß er mich von Dir kaufte, Du gibſt mich hin und verkaufſt mich.

Die Anna Klebſchmann iſt eine Meineidige und Lügnerin, darum iſt alles gewiß nicht wahr, was ſie geſagt hat. Aber weil ich weiß, daß Du zu ihr gegangen biſt, gleich geſtern, als Du eben bei mir geweſen warſt, darum bin ich in ſo großer Angſt.

Darum bitte ich Dich, daß Du morgen zu mir kommſt, oder wenn Du nicht kommen kannſt, ſo ſchreibe mir gleich, ob das alles wahr iſt, was die Anna Klebſchmann geſagt hat.

Denn wenn Du das nicht tuſt, ſo geht zugrunde Deine Dich liebende tief betrübte

Adelgunde.“

Rasch, ohne abzusetzen, so rasch ihre unbehilfliche Feder vom Fleck kam, hatte sie das geschrieben.

Als sie den Brief jedoch falten und in den Umschlag stecken sollte, konnte sie nicht weiter. Es war ihr zumute, als ginge es um Leben oder Tod. Die Frage, die sie da hinausschicken wollte, brachte die Entscheidung. Denn wenn er morgen nicht kam, wenn er auch keine Antwort schrieb, dann war das ein Zeichen, daß er nicht sagen konnte „das Mädchen hat gelogen." Dann war es die Wahrheit, was jene gesagt hatte. Dann liebte er sie nicht, hatte sie überhaupt nie geliebt. Dann würde sie nie seine Frau werden. Die Zukunft, die sie sich ausgemalt hatte, wie sie an seiner Seite leben würde, als seine treue, sorgende, liebende Gattin, das war dann alles Traum gewesen und Schaum. Das Leben, das sie einstmals geführt, bei ihren guten, alten, stillen Pastorsleuten, ihr friedliches Leben, das hatte sie dann hingegeben für nichts, eingetauscht für das, was nun kam, daß ein vornehmer Herr sie zu seiner — Dirne machte, weil sie nur eine arme, unterwürfige Magd war und er das Gelüsten fühlte nach ihrem Leibe. Wer half ihr dagegen? Wer schützte sie nun? Wer rettete sie? Da der einzige sie verließ, bei dem sie Hilfe gesucht hatte?

Auf den Briefbogen, den sie eben beschrieben hatte, legte sie beide Arme, auf die Arme das Haupt, und wer das Stöhnen gehört hätte, das aus ihrer Brust drang, der würde die anklagende Stimme der großen Menschennatur vernommen haben, die an dem zerbrach, was man den „gemeinen Menschen" nennt. Denn eine Ahnung war in ihr, daß er nicht kommen, auch nicht schreiben würde. Alle Schleier der Selbsttäuschung zerrissen plötzlich vor ihren Augen: wie eigentlich nur immer sie ihn geküßt hatte und er niemals sie, wie sie immer hingebend und er eigentlich immer unwirsch und unfreundlich gewesen war, wie er für alles, was sie ihm gegeben, kaum Danke! gesagt hatte — alles stand plötzlich vor ihren Augen, alles verständlich gemacht und erklärt durch das eine gräßliche Wort, daß sie ihm ein Greuel war. Während sie an ihm hing mit allen Organen Leibes und der Seele, während sie geglaubt hatte, sie wäre seine Braut — ihm nur ein Greuel! Nun mußte es denn sein. Sie richtete sich auf. Entscheidung mußte sein. Gleich morgen früh mußte er den Brief in Händen haben, damit er nicht sagen konnte, ich habe ihn zu spät erhalten. Dazu war es nötig, daß er noch

jetzt, in der Nacht, in den Kaſten gelangte. Alſo faltete ſie nun den Bogen, ſteckte ihn in den Umſchlag, ſchrieb die Adreſſe darauf. Dann, um keine Zeit zu verlieren, ohne ihren gewöhnlichen Anzug anzutun, nahm ſie den Mantel über das ſeidene Gewand. Nur Stiefel zog ſie an die Füße, denn in den Sandalen und ſeidenen Strümpfen konnte ſie nicht auf die Straße gehen. Und nun, in der tiefen dunklen Nacht, huſchte ſie über den Flur, die Treppe hinunter und aus dem Hauſe. Der nächſte Briefkaſten war nicht weit vom Hauſe, der Weg nicht lang. Als ſie die Klappe des Briefkaſtens geöffnet hatte, ſtand ſie noch einen Augenblick — Leben oder Tod — dann ſtieß ſie den Brief hinein und die Klappe fiel herab.

Wenige Minuten ſpäter war ſie wieder zurück in ihrem Zimmer. An der Tür des ſchwarzen Kabinetts, wo das Mädchen ſchlief, hatte ſie gelauſcht — nichts hatte ſich geregt. Haſtig, ohne Laut, entkleidete ſie ſich, legte ſich ins Bett und wickelte ſich tief in die Decken, denn ihr war kalt — ihr war kalt.

Am nächſten Morgen, als Fräulein Elvira erwachte, war das erſte, was ihre Sinne traf, der belebende Duft von geſtern abend. Und richtig, dort auf dem runden Tiſche ſtand ſchon wieder die Kanne und der Kaffee dampfte in wohlriechendem Gewölk daraus hervor. Während ſie noch ſchlief, mußte die Adelgunde hier geweſen ſein. Jetzt war ſie wieder hinaus, aber die Tür zum nebenanliegenden Salon ſtand offen.

Unter Vermeidung jeglichen Geräuſches erhob ſich Fräulein Elvira und ebenſo geräuſchlos ſchlüpfte ſie an die Tür.

Im Salon, mit dem Rücken nach dem ſchwarzen Kabinett, ſtand die Adelgunde, regungslos, die Augen ſtarren Blicks auf die nackte Göttin gerichtet, die ſich in der Ecke des Salons erhob.

Nachdem ſie ihr lange ſchweigend zugeſehen, gab Fräulein Elvira einen leiſen Ton von ſich. Ohne zu erſchrecken, ohne ſich auch nur zu verwundern, drehte ſich die andere zu ihr um, dann winkte ſie ſie heran. „Kannſt du mit ihr ſprechen? Verſtehſt du, was ſie ſagen will?“

Sie hatte mit gedämpfter Stimme gefragt, als wenn ſie glaubte, daß die Geſtalt ihre Worte hören könnte und als wenn ſie das verhindern wollte.

Fräulein Elvira ſah ſie von der Seite an — ſie wußte nicht recht, ob ſie ſcherzte. An ihren ernſthaften Augen, die

traumverloren auf dem Bildwerk ruhten, erkannte sie indessen, daß ihr Spaß völlig fern lag.

„Wie meinst du denn" — erwiderte sie etwas zaghaft — „ob ich verstehe —? Seit wann sollen denn Statuen sprechen können?"

Die Adelgunde wiegte leise, wie zweifelnd, das Haupt: „Weiß man denn aber auch, was sie früher einmal gewesen ist?"

Nach dieser sonderbaren Äußerung hielt sie inne, dann fuhr sie fort: „Ich kann mir doch nur denken, es ist einer über sie gekommen, der wunderbare Dinge verstanden hat, so eine Art Zauberer, weißt du" — sie beugte sich flüsternd zu dem Mädchen — „denn so etwas gibt's, das kannst du glauben."

Sie richtete das Haupt wieder auf und ein sonderbares Lächeln ging über ihre Züge: „Vor dessen Augen hat sie dann auch zuerst so stehen müssen, in einem schönen Seidenkleid, und er hat gesagt, ich will dich nur ansehen, weiter nichts. Alsdann aber ist ihm das nicht genug gewesen und er hat gesagt, nun mußt du auch das Seidenkleid abtun. Und weil sie das nicht gewollt hat, ist er über sie gekommen mit seiner Macht. Da ist sie dann schwach geworden, und er hat sie gebannt, daß sie kein Glied mehr hat rühren können. Da hat er alsdann mit ihr gemacht, was er wollte. Bis daß sie so vor ihm gestanden hat, wie jetzt. Und so muß sie nun stehen, wer weiß, wie lange, vielleicht für immer, vielleicht auch nur, solange er lebt, denn wenn er stirbt, denk' ich, ist auch sein Zauber vorbei."

Ohne eine Bewegung, mit starren Zügen, beinah wie eine Schlafwandlerin hatte sie die seltsamen Dinge vor sich hingesprochen, mit langsamer, leiser Stimme, aber jedes Wort so schwer betonend, daß alles vernehmbar blieb, was sie sagte. Fräulein Elvira fühlte, wie ein fröstelnder Schauer ihr im Rückenmark emporkroch: „Das sind doch alles Einbildungen," sagte sie, „wie kommst du denn nur auf solche seltsame Gedanken?"

Die Adelgunde aber schien gar nicht gehört zu haben, was die andere erwiderte. Sie ließ die Augen nicht von der Gestalt: „Nur eines verstehe ich nicht," fuhr sie fort, „warum sie dann immerfort lächelt."

Plötzlich verzog sich ihr Gesicht wieder, wurde starr und wild wie gestern, und wie gestern brach ein Glutstrom aus ihren

Augen: „Denn wie man zu ſo etwas lächeln kann, das begreife ich doch nicht!“

Fräulein Elvira faßte ſie an beiden Händen: „Komm doch zu dir. Komm doch zu dir.“

Wieder ſah es aus, als ſprengte ihre Berührung den Bann, der die Adelgunde gefangen hielt. Sie atmete tief auf und wandte ſich zu dem Mädchen: „Haſt du ſchon gefrühſtückt?“ Ihre Stimme ward wieder teilnahmsvoll und ſanft wie gewöhnlich.

Nein — ſie hatte noch nicht gefrühſtückt.

„Alſo komm.“ Den Arm um ſie geſchlungen, führte die Adelgunde ſie in das anſtoßende Gemach. Am runden Tiſche ſetzten beide ſich nieder. Aufmerkſam, beinah zärtlich bediente ſie das Mädchen, ſchenkte ihr Kaffee ein, beſtrich ihr die Weißbrötchen mit Butter. Offenbar war ſie bereits in früheſter Morgenſtunde beim Bäcker geweſen; die Brötchen waren ganz friſch.

„Und du?“ fragte Fräulein Elvira. „Haſt du ſchon gefrühſtückt?“

„Ja, ja —“ ſie hatte ſchon gefrühſtückt.

Am Tiſche ſaß ſie ihr gegenüber: „Jetzt habe ich wieder das häßliche Kleid an,“ ſagte ſie mit einem ſchier demütigen Ausdruck im Geſicht, „du mußt es entſchuldigen.“

„Aber heut nachmittag,“ meinte Fräulein Elvira, „darf ich doch kommen, dich anziehen?“

„Ja gewiß.“ Dann richtete ſie das Haupt auf und blickte in die Luft: „Wirſt du mich ſchön machen, heut nachmittag?“

„Das will ich doch meinen,“ erwiderte Fräulein Elvira, indem ſie in ihre Taſſe kicherte, „ſchöner als je.“

Die Adelgunde nickte, wie beſtätigend, mit dem Kopfe.

„Das muß auch ſein,“ ſagte ſie, „das muß auch ſein.“

Es hörte ſich an, als läge ein beſonderer Sinn in ihren Worten. Fragend blickte die andere zu ihr hinüber.

Mit einem Ruck ſtand die Adelgunde vom Stuhle auf: „Dann werde ich mit einemmal wiſſen, was er will!“

Jäh, wie die Bewegung, mit der ſie aufgeſtanden war, brach das Wort aus ihr hervor. Fräulein Elvira erhob ſich gleichfalls. Gern hätte ſie etwas Beſchwichtigendes geſagt, aber die Stimme verſagte ihr. Der Gedankengang, der ſich in der anderen entwickelt hatte, war zu einem ſo feſten Gefüge geworden,

daß sich mit wohlmeinenden Einwendungen nicht mehr daran rütteln ließ. Das fühlte sie.

„Also — auf Wiedersehen heut nachmittag?" sagte sie.

Mit beiden Armen drückte die Adelgunde sie an sich: „Auf Wiedersehen."

Sie küßte das Mädchen, mit der verzehrenden Gewalt, mit der sie zu küssen vermochte.

„Und du bleibst nun zu Haus?" fragte Fräulein Elvira noch einmal von der Tür zurück.

Mitten im Zimmer, das Haupt im Nacken, ohne nach ihr umzublicken, stand die Adelgunde: „Ich bleibe —," ihre Stimme klang heiser — „und warte."

Wieder wollte es dem Mädchen scheinen, als läge in dem „ich warte" ein besonderer Sinn — aber jedes Wort, das jene heut früh gesprochen, war ja ein Rätsel gewesen. Darum verzichtete sie darauf, nach einer Deutung zu suchen, und ging.

Und also blieb die Adelgunde — und wartete.

Schon einmal hatte sie das getan — heut war es etwas anderes: nicht auf den Mann nur, heut wartete sie auf das Schicksal. Das Schicksal sollte ihr Antwort geben auf eine Frage — und die hieß „leben — oder nicht mehr leben". Der eiserne Mensch war in ihr aufgestanden und hatte die Frage gestellt — wenn der seine Stimme erhob, dann drang keines anderen Wort mehr an ihr Ohr, dann schwiegen alle Stimmen in ihrem Innern. Also wartete sie, obschon es gar kein wirkliches Erwarten mehr, sondern nur noch ein pflichtmäßiges Ausharren war. Denn in Wahrheit hatte sie ja nicht einen Augenblick mehr gedacht, daß er kommen, daß er auch nur schreiben würde.

Aber ein ordnungsliebender Mensch bringt sein Haus in Ordnung, bevor er es verläßt, um auf die Reise zu gehen.

Und so gingen nun die Stunden hin, eine nach der anderen, eine leer wie die andere. Kein Franz Kruschanski kam, kein Briefträger kam, der einen Brief von ihm gebracht hätte. Regungslos, wie eine gelähmte Zunge, hing die Türklingel. Kein Laut des Lebens drang aus der Welt da draußen in die einsame, schweigende Wohnung. Und wie sich diese, in dumpfer Stille versinkend, vom Leben abschloß, so erging es auch dem Weibe, das sich einsam durch die einsamen Räume bewegte.

Nun schon seit Stunden hatte er ihren Brief in Händen,

den Verzweiflungsſchrei ihres brechenden Herzens, und er kam nicht, er ſprach nicht, er ſchrieb nicht. Er ſagte nicht „es iſt nicht wahr", er konnte es nicht ſagen, und alſo war es wahr, was jene geſagt hatte — die Meineidige! Die Meineidige — alles was von Lebensgefühl ſich in ihr noch regte, war der Haß gegen das Mädchen, der furchtbare, ihr ganzes Innere durchfreſſende Haß. Denn im übrigen fühlte ſie, wie ſie langſam ſtarb. Wie man es als die Wirkung gewiſſer Gifte beſchreibt, daß ſie den menſchlichen Körper von unten herauf fühllos machen und lähmen, bis daß die Lähmung das Herz erreicht, ſo war ihr, als ob ſie langſam, von den Füßen herauf zu Stein würde. Mit jeder Stunde, die in vergeblichem Warten dahinging, ein zollbreites Wachſen des Steins — mit jedem Wachſen des Steins ein Zunehmen der Kälte in ihrer Seele, der Gleichgültigkeit gegen alles, gegen ſich ſelbſt.

Die Mittagszeit kam, in der ſie hätte eſſen ſollen — ſie ließ ſie vorübergehen, ohne an eſſen zu denken. Nur Waſſer trank ſie, Waſſer den ganzen Tag, weil ihr die Kehle vertrocknete, als würde ſie nicht mehr Atem holen können. Ihre Handarbeit lag auf dem Tiſch — ſie rührte ſie nicht an. Sie, die nicht fünf Minuten lang hatte müßig ſitzen können, ging müßig den ganzen Tag. Aus einem Zimmer ging ſie in das andere, und aus dieſem in jenes zurück. Immer ruhelos. Bald gehend, dann wieder ſitzend, wieder aufſtehend dann, an das Fenſter tretend, die Stirn an die Scheiben gedrückt hinausblickend — hinausblickend — obſchon ſie wußte, daß es da nichts zu ſehen gab, daß niemand kam, dem ſie hätte entgegenſchauen können.

So wurde es Nachmittag, und mit dem Nachmittag kam Fräulein Elvira.

Als die Adelgunde ihr die Glastür öffnete, griff das Mädchen nach ihrer Hand: „Wie geht's denn?"

Aber es war, als wenn ihr jemand gegenüberſtände, der ſie gar nicht kannte, ein Fremder. Die Adelgunde ſprach nicht; auf den Willkomm gab ſie keine Antwort; den Druck der Hand, die ihr geboten wurde, erwiderte ſie nicht. Wie ein zu Stein gewordener Menſch, ſo ſtand ſie in dem halbdunklen Flur; als wenn von einem Menſchen, der ſelbſt nicht mehr da war, der Schatten zurückgeblieben wäre, ſo empfand Fräulein Elvira ihre Art und ihre Erſcheinung.

„Wollen wir denn?" fragte ſie ſchüchtern.

Ohne einen Laut von sich zu geben, schritt die Adelgunde an die Tür des schwarzen Kabinetts, öffnete, und die geöffnete Tür in der Hand, ließ sie die andere an sich vorbei eintreten.

Indem sie bei ihr vorüberging, sah Fräulein Elvira sie an: in ihrem Gesicht war keine Freude und kein Gram, keine Unruhe und keine Ruhe, nur eine so lastende Erstarrung, daß es aussah, als würde in den Zügen dieses Gesichts der wechselnde Ausdruck des Lebens nie wieder erwachen.

Fräulein Elvira hatte neue Wachskerzen mitgebracht, denn die von gestern waren beinah gänzlich heruntergebrannt. Abermals wurden nun die Kandelaber und die Lichthalter an den Wänden mit Lichtern besteckt. Dabei half die Adelgunde mit, und sie tat es ganz sorgfältig, ganz geschäftig. Nachdem sodann die Kerzen wieder angezündet waren, sah sie sich um und richtete einen stummen, fragenden Blick auf die seidenen Gewandstücke, die auf Stühlen, zum Anziehen bereit, verteilt lagen.

„Ja — wollen wir denn nun?" fragte Fräulein Elvira. Sie fühlte sich so beklommen, beinah erdrückt, daß sie nichts weiter hervorzubringen vermochte.

Die Adelgunde neigte das Haupt, mit einer Bewegung, die wie ein stummes „es ist ja Pflicht" aussah. Ihr Gesicht zeigte weder Lust noch Unlust, nur den gleichgültigen Ausdruck, mit dem man an die Erfüllung einer Pflicht geht, die nun einmal erfüllt sein muß. Sie setzte sich und begann sich zu entkleiden.

Fräulein Elvira trat zurück und sah ihr zu. Indem sie es tat, bemerkte sie mit Staunen, wie anders jene sich dabei benahm, als früher: während sie früher bei jedem Gliede ihres Leibes, das sich vor den Augen der anderen enthüllte, schamhaft errötet war, wie ein junges Mädchen, entblößte sie sich jetzt mit einer so kalten Ruhe, als ginge der Körper, dessen Geheimnisse sie preisgab, sie gar nichts an, als wäre es ein fremder, nicht mehr ihr eigener Leib. Mit den Bewegungen eines Automaten — so arbeiteten ihre Hände.

Schuhe und Strümpfe zog sie aus, dann erhob sie sich. Mitten im Zimmer stand sie nun. Sie sah das Mädchen nicht an, keinen Gegenstand und überhaupt nichts; in ihren Augen war ein Blicken, das nichts Bestimmtes mehr zu erfassen schien, sondern ins Leere ging, ins Leere. Das Oberkleid streifte sie ab. Nur in den Untergewändern stand sie jetzt noch.

Fräulein Elvira langte bereits nach dem ſeidenen Gewande, um es ihr überzuwerfen — plötzlich ſanken ihr jedoch die Hände, und ihre Augen wurden ſtarr: die Adelgunde fuhr fort, ſich weiter auszuziehen. Ohne Haſt, aber ohne abzuſetzen, mit immer gleichbleibender mechaniſcher Geſchäftigkeit, beinah wie eine Maſchine, die von einem Räderwerke getrieben, nicht wieder zum Stillſtehen zu bringen iſt. Teilnahmslos, ſchier ſeelenlos, ſo fuhr ſie fort, löſte Band nach Band, warf ein Stück nach dem anderen ab, und plötzlich — Fräulein Elvira rang den Schrei hinunter, der aus ihr hervorbrechen wollte, und mit ausgeſtreckten Händen ſtürzte ſie auf ſie los, indem ſie ihr die Hände feſthielt. Sie hatte geſehen, wie jene das letzte Linnen, das ſie noch bedeckte, hatte von ſich tun wollen, und der Gedanke, daß es geſchehen könnte, erfüllte ſie mit einer Art von Entſetzen. Einſtmals hatte ſie ſich ja gewünſcht, daß die Geſtalt dieſes Weibes aller Hüllen ledig vor ihr ſtehen möchte, und jetzt, da ihr Wunſch ſich erfüllen ſollte, überkam es ſie faſt wie ein Grauen. Wie das Grauen, das alle Sinnlichkeit in uns mit einem Schlage erkalten läßt, wenn eine Wahnſinnige ſich vor unſeren Augen entblößt. Denn wie das Tun einer Wahnſinnigen — nicht anders erſchien ihr das Gebaren der Adelgunde. Was mußte in der Seele dieſes unſeligen Geſchöpfes vorgegangen ſein, in dieſer keuſchen, verſchämten Seele, daß es ſo aller Keuſchheit und Schamhaftigkeit vergaß! Ein unbeſchreibbares Gefühl, ein tiefer Jammer wogte in dem Mädchen auf: „Warum — tuſt du denn das?“ fragte ſie ſchluchzend.

Als die Adelgunde das Wort vernahm, ſah es aus, wie wenn ein Nachtwandler geweckt wird und aufwacht: ſie blickte umher, als ſuchte ſie nach der Stelle, von wo man ſie angerufen hatte, dann gab ſie einen kurzen, unverſtändlichen Laut von ſich, und jählings zuſammenknickend, ſank ſie auf den Stuhl.

Mit einem Schrei warf ſich Fräulein Elvira über ſie her: „Was war denn nur? Was iſt denn nur? Warum tuſt du denn das? Was doch niemand von dir verlangt hat. Warum tuſt du denn das?“

Die Adelgunde war nicht ohnmächtig geworden; wie eine ſeeliſche Betäubung war es, aus der ſie allmählich zurückkam. Sie richtete die Augen, in denen ein dunkles Traumgewölk ſchwamm, nach dem Salon hin: „So ſteht die doch —“ ſagte ſie dumpf, „alſo muß ich doch auch ſo ſtehen. Denn er hat

mich doch gekauft. Wußtest du denn das nicht?" Dann wandte sie den Blick auf das Mädchen: „Nein — es ist richtig, du hast es noch nicht gewußt."

Nachdem sie das gesagt hatte, griff sie selbst nach ihren Kleidungsstücken: „Komm nur — er kommt ja gleich — es wird Zeit."

Fräulein Elvira, die kaum mehr wußte, was sie tun und lassen sollte, fühlte sich ganz machtlos. Wieder wie eine vom Räderwerk getriebene Maschine setzte die andere sich in Bewegung; mechanisch, wie sie sich vorhin entkleidet hatte, fing sie an, sich wieder anzuziehen. Es blieb dem Mädchen nichts anderes übrig, als ihr dabei behilflich zu sein. Also legte sie ihr, während ihr immer noch stumme Tränen aus den Augen quollen, die Sandalen an, warf ihr das seidene Gewand über, löste ihr das Haar und wob, wie neulich, kunstvoll und kunstgerecht den braunen Florschleier in das dunkle Haar. Lautlos während dem allen verhielt sich die Adelgunde. Wo sie eine Bewegung zu machen hatte, die den schaffenden, arbeitenden Händen des Mädchens entgegenkam, führte sie die Bewegung aus, pünktlich, genau, beinah wie ein abgerichtetes Tier, das sich seine Aufgabe gemerkt hat. Ihre Gedanken waren offenbar ganz auf die Sache gerichtet, ganz klar. Als Fräulein Elvira zu Ende gekommen war und ihr Werkzeug beiseite räumte, stand die Adelgunde auf, nahm ihre Alltagskleidung vom Fußboden auf und trug sie hinaus. Im Augenblick, als sie aus ihrer Stube in das schwarze Kabinett zurückkehrte, schlug draußen die Klingel an. Beide Frauen sahen sich an — er kam.

Mit einem Augenwink bedeutete Adelgunde Fräulein Elvira, daß sie hinausgehen, ihm die Tür öffnen möchte.

Kurz darauf ertönte ein hastiger Schritt im Flur. Die Tür des schwarzen Kabinetts wurde aufgerissen, in der Tür erschien der Baron Eberhard.

Hastig, wie er gekommen war, hatte er eintreten wollen — man sah es seiner Bewegung an — aber im Augenblick, als er hereintreten wollte, prallte er zurück, und mit weit aufgetanen Augen, mit halb offenem Munde blieb er stehen —.

Ihm gegenüber, auf der Schwelle des Salons, stand eine Gestalt — eine Gestalt — ein Weib im langwallenden dunkelviolettfarbigen Seidengewande, das mächtige schwarze Haar aufgelöst bis zu den Hüften herab, den flammenden Kandelaber

mit dem rechten Arme über das Haupt erhoben, ſo daß die Lichtflut wie eine ſchwere Welle über die majeſtätiſche Geſtalt herniederſtrömte — die Adelgunde.

Seit dem Tage im Schloſſe ſeiner Eltern hatte er ſie nicht wiedergeſehen. Das was damals vor ihm geſtanden hatte, an die Wand gedrückt, als wenn es in die Wand hineinkriechen wollte, wie eine Raupenhülſe, die den Falter verbirgt, in grober, plumper, bäueriſcher Dienſtmagdstracht, das ragte jetzt vor ihm auf, nicht wie ein Menſch aus dem Geſtern und Heut, ſondern wie eine aus der zeitloſen Welt der Schönheit emporgeſtiegene Erſcheinung, ihn mit Augen anblickend, die nicht mehr den Boden ſuchten, nicht ſcheu mehr zur Seite wichen, ſondern auf ihm lagen, wie eine Laſt, ihn durchforſchend mit einer Frage, die nicht aus dem Kopfe eines armen, unwiſſenden Weibes, ſondern herüberzukommen ſchien aus einer Weisheit, vor der es kein Dunkel mehr gibt und kein Verſtecken.

Eberhards ohnehin blaſſes Geſicht war bleicher noch als gewöhnlich. Eine Aufregung wühlte darin, daß es ausſah, als wenn ſich die Züge des Geſichts zerſetzten. Den Hut, den er in der Verwirrung auf dem Kopfe behalten hatte, riß er herab, warf ihn irgendwohin, dann machte er eine Verbeugung vor der Adelgunde, eine tiefe, nicht geſellſchaftsmäßige, eine faſt ehrfurchtsvolle.

Unter gewöhnlichen Umſtänden würde die unterwürfige Magd nicht gewußt haben, wie ſie ſich auf einen ſolchen Gruß des vornehmen Herrn, ihres Gebieters, verhalten ſollte — heute zuckte ſie mit keinem Gliede und keiner Wimper, und nicht um eine Linie ſchwankte der Blick zur Seite, den ſie ſtarr auf ihn gerichtet hielt.

„Wollen Sie ihr nicht den Leuchter abnehmen?“ raunte Fräulein Elvira, die hinter dem Baron eingetreten war.

Eberhard ging auf die Adelgunde zu, griff nach dem Kandelaber und hob ihn aus ihrer Hand — indem er dabei ihre Hand berührte, war es, als überkäme ihn plötzlich eine unbekannte Macht, die ihn ſchüttelte, ihn faſſungslos machte.

„Sie ſind ſchön,“ ſagte er mit heißer, heiſerer, halb erſtickter Stimme, „Sie ſind mehr als ſchön, großartig ſchön.“

Er hielt den Kandelaber noch immer hoch; auch die andere hatte ihn noch nicht losgelaſſen. Dadurch kam es, daß ſein linker und ihr rechter Arm gemeinſam über ihren Häuptern ſchwebten,

und dadurch entstand für Fräulein Elvira, die aus dem Hintergrunde dem Vorgange zusah, ein Bild, als wenn die Hände der beiden Menschen, und mit den Händen die Menschen selbst an einen und denselben Gegenstand gezwängt gewesen wären, der sie zusammenhielt wie eine Klammer, eine Fessel, wie ein gemeinsames Schicksal.

Der junge Mann hatte das Haupt vornüber geneigt, so daß sein Antlitz dicht an dem Antlitz des Weibes war, so nah, daß bei der geringsten Bewegung seine Lippen sie berührt hätten.

Und nun war es ein merkwürdiges Schauspiel, diese beiden so eng zueinander gerückten Menschengesichter anzusehen: das des Mannes zuckend in seiner Erregung, als wenn es aus allen Fugen gehen wollte, das des Weibes unbeweglich in seiner starren Ruhe, marmorblaß, ohne die Farbe zu wechseln, mit den Augen in seinen Zügen forschend, beinah wie rechnend, als gälte es festzustellen, bis wohin der Sturm ihn treiben würde, der ihn erfaßt hatte.

Nachdem sie sich so schweigend eine Zeitlang in die Augen geblickt hatten, ließ die Adelgunde den erhobenen Arm sinken. Sie war offenbar müde geworden; wie seufzend atmete sie auf. Dann trat sie einen Schritt zurück — es sah aus, als wollte sie das Zimmer verlassen.

„Nein, bleiben Sie," rief Eberhard, indem er hastig den Leuchter auf den Tisch stellte. „Wir haben uns ja noch gar nicht begrüßt. Ich habe Ihnen ja noch gar nicht die Hand gegeben."

Er streckte ihr die Hand entgegen. Ohne Hast, aber ohne zu zaudern, legte die Adelgunde ihre Hand in die seine. Dazu verbeugte sie sich, und ob es nun die Wirkung der feierlich-schönen Gewandung war, die sie trug, oder ob die Gemütsstimmung, in der sie sich befand, sie das einstige, eckig-unschöne Knicksen hatte vergessen machen, die Bewegung, mit der sie langsam den Nacken senkte und dann wieder aufrichtete, war so adlig und groß, daß der schönheitstolle Mensch ihr gegenüber wie trunken davon wurde.

Als wenn die Gewalt wieder über ihn gekommen wäre, die ihn vorhin geschüttelt hatte, wie seiner selbst nicht mehr mächtig, riß er die Hand des Weibes, die er immer noch mit seiner Hand umklammert hielt, empor, im nächsten Augenblick hatte er einen

brennenden, lechzenden Kuß auf den nackten, weißen Arm des Weibes gedrückt.

Ein Zucken ging durch den Körper der Adelgunde, ein Erbeben, das sich wie eine Erschütterung ihrer ganzen Persönlichkeit, ihres Leibes und ihrer Seele ausnahm. Im Augenblick, als seine Lippen sie berührten, gab sie einen dumpfen, kaum verständlichen Laut von sich, der beinah wie ein „ach" erklang. Sie entriß ihm die Hand nicht, sie ließ sie langsam herabsinken. Dann legte sie die linke Hand auf den rechten Arm, auf die Stelle, wo er sie geküßt hatte. Beinah, als wenn sie eine Wunde bedecken wollte, einen Brandfleck, so sah es aus. Und so, den rechten Arm in der linken Hand, die Augen unabläßig auf den jungen Mann gerichtet, nickte sie diesem dreimal mit schwerer Kopfneigung zu: „Jawohl," sagte sie dabei langsam, mit einer Betonung, die sich halb wie eine Bestätigung, halb wie ein Vorwurf, halb wie eine Wehklage anhörte, „jawohl — jawohl."

Eberhard sah sich unwillkürlich zu Fräulein Elvira um: „Was meint sie?" fragte er leise in französischer Sprache. Von ihrer Beschäftigung bei der französischen Modistin her hatte Fräulein Elvira etwas Französisch gelernt und behalten.

„Sie ist so erregt," antwortete sie ebenso gedämpft, „und Sie sind es auch. Sie ängstigen sie. Wenn ich Sie bitten, beschwören darf, werden Sie ruhiger, werden Sie ruhiger."

Ihre Annahme, daß ihr Gönner, der Ästhet, nichts weiter wollen und suchen würde, als ästhetisch genießendes Anschauen, hatte jählings einen Stoß bekommen.

Eberhard zog das parfümierte seidene Taschentuch hervor und wischte sich damit über Stirn und Gesicht.

„Sie haben recht," sagte er, „vollkommen recht. Ich hatte mir auch vorgenommen, ruhig zu bleiben. Aber im letzten Augenblick ist etwas gekommen, das mich so in Aufregung versetzt hat. Ich will Ihnen gleich sagen, was es war."

Er tastete an seinen Taschen herum, als suchte er nach etwas. Dabei erst bemerkte er, daß er immer noch den Überzieher anhatte. In nervöser Überstürzung entledigte er sich des schweren Kleidungsstücks. Infolge der schlenkernden Bewegung kam ein Gegenstand zum Vorschein, der lose in der Seitentasche des Überziehers gesteckt hatte, ein Brief, und flog auf den Fußboden.

Die Adelgunde beugte sich, ihn aufzuheben. Eberhard jedoch kam ihr zuvor.

„Nein," sagte er, „das ist nichts für Sie!"

Beide hatten sich gleichzeitig niedergebeugt; ihre Häupter und Gesichter waren wieder dicht aneinander. Eberhard hatte den Brief aufgerafft; er hatte ihr das Wort ins Gesicht geschrieen, beinah wie im Schrecken.

Die Adelgunde richtete sich auf, ohne einen Laut trat sie zurück. Ihre Augen waren jetzt nicht mehr auf sein Gesicht, sondern auf den Brief in seinen Händen gerichtet. In ihren Augen, wie eine aus der Ferne heranwachsende Feuersbrunst, stieg das Glühen wieder auf, das Fräulein Elvira schon des öfteren darin wahrgenommen hatte.

„Soll sie nicht lieber einen Augenblick hinausgehen?" fragte sie auf französisch.

„Ja — aber daß sie nur wiederkommt!" entgegnete er.

Indem er das sagte, warf er einen Blick auf jene, und der Blick sah aus, als könnte er schon jetzt kaum für einen Augenblick mehr ihre Nähe entbehren.

„Wo sollte sie denn hingehen?" meinte Fräulein Elvira.

Sie trat zu der Adelgunde, der sie flüsternd etwas anvertraute. Die Adelgunde senkte das Haupt. Und indem sie so gesenkten Hauptes auf das hinhörte, was die andere ihr sagte, ging leise, leise das merkwürdige, das beinah schlaue Lächeln in ihrem Gesicht wieder auf, das Fräulein Elvira an ihr bemerkt hatte, als sie ihr versicherte, daß der Baron nichts weiter verlangen würde, als sie anzuschauen. Ihr stummer Blick ging zu der Salonecke hinüber, kam dann langsam zu dem Baron Eberhard zurück. Mit der schweren Beugung des Nackens, wie vorhin, verneigte sie sich vor ihm. Dann ging sie durch den Salon in der Richtung auf ihre Stube hinaus.

Kaum daß sie hinaus war, fiel Eberhard auf einen Stuhl: „Das geht über meine Kräfte," sagte er mit einem stöhnenden Seufzen. Er saß am Tische, hatte den Ellbogen aufgestützt und hielt den Kopf mit der Hand. Sein Gesicht hatte eine schier milchige Farbe angenommen, sein ganzes Aussehen bot das ausgesprochene Bild nervöser Hinfälligkeit.

Fräulein Elvira hatte sich in einiger Entfernung von ihm niedergesetzt; halb lächelnd, halb besorgt sah sie zu ihm hinüber.

„Sie haben ſich noch nicht einmal Ihre Wohnung angeſehen," meinte ſie. „Gefällt ſie Ihnen denn gar nicht?"

Eberhard blickte umher: „Soweit mir ſcheint, iſt ja alles ſo, wie ich es gewünſcht hatte."

Er erhob ſich, durchwanderte das Zimmer, dann trat er in den angrenzenden Salon. Nach kurzer Zeit kam er zurück.

„Alles ganz ſchön," ſagte er, „alles wirklich ganz gut und ſchön."

Seinem unſteten Blick ſah man an, daß die Betrachtung, die er den Räumen und ihrer Ausſtattung gewidmet hatte, nur eine flüchtige geweſen war. Eben dieſelbe Empfindung gewann man, wenn man den gequälten Ton ſeiner Stimme hörte. Er warf ſich wieder auf den Stuhl: „Gott — ich muß es Ihnen ja geſtehen — ſeitdem ich — das da eben geſehen habe, habe ich für nichts mehr Augen und Gedanken."

Fräulein Elvira bewahrte, wenn auch mit einiger Anſtrengung, immer noch ihren Gleichmut: „Es iſt doch nur das Werk Ihrer eigenen Eingebung, was Sie da vor ſich geſehen haben? Sie mußten doch darauf vorbereitet ſein."

„Ja — vorbereitet" — er lächelte mit einiger Geringſchätzung — „wenn nachher die leibhaftige Anſchauung kommt, das iſt doch eben noch etwas anderes."

Fräulein Elvira rückte mit dem Stuhl näher zu ihm heran. Das Lächeln war von ihren Zügen gewichen. Mit großen, ernſten Augen blickte ſie ihn an: „Herr Baron, verzeihen Sie, wenn ich Ihnen das ſage: alles, was ich da von Ihnen höre, macht mich ja ganz unglücklich. Wie oft, wenn Sie ſich mit mir unterhalten, haben Sie mir erklärt, daß die reine Freude an der Schönheit, bei der das Habenwollen, die ſinnliche Gier nicht mitſpricht, eben das ſei, was den höheren Menſchen von dem Banauſen unterſcheidet. Das war es ja, was ich ſo an Ihnen verehrt habe, wenn ich es von Ihnen hörte."

Sie unterbrach ſich, weil Eberhard eine zuckende Bewegung gemacht hatte: „Soll ich nicht weiter ſprechen?"

„Sprechen Sie nur weiter," erwiderte er, „ich weiß ja, wo Sie hinaus wollen, aber ſprechen Sie nur zu Ende!"

„Eigentlich bin ich ſo gut wie am Ende," meinte Fräulein Elvira. „Nur daß es mir ſo leid tut, wollte ich noch ſagen: ich hatte geglaubt, Sie würden eine reine, abgeklärte Freude

empfinden, und statt dessen sieht es jetzt aus, als hätten Sie sich ein Schicksal heraufbeschworen, das Sie erdrückt?"

„Das hat der hier besorgt," rief Eberhard, indem er ihr den Brief hinzeigte, den er zerknittert in der Hand hielt. „Heute mittag, im Augenblick als ich abreisen wollte, ist er an mich gekommen, so daß ich ihn erst unterwegs auf der Eisenbahn habe lesen können."

Fräulein Elvira betrachtete den Umschlag: der Brief, offenbar von weiblicher Hand geschrieben, war gestern nachmittag von Berlin abgegangen — der Poststempel bekundete es. Weil er aber „dringend" gemacht worden, war er noch heute mittag an seine Bestimmung in Thüringen und zu Eberhards Händen gelangt.

„Sehen Sie," fuhr der junge Mann fort, „ich hatte ja gewußt, wie die Dinge lagen: daß — die Betreffende in ein paar Monaten heiraten würde. Einen mir sehr wenig sympathischen Menschen, das ist wahr, aber das tut schließlich nichts zur Sache. Darauf hatte ich mich mit all meinen Empfindungen eingerichtet — Sie verstehen, was ich meine? Ja natürlich, Sie haben ja einen klugen, kleinen Kopf. Und — Sie können mir glauben, daß es ist, wie ich Ihnen sage. Ich hatte mich in die Hand genommen. Wahrhaftig! Wahrhaftig! Sie können mir ja sagen, daß es dann etwas gewagt war, daß ich mir — diese — dieses Weib so gewissermaßen nach meinem Geschmack zurichten wollte, wenn ich wußte, daß ich sie in kurzem hergeben mußte. Und darin hätten Sie natürlich recht. Aber Sie kennen mich. Ich habe es mit Ihnen ja damals besprochen: eine solche Erscheinung aus der Zeit der großen Schönheit einmal leibhaftig in Fleisch und Blut vor mir zu sehen — ich mußte mir das einmal verschaffen. Eine zweite Gelegenheit dazu hätte sich mir ja wahrscheinlich nie im Leben wieder geboten."

Er war vom Stuhle aufgesprungen und ging mit langen Schritten hin und her: „Mögen die Banausen, die so etwas nicht begreifen, die Köpfe dazu schütteln und die Nase verziehen — es war so, wie ich Ihnen sage. Und Sie werden das ja glauben, Sie sind ja keine Banause. Ich hatte mich in der Hand. Hatte mich wirklich in der Hand. Ein ästhetisches Beschauen — weiter nichts! Eine reine Freude am Modell, ohne Nebengedanken — weiter nichts! Und nach sechs Monaten hätte ich sie hingegeben an den — den Menschen, wie — nun

eben, wie man ein Kunstwerk abliefert, an dem man sich sechs Monate lang die Augen erquickt hat, und das man abliefern muß, weil es einem nur geliehen war. Und nun in dem Augenblick, sehen Sie, kommt das —" er griff wieder mit allen fünf Fingern der Hand in den schon ganz zerdrückten Brief — „und da wird mir darin gesagt, daß wenn ich will, sie mir nicht geliehen, sondern geschenkt ist; daß ich sie nicht abzuliefern brauche, daß sie mir gehören soll, gehören, ganz und gar! Verstehen Sie das? Können Sie mir nachfühlen, was das für mich bedeutet? Wie das alles in mir umgeworfen hat? Wie ich jetzt hereintrete — stellen Sie sich doch nur vor — und das vor mir steht, diese — diese Erscheinung, diese fabelhafte, diese verkörperte Renaissance mitten im neunzehnten Jahrhundert — Sie sagen, ich hätte darauf vorbereitet sein müssen — war ich ja auch, hatte mich auch vorbereitet; eine Statue, hatte ich mir gesagt, wird vor dir stehen; Statuen sieht man an, aber die Hände, die läßt man davon. — Gewissermaßen Museumsdirektor, so mußt du deine Stellung zu ihr auffassen, so mußt du mit ihr umgehen — eine Statue, die du in Verwahrung hast und nachher unverletzt abliefern mußt. Ja ja, unverletzt" — sein Hin- und Hergehen wurde zu einem Auf- und Niederstürmen. — „Glauben Sie's mir, zu einer Art von Ehrensache war's in mir geworden, daß sie unverletzt aus meinen Händen kommen sollte. Und nun jetzt, mit dem Brief in der Tasche — begreifen Sie das? Ja, Sie müssen es ja begreifen — alles mit einemmal verwandelt: nicht Statue, sondern Mensch; nicht kühler Marmor, sondern Fleisch und Blut. Und was für welches! Die Lebensluft, die von diesem Fleisch und Blut ausgeht, diesem wunderbaren, die ungeheuere Lebensluft! Und solche Atmosphäre mit dem Bewußtsein einzuatmen, daß sie einem gehören, in einen übergehen, daß man den Atem eines solches Geschöpfes in sich trinken wird, indem man ihn dem Weibe von den Lippen küßt —"

Er hatte sich wieder an den Tisch geworfen, beide Arme aufgestützt, das Haupt in beiden Händen: „Verstehen Sie es nun, wenn ich gesagt habe, daß das meine Kräfte übersteigt? Wenn man aus kühler Beschaulichkeit so mit einem Ruck in den Glutofen des Verlangens gestoßen wird, begreifen Sie nun, daß man da toll drüber werden kann? Toll drüber werden kann?"

Im Augenblick, als er auf den Sessel am Tische niedergesunken war, hatte Fräulein Elvira sich von ihrem Sitze er-

hoben. Jetzt stand sie und sah mit bleicher Verstörtheit den Mann an, der da vor ihr saß, den von widerstreitenden Gewalten, vom Verlangen und von der Nervenschwäche gerüttelten, aufgepeitschten und zugleich niedergedrückten Mann. Wie ein Wirbel, den sie nicht festzuhalten vermochte, jagten ihr die Gedanken durch den Kopf: die Adelgunde — die Adelgunde — ihre Sorgen hatte sie belächelt, ihre Seufzer unter altkluger Weisheit erstickt — sollte sie nun doch die Klügere gewesen sein? Dennoch recht behalten? Erst nach längerer Zeit vermochte sie zu Wort zu kommen, und es klang, als müßte sie sich die Worte einzeln aus der Kehle brechen.

„Wir sprechen immer von dem Brief, und Sie haben ihn mir noch gar nicht zu lesen gegeben."

Ohne sich nach ihr umzusehen, ohne das Haupt zu erheben, reichte Eberhard ihr den Brief hin. Sie nahm den Bogen aus dem Umschlag und entfaltete ihn: ein anonymes Schreiben von unausgeschriebener Frauenhand, dem man ansah, wie sehr sich die Verfasserin trotz der offenkundigen Aufregung, in der sie sich befunden, bemüht hatte, deutlich, beinah kalligraphisch zu schreiben. Der Inhalt war dieser: „Dem Herrn Baron vertraulich und gehorsam anzuzeigen, daß diejenige, die ihm bisher nur im Bilde gehört hat, Herrn Baron auch noch anders gehören kann, wenn Herr Baron es will. Deutlicher wird nicht nötig sein, da Herr Baron ja wohl verstehen werden. Derjenige, den die Betreffende dazu gebracht hat, daß er sie heiraten sollte, wird gegen vernünftige Abmachung bereit sein, zurückzutreten. Dieses kann mit Bestimmtheit versichert werden. Zu weiterer Auskunft gern bereit, wenn Herr Baron es wünschen. Auskunft durch Fräulein Elvira, Modistin, unter B. L."

Fräulein Elvira wußte Bescheid. Sobald das Mädchen gestern von ihr nach Haus gekommen war, mußte sie sich hingesetzt und den Brief geschrieben haben. Unmittelbar darauf war er zur Post befördert worden.

Die Hand, mit der sie das Schreiben auf den Tisch zurücklegte, zitterte leise. Eberhard blickte auf: „Haben Sie denn eine Ahnung, von wem das kommt?"

„Ja —" sie mußte sich räuspern, um überhaupt sprechen zu können — „ich glaube, ich kenne die Person. Wenn ich die andere richtig verstanden habe, eine gewisse Anna Klebschmann."

Abermals lauschte Eberhard auf: „So hieß das frühere Dienstmädchen meiner Mutter."

Fräulein Elvira nickte stumm mit dem Kopfe. Das erklärte ihr, woher das Mädchen die Adresse des Barons gekannt hatte. Schweigend blieb sie am Tische, Eberhard gegenüber stehen.

„Könnten Sie mir denn eine Besprechung mit ihr verschaffen?" fragte dieser.

Fräulein Elvira sah ihn mit großen Augen an: „Möchten Sie wirklich mit solch einer zusammenkommen, Herr Baron?"

Die Unterlippe in die Zähne geklemmt, senkte Eberhard den Blick.

„Mit — solch einer — das klingt — ist es denn eine so — so minderwertige Person?"

„Meinem Urteil nach allerdings —" in kurzen Zügen erzählte sie ihm den Hergang, wie das Mädchen zu ihr gekommen und was zwischen ihnen gesprochen worden war.

In lautloser Aufmerksamkeit, mit einem Ausdruck, dem man ansah, wie die Empfindungen in ihm wogten, hörte Eberhard ihr zu. Nachdem sie geendigt hatte, sprang er auf: „Irgend etwas aber muß geschehen! Was soll geschehen?"

Einstmals hatte Fräulein Elvira die andere, die Adelgunde, ihr Kind genannt. Halb und halb im Scherz war es damals gesprochen. Ein Gefühl, wie sie es noch im Leben nicht empfunden hatte, kam jetzt plötzlich über sie: als wenn sich Flügel in ihrer Brust spannten, so daß ihr die Brust weit wurde. Dabei war ihr Kopf eisig klar.

„Die Adelgunde einfach wieder nach Haus schicken," hub sie mit leiser, eindringlicher, gewissermaßen bohrender Stimme an, „nach Thüringen, in ihre Heimat — das würden Sie nicht tun?"

„Niemals! Wo denken Sie hin?"

Eberhard stand vor ihr. Seinem Ton, seinem Gesicht, seiner ganzen Erscheinung sah sie an, daß sie es mit einem von der Leidenschaft halb verzehrten Manne zu tun hatte. Das machte sie nur immer kälter, immer ruhiger. Alle Phantasterei, alle Schönseligkeit war wie weggeblasen aus ihrer Natur, nur das Weib noch übrig, und das stand heldenhaft aus der schmächtigen, körperlich so dürftigen Persönlichkeit auf und warf sich wie eine Schildjungfrau vor das bedrohte Weib.

„Dann bleibt nur eins," sagte sie, „dann muß sie den Brief hier lesen."

„Die — Adelgunde —?" stammelte Eberhard. „Den Brief lesen? Denken Sie daran wirklich?"

Fräulein Elvira trat dicht auf ihn zu, ganz dicht. Ihr stählerner Blick packte den taumelnden Blick des nervösen Mannes wie mit Zangen: „Ja — denken Sie anders?"

Sie hatte ihm die Frage ins Gesicht geschrieen, beinah gellend. Ihre Lippen bebten nach. Dann zwang sie sich wieder zur Ruhe: „Sie haben gelesen, was hier von dem Manne gesagt wird, den sie heiraten will, der sie hat heiraten wollen. Es ist ja möglich, daß es wirklich die Wahrheit ist. Ich selber habe ihr geraten, den Menschen laufen zu lassen. Aber — daß sie nicht einmal Gelegenheit bekommen soll, den Mann zu fragen, ob es die Wahrheit ist, was die — die Person von ihm sagt —"

Mit dem eisernen Griff, mit dem ihre feinknochigen Hände zuzupacken wußten, ergriff sie die Hände des jungen Mannes —

„Herr Baron — ist es denkbar, daß Sie das wollen könnten? Daß Sie hinter ihrem Rücken mit dem Mädchen und nachher vielleicht gar mit dem Mann zusammenkommen, mit ihm verhandeln, über sie verhandeln, über ihren Kopf weg mit ihm — einen Handel abschließen — über sie," die Stimme brach ihr — ein Würgen entstand in ihrem Halse — „Baron Eberhard —" ihr Gesicht kam ihm so nah, als wollte sie mit der Stirn gegen seine Stirn stoßen — „Baron Eberhard — Sie sind ein Edelmann — Sie haben mir Gutes getan — Sie — sind auch ein edler Mann —" wie ein reißender Strom brachen ihr die Tränen aus den Augen und das Schluchzen, das ihre Brust erschütterte, machte ihre Worte fast unverständlich — „können Sie so etwas denken? Können Sie so etwas wollen? Können Sie das?"

Aschfahl stand der Angeredete vor ihr.

„Sie haben recht," sagte er mit erloschener Stimme, „Sie haben recht und ich danke Ihnen."

Mit einer plötzlichen Bewegung, als wenn die Seele in ihm erwachte, hob er beide Hände des Mädchens an die Lippen und küßte die hageren kleinen Hände.

„Ich danke Ihnen. Ich überlasse Ihnen den Brief. Ich überlasse Ihnen alles. Wollen Sie gleich mit ihr sprechen? Gut. So bleiben Sie hier. Ich werde ausgehen."

Er schob ihr den Brief hin, er tat den Überzieher an.

„Wollen Sie morgen kommen, mir Bescheid bringen?"

Sie würde morgen kommen, ihm Bescheid bringen.

Auf der Schwelle blieb er noch einmal stehen. Als wollte er ihr noch etwas sagen. Aber nur seine Augen sprachen.

„Auf Wiedersehen —" damit war er hinaus.

Aus dem schwarzen Kabinett war er hinaus. Die Glastür am Eingang der Wohnung aber hatte sich noch nicht hinter ihm geschlossen, als auf der Schwelle zum Salon bereits die Adelgunde wieder erschien.

Weit konnte sie nicht fort gewesen sein — und wenn sie in der Nähe geblieben war, während die beiden sich unterhielten, dann war es fast nicht anders möglich, als daß sie wenigstens die Worte Fräulein Elviras gehört hatte. Denn deren Worte waren beinah schreiend gesprochen worden.

„Da bist du ja," sagte Fräulein Elvira, „komm, wir wollen uns setzen."

Auf dem Sessel, auf dem sie schon so manchesmal neben der anderen gesessen, ließ sie sich nieder. Die Adelgunde blieb neben ihr stehen: „Du willst mir von dem Brief erzählen, nicht wahr, den der Baron mitgebracht hat?"

Unwillkürlich blickte Fräulein Elvira auf — hatte sie gehorcht? Aber das war ja nun schließlich gleichgültig.

„Ja," versetzte sie, indem sie den Brief vom Tische langte, „es geht schon nicht anders, du mußt ihn kennen lernen." Sie unterbrach sich mit einem Seufzer, „leicht wird es mir nicht; das wirst du mir ja wohl glauben."

Statt aller Antwort legte die andere die Hand auf des Mädchens Haupt und streichelte ihr Haar.

„Soll ich ihn dir vorlesen, oder willst du ihn selbst lesen?"

Mit einem schweigenden Kopfnicken nahm ihr die Adelgunde den Brief ab.

Während sie las, blickte Fräulein Elvira von der Seite zu ihr auf: keine Miene verzog sich in ihrem Gesicht, nicht einmal die Augen nahmen einen besonderen Ausdruck an. Alles, was von Aufregung in ihr gewesen war, schien erdrückt unter einer ungeheueren, an das Schweigen eines Gletschers gemahnenden Ruhe.

„Der kommt von der Anna Klebschmann," sagte sie, nachdem sie zu Ende gelesen hatte.

Fräulein Elvira nahm den Brief zurück, den jene ihr hinreichte.

„Allerdings," erwiderte sie, „so hatte ich mir auch gedacht."

„Es ist ja nur das, was du mir erzählt hast, daß sie dir gesagt hat, als sie bei dir gewesen ist."

Ruhig wie ihr Aussehen, war auch ihre Stimme; wie wenn sie von einer längst erledigten Sache spräche, gleichgültig, beinah schläfrig.

Fräulein Elvira staunte —

„Ja — aber siehst du, weil in dem Briefe gesagt ist, daß der — der Mann unter Bedingungen bereit sein würde, von der Heirat mit dir zurückzutreten, und weil doch das von der Person möglicherweise bloß so in den Tag hineingeredet ist, so waren wir der Meinung, der Baron und ich, daß du den Brief kennen lernen müßtest. Damit du mit dem Manne sprechen kannst. Denn du mußt doch schließlich aus seinem eigenen Munde erfahren, woran du mit ihm bist."

Die Hand der Adelgunde, die noch auf dem Haupte des Mädchens geruht hatte, glitt langsam herab. Über den Kopf des Mädchens blickte sie in die Luft: „Das ist nicht mehr nötig," sagte sie.

Fräulein Elvira fuhr auf: „Du hast schon mit ihm ge—"

Sie verschluckte das letzte Wort. Das Aussehen der anderen hatte sich für einen Augenblick verändert: für einen Augenblick war ein Zucken in ihren leblosen Zügen entstanden, die Züge zusammenreißend wie ein jäher, entsetzlicher Schmerz, wie wenn einem unvermutet eine glühende Kohle auf die bloße Haut fällt. Aber es war nur eine vorüberfliegende Sekunde gewesen; gleich darauf sank sie in ihre vorherige Starrheit zurück.

„Was die da schreibt — es ist die Wahrheit," sagte sie.

Fräulein Elvira verstummte — in solchem Ton sprach sie von solcher Sache?

Wenn sie getobt, geweint, geschrieen hätte — es wäre weniger unheimlich gewesen, als diese unnatürliche Ruhe.

Ein langes Schweigen trat ein. Was sollte nun eigentlich noch gesprochen werden?

Endlich raffte Fräulein Elvira sich wieder auf: „Also — du willst nicht mehr mit ihm sprechen? Aber dann — ist doch die Geschichte zwischen dir und ihm — zu Ende?"

Wie lebloser Stein stand die Adelgunde.

„Ja — aber dann —?"

„Sie will dem Baron ja nähere Auskunft geben," meinte die Adelgunde, „also soll der Baron sie doch kommen lassen."

Fräulein Elvira griff nach ihren Händen: „Das sagst du? Du hast doch gelesen, worüber sie ihm Auskunft geben will?"

Die Adelgunde hatte dem Mädchen ihre Hände überlassen, ohne auch nur den Versuch zu machen, sie ihr zu entziehen.

„Der Baron wünscht es ja selber, daß sie zu ihm kommt" — um ihre Augenwinkel entstand ein kreiselndes Spiel der Hautfalten, das beinah wie ein Lächeln, ein diesem Gesicht fremdes, böses Lächeln aussah — „es ist ja auch notwendig — er muß doch wissen, wieviel er zu bezahlen hat."

Mit einem erstickten Aufschrei krallte Fräulein Elvira ihre Fingernägel in die Hände, die sie noch immer gepackt hielt und schüttelte diese: „So etwas sollst du nicht sagen! Darfst du, darfst du nicht sagen!"

Langsam senkte die Adelgunde die Augen zu ihr nieder: „Ich sag' es auch nicht eigentlich zu dir. Nur, damit du es ihm bestellen kannst, darum muß ich es dir sagen. Denn das ist eine wichtige Sache. Bei wichtigen Sachen muß man wissen, bis wohin die Sachen gehen. Darum sollst du dem Baron sagen, daß ich einverstanden bin, daß er mit der spricht."

Sie hatte ihre Hände aus denen der anderen gezogen; plötzlich griff sie ihrerseits zu: mit dem gewaltigen Griff, den Fräulein Elvira schon einmal verspürt hatte, faßte sie deren Hände: „Hast du gehört? Ich will, daß sie zu ihm kommt, daß er mit ihr spricht! Und du mußt es besorgen, daß sie kommt!"

In ihren Augen war wieder der Feuerstrom, in ihrer Stimme der donnernde Laut, und ihr Gesicht hatte wieder den Ausdruck des gefährlichen Tieres angenommen.

Fräulein Elvira wurde leichenblaß.

„Warum — willst du, daß sie zu ihm kommt? Was hast du vor?"

Die Adelgunde ließ ihre Hände los; ihre Brust ging wieder ruhig: „Ich? Was soll ich vorhaben? Aber ich habe dir gesagt, es ist eine Sache, die bis ans Ende besprochen werden muß. Darum soll sie bis ans Ende besprochen werden."

Fräulein Elvira war vom Stuhle aufgestanden. Unschlüssig ließ sie den Kopf hängen.

Mit einem spähenden, beinah lauernden Blick sah die Adelgunde von der Seite zu ihr hinüber. Je länger das ratlose Zaudern des Mädchens anhielt, um so ungestümer wurden die Atemzüge, unter denen ihre Brust sich hob und senkte. Plötzlich war es, als wenn eine Kette zerriß, an der sie sich bis dahin selbst gehalten hatte; wie ein Orkan brach die Leidenschaft aus ihr heraus: „Aber wenn du's nicht tust, dann, so wie ich bin, gehe ich von hier hinunter, wo die Brücke überm Wasser ist. Und in das Wasser spring' ich hinein. Das sag' ich dir. Spring' ich hinein!"

Sie hatte den Arm ausgereckt, nach dem Fenster des Salons zu, das auf die drei ehernen Männer hinausging. In der Richtung war die Brücke, von der sie gesprochen. Mit erhobenem Arme blieb sie stehen, die ganze Gestalt so aufgereckt, als wäre ein Sturm in ihrem Innern gewesen, der ihre Glieder emportrieb, wie die Verkörperung alles dessen, was unverrückbare Beteuerung heißt.

Daß es wirklich eine solche war, mochte Fräulein Elvira empfinden. Sie wagte keine Einwendungen mehr. Die zwingende Willensmacht war über ihr, der sie schon einmal erlegen war.

„Es ist gut," sagte sie tonlos, „es ist gut. Ich werde ihm sagen, daß du damit einverstanden bist, daß sie zu ihm kommt. Und ich will's versuchen, einzurichten, daß sie kommt. Das wird ja wohl nicht schwer halten."

Ein stummes Zucken ging über das Gesicht der Adelgunde, bei dem ihre Oberlippe sich hob, so daß die Zähne sichtbar wurden — nein — das würde wohl nicht schwer halten.

„Übermorgen ist Sonntag," erklärte sie alsdann, „da hat sie frei, da kann sie kommen."

Gut — übermorgen, Sonntag. Es würde wohl am besten sein, meinte Fräulein Elvira, wenn sie bei ihr, in ihrem Geschäft mit dem Baron zusammenkäme?

Die andere blickte in die Luft: „Nein, warum? Wenn sie mit dem Baron sprechen will, ist's doch viel einfacher, sie kommt zu ihm, wo er wohnt? Hierher?"

„Aber hier" — Fräulein Elvira fühlte, wie ihr das Herz kalt wurde — „bist doch du? Das — das ist doch unmöglich?"

Um die Augenwinkel der Adelgunde spielte wieder das versteckte Lächeln: „Wenn sie zu dir käme, könnte ich doch auch

dazu kommen, und dann wäre ich dennoch dabei, und es wäre dasselbe."

Dann wurde ihr starres Gesicht weicher; ein Hauch der Zärtlichkeit, mit der sie das Mädchen früher angesehen hatte, kehrte darin zurück. Sie nahm das zarte Köpfchen zwischen ihre Hände. „Du fürchtest dich? Du brauchst dich nicht zu fürchten. Du kannst sie selber herbringen, wenn du willst, und dabei sein, wenn sie mit dem Baron spricht. Dann seid Ihr drei allein — ich werde unterdessen ausgehen."

Ein heller Schein leuchtete in dem verängsteten Gesichte auf.

„Wirklich?" fragte Fräulein Elvira. „Du wirst unterdessen ausgehen? Ist es wahr?"

Die Adelgunde hatte sich über sie gebeugt: „Es ist wahr," raunte sie ihr ins Ohr, „es ist wahr."

„Du versprichst es?"

„Ich verspreche dir's."

Fräulein Elvira trat zurück. Ein erleichternder Seufzer hob ihre beklemmte Brust: „Gott, siehst du —" sagte sie, „ich kann dir ja gar nicht —" Sie kam nicht zu Ende — ihre Nerven hielten nicht mehr stand; sie brach in Tränen aus.

Mit der umschlingenden Bewegung beider Arme, in der das Mädchen jedesmal zum Kinde wurde, riß die Adelgunde sie an sich; sie setzte sich auf den Stuhl nieder und wie ein Kind hob sie das Mädchen auf ihren Schoß. Ihr Gesicht senkte sich auf das Haupt der anderen, so daß diese in dem mächtigen, flutenden Haar des Weibes schier erstickte: „Daß grade du es sein mußt" — murmelte die Adelgunde und ihre Worte gingen wie ein dunkel gurgelnder Strom über das Haupt des Mädchens hin — „es tut mir ja so leid, es tut mir ja so leid. Aber es muß doch sein. Und ich bin's doch nicht gewesen, die dich gerufen hat. Du bist zu mir gekommen und bist meine Freundin geworden. Hätt' ich damals schon gewußt, daß so das Unglück bei mir wohnt, ich hätte dir gesagt, geh' fort von mir, du steckst dich an! Aber du wärest vielleicht doch nicht fortgegangen. Denn du bist gut, du bist gut."

Sie hatte ihre Lippen hinter das Ohr des Mädchens gedrückt und küßte sie.

„Und ich habe dich lieb gehabt. Und alles, was ich tue, tue ich ja nur, damit daß du keine Ungelegenheiten hast."

Fräulein Elvira schüttelte die dunkle Haarflut, die ihr über

Haupt und Gesicht hing, von sich: „Damit ich keine Ungelegenheiten habe —? Was meinst du damit?"

Das Gesicht der Adelgunde kniff sich wieder zusammen: „Weil es eine Sache ist, die nur den Baron angeht und mich und — die. Wenn du nicht willst, bleib' davon."

„Weil du aber doch gesagt hast, ich soll sie herbringen?"

„Wenn du willst, kannst du sie herbringen, hab' ich gesagt."

Fräulein Elvira wurde wieder still. Schlagfertig wie jemand, der seinen Weg vor sich sieht, antwortete jene.

Noch einmal griff sie nach der Hand der Adelgunde.

„Weil ich doch aber gar nicht begreife, warum du willst, daß er mit ihr spricht? Muß es denn wirklich sein?"

Wie von einer Feder geschnellt fuhr die Adelgunde auf. Wie eine Säule stand sie mitten im Zimmer: „Ja!"

Der Ton eines Gebieters war es, gegen den es keinen Widerspruch gibt. Das Mädchen stand vor ihr; indem sie das Weib ansah, kam ihr die Erinnerung an ein Bild, das sie vorzeiten als Kind einmal gesehen: auf den Zinnen eines von Feinden umlagerten Turmes hatte ein Weib gestanden, die Burgfrau, eine majestätische Gestalt in altertümlicher Tracht. Unter ihr, an der Eingangspforte des Turmes, der Turmwart, die brennende Lunte in der Hand, die Augen zu der Gebieterin erhoben, auf den Augenblick wartend, da sie ihm sagen würde: „Feuer an das Pulver und sprenge den Turm in die Luft und mit dem Turme dich und mich und uns alle." Das kam ihr in Erinnerung, daran mußte sie denken, als sie jetzt diese dort stehen sah. Eine Magd — so hatte man sie ihr genannt, so nannte sie sich selbst. Dunkel ahnend stieg eine Empfindung in ihr auf, als müßten die Wurzeln, aus denen dieser Menschenbaum erwachsen war, zurückgreifen in eine Zeit, von der die heutigen Menschen nichts mehr wußten, deren Gefühle die heutigen Herzen nicht mehr zu fassen vermochten. Nicht das Blut von Knechten — adliges Blut mußte es gewesen sein, das diese Wurzeln als Lebenssaft getränkt hatte.

Sie sprach nicht mehr. Sie wollte gehen.

„Dem Baron seine Koffer sind vorhin gekommen," sagte die Adelgunde hinter ihr drein. „Morgen muß ich sie auspacken. Willst du kommen, mir dabei helfen?"

Von der Türschwelle nickte Fräulein Elvira ihr zu: sie würde morgen kommen, ihr helfen.

Inzwischen war der Abend vorgeschritten. Eigentlich war es schon Nacht. Eberhard der Baron war noch nicht zurückgekommen. Die Adelgunde überlegte. Was sollte sie nun tun? Ihn erwarten — etwas anderes war doch nicht möglich. Er war ja hinausgestürzt, ohne Schlüssel mit sich zu nehmen. Wer also sollte ihm die Tür öffnen, wenn er in der Nacht ankam? Und sie war doch nun einmal seine Dienerin — wenigstens jetzt noch.

Also beschloß sie zu warten, und zwar blieb sie vorläufig in den vorderen Räumen. Hier in der teppichverhangenen, lichtdurchfluteten Einsamkeit und Stille war es ja schön; dem konnte auch sie sich nicht verschließen. In ihrem seidenwallenden Gewand mit ihren weichen Sandalenschritten ging sie in den Zimmern auf und ab, und hin und her, wie ein lebendiges Ausstattungsstück der geschmückten Räume, wie eine Gefangene, die ein König des Morgenlandes in einen goldenen Käfig gesetzt hat. Bis zu der Ecke im Salon ging sie, wo die nackte Göttin stand. Jedesmal blieb sie stehen und nickte ihr zu, wie in stummer Ansprache „siehst du — wie ich's gedacht, so ist es gekommen". Dann aus dem Salon ging sie zurück, bis an die jenseitige, dem Salon gegenüberliegende Wand des schwarzen Kabinetts. Dort blieb sie ebenfalls stehen und blickte und blickte. Ein Bücherregal von schwarzem Ebenholz stand an der Wand. Aber nicht die Bücher waren es, an denen ihre Augen hafteten, sondern das, was am Pfeiler des Bücherregals hing, das fremdartige Ding. Dieses Ding war ein dreikantiger Florentiner Dolch, dessen bronzener, im Renaissancestil gearbeiteter Griff aus kunstvoller Scheide hervorsah.

Als Schmuckstück für seine Wohnung hatte der Baron ihn mitgebracht — ein Schmuckstück — ja — ja.

Jedesmal länger blieb sie vor dem Dolche stehen — jetzt als sie wieder davorstand, trat sie darauf zu. Unwillkürlich wandte sie das Haupt — kam irgend jemand? Niemand kam. Sie hob die Waffe vom Nagel. Ob das nur ein Spielzeug war? Langsam zog sie am Griff — langsam, weich und unhörbar glitt die dreikantige Klinge aus dem roten Sammet der Scheide. Mit dem Finger prüfte die Adelgunde — nein — ein Spielzeug war das nicht: die Spitze wie eine Nadel, jeder der drei Klingenrücken ein schneidendes Messer.

Als das Weib sich davon überzeugt hatte, krampfte ihre

Rechte sich um den Griff, ihr Nacken reckte, ihr Haupt erhob sich, wie lauschend: ihr war, als hätte jemand zu ihr gesprochen, aus unermeßlicher Ferne, in einer Sprache, die eigentlich keine Sprache mehr war, und die sie trotzdem verstand: „Jetzt hast du den Tod in der Hand."

Wiegend nickte sie mit dem Kopf, als wenn sie „ja" darauf antwortete, als wenn sie bestätigte, daß es so sei.

Zögernd wie sie ihn herausgezogen, versenkte sie den Dolch wieder in der Scheide. Aus der Hand aber tat sie ihn nicht.

Es war nun schon tief in der Nacht, und der Baron immer noch nicht wiedergekommen. Ihr angeborener Sparsamkeitssinn war auch jetzt noch rege: um die schönen Wachskerzen war es ja schade, die hier so nutzlos verbrannten. Sie beschloß, in ihr Zimmer zu gehen. Bevor sie ging, stieg sie auf den Stuhl, löschte die Kerzen, nur aus dem einen Kandelaber nahm sie ein Licht, mit dem sie sich hinüber leuchtete.

In ihrem Zimmer angekommen, schloß sie beide Türen ab, riegelte sich ein, wie sie an dem ersten Abend getan hatte, als sie sich vor der weißen Gestalt fürchtete. Denn ein Grauen war auch heut in ihr, heut freilich nicht vor Gespenstern, sondern vor dem Menschen. Wenn er jetzt kam, war sie allein mit ihm — in der einsamen Wohnung, der tiefen, dunklen Nacht ganz mit ihm allein. Unwillkürlich preßte sie die Finger um das dreikantige Ding, das sie in der Hand hielt — schon gut — es war da.

Ob sie sich zu Bett legen sollte? Nicht um die Welt! Ein entkleideter Mensch ist ein hilfloser Mensch. Daneben war es wie ein Wahngedanke in ihrem Hirn, daß in dem Augenblick, wo sie das letzte Kleidungsstück von sich getan haben, die Klingel draußen anschlagen, und er kommen würde. Also — wach bleiben! Bedürfnis zum schlafen fühlte sie so wie so nicht; außerdem hatte sie ja noch zu tun, noch etwas zu schreiben. Freilich keinen Brief wie gestern, sondern etwas anderes, und zu dem Zwecke legte sie wieder einen Briefbogen auf den Tisch, rückte sich die Lampe zurecht, dann mit langsam schreitender Feder schrieb sie dies: „Hiermit verordne ich mein Testament.

Alles was noch von meinem Geld vorhanden ist, soll meine Freundin zu Erbe bekommen, Fräulein Elvira.

Desgleichen soll meine Freundin Fräulein Elvira alle meine Sachen und Kleidung bekommen. Wenn sie aber meine Kleidung

nicht haben will, so soll sie es sagen, denn ich weiß, daß sie ihr nicht gefällt.

Das seidene Gewand, das der Herr Baron mir hat machen lassen, gehört dem Herrn Baron. Somit habe ich darüber nichts zu verordnen.

Und somit bitte ich den Herrn Baron, zu entschuldigen, daß ich ihm Ungelegenheiten verursache. Aber die ewige Gerechtigkeit verlangt, daß Schuldige bestraft werden, und die Anna Klebschmann ist eine Schuldige, darum mußte sie bestraft werden.

Und Dich, meine teuere Freundin Elvira, bitte ich, mir nicht zu zürnen, daß ich Dich hintergangen habe. Weil ich doch ausgegangen bin, wie ich Dir versprochen hatte, aber ich bin wiedergekommen. Aber was geschehen ist, das mußte geschehen, das bitte ich Dich zu glauben. Und ich habe es hier in der Wohnung getan, weil, wenn ich es in Deinem Geschäft getan hätte, so hätte das Deinem Geschäft bei den Leuten vielleicht geschadet, was ich doch nicht wollte, da ich Dich so liebe. Und somit lebe wohl — von Ewigkeit zu Ewigkeit — Amen."

Unter diese Worte setzte sie Ort und Zeit und dann ihren Namen „Adelgunde Schwarzholz". Sodann faltete sie den Bogen, steckte ihn in einen Briefumschlag, den sie verschloß. Auf den Umschlag setzte sie die Aufschrift: „Hierin befindet sich das Testament der Jungfrau Adelgunde Schwarzholz".

Nachdem dieses alles bewerkstelligt war — und es hatte lange gedauert, bis es zu Ende gedieh — blickte sie auf. Der Baron war immer noch nicht gekommen. Also nur weiter warten — denn an Zubettgehen dachte sie jetzt noch weniger als vorher.

Sie tat ihren Mantel um, denn in dem Zimmer war es kalt geworden, setzte sich wieder an den Tisch und nahm ihren Strickstrumpf vor. Irgend etwas mußte sie doch tun. Über der mechanischen Handarbeit gingen ihre Gedanken nach der Heimat zurück, in das Thüringer Dorf, zu ihren alten Pastorsleuten, in die Stube, in der sie Jahre und jahrelang gesessen hatte. Wer nun wohl für die Gemüsebeete im Pfarrgarten sorgen würde, daran dachte sie; an jeden Augenblick ihres stummen, verborgenen Lebens dachte sie — nur an einem ging sie vorbei, wie man an glühendem Eisen vorbeigeht: an dem Augenblick, als sie einmal die Haustür geöffnet und vor der Haustür, strahlend in seiner schmucken Uniform, ein Mann gestanden hatte — ein Mann —

Also saß sie und wartete — wartete, bis daß die Nacht verging und der Tag aufgrauete und endlich so hell ins Fenster blickte, daß sie die Lampe ausblasen mußte. Und der Baron war nicht gekommen.

Er war nicht gekommen, denn er hatte es nicht über sich gebracht.

Als er Wohnung und Haus verließ, war es freilich in der Absicht geschehen, nur ein paar Straßen, zur Beruhigung seiner Nerven, auf- und abzugehen, und dann zurückzukehren. Als er dann aber hatte zurückkehren wollen, hatte er es nicht vermocht. Jetzt, während er draußen war, teilte Fräulein Elvira ihr den Inhalt des Briefes mit. Wenn er jetzt nach Hause kam, hatte sie den Inhalt des Briefes erfahren, hatte erfahren, daß ihm darin angeboten wurde, sie zu kaufen. Wenn er jetzt nach Hause kam, würde Fräulein Elvira wahrscheinlich fortgegangen, also würde er mit ihr allein sein. Freilich glühte bei dem Gedanken eine rasende Wollust in ihm auf, daneben aber auch ein dunkles Grausen. Der Blick kam ihm in Erinnerung, mit dem sie ihn angesehen hatte, der lastende, sein ganzes Innere durchforschende Blick, — das „ach", als er sie auf den nackten Arm geküßt hatte, die Handbewegung, mit der sie die Stelle zugedeckt hatte, auf die er sie geküßt.

Wenn er jetzt nach Hause kam, mit ihr allein war in der einsamen Wohnung, der dunklen Nacht, dann würde es sein, als wenn er mit einem gefangenen wilden Tier zusammengesperrt wäre. Ein Flüchten und Sichverbergen, ein Ächzen und Schreien, ein wütendes Sichwehren würde es geben — nein, nein, nein — er fühlte, wie seine Nerven bei der Vorstellung schon erlagen. Also wollte er nicht nach Hause gehen, also ging er in einen Gasthof und in dem Gasthof nahm er ein Zimmer für die Nacht.

Erst in den vorgerückten Stunden des nächsten Vormittags, gegen Mittag, kehrte er in seine Behausung zurück, und hier wurde ihm, zu seiner Überraschung, von Fräulein Elvira geöffnet.

„Sind Sie die Nacht über hier geblieben?"

Nein — sie war gestern abend nach Hause gegangen, heut aber, früher, als sie ursprünglich beabsichtigt hatte, wiedergekommen. Die Unterredung mit dem Mädchen, die er gewünscht hatte, sollte ihm heute noch gewährt werden. Darum war sie hergeeilt, ihm das so früh zu hinterbringen, als möglich.

„Heute noch —?" Eberhard war mit Fräulein Elvira in

das schwarze Kabinett eingetreten, wo die Adelgunde mit dem Auspacken seiner Koffer beschäftigt war. Als sie den Baron eintreten sah, richtete sie sich auf, machte ihm eine schweigende Verbeugung und ging hinaus, indem sie die Salontür hinter sich schloß. Auch er war so benommen, daß er nicht dazu gelangte, sie anzusprechen. Ihren stummen Blick hatte er stumm erwidert; dabei hatte er, da sie das seidene Gewand trug, das sie ja nun vorschriftsmäßig zu tragen hatte, die gradezu schneeige Blässe wahrgenommen, die ihr Gesicht, ihren Hals und ihren Nacken bedeckte. Nun war er mit Fräulein Elvira allein und nun erfuhr er, wie sich die Dinge entwickelt hatten: ganz unerwartet war heute in frühester Stunde bereits jenes Mädchen wieder vor dem Laden Fräulein Elviras erschienen, und wie das erstemal hatte sie lauernd vor dem Schaufenster gestanden. Jedenfalls hatte sie erkundet, daß der Baron angekommen war; ihren Brief wußte sie in seinen Händen. Nun brannte sie vor Begierde — das hatte man ihr angemerkt — durch die Vertraute des Barons zu erfahren, wie dieser ihren Vorschlag aufgenommen haben würde. Deshalb hatte Fräulein Elvira, so schwer es ihr ankam, die Person hereingerufen und „Sie haben an den Baron geschrieben" zu ihr gesagt, worauf jene nur mit einem Lächeln geantwortet hatte.

Also — der Baron wäre bereit, mit ihr zu sprechen; ob sie morgen, Sonntag, in seine Wohnung zu ihm kommen wollte, hatte Fräulein Elvira gefragt, und da war es beinah komisch anzusehen gewesen, wie das Mädchen von dem Bescheid gradezu elektrisiert worden war.

Heute noch, hatte sie erklärt. Wenn es dem Herrn Baron recht wäre, würde sie heute noch kommen. Ihre Herrschaft wäre auf ein paar Tage verreist, darum könnte sie auch heute abkommen. Und dann hatte sie, gewissermaßen um ihre Hast zu erklären, etwas hinzugefügt, etwas Abscheuliches, und zwar ganz harmlos, und darum doppelt abscheulich. —

Fräulein Elvira wandte das Gesicht ab.

„Sagen Sie es doch," drängte Eberhard.

Sie hatte gesagt, dann könnte sie „ihm", wenn er morgen zu ihr käme, sie zu besuchen, gleich sagen, wie die Dinge ständen.

Eberhard wurde stumm.

„Und hier also will sie herkommen?" fragte er nach einiger Zeit.

Ja, sie war ohne weiteres bereit dazu gewesen. Der Gedanke, daß der Baron auf ihren Vorschlag einging, hatte sie offenbar so berauscht, daß sie zunächst alle Bedenken darüber vergessen hatte. Erst nachträglich waren ihr die gekommen; sie hatte gelacht und gemeint, daß sie ja aber dann mit der Betreffenden zusammenliefe; und das könnte doch unbequem werden.

„Was haben Sie darauf gesagt?" fragte Eberhard kleinlaut.

„Das, was mir die Adelgunde gesagt und versprochen hat, daß sie während der Zeit, wo die Person hier ist, ausgehen wird."

Er fuhr auf: „Also weiß sie, daß das Mädchen zu mir kommt?"

„Sie weiß es nicht nur, sie verlangt mit aller Gewalt, daß Sie mit ihr sprechen sollen."

Eberhard blickte die Sprecherin ratlos staunend an: „Hat sie inzwischen mit dem Menschen gesprochen?"

„Sie hat erklärt," berichtete Fräulein Elvira, „das wäre nicht mehr nötig. Das Mädchen hätte die Wahrheit gesagt. Auf irgendeine Weise muß sie also erfahren haben, daß der Mann wirklich bereit ist, sie hinzugeben. Wie sie es erfahren hat, das weiß ich nicht."

Eberhard sank in sich zusammen. Dann richtete er sich wieder auf: „Und was das Mädchen mir zu sagen kommt, was sie mir für Anerbietungen zu machen kommt — das — das weiß sie? Weiß sie wirklich?"

„Sie hat ja den Brief mit eigenen Augen gelesen," erwiderte Fräulein Elvira. „Sie weiß es ganz genau."

„Dann verstehe ich nicht" — murrte Eberhard.

Fräulein Elvira ließ schweigend den Kopf hängen — so recht verstand sie ja auch nicht.

Indem sie so verstummend saß, blickte der junge Mann zu ihr hinüber, in ihrem Gesichte forschend, ob er darin die Erklärung fände, die ihm als die einzig noch mögliche erschien. Dann stieß er den Stuhl zurück. Eine dunkle Röte überflackerte die überangestrengten Züge seines Gesichts; er nahm seine nervöse Wanderung durch das Zimmer wieder auf.

Das Mädchen erhob die Augen zu ihm: „Aber das, was Sie jetzt denken," sagte sie mit scharfem Tone, „ist die richtige Erklärung nicht."

Eberhard blieb stehen: „Was meinen Sie, daß ich denken soll?"

Sie sah ihn mit ihren großen, runden Augen an: „Daß sie einverstanden —," dann schluckte sie den Rest dessen, was sie weiter hatte sagen wollen, hinunter.

Eberhard wartete, daß sie fortfahren sollte. Als sie es nicht tat, wurde er ungeduldig: „Also — wenn das — die richtige Erklärung nicht ist, wie erklären Sie die Sache dann?"

„Anfänglich hatte ich natürlich gedacht," meinte Fräulein Elvira, „sie wollte das Mädchen nur hier haben, um ihr zu Leibe zu gehen. Nachdem sie aber versprochen hat, zu der Zeit ausgehen zu wollen, kann das nicht mehr richtig sein."

„Sind Sie denn sicher, daß sie ausgehen wird?" erkundigte er sich.

„Die ist zuverlässig," entgegnete Fräulein Elvira überzeugten Tones. „Übrigens werde ich dafür sorgen, daß die beiden nicht zusammentreffen. Ich werde herkommen, bevor die Person erscheint, und zusehen, ob die Adelgunde wirklich fort ist. Erst wenn ich mich davon überzeugt habe, soll die andere herein; das habe ich ihr auch versprochen."

„Wirklich famos, wie Sie an alles denken," murmelte der Baron. „Nun aber — wenn das also die Erklärung nicht ist —?"

Fräulein Elvira hatte sich erhoben: „Ja — aber Sie dürfen mir nicht böse werden, Herr Baron?"

„Sprechen Sie," eiferte dieser, „sprechen, sprechen Sie!"

In den Augen Fräulein Elviras, die unablässig auf dem jungen Mann ruhten, entstand ein Flimmern: „Sie hat mir ein Wort gesagt, über dem ich mir lange den Kopf zerbrochen habe: es wäre das eine Sache, hat sie gesagt, die bis ans Ende durchgesprochen werden müßte. Jetzt glaube ich, verstehe ich, was sie damit gemeint hat: sie ist nun einmal in Ihrem Dienst; also, nicht wahr, muß sie bei Ihnen aushalten. Nun hört sie, daß da jemand kommt, der sie Ihnen —"

Abermals brach sie ab, senkte das Haupt, konnte nicht weiter.

„Der sie mir anbietet," half Eberhard ein.

„Ja — allerdings," stöhnte das Mädchen. „Also — nun denkt sie, so meine ich, sie will abwarten bis an welches Ende Sie gehen, ob Sie darauf eingehen, das Angebot annehmen werden."

Ihre Lippen, die sich bisher so zögernd bewegt hatten, fingen plötzlich an zu eilen: „Und wenn Sie es tun, dann kann sie es

eben bei Ihnen nicht aushalten, dann — dann, denk' ich mir, läuft sie Ihnen davon!"

„Wo sollte sie hinlaufen?"

Mit rauher, heiserer Stimme war Eberhard ihr ins Wort gefallen.

„Das weiß ich nicht," entgegnete Fräulein Elvira, „aber vielleicht" — ihr Gesicht wurde kreidebleich, dicht an sein Ohr hob sie den Mund: „Vielleicht ins Wasser," flüsterte sie ihm zischend ins Ohr.

Mit einem dumpfen Laut fuhr der junge Mann zurück. Fast ohne zu wissen, was er tat, stürzte er auf die Salontür zu und riß sie auf. Von dem Koffer, über den sie im Salon gebückt stand, richtete sich die Adelgunde auf. Als sie den Mann mit lodernden Augen erscheinen sah, wich sie zurück, so weit sie konnte, bis an die gegenüberliegende Wand. Unwillkürlich, wie zum Schutz, hob sie die Rechte vor die Brust, die Finger halb zur Kralle gebogen. So wie seine Phantasie sie ihm heute nacht vorgeführt hatte, stand sie vor ihm, wie ein in die Enge getriebenes, prachtvolles, wildes, verzweifelndes Tier.

„Ich tue Ihnen nichts," murmelte er kaum vernehmlich mit blassen Lippen, „ich tue Ihnen nichts."

Dann warf er die Salontür wieder zu und griff zum Hut.

„Das halte ich nicht aus," erklärte er, „ich werde ausgehn; werde wiederkommen, wenn das Mädchen kommt. Wann werden Sie kommen?"

Wenn es zu dunkeln anfinge, würde Fräulein Elvira kommen.

„Es ist gut" — er trat auf die Schwelle. Auf der Schwelle blieb er noch einmal stehen. Sollte er wirklich mit der Person sprechen? Die ganze Sache kam ihm plötzlich so wüst vor; alle seine Entschlüsse wurden schwankend. Dann aber kam ihm das Bild wieder, wie sie da eben vor ihm gestanden hatte, so alle seine Sinne überwältigend in ihrer schreck-vereisten, blassen Herrlichkeit. Und sie wollte, daß er mit jener sprach. Wer weiß — vielleicht hatte die Elvira doch unrecht und heimlich verlangte sie dennoch zu ihm, unbewußterweise hatte seine Glut sie vielleicht dennoch angesteckt.

„Also es ist gut — es bleibt dabei — auf Wiedersehen."

Halb taumelnd ging er davon.

Nun rüstete sich auch Fräulein Elvira. Sie verabschiedete sich von der Adelgunde, die sie im Laufe des Vormittags von

allem was der Nachmittag bringen würde, genau unterrichtet hatte. Die Adelgunde kam aus dem Kramen und Packen heut gar nicht heraus.

„Willst du denn nicht etwas zu Mittag essen?“ fragte Fräulein Elvira.

Sie würde schon — ihre Lippen hatten sich kaum bewegt.

Auch Fräulein Elvira, die sich doch in der letzten Zeit an ihr Aussehen gewöhnt hatte, fiel die tödliche Bläße auf, unter der die Adelgunde heute, wie unter einer Schneelast dahinging. Aber freilich — daß sie heute noch erregter war als sonst — es war ja erklärlich.

Noch einmal streckte sie ihr die Hand hin: „Also — heut nachmittag?“ —

„Sobald du kommst, gehe ich aus dem Hause und dann bin ich draußen.“

Sie hatte ihre Hand in die des Mädchens gelegt. Ihre Hand fühlte sich so kalt an, daß Fräulein Elvira erschauerte. Es hatte so ausgesehen, als wenn sie das Mädchen noch einmal hätte umarmen wollen, aber durch irgendeine verborgene Macht davon zurückgehalten worden wäre. Plötzlich, mit zitternden Fingern griff sie nach einer kleinen Schleife, die Fräulein Elvira an der Brust trug: „Laß mir die — willst du?“

Ein taumelndes Lächeln spielte dabei um ihren Mund.

„Du — Komische,“ sagte Fräulein Elvira, indem sie die Schleife abtrennte, „wenn dir damit ein Gefallen geschieht,“ — dann nickte sie ihr noch einmal freundlich zu, und während die andere, ihr starr nachblickend, stehen blieb, ging sie.

Als sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, drückte die Adelgunde die kleine Schleife an den Mund, wieder und noch einmal. Das Mädchen selbst zu küssen, hatte sie nicht mehr gewagt, weil sie wußte — —

Dieses Stückchen Band — die einzige Erinnerung war es an den einzigen Menschen, der sie wirklich geliebt hatte. Darum, wie eine Rasende, Verzweifelte küßte und küßte sie das unscheinbare Ding. Während sie das tat, kamen ihr die Tränen, kam ihr das Weinen. Wie ein Bergsturz kam es über sie, so gewaltig, furchtbar und überwältigend, daß ihr die Kniee brachen, daß die mächtige Gestalt sich nicht mehr auf den Füßen zu halten vermochte, sondern lang ausgestreckt zu Boden fiel, mit den Zähnen in den Teppich beißend. Ein heulendes Klagen

rang sich aus ihrer Brust, die Einsamkeit der verlassenen Räume mit düsterem Geräusch durchtönend.

Die Erinnerung an ihr Leben, ihr unglückseliges Leben, das arm an jeglicher Freude, so reich gewesen war an Kummer, Enttäuschung und allem, was den Menschen erniedrigt, ging wie ein rollender Lastwagen über sie hin, zermalmte ihre Glieder und erdrückte ihre Seele. Wenn sie jetzt hinuntergegangen wäre und ins Wasser? — Niemand war da, sie zu hindern. Aber indem der Gedanke ihr durch den Kopf schwirrte, war es, als stände etwas vor ihr, etwas Unbestimmtes, das so aussah, wie ein riesenhafter, eisenschwarzer Mann. Plötzlich wußte sie, daß der es gewesen war, der gestern abend das „jetzt hast du den Tod in der Hand" gesprochen hatte. Und jetzt sprach es wieder von ihm her: „sie hat dich um dein Leben bestohlen — wenn du jetzt ins Wasser gehst, lacht sie noch hinter dir drein" — Ha — nein! mit einemmal war sie wieder stark, mit einemmal war sie vom Boden empor und auf den Füßen.

Rache! Strafe! Leben für Leben!

Als es Nachmittag geworden war, stand sie am Fenster des Salons, hinausblickend über die entlaubten Bäume des Festungsgrabens auf die drei ehernen Männer. An denen mußte Fräulein Elvira vorbeikommen.

Stundenlang stand sie — in ihr war kein Gefühl mehr für Zeit.

Jetzt — bog da etwas, von der Schloßbrücke kommend, um die Eckfigur zur Linken herum? An ihrem großen Hut mit der großen Feder hatte sie sie erkannt — Fräulein Elvira kam. Mit zwei Schritten war sie in ihrem Zimmer. Das Haar hatte sie schon aufgesteckt, damit es kein Aufsehen erregte, wenn sie auf die Straße trat, statt der Sandalen hatte sie bereits Stiefel angezogen; jetzt nur noch den Mantel über das seidene Kleid, den Hut auf den Kopf und — aber halt — beinah hätte sie das vergessen, was da auf dem Tische lag und was hier nicht liegen bleiben durfte, wenn sie draußen war, das dreikantige Ding. Rasch war es aufgenommen, in der Manteltasche versenkt — nun Türe auf und hinaus. Die Glastür ließ sie hinter sich angelehnt, damit Fräulein Elvira Einlaß fand.

Als sie auf dem untersten Treppenabsatze war, kam ihr ein Mann entgegen, der die Stufen hinaufstieg; es war der Baron Eberhard. Gleichgültig, ob er sie erkannte oder nicht, trotzdem

senkte sie das Haupt und verbarg, soweit möglich, ihr Gesicht. Er aber war so in Gedanken versunken, daß er an der Gestalt, die in ihrem unförmlichen Mantel ihn so gar nicht an die Adelgunde erinnerte, achtlos vorüberging. In dem Stockwerk unter seinen Zimmern wohnten ja auch noch Leute — wahrscheinlich kam sie von dort her.

Nun stand sie auf den Stufen draußen vor der Haustür. Kaum zehn Schritte mehr entfernt wiegte der Rembrandt-Hut heran. Langsam wandte sie das Gesicht der Kommenden zu — „erkennst du mich? Siehst du, daß ich ausgehe?" Dann, bevor die andere die Stufen erreicht hatte, drehte sie sich nach der entgegengesetzten Seite um und schritt auf die Französische Straße zu.

Fräulein Elvira glaubte sie erkannt zu haben. Trotzdem ließ es ihr noch keine Ruhe — sobald sie in die Wohnung droben gelangt war, ging sie durch alle Räume, sich zu überzeugen, ob die Adelgunde wirklich fort sei. In die Küche ging sie, die Speisekammer, endlich in ihr Zimmer selbst. Den großen Schrank sogar, der in dem Zimmer stand, machte sie auf, ob sich auch niemand darin versteckt hätte — niemand und nichts — sie war wirklich fort. Auf dem Tisch, unter dem Strickstrumpf lag etwas wie ein Brief — an wen mochte sie geschrieben haben? Aber das hatte Zeit bis nachher. Vorläufig ging sie jetzt nach vorn. Dort traf sie mit dem Baron Eberhard zusammen, der auch eben angekommen war; und da es schon zu dunkeln anfing, machte sie sich daran, die Lichter anzuzünden. Nachdem das besorgt war, ging sie wieder hinaus, um drunten an der Haustür das Mädchen zu erwarten. Sie hatte ihr versprochen, daß sie ihr gleich am Hauseingang Bescheid geben wollte, ob die andere in der Wohnung wäre oder nicht.

Inzwischen war die Adelgunde nur eine kleine Strecke in der Richtung auf die Französische Straße weitergegangen, dann aber, wenige Schritte von ihrem Hause entfernt, in einen Torweg getreten, von wo sie, um die Ecke des Pfeilers lugend, alles sehen und zu erkennen vermochte, was aus dem Hause herauskam und in das Haus hineinging.

Allzu lange hatte sie noch nicht gestanden, als von den Linden her, um das Opernhaus biegend, eine geschlossene Droschke langsam den Festungsgraben herauf gefahren kam. Ihre Augen wurden bohrend. Vor dem Hause an der Ecke hielt die Droschke

an. Der Wagenschlag tat sich auf, eine kleine, zierliche Frauensperson stieg aus — die Anna Klebschmann.

Zwar hatte sie, anscheinend um sich möglichst zu verstecken, eine dicke Pelzboa umgeschlungen und diese bis über das Kinn hinaufgeschoben — indem sie jedoch den Kutscher bezahlte, wandte sie das Gesicht in der Richtung nach der Adelgunde zu — sie war es.

Eine Zeitlang, nachdem die Anna Klebschmann im Hause verschwunden war, harrte die Adelgunde noch aus — dann ging sie ihr nach. Sie ging nicht rasch — es war nicht mehr nötig. Es war sogar vernünftiger, wenn sie langsam ging — so behielt jene Zeit, hinauf zu gelangen und bei dem Baron einzutreten. Nur Geräusch mußte vermieden werden; darum trat sie, indem sie die Treppe zu ersteigen begann, so leise auf, als ihre schweren Stiefel es möglich machten. Auf dem obersten Treppenabsatz blieb sie stehen, zog die Stiefel aus und nahm sie in die Hand. Unbeschuht und völlig unhörbar erreichte sie die Glastür, die sie geräuschlos mit dem Drücker öffnete und ebenso vorsichtig leise hinter sich wieder ins Schloß legte.

Nun stand sie im Flur. Mit verhaltenem Atem schlich sie den Flur entlang. Aus dem schwarzen Kabinett ertönte Gespräch, die helle, grelle Stimme der Anna Klebschmann war unter den Sprechenden. Als das lauschende Weib die Stimme vernahm, packte es sie, wie eine Raserei, die Tür aufzureißen, hineinzustürzen und — —

Aber nein — so sollte es nicht sein. So wie sie jetzt aussah, in ihrem unförmlichen Mantel und Hut würde sie ihm wie ein Scheusal erschienen sein. Aus dem Blutfeuer, das ihre Seele erfüllte, schoß eine Flamme auf, eine stechende, ein grimmiglüsterner Gedanke: der Mann da drinnen, der mit der Meineidigen über ihren Leib marktete — schön sollte ihm der Leib in der Erinnerung bleiben, nach dem er geschmachtet und getrachtet hatte, schön! So würde sie es Gott, der sie so verlassen und verstoßen hatte, doch abgezwungen haben, daß einer auf der Welt war, der sich sehnte nach der verachteten Adelgunde!

Die Küchentür, dem schwarzen Kabinett gegenüber, war nicht geschlossen, Fräulein Elvira hatte sie offen gelassen vorhin. Das war gut — lautlos war sie in die Küche hinein und aus der Küche in ihrem Zimmer.

Nun den Mantel ab, den Hut vom Kopf und die Haar-

nadeln aus dem Haar — lang flutend strömte die dunkle Pracht an ihr hernieder. Vor dem Spiegel hatte sie die letzte Umkleidung vorgenommen — wie Marmor in schwarzes Ebenholz gerahmt, kam ihr Gesicht ihr aus dem Spiegel entgegen.

Jetzt noch die Sandalen an die Füße. Indem sie die feinen Riemen schnallte, die sich zart wie frische Baumblätter anfühlten, kam es ihr noch einmal körperlich greifbar zum Bewußtsein, was für Mühe der Mann sich mit ihrem Leibe gegeben hatte, damit er seinen Sinnen wohlgefiele. Und ihre Seele — was aus der unterdessen wurde — hatte er daran auch gedacht? Ein Flüstern und Kichern, ein knirschendes, begleitete ihr Tun: „Jetzt gleich bin ich frei, jetzt bin ich zu haben, wirst du mich auch jetzt noch haben wollen?"

Nun stand sie auf den Füßen. Nun war sie ja wohl fertig? Sie war noch nicht fertig: in der Manteltasche das dreikantige Ding, und da im Tischkasten das Papier! Aus dem Tischkasten holte sie den Bogen hervor, der mit ihren ungefügen Schriftzeichen bedeckt, mit den drei Kreuzen unterkreuzt, mit der Kinderhand „Anna Klebschmann" unterzeichnet war. Als sie das Blatt in die Hand nahm, murmelte sie nicht mehr, kicherte nicht mehr; wie „die ewige Gerechtigkeit" sah sie aus, von der sie gestern in ihrem Testamente geschrieben hatte, daß sie die Bestrafung der Schuldigen verlange.

Und also ging sie an die Tür. —

Im schwarzen Kabinett waren die drei Menschen zusammen: der Baron in einer, Fräulein Elvira in der anderen Ecke, zwischen ihnen, in der Mitte des Zimmers die Anna Klebschmann, auf einen Sessel gepflanzt, mit plappernder Stimme auf die beiden dreinredend, denen sie eben lachend erzählte, wie der Franz Kruschanski sich in den Geldschrank der Adelgunde verliebt hatte, während diese sich einbildete, es hätte ihr gegolten.

Eben hatte sie abgesetzt, um frischen Atem zu schöpfen, als sie bemerkte, wie ihre Zuhörer, die gesenkten Hauptes den Wortschwall über sich ergehen ließen, plötzlich gleichzeitig die Köpfe erhoben, nach dem Salon hin lauschend. Im nächsten Augenblick riß ihr die Stimme ab, ihr schadenfroh lächelndes Gesicht verwandelte sich in eine starre Maske des Entsetzens — zwei Schritte vor ihr, auf der Schwelle stand etwas, und was da stand — sie wußte es sofort — das war der Tod. Keines Lautes mächtig, mit gesenktem Kopf, drehte sie vom Stuhle, auf

dem sie saß, nach der Tür in ihrem Rücken um, den Ausgang zu erreichen. Schneller jedoch als sie, mit zwei weiten Sprüngen, beide Hände hoch, in der Linken die Verschreibung, in der Rechten den Dolch, war die Adelgunde vor ihr an der Tür. Auf dem Absatz warf sich das Mädchen herum, an die Salontür zu gelangen. Sie hatte aber noch kaum einen Schritt getan, als sie eine Hand in ihrem Genick fühlte, eine, die sie kannte, vor der es keine Rettung gab.

„Hilfe! Gnade! Hilfe!" — kreischend fiel sie in die Kniee. Über ihrem Haupte schwang sich etwas, etwas Knisterndes, Weißes, das ihr in diesem Augenblick wie eine die ganze Welt bedeckende weiße Wolke erschien, eine Stimme kam zu ihr herunter, wie der Donner des jüngsten Gerichts: „Kennst du das? Meineidige, Lügnerin, schlechtes, schlechtes Geschöpf?"

Noch zwei Sekunden lang war ein knäuelndes Ineinanderringen zweier Menschenleiber, ein Sichsträuben und Sichrettenwollen, wie das Geflatter eines Huhns in den Fängen eines Adlers, dann ein Herabstoßen, und im nämlichen Augenblick ertönte ein gräßlicher, jämmerlich-erbärmlicher Schrei — von der dreikantigen Klinge mitten durch die Brust gestoßen, rollte die Anna Klebschmann an den Boden, mit krampfigen Händen in den Teppich greifend.

Jählings, mit der furchtbaren Geschwindigkeit der Lawine, die den Atem stillstehn und die Besinnung stocken macht, war dieses alles hereingebrochen und geschehn. Erst als er den Schrei des Mädchens vernahm und ihren am Boden sich wälzenden Leib erblickte, stürzte Eberhard hinzu — aber er prallte zurück, gelähmt von dem dämonischen Anblick des Weibes, das über der Erschlagenen stand.

Der „Mensch vom ersten Tage", das „Ursprungsgesicht", das „Gesicht aus erloschener und begrabener Zeit", von dem er geträumt hatte in seiner Ästhetenphantasie, da stand es vor ihm, sah ihn an, und in seinen schaudernden Nerven fühlte er, was das heißt, wenn ein Traumbild leibhaftig vor uns hintritt.

Sie hatte das Haupt vorgebeugt. Es sah aus, als wenn sie mit ihren zuckenden Lippen, ihren glühenden Augen nach seinem Gesicht griffe. Einen Schritt tat sie auf ihn zu — er wich zurück.

„Du hast mich haben wollen, da hast du mich jetzt" — halb wie ein Schrei, halb wie ein Gelächter kam es aus ihr her-

aus. Mit beiden Händen faßte sie in die Halsöffnung des seidenen Gewandes — ein Knistern und Reißen — wie zwei Schneehügel, die sich über der Lavaflut in ihrem Innern heben und senken, leuchteten ihre Brüste ihm entgegen, ihre nackten, gewaltigen, so daß er den Gluthauch zu verspüren meinte, der von ihnen ausging.

Noch einmal, beide Arme ausgebreitet, als riefe sie ihn in ihre Umarmung, trat sie einen Schritt auf ihn zu, und noch einmal wich er vor ihr zurück. Als sie das sah, als sie den in allen Nerven zitternden, von tödlicher Bläße übergossenen Mann sah, der bis an die Wand zurückgewichen, in sich zusammengekrümmt stand und kaum zu ihr aufzublicken vermochte, wandte sie sich langsam um, von ihm ab, ein unbeschreiblicher Ausdruck hoheitsvoller Verachtung ging über ihr Gesicht — eine Königin des germanischen Urwaldes stand plötzlich im Zimmer. Ihr Haupt sank in den Nacken, so daß ihre Augen in eine andere Welt zu tauchen schienen, mit beiden Händen umfaßte sie den Griff des Dolches, und indem sie einen lang hallenden, an den Sterberuf eines zu Tode getroffenen fremdartigen großen Vogels gemahnenden Schrei ausstieß, hob sie blitzschnell die Waffe und bohrte sich die dreikantige Klinge zwischen den Brüsten bis an das Heft in den Leib.

Mit einem Entsetzenslaut sprang Fräulein Elvira hinzu. Sie kam eben noch zur Zeit, daß sie den zusammenbrechenden Leib in ihren Armen auffangen konnte. Die Wucht der sinkenden Gestalt riß sie mit sich; sie fiel in den Sessel, auf ihren Knieen lag der Oberkörper der Adelgunde, in ihrem Schoße ihr Haupt.

Die Augen der Sterbenden, die sich im tödlichen Schmerz zugedrückt hatten, schoben sich noch einmal auf. Als sie das Gesicht des Mädchens erkannte, das sich über sie beugte, öffnete sie noch einmal den Mund: „Ach — du," sagte sie mit schwerer, lallender Zunge, „auf meinem Tisch — auf meinem Tisch" — wieder fielen ihr die Augen zu, wieder verzerrten sich ihre Lippen in der Qual des Sterbens. Dann aber, wie wenn das Leben den nutzlos marternden Widerstand aufgegeben hätte, ebneten sich ihre Züge, über das große, feierliche Antlitz ergoß sich ein tiefer Frieden, eine wunderbare, sanfte, heilige Schönheit. Noch einmal wollte sie sprechen — tiefer beugte sich Fräulein Elvira, um zu verstehen, was die kaum mehr verständlichen Laute sagen

wollten: „Du — — wenn du noch kannst — küsse mich noch einmal.“ Auf die erbleichenden Lippen schmiegten sich die Lippen des Mädchens. Unter ihrem küssenden Munde spürte sie das Erkalten des anderen Mundes, und in ihren Leib ging das Zittern des Leibes über, aus dessen Gliedern der Tod das letzte Leben schüttelte.

Schweigend richtete Fräulein Elvira sich auf — in ihren Armen lag die Adelgunde — und war tot.

Grundlagen und Varianten des Textes.

Die Grundlagen des Textes der in diesem Bande enthaltenen Erzählungen bilden:

1. Unter der Geißel Eine Erzählung von Ernst von Wildenbruch Achtes Tausend Berlin G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1904. 184 Seiten. 8°.
2. Neue Novellen von Ernst von Wildenbruch Zehnte Auflage Berlin G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1902 [enthaltend: Das Wunder S. 201—248]. 248 Seiten. 8°.
3. Semiramis Eine Erzählung von Ernst von Wildenbruch Achtes Tausend Berlin G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1904.
4. Das schwarze Holz Roman von Ernst von Wildenbruch Fünfzehntes Tausend Berlin G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1908 [Grote'sche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller Vierundachtzigster Band.] 357 Seiten. 8°.

Handschriften*).

1. Unter der Geißel.

Erste Niederschrift 122 Seiten: 31 Foliobogen gelben Konzeptpapiers, blau beziffert 1—31, die beiden letzten Seiten unbeschrieben. Über dem Text auf der ersten Seite „Unter der Geißel" Eine Erzählung [mit Bleistift:] von Ernst von Wildenbruch. Blei- und Blaustiftkorrekturen. Eine Anzahl infolge von Verlesung in die ersten Drucke eingeschlichener Fehler konnte ausgemerzt werden.

2. Das Wunder.

Erste Niederschrift 43 Seiten: 43 einseitig beschriebene gelbe Folioblätter, blau beziffert 1—43. Über dem Text auf

*) Alle Handschriften dieses Bandes, die auch ausnahmslos als unmittelbare Druckvorlagen gedient haben, befinden sich im Nachlaß.

der ersten Seite: Das Wunder Eine Erzählung von Ernst von Wildenbruch. Verhältnismäßig wenig Korrekturen. Einige aus Verlesung der Handschrift hervorgegangene Fehler der bisherigen Drucke wurden beseitigt.

3. Semiramis.

Erste Niederschrift 193 Seiten: 193 *) einseitig beschriebene gelbe Folioblätter, blau beziffert 1—193. Über dem Text auf der ersten Seite Semiramis Eine Erzählung [mit Bleistift:] von Ernst von Wildenbruch**).

Mit sehr vielen Blau- und Bleistiftkorrekturen. Die Zahl der durch Verlesung der Hs in die bisherigen Drucke eingeschlichenen und in unserem Text verbesserten Druckfehler ist verhältnismäßig klein.

4. Das schwarze Holz.

Erste Niederschrift 335 Seiten: 335 einseitig beschriebene gelbe Folioblätter, mit Bleistift beziffert 1—335. Über dem Text auf der ersten Seite: Das schwarze Holz Roman von Ernst von Wildenbruch. Korrekturen und Streichungen mit Blei- und Blaustift im Anfang spärlich, später — Berlin — zahlreicher. Manche Lesarten der Hs sind offenbar erst im Satz gestrichen oder geändert. Nur durch zweifellose Verlesungen in die bisherigen Drucke eingeschlichene Fehler sind nach der Hs in dem Text der Ausgabe beseitigt.

---

*) Blatt 137 fehlt, scheint schon in der Druckerei als fehlend reklamiert zu sein, nach einem Blaustiftvermerk auf der ersten Seite: „S. 137 fehlt. 24/12“.

**) Neben dem Titel Anweisung für den Korrekturengang von der Hand Julius Rodenbergs.

189125

LG
W.6726

Author Wildenbruch, Ernst von

Title Gesammelte Werke, vol.4.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU